

John Dos Passos

Wilson's
verlorener
Friede

Wie Amerika in den
Krieg gedrängt wurde
bei Hans Zentsch

JOHN DOS PASSOS

WILSONS
VERLORENER
FRIEDE

Wie Amerika in den Krieg gedrängt wurde

HANS DEUTSCH VERLAG

Wien - Stuttgart - Basel

Autorisierte Übersetzung von G. Friedmann
Schutzumschlag von Herbert Schiefer
Titel des amerikanischen Originals: „Mr. Wilsons War“
(Verlag Doubleday New York)

© Hans Deutsch Verlag, Ges. m. b. H., Wien 1964
Alle Rechte einer Verwendung der deutschen Übersetzung,
insbesondere auch die Verwertungsrechte
für Film, Funk, Fernsehen und Nachdruck,
sind nur vom Verlag Hans Deutsch erhältlich
Druck: Druck- und Verlagsanstalt Forum Verlag Ges. m. b. H., Wien

ERSTER TEIL

Die Suche nach Frieden

Blicken Sie auf eine Republik, deren Bevölkerungsziffer, Reichtum, Macht und Einfluß wächst, die sich der Lösung der Probleme der Zivilisation widmet und das Zustandekommen einer weltumspannenden Brüderlichkeit beschleunigt — eine Republik, die durch ihr stummes Vorbild Throne errichtet und Vorherrschaften stürzt und jenen Licht bringt, die im Dunkeln sitzen. Blicken Sie auf eine Republik, die langsam, aber sicher zum höchsten moralischen Faktor aller Debatten wird.

William Jennings Bryan,

in Canton, Ohio, am 16. Oktober 1900

I. KAPITEL

T. R. und das junge Jahrhundert

An einem heißen, staubigen Nachmittag in der ersten Septemberwoche 1901 traf Präsident William McKinley in Begleitung seiner Frau und seiner beiden Nichten zu einem offiziellen Besuch der Pan-Amerika-Ausstellung in Buffalo ein. Unter schrillenden Pfeifen, Glockengeläute und dem Donnern von einundzwanzig Salutschüssen fuhr der Präsident und Mrs. McKinley langsam in einem von vier wohl aufeinander abgestimmten fuchsroten Pferden gezogenen Wagen durch das Ausstellungsgelände.

Der nächste Tag war zum Tag des Präsidenten bestimmt worden. Von einer Tribüne, die im bunten Fahنشmuck aller amerikanischen Republiken prangte, sprach Mr. McKinley zu einer Menschenmenge, von der die Zeitungen schrieben, sie sei „zum Ersticken dicht gedrängt“ gewesen.

Mr. McKinley war ein gut aussehender Mann mit hoher, breiter Stirn, Römernase und forschenden grauen Augen. Unter der schwarzen Krawatte schimmerte eine weiße Pikeeweste zwischen den Aufschlägen seines langen dunklen Gehrockes hervor. Als er auf die begeisterten Gesichter seiner Zuhörer hinablickte, den Klang der Hochrufe und des Applauses noch im Ohr, wurde er von einer Zuversicht für sein Schicksal und das seines Landes erfüllt, die möglicherweise an Selbstzufriedenheit grenzte.

Mit Hilfe seines Freundes Mark Hanna und der Politik des „vollen Kochtopfes“ war er mit einer Mehrheit von über einer Million Stimmen gegen William Jennings Bryan wiedergewählt worden, den Kandidaten der Populists und Free Silver Democrats. (Die Populists waren eine 1891 gegründete Partei, die für einen erhöhten Währungsurlaub, freies Präge-recht für Silbermünzen, Verstaatlichung der Bahnen, für Einkommensteuer und Beschränkung des Gutsbesitzes eintrat. Die Demokraten, die das Motto „Free Silver“ verfochten, strebten damit das Recht für jeden an, unter Einhaltung eines fixen Kurses zum Gold Silbermünzen prägen zu lassen. *Anmerkung des Übersetzters.*)

Ein neues Jahrhundert war angebrochen. Der Spanisch-Amerikanische Krieg war siegreich beendet. Mit ihrer Expansion nach dem Westen, die Hawaii und die Philippinen einschloß, und nach dem Süden, wo sie in Kuba und Puerto Rico dominierten, hatten die Vereinigten Staaten ihren Platz unter den Großmächten der Welt eingenommen. Nach viereinhalb Jahren seiner Präsidentschaft blühte die Nation in nie vorher erlebtem Wohlstand.

„Dieser Teil der Erde“, sagte Mr. McKinley und erweckte mit seinen Worten das beifällige Echo der lauschenden Menge, „hat keinen Grund, sich für die Rolle, die er im Vormarsch der Zivilisation spielte, zu schämen. Unser Land hat bei weitem nicht alles erreicht. Es hat einfach sein Bestes getan, und ohne jede Eitelkeit oder Angeberei und in voller Anerkennung der Leistungen der anderen fordert es alle Mächte zum freundschaftlichen Wettbewerb um den friedlichen Ausbau von Handel und Wirtschaft auf und bietet allen die Hand im gemeinsamen Streben nach den höchsten und edelsten Zielen der Menschheit...“

Er sprach über den Einfluß der Bahnen, der schnellen Dampfschiffe und der Kabel über den Atlantik, mit denen die Welt verbunden wurde. „Eine Isolierung ist heute weder länger möglich noch wünschenswert. Die gleichen wichtigen Nachrichten werden, wenn auch in verschiedenen Sprachen, in der ganzen christlichen Welt gelesen.“

Er forderte einen Ausbau der Handelsmarine, um die Früchte des amerikanischen Wohlstandes — die er in ihrer Üppigkeit „beinahe schon beängstigend“ fand — in weniger glückbegünstigte Länder zu tragen, und drängte auf innigere Beziehungen zu den lateinamerikanischen Völkern, denen diese Ausstellung gewidmet war. Er verlangte den sofortigen Bau eines Kanals, um den Atlantischen mit dem Pazifischen Ozean zu verbinden und Kabelleitungen bis in den fernen Pazifik. Mit Begeisterung sprach er über den Fortschritt, den die Einigung zwischen den einzelnen Nationen machte. In dieser Verständigung erblickten die Menschen voll Hoffnung die Möglichkeit, ein für allemal alle Kriegeursachen auszuschalten. „Gott und die Menschen haben die Nationen verbunden. Kein Volk kann länger einem anderen teilnahmslos gegenüberstehen. Und je mehr wir den Kontakt zueinander vertiefen, desto seltener werden Mißverständnisse auftauchen und desto stärker wird der Wunsch, dennoch auftretende Unstimmigkeiten vor einem Schiedsgericht, dem würdigsten Forum für internationale Streitfragen, beizulegen.“

Nach der Rede durchbrach die jubelnde Menge die Absperrseile und umringte das Podium. Lächelnd und gebieterisch trat Mr. McKinley vor und schüttelte über hundert Hände.

McKinley war ein populärer Präsident. Der begeisterte Empfang, der ihm überall bereitet wurde, wo er den kleinen Mann unmittelbar ansprach,

strafte Bryans Anklage Lügen, der in seinen Reden die Partei der Republikaner als die Partei der Trusts und Unterdrücker der Arbeiter und Farmer anprangerte, genau wie McKinleys Beliebtheit den Volksrednern des Labour Day (entspricht unserem 1. Mai. *Anmerkung des Übersetzers*) den Boden entzog, die sich abermals der Schlagzeilen des Wahlkampfes bedient hatten.

Die Aufmärsche des Labour Day, die vielleicht durch die Streiknachricht aus Pittsburgh, wo siebzigtausend Stahlarbeiter ihren vollen Kochtopf anscheinend nicht zufriedenstellend gefunden hatten, angeregt waren, fanden einen Zustrom, der alle Rekorde brach.

In Kansas City hatte William Jennings Bryan unter dem Stichwort „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden“ die Interessen geißelt, die „die Menschheit an ein goldenes Kreuz nageln“ und dem arbeitenden Manne ein ausreichendes Einkommen vorenthielten.

McKinleys eigener Vizepräsident, der junge Oberst Theodore Roosevelt, der die Eröffnungsrede anlässlich der Messe des Staates Minnesota hielt und noch immer von seiner Tapferkeit am San Juan Hill umstrahlt war, hatte unter dem Johlen und Brüllen seiner Rough Riders (Erstes Freiwilliges Kavallerieregiment) im Interesse der Allgemeinheit gefordert, die großen Konzerne „zu beaufsichtigen und zu überprüfen“.

Freitag, der 6. September, war der letzte Tag des Besuches des Präsidenten. Am Morgen reiste Mr. McKinley in einem Privatwagen zu den Niagarafällen. Er wurde von den Ministern der befreundeten Nationen südlich des Rio Grande begleitet. Nach einem ausgezeichneten Mittagessen kehrte die Gesellschaft zum Ausstellungsgelände zurück, wo für vier Uhr im Musikpavillon ein Empfang des Präsidenten in der alten Tradition händeschützelnder Demokratie angesetzt war.

Mr. McKinley trug noch immer seinen langen Gehrock, über seinem Gesicht lag „ein würdevolles, wohlwollendes Lächeln“, wie die Reporter es schilderten. So stand er unter einem Dach aus Blattpflanzen und Palmen am Ende eines Ganges, der so mit purpurrotem Flaggenschmuck ausgeschlagen worden war, daß er die eintretende Menge zwang, einzeln am Präsidenten vorbeizuziehen. Detektive, Beamte der Geheimpolizei, Reporter und Mitglieder des diplomatischen Corps standen in einer Gruppe hinter McKinley. Der Präsident war dabei gesehen worden, wie er sich voll Vorfreude die Hände rieb. Statt einer lästigen Amtspflicht bedeutete es ihm ein Vergnügen, dem Durchschnittsbürger zu begegnen.

Als die Tore geöffnet wurden und die Menschen hereinströmten, dröhnte die Riesenorgel, die in dem Gebäude untergebracht worden war, noch immer unter den Klängen einer Bach-Sonate, die einen Teil des Nachmittagskonzertes bildete.

Die Beamten des Geheimdienstes musterten kritisch jeden Mann, der sich mit ausgestreckten Händen näherte. Der Reporter der Baltimore-Zeitung „Sun“ bemerkte, daß ein ausländisch wirkender Mann, der einen buschigen schwarzen Schnurrbart trug, blutleere Lippen und glasige Augen hatte, ihr Mißtrauen erregte. Sie waren so in seine Beobachtung vertieft, daß sie kaum einen großen, jungenhaft wirkenden Burschen mit glattem Gesicht bemerkten, der den Arm in der Schlinge trug. Die Orgelmusik war zu einem mächtigen Crescendo angeschwollen, als Czolgosz dem Präsidenten die linke Hand reichte und gleichzeitig eine Pistole aus dem Verband seiner Rechten auf ihn anlegte und ihn in den Unterleib schoß.

Mr. McKinley wurde zu der Bank hinter der Fahndekoration gebracht. Die Wachen warfen sich auf Czolgosz, der nur mit Mühe vor dem Gelyndtwerden bewahrt werden konnte. Es hieß, er hätte gesagt, er sei Anarchist und hätte seine Pflicht getan. Er stammte aus armer, aber achtbarer Familie in Detroit. Angeblich hatten ihm die Theorien einer jungen russischen Jüdin namens Emma Goldman den Kopf verdreht, die in Chicago die Arbeiter dazu aufstachelte, durch Anarchie den Sieg des Rechtes und der Gerechtigkeit herbeizuführen.

Der Präsident wurde in ein Spital gebracht und dann in das Haus von Freunden überführt, wo er sich angeblich in guter Verfassung befand.

Die Polizei von Chicago verhaftete Emma Goldman, doch der Richter mußte sie mangels Beweisen freilassen. Leitartikel forderten die Ausweisung ausländischer Anarchisten.

Senator Mark Hanna, der als erster, entsetzt und ungläubig, die Nachricht von dem Attentat im Union Club in Cleveland erhielt, eilte an das Krankenbett des Präsidenten. Ihm folgten verschiedene Kabinettsmitglieder und Vizepräsident Roosevelt. Die ersten Meldungen der Ärzte waren so beruhigend, daß Oberst Roosevelt beschloß, mit seiner Frau und den Kindern einige Tage in den Adirondacks Ferien zu machen, ehe er nach Oyster Bay und zur Politik zurückkehrte.

Im Tahawus Club, oberhalb des Keene-Tales im Ursprungsgebiet des Ausable Rivers, traf er mit seiner Frau und den Kindern zusammen. Als ein Bote mit der Nachricht eintraf, daß der Zustand Präsident McKinleys sich plötzlich verschlechtert hätte, befand sich der Vizepräsident auf einer Bergtour. Ein Führer, der ihm nachgeschickt wurde, traf ihn gegen Einbruch der Dämmerung auf dem Abstieg vom Mount Tahawus. Er fuhr die ganze Nacht mit einem Pferdewagen durch und erreichte die Bahn in North Creek, wo ihn sein Sekretär mit einem Sonderzug erwartete, um ihn auf schnellstem Wege nach Buffalo zu befördern.

Als er gegen Mittag in Buffalo eintraf, war Mr. McKinley bereits tot, und Roosevelt wurde sofort als Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt.

Theodore Roosevelt war der jüngste Präsident, den Amerika jemals hatte. Als er in das Regierungsgebäude einzog, das er lieber Weißes Haus nannte, brachte er das laute, ungehemmte Familienleben von Sagamore Hill mit sich, wo sich Politik, Boxsport und eine Leidenschaft für wilde Tiere und wildes Land mit säbelrasselnder Begeisterung und aufrichtiger Liebe für Geschichte und eine gewisse Art der Literatur vermengten. Seit Jefferson, der T. R. von Herzen zuwider war, hatte kein amerikanischer Präsident derart vielseitige Interessen besessen oder sich so völlig für den Regierungssitz geboren gezeigt.

Er war ein Nachkomme sechs Generationen berühmter New Yorker. Seine Mutter, eine Dame von einem der großen Plantagenbesitze in Georgia, hatte ihm die unter den besiegten Töchtern der Südstaatler so weit verbreitete Ansicht eingepflegt, daß, falls die menschliche Rasse eine Aristokratie hervorgebracht habe, sie dazu gehörten. Dieses eingesessene Vorurteil gewährte ihm völlige gesellschaftliche Souveränität und erlaubte ihm, sich ebenso mit King Edward oder dem Kaiser wie den Parteihängern aus Manhattan, den Viehtreibern seiner Ranch oder seinen Boxgegnern aus dem Sportklub auf der Basis des höflichen Gedankenaustauschs zwischen Gleichgestellten zu unterhalten. Die Grundlage seiner hohen Anziehungskraft war ein überströmendes Verwandtschaftsgefühl für sämtliche menschlichen Typen. Ein Mann, der imstande war, gleichzeitig mit Sir Cecil Spring Rice und John L. Sullivan befreundet zu sein, konnte mit Recht von sich behaupten, daß ihm nichts Menschliches fremd sei.

In seiner Autobiographie beschrieb er sich als einen „ziemlich kränklichen, ziemlich schüchternen kleinen Jungen, der eine Vorliebe für planloses Lesen und Naturgeschichte hegte und sich in keiner Sportart auszeichnete“. Als Kind hatte er sehr unter Asthma zu leiden. Schon sehr früh übte die Tierwelt einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus. Er pflegte zu sagen, daß er der romantischen Abenteuerluft, die ihm von einem ausgestopften Seehund entgegenschlug, seine Liebhaberei des Tierpräparierens und der Zoologie verdanke.

Seine Eltern waren wegen seiner Nervosität und seiner Schüchternheit besorgt, aber als ihn andere Kinder verprügelten, begann er, mit Hanteln und Turnübungen seine Muskeln zu trainieren. Sein Vater ließ ihm Unterricht im Boxen und Ringen erteilen.

Als er älter wurde, entwickelte er eine eiserne Energie. Überkompensation gemischt mit Rache. Trotz schwerer Kurzsichtigkeit wurde er ein guter Schütze. Er gewöhnte sich an ausgedehnte Wanderungen und Kletterpartien und saß gut im Sattel.

Obwohl er die frische Luft liebte, hatte er einen Hang zur Stubengelehrsamkeit. Sein Stil war flüssig und bildhaft. Während seines Studiums in Harvard begann er — vermutlich unter dem Einfluß der Brüder seiner Mutter, die beide Offiziere auf dem Blockadebrecher „Alabama“ gewesen waren — eine sehr in technische Einzelheiten gehende Geschichte der amerikanischen Marine während des Krieges von 1812 zu schreiben.

Im Herbst nach der Beendigung des College heiratete er ein Mädchen von Chestnut Hill namens Alice Lee, in das er sich auf einem ländlichen Spaziergang heftig verliebt hatte. Das Paar ließ sich im Hause seiner Mutter in New York nieder, damit T. R. an der Columbia-Universität Rechtswissenschaft studieren konnte, aber die bunt zusammengewürfelten Typen, die er im dortigen Klub der Republikaner kennenlernte, interessierten ihn stärker. Er nahm die Sprengelpolitik genauso auf wie seinerzeit den Boxsport: um zu beweisen, daß er auch auf diesem Gebiet seinen Mann stellte.

Mit dreiundzwanzig Jahren, als Vertreter der „besseren Schicht“, wurde er in die gesetzgebende Versammlung des einundzwanzigsten Unterhausbezirkes gewählt, der Diamond Back District genannt wurde und eines der zuverlässig republikanischen Viertel New Yorks war. Trotz der Erschwerenisse seines näselnden Harvardtones, des dunkelbraunen Backenbarts und eines Kneifers, der an einem langen schwarzen Band baumelte, machte er auf die Mitglieder des Bezirkes einen so nachhaltigen Eindruck, daß man von ihm bald als von einem möglichen Minderheitenführer sprach. Er stand im Begriff, sich durch die Aufdeckung einer üblen Börsenspekulation in Verbindung mit der Finanzierung einer der neu errichteten Eisenbahnen einen Namen zu machen, als ihn ein schwerer Schicksalsschlag traf.

Als er an einem winterlichen Wochenende fröhlich von Albany nach Hause eilte, um sein erstes Kind zu begrüßen, lag seine Alice im Sterben, und seine Mutter kämpfte mit einem schweren Typhusanfall. „Auf diesem Haus liegt ein Fluch“, schluchzte sein Bruder Elliot. „... sie wuchs wie eine Blume heran und starb als schöne junge Blüte... als sie eben erst Mutter geworden war, als ihr Leben zu beginnen schien und die Jahre sich so strahlend vor ihr auszubreiten versprochen“, schrieb Theodore in einer Gedenkschrift, die die Runde durch die Familie machte. „Das Licht wich für immer aus meinem Leben.“

T. R. war nicht der Mann, sich vom Kummer brechen zu lassen. Spring Rice beschrieb seinen Freund Theodore einmal als „reine Tatkraft“. Nachdem er seine Pflichten im gesetzgebenden Ausschuß, so gut er konnte, erfüllt hatte, machte er sich auf den Weg nach dem Wilden Westen. Sein Vater hatte ihm ein bescheidenes Einkommen hinterlassen. Er selbst beschrieb

seine Vermögensverhältnisse mit den Worten: „Ich habe das Brot und die Butter, aber die Marmelade muß ich mir erst verdienen.“ Sein erster Schritt, um Geld zu bekommen, war eine Investition in einer Ranch in Dakota. Seine Verlassenheit bewog ihn, sich persönlich der Aufgaben eines Viehzüchters anzunehmen.

Er unterbrach seine Reise in Chicago, um der Tagung der Republikaner beizuwohnen. Die Nominierung James G. Blaines, den er für wenig anständig hielt und der gegen Grover Cleveland aufgestellt worden war, erboste ihn zutiefst. Als er gefragt wurde, ob er sich nun ganz der Landwirtschaft widmen wolle, sagte er nein, aber sie sei die beste Art, einer politischen Werbung für Blaine auszuweichen.

T. R. beabsichtigte nicht, in der Wildnis des Westens unterzutauchen. Sofort erschien ein Bericht in „The Bad Lands Cowboy“, einer vor kurzem gegründeten Zeitung der ebenso jungen Stadt und Bahnstation Medora: „Theodore Roosevelt, der junge Reformer aus New York, stattete uns in voller Cowboyaufmachung am Montag einen sehr erfreulichen Besuch ab.“

T. R. entdeckte sein Herz für die Viehhirten und diese für ihn. Sie taufte ihn zärtlich „Vierauge“. Er trank nicht und rauchte nicht, war nicht imstande, seinen gezierten Harvardton abzuschütteln und sein kräftigster Fluch lautete „Zum Kuckuck!“ Aber seine Energie, sein Unternehmungsgeist und seine Begabung zur Menschenführung gewannen ihm die verblüffte Bewunderung des gesamten Landstriches.

Er wurde zum stellvertretenden Sheriff ernannt, half bei der Ergreifung einiger Pferdediebe mit und wurde ersucht, für den Kongreß zu kandidieren. Er verlor den letzten Cent der sechzigtausend Dollar, die er in die Viehzucht gesteckt hatte, aber er schrieb ein erfolgreiches Buch über seine Erfahrungen, das er „Hunting Trips of a Ranchman“ nannte. Das Titelbild zeigte Theodore Roosevelt im Sombrero, perlbesticktem Wildlederhemd und Stiefeln mit Silbersporen: das Prunkstück seiner Generation.

Wenige Monate später fuhr er nach England, um dort in der St.-Georges-Kirche am Hanover Square Edith Carow zu heiraten. Cecil Spring Rice, der damals ein lebhafter, junger, frisch aus Oxford gekommener Bursche war, mit dem T. R. auf dem Schiff Freundschaft geschlossen hatte, war sein Beistand. Theodore und Edith hatten schon im Gramercy Park miteinander gespielt, als sie noch ein kleines Mädchen und er ein kleiner Junge gewesen war. Vermutlich ist sie ein mütterliches kleines Ding gewesen. Das ganze Leben lang war es Mrs. Roosevelt, die bei Theodore genau wie bei ihren anderen Kindern nach dem rechten sehen mußte, aufpaßte, daß er regelmäßig seine Mahlzeiten erhielt, kein Geld zum Fenster hinauswarf und die Kleider wechselte, wenn er tropfnaß von seinen Wanderungen durch den Schnee heimkam.

Nach ihrer Hochzeitsreise, die sie, wie die meisten reichen Amerikaner des 19. Jahrhunderts, in Europa verbrachten, ließ sich das Paar am Sagamore Hill nieder, in dem Haus, das Theodore auf einem Familiengrundstück in Oyster Bay hatte errichten lassen und nun nicht wußte, womit er es bezahlen sollte. Ein tatenloses Leben ödete ihn an. Er vermißte das bewundernde Publikum. Er war ein fleißiger Autor, aber Schreiben allein genügte ihm nicht. Er wandte sich wieder der Politik der Republikaner zu.

Zugleich mit der Wahl Benjamin Harrisons wurde T. R. nach Washington in die neue Civil Service Commission berufen. (Diese Kommission besteht aus drei vom Präsidenten gewählten Mitgliedern, von denen nicht mehr als zwei der gleichen Partei angehören dürfen. Sie bestimmen über die Aufnahme in den öffentlichen Dienst und über die Beförderungen. *Anmerkung des Übersetzers.*) „Ich schoß empor wie eine Rakete“, schrieb T. R. Präsident Harrisons Kommentar über seine Arbeit lautete: „Er wollte allem Übel der Welt zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang ein Ende setzen.“

Als T. R. zwölf Jahre später die Präsidentschaft übernahm, trug er die ungeteilte Begeisterungsfähigkeit des schmutzigen kleinen, blauäugigen Bubben mit dem sandfarbenen Haar, der das Haus mit dem Geruch des Formaldehydes und mit den Bälgen toter Tiere bereichert hatte, nach Washington, ebenso seine jugendliche Freude an Jagd und Kriegführung, Marinetaktik, Geschichte und Literatur. Dazu kamen mit beginnender Reife die Lust des geborenen Führertalentes, die Menge auf den Weg zu drängen, der ihm zusagte, und eine Art unnachgiebiger Weltverbesserungsbestrebungen, die ausschließlich von ihm stammten. Seine Freunde beklagten sich, daß Theodore niemals erwachsen sein würde.

Der neue Nationalismus

Als T. R. am 14. September 1901 im Hause seines Freundes Wilcox in Buffalo den Treueid leistete, hielt man ihn für einen Hurratrioten mit der Gabe, bei der Öffentlichkeit beliebt zu werden; eine politische Verkörperung von Kiplings Theorie der angelsächsischen Überlegenheit. Es war typisch für seine schillernde Persönlichkeit, daß er seinen ersten Skandal dadurch heraufbeschwor, daß er Booker T. Washington in das Weiße Haus einlud. Ebenso typisch, wenn auch für seine weniger einnehmende Seite, war es, daß er die Geschichte mit der Erklärung zu entschärfen suchte, daß der Negerpräsident von Tuskegee nur aus einer augenblicklichen Eingebung zum Mittagessen gebeten worden war.

Wie sehr der Zwischenfall in den anschließenden Wortgefechten auch entstellt wurde, die Tatsache blieb bestehen, daß sich in T. R.s Ehrenkodex kein Platz für gesellschaftliche oder rassische Überheblichkeit fand. Er brauchte sich nicht anzustrengen, damit Juden sich in seiner Gegenwart wohl fühlten. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, einen Mann, der ihm sympathisch war, seiner Hautfarbe wegen nicht einladen zu dürfen. Im Briefwechsel mit seinem treuen Freund und glühenden Anhänger Owen Wister, in dessen Kopf sich sämtliche Snobismen der Harvardtage eingestriet hatten, bewies T. R. größeres Verständnis für die Schwierigkeiten, denen Menschen verschiedener Rassen und Traditionen ausgesetzt waren, ehe sie durch die vorherrschende angelsächsische Elite anerkannt wurden, als jede andere im öffentlichen Leben stehende Person seiner Zeit.

Der Erhaltung amerikanischer Naturschätze und Naturschönheiten galt eines seiner vielen Interessen. Er betrieb den Erlaß der Anti-Trust-Gesetze. Er drängte die Bergwerksbesitzer zu einer Schlichtung ihrer Differenzen mit John Mitchells Vereinigten Bergarbeitern. Für die Bergleute war dies der erste Schritt von der Sklaverei zu den Kohlegesellschaften.

Als er in Widerspruch mit den Wirtschaftskapitänen geriet, die er als „Übeltäter mit gewaltigen Vermögen“ geißelte, übernahm er allmählich manche Theorien der „Herren Bryan, Altgeld, Debs, Coxey und des Restes“, die er während seines Wahlfeldzuges für Präsident McKinley in Bausch und Bogen als Verfechter des freien Münzrechtes angegriffen hatte, weil „ihre geistige und moralische Haltung eine überraschende Ähnlichkeit mit jener der Führer der Französischen Revolution“ aufwies.

Zu Beginn der Wahlreisen für die zweite Sitzungsperiode war es T. R. gelungen, einen Großteil dieser Männer in sein Lager zu ziehen. Das war eine Generation, die Henry George und Bellamys „Looking Backward“ las und dem jungen Debs zuhörte, dem feurigen Sprecher, der den Bahnarbeitern das Wort redete. Die entlegenen Teile des Mittleren Westens wimmelten von Idealisten, die darauf brannten, die Nation entsprechend ihrem Wunschbild von einer vollkommenen Demokratie umzumodeln. Anhänger aller politischen Richtungen wetteiferten miteinander um die Rednertribünen in den unberührten Städten des Mittleren Westens.

Das Jahrhundert war jung. Als die Grenze den Pazifik erreichte, brandete ein Teil der Wogen zurück und befruchtete die gesamte Nation. Die Amerikaner waren bereit, die Erde zu entdecken. Jenseits der Ozeane lagen un- aufgeklärte Länder, in denen das Abenteuer lockte. Die Heiden mußten die Methoden der christlichen Selbstverwaltung erlernen. War erst zu Hause der Zugriff korrupter Politiker und raffsüchtiger Geschäftemacher gelockert, dann war die amerikanische Demokratie imstande, die gesamte Menschheit am Fortschritt teilhaben zu lassen.

Trotz seiner Erziehung als New Yorker Republikaner gelang es T. R. mit seiner Cowboyaufmachung und seinen hurrabrüllenden Begleitern aus dem Rough Rider Regiment als Held der Prärien des Westens zu erscheinen. Er gänzelte die Reformtendenzen der westlichen Bevölkerung, bis sie in sein ureigenstes Programm der Gerechtigkeit und Anständigkeit paßten. Seine Worte waren so überzeugend, daß er selbst ältere und kühl überlegende Männer zu seinen Anhängern machte.

Der unvergleichliche Anführer

Die Demokraten machten Roosevelts Aufgabe leicht. Acht Jahre hindurch war der aufgeschlossene und tatkräftige Flügel der Partei von William Jennings Bryans silberner Zunge gelenkt worden. Bei der Versammlung in St. Louis im Jahre 1904 ergriffen die Anhänger des Goldstandards das Wort und nominierten unter dem wütenden Ächzen des Westens einen ehrbaren, aber politisch unprofilieren New Yorker Richter namens Alton B. Parker an Stelle des unvergleichlichen Anführers als ihren Kandidaten.

Es war Bryans unseliges Geschick, trotz seiner hervorragenden Rednerbegabung zweimal den Pfad freizulegen, auf dem ein anderer zur Präsidentschaft schritt. Bryans Rhetorik feuerte die Begeisterung an, die sich Theodore Roosevelt im Jahre 1904 zunutze machte, und im Jahre 1912 war es Bryans Ruf als Führer der rechtschaffenen Kräfte der Demokratischen Partei, die Woodrow Wilsons Nominierung sicherten.

Bryan war die Rechtschaffenheit in die Wiege gelegt worden. Sein Vater, ein Demokrat im südlichen Illinois, hatte einige Sitzungsperioden lang im Rechtswesen gedient und später eine erfolgreiche Laufbahn als Bezirksrichter eingeschlagen. Er war als „betender Baptist“ bekannt.

Seine Mutter gab, trotz ihrer Ergebenheit vor ihrem Manne, die Methodistenkirche, in der sie erzogen worden war, nicht auf. Bryan erklärte später in seinen Memoiren, wie sehr ihm diese Zweiteilung zustatten gekommen sei: als Junge hätte er seine „Sonntagsschul-Möglichkeiten“ dadurch verdoppelt, daß er beide Kirchen besuchte.

Seine Eltern erzogen ihn streng. Die Knaben drückten sich vor keiner Arbeit. Die jungen Bryans holten sich ihre Bildung aus dem Lesebuch und der Bibel, die bei jeder Gebetsversammlung und in der Sonntagsschule erläutert wurde. William Jennings studierte in Jacksonville, Illinois, Jura, heiratete und zog mit seiner Familie auf der Suche nach einer günstigen Chance nach Nebraska.

Die günstige Gelegenheit war rasch gefunden. Er war ein recht ein-

nehmend aussehender junger Mann mit einer besonders wohlklingenden Stimme. Als eines Tages der Sprecher einer Kundgebung der Demokraten nicht erschien, erbot sich Bryan, für ihn einzuspringen. Seine Rede war derart erfolgreich, daß er seine Frau weckte, als er nach Hause kam, und ihr sagte: „Ich erkannte, daß ich Macht über die Zuhörer besaß. Ich fand, daß ich sie so lenken konnte, wie es mir gefiel . . . Gebe Gott, daß ich diese Begabung weise nütze!“ Dann kniete er neben dem Bett nieder und betete.

Bald wurde er als bester Redner des Staates anerkannt, und wenige Jahre später unterstützten ihn, der selbst Abstinenzler war, die Aktionäre von Lincoln-Likör, weil sie sicher waren, er würde bei seinem Kampf um Aufnahme in den Kongreß gegen die Prohibition stimmen. Die Republikaner verliehen ihm den Spitznamen: „Der deklamierende Junge von der Platte“. Voll Stolz auf diesen Titel traf er in Washington ein, um seinen Bezirk im 52. Kongreß zu vertreten.

Er erregte durch seine eindrucksvolle Rede gegen die hohen Einfuhrzölle, die in Form eines Schutzztarifs den Markt für die inländischen Waren freihalten sollten, sofort Aufsehen. Er machte die „freie und unbegrenzte Silberprägung“ zu seinem persönlichen Programmpunkt, wurde in Nebraska abermals nominiert und kehrte, von der Populists-Partei begeistert unterstützt, in den Kongreß zurück. Die Besitzer von Silberminen ließen es sich angelegen sein, für seinen Wahlfonds zu sorgen.

Eine weitere Rede, die im Parlament starkes Echo erweckte, kostete Grover Cleveland, der Goldstandard und die wirtschaftlichen Grundsätze der Wall-Street-Bankiers vertrat und als Präsident das nominelle Haupt seiner Partei war, beinahe die Führerschaft der Demokraten. Während die Finanzkreise Bryan bitterlich schmähten, vergötterten ihn die westlichen Revolutionäre, als er seine Rede mit der Forderung einer Einkommensteuer für die Reichen untermauerte. Er war ganze sechsunddreißig Jahre alt, als er im Jahre 1896 der Nebraska-Delegation zur Demokratischen Nationalversammlung in Chicago beitrug.

Wenige Tage vorher hatte er als Korrespondent des „Omaha World Herald“ in St. Louis, wo die Republikaner tagten, die Stimmgänger der freien Silberprägung mit dem Schrei „Nimm den Zug nach Chicago!“ aus dem Saal stürzen sehen. Er hatte in den Hallen des Kongreßgebäudes bereits den Schluß seiner Rede ausprobiert, die bald so berühmt sein sollte: „Ich werde nicht mithelfen, die Menschen an ein Kreuz von Gold zu schlagen . . . Ich werde es nicht unterstützen, diese Dornenkrone auf die blutende Stirn der Arbeit zu drücken.“

Seit Monaten hatte er mit anderen zündenden Wendungen experimentiert: bei Versammlungen in seinem Heimatstaat und zu Hause bei seiner Frau. Bryan war ein Redner, der nichts dem Zufall überließ.

Eine Zeitlang war sein Name als der eines Präsidentschaftskandidaten herausgestellt worden. Sein Augenblick war gekommen, als er in einer Versammlung, bei der es noch hitziger zuging als bei der Tagung der Republikaner, diesmal aber durch die antiplutokratischen Fraktionen aufgefordert wurde, das Wort zu ergreifen. Diese Rede war der Höhepunkt seiner Karriere.

Edgar Lee Masters schrieb seine Erinnerungen an die Szene im Colosseum nieder: „Plötzlich sah ich einen Mann von seinem Sitz zwischen den Delegierten aufspringen und mit der Behendigkeit eines kampflustigen Boxers auf die Rednerbühne zueilen. Er war schlank, groß, blaß, hatte pechschwarzes Haar und eine Hakennase . . . Als dieser Mann den Mund aufmachte, schwang seine Stimme über alle zwanzigtausend Anwesenden hinweg. Er lächelte. Wohltuende Mäßigung spiegelte sich auf seinem angenehmen Gesicht . . .“

Männer und Frauen, die an diesem Tag im Saal anwesend waren, wurden nicht müde, allen, die es hören wollten, von der zwingenden Eindringlichkeit der „Kreuz-von-Gold-Rede“ zu berichten. Der nächste Schritt war Bryans Nominierung als Präsident. Zu den Klängen von Sousas „El Capitan“-Marsch überrollte seine Rede das ganze Land. Mark Hanna und die Wall-Street-Interessenten mußten tief in den Säckel greifen, um McKinleys Wahl durchzudrücken.

Bryan, der selbst nach seiner Niederlage einer der großen Männer seines Landes blieb und außerdem seiner Würde als Präsidentschaftskandidat gerecht werden mußte, sah sich nun gezwungen, eine angemessene Verdienstmöglichkeit zu finden. Die Eintönigkeit einer juristischen Laufbahn sagte ihm nicht zu. Gemeinsam mit seiner Frau gab er das Buch „Die erste Schlacht“ heraus und verdiente daran genug, um die Schulden der Wahlkampagne abzudecken. Um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können, übernahm er eine Vorlesungsreihe im Gebiet von Chautauqua.

Nach Nebraska übersiedelt, traten die Bryans der Presbyterianerkirche bei, und Bryan wurde rasch zum Kirchenältesten. Seine Reden hatten den Klang von Laienpredigten. Am liebsten las er die Bibel. Er bemühte sich, ein christliches Leben zu führen.

Als überzeugter Christ verabscheute er zwar den Krieg, als eifriger Demokrat jedoch reizten ihn die Unabhängigkeitsbestrebungen Kubas, die den amerikanischen Expansionisten die Gelegenheit boten, ihre jugendlichen Kräfte in einer Kriegserklärung gegen das altersschwache Reich der spanischen Bourbonen zu erproben.

„Der Weltfrieden ist erst dann möglich, wenn auf dem gesamten Erdball Gerechtigkeit herrscht“, erklärte Bryan auf der Trans-Mississippi-

Weltausstellung in Omaha vor einer jubelnden Menschenmenge. „Solange der Unterdrücker der Stimme der Vernunft taube Ohren entgegenhält, so lange muß jeder Bürger seine Schulter an die Muskete und seine Hand an den Säbel gewöhnen.“

Der „beredete junge Mann“ stellte sich der Miliz bescheiden als gemeiner Soldat zur Verfügung. Darauf beauftragte ihn der Gouverneur von Nebraska, ein Regiment aufzustellen, und nach einem Sommer, in dem seine Truppe in einem Sumpf von Florida gegen Fieber und Moskitos angekämpft hatte, ging er aus dem sechs Wochen währenden Krieg als Oberst Bryan hervor.

Solange er in Uniform steckte, hatte er schwer unter dem „Armeebeißkorb“ gelitten. Diese Erfahrung vertiefte sein angeborenes Mißtrauen gegen militärische Lösungen und ließ ihn mehr denn je zum Gegner des Imperialismus werden, der die Jugend beider Parteien von dem Ziel der Reformen ablenkte, zuallererst das eigene Haus in Ordnung zu bringen.

In der Kongreßdebatte über die Verteilung des spanischen Überseereiches schlug Bryans Anti-Imperialismus eine Richtung ein, die seinen Freunden und Feinden gleichermaßen schwer verständlich war. Die Ratifizierung des Vertrages, der den Vereinigten Staaten die Oberherrschaft über die Philippinen einräumte, stieß im Senat auf heftigsten Widerstand. Trotz des Einspruches überzeugter Pazifisten wie Andrew Carnegie und David Starr Jordan gelang es Bryans Einfluß auf die demokratischen Senatoren, der „Gerechtigkeit“ auf jenen fernen Inseln dadurch in den Sattel zu helfen, daß er die Inseln unter amerikanische Herrschaft brachte. Seine Anhänger verloren mit einer Minderheit von einer einzigen Stimme die Annahme des von ihm so verzweifelt verfochtenen berichtigenden Zusatzantrages, der den Filipinos spätere Unabhängigkeit sichern wollte.

Der unvergleichliche Anführer büßte durch dieses Dilemma an Stärke ein. Die Erklärung, daß die Ratifizierung des Vertrages dem demokratischen Widerstand gegen überseeische Expansion beim nächsten Wahlkampf ein gutes Argument in die Hand spielen würde, war nie recht stichhältig. Sein Verlust eines Großteiles der anti-imperialistischen Stimmen hing mit seiner Niederlage gegen McKinley im Jahre 1900 zusammen.

Nach seiner Niederlage und dem tränenumflorten Rückzug von der Präsidentschaftspolitik machte Bryan seinen Wankelmut dadurch wett, daß er sich mit verdoppeltem Eifer seinen Friedensbestrebungen widmete. Während des Wahlkampfes hatte er von Amerika das Bild eines Schiedsrichters über alle Streitfragen der Welt entworfen.

Der Gutsherr von Skibo

Bryan stand mit seinen Hoffnungen nicht allein. Mit der Friedenssicherung durch schiedsgerichtliche Beilegung hatte sich auch die letzte Rede McKinleys befaßt. Verantwortungsbewußte Männer der ganzen Welt erhofften von dem neuen Jahrhundert die Befreiung von der ewigen Geißel des Krieges.

Andrew Carnegie, den viele treue Bryan-Anhänger als den plutokratischen Bösewicht des Industriekrieges rund um Pittsburgh hemmungslos angegriffen hatten, stellte sein riesiges Vermögen und seine beachtliche publizistische Begabung in den Dienst der Verständigung zwischen den Nationen.

Carnegie hatte sehr früh die Ansicht vertreten, daß ein Geschäftsmann die erste Hälfte seines Lebens damit zubringen solle, Geld zu verdienen, und die zweite, den erworbenen Reichtum „zum Wohle der Menschheit“ zu verteilen. Er nahm sich selbst beim Wort. Nachdem er seine Anteile an der Eisen-, Stahl- und Kohlenindustrie an die US-Stahl für die angebliche Summe von zweihundertfünfzig Millionen Dollar in fünfprozentigen Goldpfandbriefen verkauft hatte, verbrachte der Herr von Schloß Skibo seine Zeit damit, den amtierenden Persönlichkeiten ermahnende Briefe zu schreiben und diesen Episteln die notwendigen Schecks beizulegen, um die gute Sache zu fördern.

Carnegie war die Personifizierung des märchenhaften Kapitalismus des 19. Jahrhunderts. Er stammte aus einer gebildeten schottischen Handwerkerfamilie. In seiner Jugend litt er unter bitterster Armut, da sein Vater, der Handweber war, durch die Fabriken arbeitslos wurde. Amerika war die Rettung. Der struwelköpfige Knirps, der bereits ein begeisterter Bücherwurm war, kam im Jahre 1848 mit seiner Familie auf dem alten Walfischfänger „Wiscasset“ in New York an.

In der Tuchfabrik von Allegheny begann er als Arbeiter an der Klöppelmaschine, wurde Bote beim Telegraphenamt, später Telegraphist und schließlich der Privatsekretär eines Bahngewaltigen, der während des Bürgerkrieges die zweite Hand des Kriegsministers und für das Transportwesen verantwortlich war. Als Scott sich von den Bahnen zurückzog, übernahm Carnegie seine Stellung. Der Fortschritt war sein Element. Als Verwalter des Pittsburgher Abschnittes der Pennsylvania Eisenbahn führte er die ersten Pullmanwagen ein. In jungen Jahren wandte er sich bereits der Stahlindustrie zu und importierte das Bessemerverfahren. Er gründete einige der ersten Ölförderanlagen und wurde steinreich.

Seine erste Schenkung war ein öffentliches Bad für die uralte Hauptstadt Schottlands, Dunfermline, wo er zur Welt gekommen und zur Schule gegangen war. Er stiftete Leihbüchereien, kaufte eine Reihe von Zeitungen,

um die Engländer mit den republikanischen Ideen vertraut zu machen, und heuerte eine große Schar gutbezahlter Mittelsmänner an, deren Aufgabe es war, immer und überall schlichtend einzugreifen und den Frieden zu propagieren.

Der Friedensprinz

Die gütliche Beilegung lag seit einem Jahrzehnt in der Luft. Die englische und die amerikanische Regierung hatten eine Grenzdebatte zwischen Columbia und Venezuela erfolgreich geschlichtet, die einst gedroht hatte, zu einem casus belli zu werden. Es waren langatmige Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen über einen ständigen Vergleich gefolgt. Dieser Vertrag gelangte jedoch in der Frühlingsitzung des Senates von 1897 trotz dringender Aufrufe seitens des scheidenden Präsidenten Cleveland und des amtsantretenden Präsidenten McKinley nicht zur Ratifizierung. Der kurze Krieg mit Spanien — wohl einer der überflüssigsten, die jemals stattgefunden haben — bewies, wie bitter nötig die Tätigkeit jener war, die für den Frieden eintraten.

Im Jahre 1899 erfuhren diese Friedensapostel einen starken Auftrieb durch den Vorschlag des Zaren Nikolaus an die Großmächte, in einer Konferenz in Den Haag ein Abkommen über Aufrüstungsbeschränkung zu treffen und jene Völker, die in einen Krieg verwickelt waren, zu humaner Kriegsführung zu veranlassen. Das Ergebnis dieser Tagung waren einige Kampfbestimmungen, die öfters gebrochen als befolgt wurden, und das Haager Tribunal. Durch eine Stiftung Carnegies wurde das Tribunal in einem hübschen Palast in der holländischen Hauptstadt untergebracht.

Bryan, der sich wie der schmollende Achilles vom Kampfplatz zurückgezogen hatte, sorgte durch die Herausgabe einer Wochenzeitung dafür, daß die Öffentlichkeit seinen Namen und seine Warnungen nicht vergaß. Die Zeitung erschien in Lincoln, wo er wohnte, und hatte „den Zweck, den kleinen Mann in der Wahrung seiner Rechte, der Förderung seiner Interessen und der Verwirklichung seiner Wünsche“ zu unterstützen. Er nannte das Blatt „The Commoner“ (was frei übersetzt ungefähr unserem Begriff des unprivilegierten Durchschnittsbürgers entspricht). Die Zeitung erzielte sofort eine hohe Auflageziffer.

Durch seine Zeitung und seine ständigen Vortragsreisen blieb er mit den Zielen und Anliegen des amerikanischen Volkes in enger Fühlung. Aus dem Echo seiner Zuhörerschaft folgerte er, daß gleich nach dem Wunsche nach einer gerechten Wirtschaftsführung ihre Sehnsucht nach internationalem Frieden stand.

Der unvergleichliche Anführer verfügte nun über ein gesichertes Ein-

kommen. Die Bryans bauten auf einem Hügel, der dem Kongreßgebäude zugewandt war, ein Haus, das sie „Fairview“ nannten. Mrs. Bryan wollte ihren Horizont durch Reiseeindrücke erweitern. Nach zwei kurzen Abstechern nach Mexiko und Havanna traf Bryan ein Abkommen, für Hearst eine Artikelreihe zu verfassen, mit der eine neunwöchige Europatour gedeckt war.

Die Bryans, die über fremde Länder so wenig wußten wie jene Mark Twainschen Figuren aus „Innocents Abroad“ besuchten England, Frankreich, Deutschland, Italien und sogar Rußland. Überall wurde er als bedeutender Amerikaner empfangen. Der Papst gewährte ihm eine Audienz, und er durfte Zar Nikolaus persönlich zur Gründung des internationalen Schiedsgerichtes in Den Haag beglückwünschen.

Der Höhepunkt seiner Reise war der Besuch bei Tolstoj auf Jasnaja Poljana. Der ehrwürdige alte russische Edelmann im Bauernkittel predigte die Gewaltlosigkeit und die Macht der Liebe. Obwohl Bryan die christliche Lehre sehr wörtlich befolgte, schien er den Lehrsatz „dem reiche die andere Wange“ nur mit einer Prise Bitterkeit geschluckt zu haben.

Bald darauf schrieb Tolstoj: „Vor kurzem las ich, daß meine Anerkennung des Prinzipes der Gewaltlosigkeit ein trauriger und zum Teil lächerlicher Irrtum sei, den man in Anbetracht meines Alters und meiner Verdienste mit wohlwollendem Schweigen hinnimmt. Auf eben diese Haltung stieß ich in meinem Gespräch mit dem erstaunlich klugen und fortschrittlichen Amerikaner Bryan.“ Tolstoj hatte bei seinem Besucher mehr Vernunft als Christentum entdeckt. „Bryan spricht sehr viel“, fügte er hinzu.

Bryan betrachtete die Unterhaltung mit Tolstoj als eines der Glanzlichter seines Lebens. Seine Begeisterung für die Gewaltlosigkeit steigerte sich, je öfter er darüber sprach. „Ich bin überzeugt“, schrieb er in „The Commoner“ über den Dichter von „Krieg und Frieden“, „daß ungeachtet seines ausgeprägten Intellektes die unbändige Kraft mehr seinem Herzen als seinem Kopf entspringt. Die Liebe ist das Leitmotiv in Graf Tolstoj's Weltanschauung. Sie ist sein Schild und sein Schwert. Er ist ein wahrhaft religiöser Mann.“

Anläßlich eines späteren Vortrages über den Frieden durch schiedsgerichtliche Beilegung versuchte er, Tolstoj seinen Zuhörern begrifflich zu machen und ihn als Beispiel zu benützen. „Dort steht er und erklärt der Welt, daß er die Liebe für einen wirksameren Schutz hält als die Gewalt; daß in seinen Augen der Mensch weniger Schaden nimmt, der sich weigert, Gewalt anzuwenden, als jener, der sie ausübt. Und was ist das Ergebnis? Er ist der einzige Mann Rußlands, an den der Zar samt seiner ganzen Armee nicht wagt, Hand anzulegen. Ich glaube, daß unsere Nation heute vor die Welt hintreten und verkünden darf, daß sie nicht an den Wert des

Krieges glaubt, daß sie keinen Streit führt, den sie nicht willig dem Richterpruch der Welt unterbreiten würde. Wenn wir das tun, wird unsere Nation nicht nur von keinem anderen Volk der Welt angegriffen, sondern sie würde zur höchsten Instanz der Welt werden.“

Nachdem er Richter Parker in seinem Wahlkampf des Jahres 1904 widerwillig unterstützt hatte, verwendete Bryan seine Tolstojschen Überzeugungen, um den Rough Rider von Sagamore Hill in die Zange zu nehmen. „Dies ist eine Verherrlichung der Doktrin brutaler Gewalt“, sagte er von T. R.s neuem Nationalismus. „Sie verdunkelt die Hoffnungen unseres Volkes und ist ein Rückfall in das Zeitalter der Gewaltsamkeit. Mehr als das, sie ist nicht weniger als eine Herausforderung der gesamten christlichen Zivilisation.“

In den folgenden Jahren bildeten der Friede und die soziale Gerechtigkeit die Hauptthemen der Zeitung „The Commoner“. Der Friede war der Vorwurf, den die Silberzunge in die wohlklingenden Reden einwebte, die Farmern und deren Angehörigen lieblich ans Ohr schlugen, wenn sie auf den harten Sesseln der fliegenden Rednerzelte saßen, der Friede, der die kleinen Geschäftsleute, die Lehrer und die arbeitende Bevölkerung ansprach, die sich in den überfüllten Sälen des Mittleren Westens drängten. Durch die Wechselfälle der Innenpolitik um die Präsidentschaft gebracht, setzte der unvergleichliche Anführer seinen Ehrgeiz darein, zum Friedensprinzen der Welt zu werden.

Der große Knüppel

Für Theodore Roosevelt war es ein Leichtes, die Wahl des Jahres 1904 zu gewinnen. Er betrachtete seinen Sieg als eine vom amerikanischen Volke auferlegte Verpflichtung, in der Rolle fortzufahren, die er mit so großem Eifer gespielt hatte. Die Vereinigten Staaten wurden eine zu enge Bühne. Genau wie McKinley war er der Meinung, „daß kein Volk einem anderen länger teilnahmslos gegenüberstehen könne“. Er war der erste Präsident der Vereinigten Staaten, der den Einfluß seiner Person auf das internationale Geschehen geltend machte.

Obwohl er ein Bewunderer Admiral Mahans war und sich für eine mächtige Marine begeisterte und sich beinahe so gern wie der Kaiser in Uniform zeigte und vom „Kampfgeist“ sprach, nützte T. R. seine Stellung als Präsident ziemlich erfolgreich zugunsten des Weltfriedens. In seinem Außenminister fand er dabei einen befähigten Mitarbeiter.

Der zänkische und launenhafte alte John Hay, der als Privatsekretär Abraham Lincolns seine Laufbahn im öffentlichen Dienst begann, hatte ein Leben lang unter verschiedenen Regierungen mit größtem Fingerspit-

zengefühl und auf eine in Amerika höchst ungewohnte Art seinem Lande gedient. Obwohl einer jener Amerikaner, der stark unter der Ausstrahlung Europas seiner Generation stand, vergaß er genau so wenig wie Mark Twain, daß er in einer Stadt am Mississippi herangewachsen war. Er schrieb anmutige Gedichte. Die von Ehrfurcht getragene Biographie Lincolns, an der er und Nicolay jahrelang gemeinsam gearbeitet hatten, trug viel dazu bei, der Gestalt des grübelnden Emanzipationisten im Herzen des Volkes ein Denkmal zu errichten. Er schrieb einen Roman über den Industriekrieg und, von einer diplomatischen Mission in Madrid, Reiseerzählungen, die in ihrem Reiz jenen Irvings gleichkamen. McKinley holte ihn vom St.-James-Gericht zurück und übertrug ihm das Amt des Außenministers.

John Hay und Henry Adams präsierten in ihren Zwillingshäusern auf dem Lafayette-Platz als Oberhäupter der kulturbeflissenen literarischen Kreise der Hauptstadt ihres Staates. Zu dieser Runde zählte in T. R.s Zeiten sogar das Weiße Haus. Nun, als Endsechziger, war Hay ein kränklicher, schrullhafter, desinteressierter, weiser, alter Mann. T. R. verließ sich auf Hays reiche Erfahrung in angewandter Diplomatie und lotste das Land durch eine Zeitspanne des Wettkampfes und der Intrige zwischen den europäischen Mächten, daß die Welt den Atem anhielt.

Der Sieg über Spanien hatte, ungeachtet der Bekümmernis, die er bei den Anti-Imperialisten der Vereinigten Staaten ausgelöst hatte, Amerikas Ansehen im Ausland gestärkt. Die einmalige Art, in der T. R. körperliche Ertüchtigung mit Staatskunst vermengte, zusammen mit seiner Vorliebe für schöngeistige Literatur verlieh seinem lachenden Gesicht mit den Pferdeezähnen und den Brillen in allen europäischen Residenzen Nachdruck. Hier war ein amerikanischer Politiker, der in der geistigen Welt, die für die europäischen Staatsmänner Kultur, Bildung und gesellschaftlichen Rang bedeutete, zu Hause war. Seine überladene Aufmachung, die Kriegerpose, die Unverfrorenheit, mit der er Mitglieder seines „Tennis Kabinetts“ und arglose Besucher auf halbrecherische Wanderungen durch den Rock Creek Park lockte, sein unerschöpflicher Vorrat an ergötzlichen Gesprächsthemen bei Dinners, seine Begabung, treffende Bezeichnungen zu prägen, die zu den Schlagwörtern seiner Zeit wurden, umgaben seine Persönlichkeit mit schillerndem Glanz. Gegensätzliche europäische Persönlichkeiten, wie James Bryce und Kaiser Wilhelm fanden T. R. gleichermaßen unwiderstehlich.

Das diplomatische Corps achtete sein diplomatisches Können, mit dem er sein Prinzip „mit einem großen Knüppel sanft aufzutreten“ anwandte. Nachdem er einen möglichen Krieg dadurch vermieden hatte, daß er Deutsche und Engländer dazu veranlassen konnte, ihren Streit darüber,

wer die Schulden von Castro, dem damaligen Diktator Venezuelas, eintreiben dürfe, schiedsgerichtlich beizulegen, wurde T. R. in den Kreis der Weltpotentaten aufgenommen.

Bei ihren Schachzügen um die Macht konnten Persönlichkeiten wie der Kaiser, Zar Nikolaus und die Imperialisten der Dritten Französischen Republik die Vereinigten Staaten nicht länger außer acht lassen.

Die Panama Revolution

Selbst die etwas anrühigen Methoden, mit denen T. R. den Bau des Panamakanales ermöglichte, lösten eher Erheiterung als Protest aus. Wie wichtig ein derartiger Kanal war, wurde den Amerikanern besonders durch die lange Reisezeit des Schlachtschiffes „Oregon“ klar, das im Jahre 1898 mit Volldampf rund um Südamerika und durch die Magalhaesstraße segeln mußte, um zur Pazifik-Flotte zu stoßen. Die Ansichten zugunsten eines Kanales durch Panama hielten ungefähr jenen die Waagschale, die den Kanal durch Nicaragua gebaut sehen wollten. Die Interessenten surrten wie die Schmeißfliegen um beide Vorhaben.

Ein Jahrhundert lang war der Isthmus der Lieblingsaufenthalt von Frei-
beutern und Abenteurern gewesen. Seit dem Zusammenbruch der fran-
zösischen Baugesellschaft waren deren Obligationen die Spielbälle von
Spekulant und unsoliden Geschäftemachern an der Pariser Börse gewesen.
T. R. stürzte sich kopfüber in eine Aufgabe, die andere Staatsmänner nicht
einmal anzufassen gewagt hatten. Bis zu seinem Lebensende sah er den
Kanal als seine größte Leistung an.

Durch John Hay erwirkte er bei den Briten eine Revision des fünfzig
Jahre alten Clayton-Bulwer-Vertrages, der die Bedingung enthielt, daß
der Bau eines Kanales ein Gemeinschaftsprojekt sein mußte. Nachdem
er sich entschlossen hatte, das französische Unternehmen in Panama fort-
zuführen, bewog er den Kongreß zur Freigabe von vierzig Millionen Dol-
lar, mit denen die Geldgeber der alten Gesellschaft ausbezahlt wurden.
Mit beifälligem Schmunzeln sah er zu, als Monsieur Bunau-Varilla,
de Lesseps' rechte Hand, der seine Lebensaufgabe in der Panamaroute er-
blickt hatte und auf eine bunte Reihe von Abenteuern im Isthmusgebiet
zurücksehen konnte, und ein Mr. Nelson Cromwell aus New York, der eine
Schar ängstlich auf ihre Anonymität bedachter amerikanischer Investi-
toren vertrat, frei nach einer Erzählung O. Henry's den dramatischen Kno-
ten schürzten und eine Gruppe, die wie die Besetzung einer komischen
Oper wirkte, in der Errichtung einer Republik von Panama unterstützten.

Die Revolution fand unter einem wahren Goldregen statt. Als die kolum-

bianische Regierung Truppen entsandte, um die Loslösung der freiheitstrunkenen Panamaer zu unterbinden, floß in die Hand des befehlshabenden Oberst eine stattliche Abstandssumme. Zwei amerikanische Kriegsschiffe hatten Befehl, darauf zu achten, daß keine Seite unsanft wurde. Die Regierung der Vereinigten Staaten war einsichtsvoll genug, für den Rücktransport der besänftigten Truppen des Obersten nach Cartagena auf einem der königlichen Postdampfer aufzukommen. Ein kolumbianischer General und ein Admiral erhielten schwindelerregende Beträge. Selbst für die gemeinen Soldaten fielen pro Kopf fünfzig Dollar ab.

Unter dem allgemeinen Jubel, der durch die Verteilung dieser Bakschischflut einsetzte, wurde die Republik im November des Jahres 1903 verkündet. Ein amerikanischer Offizier war indiskret genug, sich beim Hissen der neuen Fahne Panamas ertappen zu lassen. Als einer der plötzlichen tropischen Regengüsse, die für das dortige Klima so charakteristisch sind, die Feiernden von den Straßen trieb, verliehen die Gründer der neuen Republik ihrem vaterländischen Hochgefühl damit Ausdruck, daß sie eine Champagnerflasche nach der anderen über dem Haupte des pflichtvergessenen kolumbianischen Generals Huertas entleerten, der nun zum Befehlshaber des Panama-Heeres geworden war. Am nächsten Tage stattete Monsieur Bunau-Varilla, in dessen Brusttasche das Telegramm knisterte, das ihn zum Minister der Republik Panama ernannte, John Hay einen Besuch ab. Wenige Tage später erkannte Washington die Unabhängigkeit Panamas an.

„Die Eile, mit der die Regierung in Washington handelte, war bedauerlich“, schrieb zwanzig Jahre später ein Student, der die diplomatischen Protokolle durchackerte. „Präsident Roosevelt war offensichtlich nicht zurückzuhalten.“

„Hätte ich mich der überlieferten Methoden bedient, dann hätte ich dem Kongreß einen verschnörkelten Bericht von vermutlich zweihundert Seiten vorlegen müssen, über den wir noch heute debattieren würden“, rief T. R. vor einer kalifornischen Zuhörerschaft. „Ich aber übernahm die Kanalzone und ließ den Kongreß verhandeln, und während die Debatten in Schwung sind, ist es der Kanal ebenfalls.“

Der Friede von Portsmouth

T. R. hatte keine Veranlagung zum Pazifisten, aber er tat sein Bestes, um Kriege abzuwehren. Während seiner ersten Regierungsperiode nahm er sich die schiedsgerichtlichen Verträge vor, die einen so schweren Rückschlag erlitten hatten, als der Senat unter McKinley das Hay-Pauncefote-

Abkommen nicht zustande kommen ließ. Er bewies seinen Glauben an friedliche Beilegung, indem er dem Gericht in Den Haag eine komplizierte Auseinandersetzung mit Mexiko wegen der Verfügung über die Gelder der uralten kalifornischen Missionen vorlegte.

Im Jahre 1903 errang die schiedsgerichtliche Einigung durch die Unterzeichnung des Vertrages zwischen England und Frankreich in Europa einen Sieg. Im folgenden Jahr ließ Präsident Roosevelt durch seine Regierung den Vorschlag zu einer neuerlichen Versammlung der Mächte im Haag einbringen.

Nach dem Vorbild des anglo-französischen Abkommens unterzeichnete er schiedsgerichtliche Verträge mit Frankreich, Deutschland, Portugal und der Schweiz und eröffnete Verhandlungen mit Großbritannien, Italien, Mexiko, Rußland, Japan und einer Anzahl anderer Länder, als der Senat seinen Bemühungen Fesseln anlegte und darauf bestand, daß kein Vergleich ohne ausdrückliche Zustimmung des Senates zu jedem einzelnen Fall bewilligt werden dürfe.

„Ich bin der Ansicht, daß diese Zusatzbestimmung die Verträge zum Betrug stempelt“, schrieb T. R. seinem guten Freund Senator Lodge, der sich so eifrig für dieses Privilegium des Senates eingesetzt und diesen Abänderungsantrag eingebracht hatte, „und ich halte es für klüger, lieber die ganze Sache fallen zu lassen, als den Eindruck von Winkelzügen und Unernst hervorzurufen, der durch die feierliche Verkündung eines Schwindels entstehen würde.“

Durch den Ausbruch des Krieges im Fernen Osten mußte die Haager Konferenz auf einen günstigeren Zeitpunkt verschoben werden.

Rußland und Japan hatten darüber gezankt, wer von ihnen die Mandchurei ausbeuten und den Segen der Zivilisation in das sogenannte Einsiedlerkönigreich Korea bringen sollte. Als die Verhandlungen im Winter des Jahres 1904 scheiterten, startete der japanische Admiral Togo einen Überraschungsangriff auf die in Port Arthur verankert liegenden russischen Schiffe.

Von da an blieben die Japaner in der Offensive. Angesichts der russischen Stellungen überquerten sie den Yalu-Fluß, drängten die Russen auf dem Lande und dem Wasser zurück und zerschlugen den östlichen Flügel ihrer Marine.

Zu Beginn des nächsten Jahres traf die russisch-baltische Flotte in japanischen Gewässern ein. Diese Flotte verbuchte den traurigen Ruhm für sich, mehrere britische Fischerboote in der Höhe der Doggerbank für feindliche Torpedoboote gehalten und unter Beschuß genommen zu haben. Bei diesem Anlaß mußten einige friedliche Fischer das Leben lassen, und die Unbeliebtheit des zaristischen Regimes bei den westlichen Nationen

verschärfte sich. Togos Sprengkommandos fegten die baltische Flotte prompt von der Landkarte fort.

Die Russen wurden nach Sibirien zurückgeworfen, aber der Krieg verursachte den Japanern Verluste an Menschenleben und Material. Beides konnten sie sich schlecht leisten. Sowohl Rußland als auch Japan waren daher bereit, Friedensverhandlungen einzugehen.

Präsident Roosevelt, der sich bereits in der Rolle eines Vermittlers zwischen den europäischen Weltmachtansprüchen in Nordafrika sah, teilte dem deutschen Botschafter mit, daß er eine Lösung unterstützen würde, die Korea an Japan abtreten und die Mandchurei (unter deutscher Verwaltung) neutralisieren würde. Dafür verlangte er von den Deutschen die Zusage, die Politik der offenen Tür in China anzuerkennen und sich nicht in die Angelegenheit der Philippinen oder anderer pazifischer Inseln einzumengen, die seit der Annexion Hawaiiis begreiflicherweise amerikanisches Interessengebiet geworden waren.

Als der deutsche Außenminister diese Botschaft dem Kaiser unterbreitete, schrieb er als Randbemerkung: „Der Präsident ist ein großer Verehrer Eurer Majestät und würde die Welt gerne Hand in Hand mit Eurer Majestät regieren und sich selbst als eine Art amerikanischen Gegenspieler Eurer Majestät betrachten.“ Kaiser Wilhelm, dem es in jenen Tagen nicht an Humor mangelte, kritzelte an den Rand: „Man soll das Fell des Bären nicht verteilen, ehe man ihn erlegt hat.“

Dieser Wurzel entsprangen die Vorschläge an Zar Nikolaus einerseits und andererseits an das Außenamt des Mikados, daß Präsident Roosevelt die geeignete Persönlichkeit wäre, zwischen ihnen zu vermitteln. Wenige Tage, nachdem die Schlacht im japanischen Meer Rußlands Seemacht vernichtet hatte, wurde bekanntgegeben, daß Botschafter mit unumschränkter Vollmacht sich auf dem Weg nach Washington befänden.

Der bereits schwer leidende John Hay, der versucht hatte, seine Gesundheit in einem der europäischen Heilbäder, denen man so große Wirksamkeit zuschrieb, wiederherzustellen, schrieb an T. R.: „Ihr Erfolg, Rußland und Japan an den Verhandlungstisch zu bringen, war eine großartige Neuigkeit. Dies war einer jener außerordentlichen Glücksfälle, die jenen widerfahren, die fähig sind und sich nicht fürchten.“

John Hay starb am 1. Juli. Sein Tod war ein empfindlicher Schlag für die seltsame kleine Washington-Runde, die sich um den Lafayette-Platz gebildet hatte. T. R. empfand John Hays Verlust schwer. An Hays Stelle trat Elihu Root, ein würdevoller New Yorker Jurist, der bereits zu den Parteialtesten der Republikaner zählte.

Während Hays Krankheit hatte T. R. seine schiedsgerichtliche Tätigkeit auf seine eigene Art ausgeübt. Als Washington für die Konferenzteilneh-

mer, die über den Rückzahlungsverhandlungen und der Insel Sachalin in eine Sackgasse geraten waren, zu heiß wurde, schlug T. R. vor, sich von den Meeresbrisen in Portsmouth, New Hampshire, erfrischen zu lassen. Zwei Monate lang war der schöne alte Seehafen Neuenglands das Zentrum der gesamten Machtpolitik der Erde. T. R. verfolgte die Fortschritte der Unterhandlungen von Sagamore Hill aus, griff vermittelnd, beratend und ermahnend ein, bis Rußland und Japan zu Beginn des Septembers zu einer Einigung gelangten, die den Krieg beendete.

Roosevelt, der Schiedsrichter

Sofort versuchte der Präsident mittels seines abermals gewachsenen Ansehens, die Unstimmigkeiten zwischen den Franzosen, Briten und Deutschen über die Einflußbereiche in Nordafrika beizulegen. Selbst wenn diese Verhandlungen nichts anderes erreichten, schoben sie doch zumindest den Kriegsausbruch in Europa auf einige Jahre hinaus.

T. R.s Bestrebungen um eine gütliche Einigung erreichten ihren Höhepunkt in seinem Vorschlag einer Aufrüstungsbegrenzung anlässlich der Zweiten Haager Konferenz, die im Jahre 1907 abermals unter dem Ehrenschatz Zar Nikolaus' stattfand. Campbell-Bannerman, ein überzeugter Anti-Imperialist, war der Premierminister Englands. Andrew Carnegie hoffte, Sir Edward Gray, der bereits Außenminister war, für die Unterstützung von T. R.s Plan zu gewinnen.

T. R. war sich über die Schwierigkeiten, denen er gegenüberstand, im klaren. „Ich möchte nicht, daß sich diese neue liberale Regierung, die ich in vielen Fragen aus ganzem Herzen bejahe, in der Haager Konferenz zu irgendwelchen gefühlsduseligen Extremen bereit erklärt“, schrieb er White-law Reid, dem amerikanischen Botschafter in London. „Es ist ungemein weise und richtig, daß wir uns ehrlich darum bemühen, die Gefahren eines Kriegsausbruches zwischen zivilisierten Völkern so weit wie möglich zu drosseln. Aber wir dürfen darüber nicht rührselig werden und eine Verücktheit in der Art Jefferson-Bryans begehen, die es mit sich brächte, daß freie Völker mit freien Regierungen gegen militärischen Despotismus und militärische Barbarei hoffnungslos ins Hintertreffen gerieten.“

Die auf der Haager Konferenz eingebrachten Vorschläge erwiesen sich zwar nicht als Allheilmittel, verbesserten jedoch den Apparat zur Erhaltung des Friedens. T. R.s Glaube an schiedsgerichtliche Vergleiche, zumindest zwischen Nationen ähnlicher Entwicklungsstufen, vertiefte sich in bescheidenem Maße. Nach Ablauf seiner Präsidentschaftsperiode schrieb er an Admiral Mahan: „Ich möchte behaupten, daß ich den Zeitpunkt für gekom-

men halte, in dem die Vereinigten Staaten und Großbritannien einem weltumspannenden schiedsgerichtlichen Übereinkommen zustimmen dürfen und daß sich zwischen ihnen keine Fragen ergeben werden, die nicht auf dem Rechtswege gelöst werden könnten.“

Dieses erste Jahrzehnt des Jahrhunderts war eine Zeitspanne der hochfliegenden Hoffnungen. Aufgeschlossene Männer erwarteten ein goldenes Zeitalter des Friedens. In dem Maße, in dem sich die Zivilisation auf der ganzen Welt ausbreitete, würden demokratische Einrichtungen, wie sie sich in Amerika und Großbritannien und seinen Dominions entwickelt hatten, für andere Völker beispielgebend werden. Die Menschheit begann, das zwanzigste Jahrhundert das angelsächsische zu nennen.

In der Außenpolitik tat T. R. sein möglichstes, jede Doppelzüngigkeit zu vermeiden, und verfolgte die friedliche Lösung auf seine ureigenste Art. Als den Japanern der Sieg über die Russen ein wenig zu Kopf zu steigen schien, behandelte er sie mit Samtpfoten. Gleichzeitig aber sandte er seine neue weiße Flotte auf eine Weltreise, um ihre Schlagkraft bewundern zu lassen und ihre Schießtüchtigkeit auf einer Tour des guten Willens zu exerzieren.

In Fragen der Innenpolitik entwickelte er sich immer stärker zur radikalen Führergestalt. Sehr früh schon hatte er den Populisten und den Reformern die donnernden Phrasen gestohlen. Der Demagoge in ihm hieß ihn, seine Schlagworte den Erwartungen seines Publikums anzupassen. Den stürmischsten Beifall erweckte er, so oft er „die Übeltäter mit großem Vermögen“ geißelte.

Der kämpferische Bob

Die Wähler befanden sich in Aufruhr. Vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean erhoben rechtschaffene Männer Anklage gegen die politische Korruption und die Willkür der Industriearone. Führende Köpfe der Reformer erblickten die Lösung in einem wirksameren Apparat der Selbstverwaltung.

Die erste Neuerung bestand in der Einführung der geheimen Wahl. In Oregon erließ U'Ren's People's Power League (Liga der Volksmacht) ein Anti-Korruptionsgesetz, setzte in Anlehnung an die Schweizer Praxis einen Volksentscheid durch, verfügte die Möglichkeit zu vorzeitiger Abberufung aus dem Staatsdienst sowie die Ernennung der US-Senatoren durch allgemeine Wahlen und schuf ein System der Vorwahl für die Nominierung der Präsidentschaftskandidaten. Mit diesem System hoffte man, die

Parteitagungen dem Einfluß der Hochfinanz zu entziehen. In Ohio brach eine wahre Epidemie an neuerungswütigen Bürgermeister aus. In Colorado kämpften Richter Ben Lindsey und seine Freunde um die öffentlichen Einrichtungen. In Kalifornien säuberte die Lincoln-Roosevelt-Liga die Partei der Republikaner schrittweise von den im Dienste der Bahngesellschaften stehenden Söldnern.

In der Politik war die Zeit der jungen Umstürzler angebrochen. Vom Gouverneurssitz in Madison aus proklamierte Bob La Follette die Wisconsin-Idee.

Fünf Jahre, nachdem seine Eltern Indiana in Planwagen verlassen hatten, um einige fünfundzwanzig Meilen vor der Landeshauptstadt eine ausgedehnte Fläche Ackerlandes zu übernehmen, kam La Follette in einem festgefügtten Holzhaus zur Welt und wurde mit seinem Lande groß. Seine Vorfahren waren gebildete, fleißige Grenzbewohner, Farmer und Lehrer französischer und schottisch-irischer Herkunft. Sein Vater brachte die Farm zum Blühen, starb aber, als Bob noch ein Kind war. Seine Mutter, die als Baptistin erzogen worden war, ging eine Zweitehe mit einem Diakon ein, der als einer der führenden Bürger der kleinen Stadt Argyle galt. Der Hilfsprediger war ein halsstarriger alter Mann, der seiner Meinung gern mit Stock und Peitsche Nachdruck verlieh.

Durch die Wiederverehelichung seiner Mutter blieb Bob, der damals sieben Jahre alt war, in weitem Maße sich selbst überlassen. Er vergötterte das Andenken seines Vaters. Mit Hilfe der Geräte seines Vaters eignete er sich eine gewisse Geschicklichkeit im Tischlerhandwerk an und steuerte zum Familienhaushalt bei, indem er in Madison Gemüse und Obst von Tür zu Tür verhökerte. Sein Stiefvater bewirtschaftete die Farm schlecht und bestürmte das Gericht mit Bittschriften, Teile des La-Follette-Grundes zu verkaufen. Seine kaufmännischen Abenteuer schlugen fehl.

Bob mußte für sein Schulgeld selbst aufkommen. In früher Jugend lernte er Haarschneiden und Rasieren und verdiente als Friseur im Hotel von Argyle ein wenig Geld. Er war ein begabter Ringkämpfer und ein geschickter Schauspieler und der Stolz sämtlicher Lehrer der Vortragskunst. Selbst sein Stiefvater sagte ihm Erfolg voraus. Sehr früh entwickelte er eine Vorliebe für öffentliche Reden.

Die Farmer empörten sich bereits gegen die Eisenbahn- und Holzmagnaten, die ihren Markt in einem Netz von Monopolen abwürgten. Bob La Follette lauschte aufmerksam den Reden Grangers und jenen der Radikalen des landwirtschaftlichen Sektors. Er las Henry George und biß sich die Zähne am shakespeareischen Stil aus.

Als er siebzehn geworden war, starb sein Stiefvater und ließ ihn als Familienoberhaupt zurück. Er war ein sehniger, hübscher Junge mit dunklen

Augen, in denen der Ehrgeiz funkelte. Er konnte sich nicht entscheiden, ob er lieber Schauspieler oder Anwalt werden sollte.

Entschlossen, ein College zu besuchen, verpachtete er die Farm an seinen Schwager und übersiedelte samt der Familie nach Madison. Seine Bildung war so lückenhaft, daß er ein Jahr lang einen Vorbereitungskurs an der Wisconsin Akademie besuchen mußte. Rechtschreiben konnte er niemals. Er unterrichtete, erteilte Sprechern Nachhilfestunden, gab „The University Press“, die College-Zeitung, heraus und verfaßte den Großteil der darin erscheinenden Artikel. Damit verdiente er genug, um seine Studiengelder zu bezahlen. Diese vielseitige Tätigkeit und fallweises Auftreten an Laienbühnen füllten ihn derart aus, daß seine Noten nicht immer die besten waren.

Als er sich in Belle Case verliebte, eroberte er die Herzen ihrer Angehörigen durch seine Vorlesungen aus Hamlet. Seine Graduierung wäre zweifelhaft gewesen, hätte er nicht durch einen Vortrag über die Rolle des Jago, der seit Jahren das Glanzstück der rhetorischen Übungen im Mittleren Westen war, einen zwischenstaatlichen Wettbewerb gewonnen.

Vermutlich war es seine Braut, die ihn dazu bewog, Rechtswissenschaft zu studieren. Kaum hatte er das Anwaltsexamen bestanden, als er sich schon um die Stelle des Staatsanwaltes bewarb. Genau wie er seinerzeit als Bub seine Verkaufsrunde mit dem Gemüsekorb abgeklappert hatte, fuhr er nun im Einspänner von Haus zu Haus und erwies sich als unwiderstehlicher Stimmenwerber.

Er vertrat das Volk gegen die Plutokraten.

Im Jahre 1884 bewarb er sich um einen Sitz im Repräsentantenhaus und wurde mit neunundzwanzig Jahren das jüngste Mitglied des Neunundvierzigsten Kongresses. Belle und die kleinen Kinder zogen mit ihm nach Washington. Er blieb drei Sitzungsperioden im Amt und erwarb alle zur Gesetzgebung nötigen Kenntnisse. In einer Zeit, in der man gewohnt war, Politiker nach der Pfeife ihrer Hintermänner tanzen zu sehen, schuf ihm seine Unabhängigkeit Feinde. Im Jahre 1890 wurde er überstimmt. Die Opposition des republikanischen Apparates spielte die Wahl den Demokraten zu. Er übernahm wieder seine Anwaltspraxis, aber die Politik war und blieb seine Welt.

In der Partei der Republikaner machten sich neue Kräfte bemerkbar. Er freundete sich mit T. R. an, sein Idol aber war McKinley. Im Jahre 1896 waren es La Follette und Roosevelt, die für McKinley die meisten Stimmen erzielt hatten. Während Bryans Donnerstimme dem kleinen Mann bei den Demokraten das Wort redete, erhoben die Fortschrittler bei den Republikanern die Stimme.

Im Jahre 1900 wurde La Follette zum Gouverneur von Wisconsin gewählt.

Mit einer großen Anhängerschar, die sich auf den Studentenkörper der Universität und die Farmer gründete, die er in seinen berühmten Einspänner-Fahrten aufsuchte oder ihnen von einer Kutsche auf den Landesmessen ins Gewissen sprach, begann er, systematisch am Wiederaufbau der Selbstverwaltung zu arbeiten. Er war felsenfest davon überzeugt, daß das Volk, war es erst aufgeklärt, richtig wählen würde.

Der muntere Federwisch

In New York fiel das Schwert der Rechtschaffenheit, das T. R. als Polizeimitglied und später als Gouverneur geschwungen hatte, in die Hände eines trockenen jungen Mannes namens Charles Evans Hughes.

Der Mann, der später zum reformgeneigten Gouverneur New Yorks werden sollte, kam im Frühling 1862 in einem kleinen Holzhaus in Glens Falls als Sohn eines schwarzhaarigen Walisers zur Welt, der um die Jahrhundertmitte nach Amerika ausgewandert war, um Gottes Wort zu verkünden. Kraft seiner Predigten und seiner Lehrtätigkeit gelang es ihm, sich lateinische, griechische und hebräische Sprachkenntnisse anzueignen und sich eine blauäugige Frau aus einer Farmersfamilie zu finden. Selbst als Baptistin erzogen, überzeugte Mrs. Hughes ihren Mann bald davon, daß der Glaube der Baptisten der primitiven Religion der Jünger Christi, die sie beide anstrebten, am nächsten stand; also wuchs auch ihr Sohn als Baptist heran.

Der kleine Charles war ein altkluges Kind. Mit dreieinhalb Jahren begann er zu lesen, und von da an bereiteten ihn seine Eltern für ein kirchliches Amt vor. Er wurde buchstäblich in der Kirche groß, denn es war niemand da, der zu Hause auf ihn hätte aufpassen können, während sein Vater predigte und seine Mutter Orgel spielte.

Mit vierzehn war Hughes reif fürs College und wurde in das Baptisten-seminar in Hamilton, New York, geschickt, das sich später zur Colgate-Universität entwickelte. „Betet für mich“, schrieb er seinen vernarrten Eltern, die damals in der Great Jones Street in Manhattan wohnten, wo Hochwürden Hughes der Sekretär der amerikanischen Bibelgesellschaft war, „daß ich ein nützlicher Diener in Gottes Weinberg sein möge.“

In Gottes Weinberg schossen weltliche Interessen bereits üppig ins Kraut. Als frühreifer Jüngling, der im Herzen des Umschlagplatzes von König Baumwolle lebte, wurde Hughes mit mancher Rauheit und Sünde des alten ziegelummauerten Seehafens bekannt, wo sich am Ende jeder Querstraße Masten und Dampfschiffschornsteine dicht um die Landungsplätze drängten.

Er beschloß, seinen eigenen Weg zu gehen. In seinen Briefen nach Hause

erörterte er theologische Fragen. Trotz der Meinungsverschiedenheiten über manche Lehrsätze stand ihm sein Vater bei seinem Wechsel an die Brown-Universität hilfreich bei. Dort erhielt er ein kleines Stipendium und bekam als Sohn eines Geistlichen ein Zimmer, für das er keine Miete zu zahlen brauchte.

An dieser Universität erweiterte sich sein Horizont. Er bemerkte, daß er die Waliser Vorliebe für öffentliche Ansprachen geerbt hatte. Er beteiligte sich an der Herausgabe einer Wochenzeitung. Um zu Taschengeld zu kommen, gab er Nachhilfestunden oder verfaßte ab und zu gegen ein bestimmtes Honorar die schriftlichen Arbeiten seiner Schüler. 1881 legte er die Abschlußprüfungen ab. Er war ein zarter, lebhafter, bartloser Bur-sche von neunzehn Jahren, der Jüngste seiner Klasse und der Drittbeste.

Eine Generation zuvor wäre er vermutlich in den Staatsdienst eingetreten, aber da er in die zuversichtlichen, geschäftigen, auf Reichtum ausgerichteten Achtzigerjahre hineingewachsen war, fand er, daß der Weg zum Erfolg für einen tüchtigen und mittellosen jungen Mann über den Juristenberuf führte.

Er ergänzte die kleine monatliche Zuwendung, die seine Eltern für ihn aufbringen konnten, durch Schulnachhilfe und fallweise Kanzleiarbeiten, bestand im Alter von zweiundzwanzig Jahren seine Anwaltsprüfung mit Auszeichnung und fand in der Kanzlei eines erfolgreichen Anwaltes namens Walter S. Carter Aufnahme. Es dauerte nur wenige Jahre, da heiratete Hughes, unter der begeisterten Zustimmung seines künftigen Schwieger-vaters, die Tochter seines Chefs.

Während der Collegejahre waren ihm wegen seines jugendlichen und bartlosen Aussehens viele ausgezeichnete Lehrstellen vorenthalten geblieben. Nun ließ er sich einen buschigen Schnurrbart wachsen, den er bald durch einen säuberlich zugestutzten Backenbart ergänzte.

Er rackerte sich halb zu Tode und war so mager, daß keine Firma bereit war, eine Lebensversicherung mit ihm abzuschließen. Als Cornell ihm einen Lehrstuhl für Rechtskunde anbot, griff er mit beiden Händen zu.

Hughes liebte die Lehrtätigkeit. Das Landleben und die Spaziergänge über die Hügel, von denen man den Cayuga-See überblickte, entsprachen ihm. Er nahm zu. Die Lebensversicherungsgesellschaft verweigerte ihm nicht länger eine Polizze. Seine Vorlesungen erfreuten sich bei den Studenten größter Beliebtheit.

Ein Kind wurde geboren, und die Verpflichtungen vervielfachten sich. Es war ihm nicht gelungen, sein Haus in New York zu verkaufen und die Hypothekenlast zehrte an seinem Einkommen. Trotz eines umfangreichen Lehrprogramms und eines neuen Kurses über internationales Recht, den er zusätzlich übernommen hatte, vermochte Cornell ihm nicht mehr als ein

Jahresgehalt von dreitausend Dollar zu bieten. Hughes liebte Ithaca; standhaft lehnte er ein Jahreseinkommen von fünftausend Dollar ab, das ihm die New Yorker Schule für Rechtswissenschaft anbot; aber endlich gelang es dem brieflichen Zureden seines Schwiegervaters, der ihm fest versprach, daß die Kanzlei im Jahre 1900 ein Nettoeinkommen von tausend Dollar abwerfen würde, ihn zur Rückkehr nach New York zu bewegen. „Wenn es in dieser auf Verdienst bedachten Welt etwas für mich zu gewinnen gibt, dann will ich es für meine Frau und die Kinder erreichen“, schrieb er seiner Frau. „Es steht mir nicht zu, mich dem großen Wirtschaftsaufschwung fern-zuhalten.“

Er leitete die Bibelklasse für junge Männer an der 5th-Avenue-Baptistenkirche und wurde zum Kurator gewählt. Das war etwas anderes als die ärmlichen Versammlungshäuser, die er als Kind gekannt hatte. John D. Rockefeller war der Präsident des Kuratoriums.

Seine Arbeit verschlang ihn mit Haut und Haar. Er war der Rechtsbeistand der Anwälte. Selbst Richter holten in schwierigen Fällen seinen Rat ein. Außerhalb seines Berufes war er unbekannt. „Meine Liebe“, erklärte er seiner Frau, die sich darüber beklagte, daß in Verbindung mit einem großen Prozeß die Namen aller anderen Anwälte erwähnt wurden, bloß seiner nicht, „ich habe eine ausgeprägte Begabung für die Zurückgezogenheit.“

Erst nach dem Ableben seines Schwiegervaters, durch das er zum Oberhaupt der Carterschen Anwaltskanzlei wurde, tauchte Hughes plötzlich im Lichte der Titelseiten als Berater eines Komitees der staatlichen Gesetzgebung auf, das in die Verwendung der öffentlichen Mittel hineinleuchtete, die den Lieferanten des Stadtgases zugeflossen waren.

In den Anfängen des zwanzigsten Jahrhunderts waren all jenen, die Bestechungsaffären aufdeckten, reichste Ernten beschieden, und die Zeitungen wetteiferten mit den üppigsten Skandalgeschichten um die Gunst ihrer Leser.

Die verantwortungsbewußte Schicht hatte seit Jahrzehnten voll Besorgtheit die Mißstände verfolgt, die durch die Bonzenwirtschaft in den Städten herrschte. Nun aber griff die breite Öffentlichkeit den Kampfgruf auf. Die Aufdeckung von Korruptionsfällen wurde zum einträglichen Geschäft. Minister McClure beglückte die Leser seiner Zeitung mit Lincoln Steffens Artikel „Die Schmach der Städte“. Ida Minerva Tarbells „Geschichte der Standard Oil Company“ klärte weite Kreise über die politische und wirtschaftliche Macht auf, die großen Kapitalsanhäufungen innewohnte. Sensationsreportern winkten Ruhm und Reichtum. Pulitzer und Hearst deckten den Amtsmissbrauch der Politiker auf, die gewissenlose Geschäftemachern „gefällig“ waren, und erzielten damit eine Riesenauflage ihrer

Groschenblättchen. Jeder Leitartikel verfügte über einen David, der seine Kiesel gegen die Goliaths des Großkapitales schleuderte.

Zum Entzücken der Schlagzeilenlieferanten begann Hughes, widerstrebenden Augenzeugen eine solche Enthüllung über Bestechung und Wucher geschickt und mit Anstand zu entlocken.

Reporter, die anfangs die Nüchternheit und die frostige Persönlichkeit beklagt hatten, die sich hinter seinem Bart verbarg, überstürzten sich jetzt förmlich in ihrem Bemühen, ihn zur populären Figur zu machen. Die „Evening Mail“, das Organ der Rooseveltischen Fortschrittler, beschrieb ihn als „einen großen Mann; nicht stämmig, doch mit dem Aussehen eines Menschen, der über Reserven verfügt. Er sieht kräftig aus. Seine Schultern sind breit, sein Körperbau fest, seine Zähne groß und weiß und sein Bart ist dicht und wirkt gleichsam angriffslustig.“ Pulitzers New Yorker „World“ stellte fest, sein Backenbart sei „breiter, entschlossener, größer und buschiger“, als er in den Karikaturen erschiene. „Im Gefecht sträubt er sich und weht siegesgewiß um sein Gesicht wie die Kampffahne eines Piratenhäuptlings.“

Hughes wurde aufgefordert, sich mit einem Reformprogramm um das Amt des Bürgermeisters zu bewerben. Statt dessen fuhr er mit den Kindern auf eine Bergtour in die Schweiz. Bald aber holte man ihn zu einer neuen Untersuchung zurück. Diesmal nahm er die Lebensversicherungsgesellschaften unter die Lupe. Als er eine ansehnliche Zahl von Kapitalisten in Kreuzfeuer genommen und enthüllt hatte, wie leichtfertig die Besitzer der Versicherungskonzerne sich die Politiker kauften und die öffentlichen Gelder verausgabten, als wären es ihre eigenen, war Hughes Stellung als Nationalheld gesichert.

Neue Gesetze wiesen die Versicherungsgesellschaften in ihre Schranken zurück. Ida Tarbell verlieh ihm den Ritterschlag mit ihren Zeilen: „Charles E. Hughes hat sich leidenschaftlich der Aufgabe angenommen, das amerikanische Regierungssystem zu schützen.“

Obwohl Hughes dem gewichtigsten Finanzier von T. R.s Präsidentschaftskampagne, George W. Perkins, eine böse Viertelstunde verschafft hatte, weil er ihn zu dem Geständnis zwang, daß er in einem 4-Millionen-Dollar-Abkommen über Obligationen sowohl „New York Life“ als Käufer wie auch J. P. Morgan & Co. als Verkäufer vertreten hatte, begann Theodore Roosevelt in aller Stille, Hughes als republikanischen Reformkandidaten für die Gouverneursstelle New Yorks in den Vordergrund zu schieben.

Die Zeitung „World“ verkündete, daß er „das Vertrauen in die gesetzgebenden Komitees als Körperschaften, die der Wahrheit ans Licht verhelfen, wieder hergestellt“ hatte, und beschrieb ihn als Mann, „der der

Öffentlichkeit unschätzbare Dienste zu leisten imstande ist und weder eingeschüchtert noch belogen“ werden konnte. „Warum machen wir ihn nicht zum Gouverneur?“ schlug Ida Tarbell im „American Magazine“ vor.

Als Gegenkandidat stellte Boß Murphy, der von den Reformern unbarmherzig angegriffen worden war, William Randolph Hearst auf. Hearst besaß alles Geld, das man sich nur wünschen konnte, und war obendrein ein Reformler, und zwar ein ziemlich lautstarker. Es war ein aufregender Wahlkampf.

T. R. schrieb Hughes aus Washington: „Sie sind ein aufrechter, furchtloser, vertrauenswürdiger Mann, ein guter Staatsbürger, treuer Amerikaner und außerdem auch ein guter Republikaner. Wäre ich nicht Präsident, ich würde ganz New York für Sie gewinnen.“

Hughes erwies sich als überraschend erfolgreicher Kandidat. Seine Ernennung setzte den Schlußpunkt hinter William Randolph Hearsts politische Laufbahn. Er blieb für zwei Sitzungsperioden erfolgreich im Amt und wurde im Jahre 1908 eine von Tafts Hauptstützen in dessen Wahlkampf um die Präsidentschaft.

Billy Opossum

William Howard Taft war Roosevelts Kriegsminister gewesen. Im Kabinett war er der treueste ergebenste Stellvertreter des Präsidenten. T. R. genoß zu Ende seiner zweiten Amtsperiode ein derartiges Ansehen, daß er imstande war, der Republikanerpartei Tafts Nominierung trotz des Protestgurmels des großen Mannes aufzuzwingen, daß er als Unitarier niemals gewählt werden könne. Roosevelt sah in Taft den Mann, der seine fortschrittlichen Maßnahmen am verlässlichsten weiterverfolgen würde.

Erst als T. R. seinen lieben Freund trotz dessen angeborener Bescheidenheit wohl oder übel in den Mittelpunkt Washingtons rücken sah, da er ja vom Präsidenten selbst gewählt worden war, begann seine Begeisterung für ihn abzuflauen. Jetzt sprach er, als ob Gouverneur Hughes, den er in ungeduldigen Augenblicken verächtlich „jenen munteren Federwisch“ genannt hatte, der Mann sein könnte, auf den der Mantel seines betriebsamen Republikanertums fallen würde, sobald er von der Washingtoner Bühne abtrat. Um sich von dem stechenden Schmerz abzulenken, den ihm sein Abschied vom Weißen Haus bereitete, beschloß er, ein gewaltiges Gemetzel unter den Löwen, Leoparden und Elefanten der afrikanischen Steppen anzurichten.

Bei Tafts Inaugurationsparade, die von einem berühmten Schneesturm heimgesucht wurde, der den Umzug beinahe zum Einfrieren brachte, erreichte Gouverneur Hughes den Gipfelpunkt seiner politischen Popularität.

Ohne Rücksicht auf die Gefahr einer Lungenentzündung ritt er in Zylinder und Gehrock an der Spitze der New Yorker Bürgerwehr.

„Da ich einen Mantel zu plump fand“, schrieb Hughes in seinen Aufzeichnungen, „begnügte ich mich mit einer Weste aus Sämischleder. Aber meine Hände erstarrten mir in den Handschuhen, und ich mußte die Finger in den Körper des Pferdes krallen, damit sie mir nicht abfroren. Als wir den Hügel vom Kapitol herunterritten, wären die Pferde auf der spiegelnden Straße beinahe ausgeglitten. Mein Pferd war immer daran gewöhnt gewesen, in Reih und Glied zu gehen, und konnte nur mit Mühe dazu bewegt werden, seinen Platz an der Spitze des Aufmarsches einzunehmen. Als uns jedoch die Rufe der Menge erreichten, als wir zu den großen Tribünen gelangten, schien es zu erfassen, daß dies sein großer Tag sei, trabte mit hochgerecktem Nacken an der Spitze und benahm sich, wie das einem gut abgerichteten Pferd des Oberbefehlshabers zukommt. Ich verneigte mich so elegant ich nur konnte und gelangte ohne Zwischenfall durch die Parade. Als ich endlich absteigen durfte“, schloß er, „war ich ungemein erleichtert.“

Mr. Hughes war in seinen Schilderungen äußerst bescheiden. Die Washingtoner „Post“ berichtete, daß er die größten Begeisterungstürme hervorrief. Laut der New Yorker „Tribüne“ „schlug ihm von einem Straßenende zum anderen nicht enden wollender Beifall entgegen“.

Als Hughes die Gouverneursstelle niederlegte, bestellte Taft ihn dankbar in den Obersten Gerichtshof.

Sobald sich der Expräsident auf seine Safari in Afrika begeben hatte, sah Taft sich, trotz des beinahe rührenden Eifers, mit dem er um T. R.s Weisungen bemüht war, vom geraden Pfad der Fortschrittlichkeit ab-schweifen. Seine Verwaltung erntete keinen nicht enden wollenden Beifall.

Präsident Taft war ein beliebter, menschenfreundlicher Mann mit lang-samen Bewegungen. Sein ausgeprägter Hang zur intellektuellen Sauber-keit machte ihm das öffentliche Leben nicht eben leicht. Er verfügte in hohem Maße über die Unbestechlichkeit eines Richters und schien sich hauptsächlich dem politischen Auf und Ab ausgesetzt zu haben, weil er ein Taft aus Cincinnati war und seine Frau und die Familie diese Karriere von ihm erwarteten.

Für die Tafts bedeutete die Politik ein Berufsgeschäft. Der Vater des Präsidenten, Alphonso Taft, zog zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Ver-mont nach Ohio und wuchs mit dem Lande heran. Er fungierte als Kriegs-minister, dann als Generalstaatsanwalt in Grants Kabinett, und als älterer Mann war er als amerikanischer Botschafter am Hof in Wien und in Peters-burg tätig. Außer großem Reichtum hinterließ er seiner Familie eine füh-

rende Stellung in einem Kreis belesener und kultivierter Menschen, die schon in frühen Jahren Cincinnati zu einem der Kulturzentren des Mittleren Westens gemacht hatten. Präsident Tafts ältester Stiefbruder Charles gründete Schulen und stiftete seiner Heimatstadt eine Gemäldegalerie und ein Symphonieorchester. Die Tafts waren die Verkörperung des Gemeinsinnes.

William Howard Taft graduierte ebenso wie sein Vater in Yale. Er studierte an der Schule für Rechtswissenschaft, die sein Halbbruder in Cincinnati gegründet hatte. Früh schon wurde er für einen Richterstuhl in Ohio gewählt, den er nur widerwillig mit der Stellung eines zweiten Generalstaatsanwaltes in Benjamin Harrisons Regierung vertauschte. Dann amtierte er sechs Jahre lang als Bundesrichter eines eigenen Verwaltungsbezirkes. Der Klassenkampf spitzte sich bereits zu. Einige seiner Urteile wurden als arbeiterfeindlich empfunden, aber nur wenige waren der Hochfinanz angenehm.

Im Jahre 1900 berief McKinley Taft in die Philippinen-Kommission. In seiner Eigenschaft als erster Zivilgouverneur bewies er im Kontakt mit den verschiedensten Einwohnern dieser erst vor kurzem befriedeten Inselgruppe echte Freundschaft und wahres Verständnis. Er erwarb sich in Manila einen so guten Ruf, daß Theodore Roosevelt ihn für das Amt eines Kriegsministers nach Amerika zurückholte. Auch in Washington zeigte sich seine Zuverlässigkeit.

Als Präsident verlor Taft, der von Natur aus konservativ war, den Kontakt mit den ungestümen Fortschrittlern des Ostens und mit den westlichen Radikalen, die an die gepfefferten Reden T. R.s und La Follettes gewöhnt waren. Im Jahre 1910 übernahmen die wieder erstarkten Demokraten das Repräsentantenhaus, und ihr Entrüstungsschrei über alteingesessene Privilegien und den Payne-Aldrich-Zoll erfüllte das Firmament. Mit seinem Schnurrbart und seinem riesigen Leibesumfang sah Taft wie der Inbegriff des Geldsackes aus, den radikale Karikaturisten so gerne zeichneten. „Die Politik macht mich krank“, hieß es in immer kürzer werdenden Abständen in seinen Privatbriefen.

Taft war kein volkstümlicher Präsident. T. R.s Werbefachleute hatten während seiner Wahlkampagne sein Maskottchen, den Teddybären, so erfolgreich ausgeschrottet, daß er generationenlang einen Ehrenplatz in allen amerikanischen Kinderherzen einnahm. Alles, was den republikanischen Wahlkomitees als Symbol Tafts einfiel, war das schläfrige Opossum. Billy Opossum wurde nie zum Schlager. Nach einer einzigen Amtsperiode verließ Taft, ein oft und gründlich mißverständener Mann, das Weiße Haus.

Der Löwenjäger

Die amerikanische Öffentlichkeit wurde über die Tapferkeit ihres Helden während T. R.s Monaten in der afrikanischen Wildnis nicht in Unkenntnis belassen. Ein ständiger Artikelstrom quoll aus seinem Safarizelt. Photos füllten die illustrierten Zeitungen und die Sonntagsbeilagen. Die Museen duckten sich ratlos unter den gigantischen Ladungen von Häuten, Skeletten und Schädeln jeder nur erdenklichen Tiergattung, die sich in ihren Magazinen aufstapelten.

Auf seiner Hin- und Rückreise spürte T. R. an den europäischen Kaiserhöfen genauso viele Löwen auf wie in den Ebenen von Kapiti. Auf seinem Heimweg beauftragte ihn Präsident Taft, der eifrig darauf bedacht war, T. R.s Zorn darüber zu zerstreuen, daß er sich mit seinen Freunden, den Pinchots, überworfen hatte, an seiner Stelle dem Begräbnis König Edwards VII. beizuwohnen.

T. R. wurde es nie müde, Geschichten über dieses — wie sich herausstellte — letzte Treffen der gekrönten Häupter Europas in ihrer uralten Pracht zu erzählen. Er übersprudelte sich vor Freude darüber, mit den Staatsoberhäuptern auf vertrautem Fuße zu stehen. Beim Tee in der amerikanischen Botschaft, nach dem die Beerdigung angesetzt war, versetzte er Whitelaw Reid, der ihn für den Besuch im St.-James-Palast zurecht machte, damit in Schrecken, daß er entzückt mit schriller Stimme kicherte: „Ich gehe heut' zum Leichenschmaus, ich gehe heut' zum Leichenschmaus!“

Es hieß, daß nur Mrs. Roosevelts entschiedenes Nein ihn daran hinderte, in seiner Rough-Riders-Uniform zu erscheinen.

Inmitten all der Goldtressen und Orden und Auszeichnungen im Buckingham-Palast hefteten sich alle Augen bald auf ihn und seinen schlichten Abendanzug. George V. hatte die Rolle des Gastgebers übernommen. Die Monarchen scharten sich um den Bärenfänger und Löwenjäger, der für sie alles symbolisierte, was an der amerikanischen Sage anregend verrückt und unvorstellbar wildwestlich war.

In völliger Gelassenheit hielt ihnen T. R. seine Vorträge. „Das hätte ich an Ihrer Stelle aber nie getan, Majestät“, sagte er und ballte die Faust, oder „Genauso hätte ich's auch gemacht!“ Dabei schlug er sich mit dem rechten Handrücken in die Handfläche seiner Linken. „Ganz richtig.“

„Noch ehe der erste Gang beendet war, hatten wir alle den wahren Grund unserer Anwesenheit in London vergessen“, berichtete T. R., als er wieder zu Hause war. „Ich habe niemals einem ausgelasseneren Bankett beigewohnt. Ich habe noch nie so viele Ritter auf einem Haufen gesehen. Sie umringten mich von allen Seiten. Ein oder zwei unechte unterschoben

sie mir auch, und jeden plagte ein privater Kummer, dem er vor mir Luft machen mußte.“

Während eines kurz zuvor erfolgten Besuches in Deutschland hatte T. R. den Kaiser herzlich und äußerst redselig gefunden. Die Herzlichkeit beruhte auf Gegenseitigkeit. „Ich bewundere ihn wirklich“, sagte T. R. von Wilhelm II. „Genau, wie ich einen Grizzlybären bewundern würde.“

Im Buckingham-Palast schilderte T. R. den Kaiser als Drillmeister gegenüber den weniger mächtigen Herrschern. Den ganzen Abend hindurch hatte er versucht, die Unterhaltung des Rough Riders für sich zu beschlagnehmen. Als der Parvenu-Zar Bulgariens damit begann, sich wegen seiner Balkanschwierigkeiten an Roosevelts Brust auszuweinen, schleppte Kaiser Wilhelm ihn fort. „Dieser Mann ist Ihre Bekanntschaft nicht wert“, sagte er laut und vernehmlich.

„Könige und Leute ihres Ranges sind genauso komisch wie Politiker“, sagte T. R. unter herzhaftem Gelächter, als er die Geschichte zu Hause wiedergab.

Sosehr er sich auch bemühte, auf Sagamore Hill das Leben eines abgedankten Staatsmannes zu führen und für den „Outlook“ zu schreiben, glitt er doch immer wieder in die Politik zurück. Seine überschäumende Lebenskraft trieb ihn dazu, als er wieder zu Hause war, die politische Laufbahn seines alten Freundes Taft zu zerstören; er riß die fortschrittliche Bewegung aus den Händen La Follettes, der sich als Senator eine Position nationaler Führerschaft zu schaffen begann, und benahm sich, wie er gerne mit fletschendem Grinsen und einem Aufblitzen seiner Brille prahlte, „wie ein Elefant im Porzellanladen“.

II. KAPITEL

Der Schulmeister im Staatswesen

Das Ergebnis von T. R.s Wirbel um die Fortschrittler war eine Spaltung der Republikanischen Partei, die den Demokraten die Wiedererlangung der Macht zusicherte, falls es ihnen gelang, ein Oberhaupt zu finden, das sowohl den ländlichen als auch den städtischen Fraktionen der Partei entsprach. In New Jersey, dem Staate, der seit Jahren jedem schmutzigen Trust der Union eine bequeme Postadresse zur Verfügung stellte und in dem jede politische Gesinnung von den Geldern der Bahnen und der öffentlichen Einrichtungen abhing, brodelten seit einem Jahrzehnt die reformistischen Ideen. Die New Jersey-Reformer entdeckten den Führer, den die demokratische Partei benötigte, in Gestalt eines glattzüngigen Professors für Geschichte, der seit 1902 Präsident der Princeton-Universität war.

Obwohl Woodrow Wilson zwei Jahre älter als T. R. und sechs Jahre älter als Hughes war, so war er in politischen Belangen doch ein Neuling. Wie Hughes schwenkte auch er erst zur Politik über, als er in einem anderen Beruf bereits festen Fuß gefaßt hatte. Er war dreiundfünfzig Jahre alt, als er die Leitung Princetons zurücklegte, um auf der Wahlliste der Demokraten als Gouverneurskandidat für New Jersey aufzuscheinen. Beinahe schlagartig entwickelte er sich zu einem der geschicktesten Politiker, den die Geschichte der amerikanischen Staatskunst aufzuweisen hatte. Man begann von ihm zu sagen, seine gesamte Laufbahn sei eine Vorbereitung auf das Weiße Haus gewesen.

Woodrow Wilson war, wie Hughes, der Sohn eines Pastors. Nach Geburt und Erziehung war er ein Presbyterianer. Sein Großvater Wilson war ein schottisch-irischer Drucker und Journalist gewesen, der als ganz junger Mann nach Philadelphia eingewandert war, für Duanes berühmte alte „Aurora“ gearbeitet hatte und dann in das Gebiet von Ohio gezogen war, um in Steubenville seine eigene Zeitung herauszugeben. Dort begründete er eine vielköpfige Familie.

Der jüngste Sohn, Joseph Ruggles Wilson, erwies sich als lerneifriger Junge von beachtlicher Rednergabe, der in Princeton sein Theologiestudium beendete. Er unterrichtete an der Akademie von Steubenville, als er die Tochter Thomas Woodrows kennenlernte, eines schottischen Geistlichen, der sich durch seine Predigten in Carlisle im nördlichen England zwar einen guten Namen, jedoch kein Geld erworben hatte und sich gezwungen sah, nach Amerika auszuwandern, um genug für sich und seine Familie zu verdienen. Die Woodrows stammten von einer langen Ahnenreihe presbyterianischer Geistlicher ab. Woodrow Wilson nannte seine Vorfahren gerne unbequeme, eigensinnige und starrköpfige Schotten, Calvinisten und Mitglieder des Bundes schottischer Protestanten.

Im Jahre von Buchanans Wahl im Pfarrhaus von Staunton, Virginia, geboren, war Woodrow Wilson noch ein kleines Kind, als sein gut aussehender Vater, der anfang, wegen des gewählten Stils und des schwungvollen Vortrages seiner Predigten berühmt zu werden, als Pastor der ersten presbyterianischen Kirche nach Augusta in Georgia berufen wurde.

Obwohl Vater und Mutter in Ohio aufgewachsen waren, nahmen sie die politischen Ansichten ihrer Pfarrkinder an. Dr. Wilson wurde ein eifriger Sonderbündler. Die Versammlung, die die Sekte entzweite, wurde in seiner Kirche abgehalten, und er wurde zum ständigen Schriftführer der Presbyterianer des Südens bestimmt.

In den ersten zehn Jahren seines Lebens war Tommy, wie er genannt wurde, der einzige Junge unter vielen Schwestern. Für seine Eltern war es selbstverständlich, daß er die theologische Laufbahn einschlagen sollte. Es war eine harte Geduldsprobe für Dr. Wilson, der ein leidenschaftlicher Leser und ausgezeichnete Kenner der englischen Sprache war, daß sein Sohn nur langsam lesen lernte und Schwierigkeiten bei der Erfassung des Schulkatechismus hatte. Dr. Wilson besaß die scharfe Zunge des Schotten. Sein Spott ergoß sich ätzend über den schwerfälligen Schüler. „Wen der Herr liebt, den züchtigt er“, war seine Parole. Gleichzeitig überlieferte die Familiengeschichte Schilderungen äußerst herzlicher Szenen, wenn Doktor Wilson mit den Kindern im Garten des Pfarrhauses herumtollte.

Als Tommy vierzehn Jahre alt war, wurde sein Vater an die Lehrkanzel des theologischen Seminars in Columbia, der Landeshauptstadt South Carolinas, berufen, die Sherman während des Krieges so gründlich verwüstet hatte. Dr. Wilson bezog ein Gehalt für seine Unterrichtstätigkeit und ein zweites Gehalt von einem der bedeutendsten Kirchensprengel der Stadt, und Mrs. Wilson hatte von einem im Norden verstorbenen kinderlosen Bruder etwas Geld geerbt. Bei der allgemeinen Verarmung des zerstörten Südens bedeutete das einen Reichtum, der für die Familie eines Pastors ungewöhnlich war. Sie bauten sich ein Haus aus Ziegelsteinen.

Der Herr sorgte tatsächlich für sie. Die Kinder wuchsen in einer von Rechtschaffenheit durchtränkten Familie heran, und das Wohlgefallen an guter englischer Prosa wurde ihnen schärfstens eingedrillt.

Im Sommer des Jahres 1873 wurde Thomas Woodrow Wilson zusammen mit zwei anderen Jungen aus der Sonntagsschule (laut dem Kirchenregister) „nach öffentlichem Bekenntnis, während dessen Ablegung sich die göttliche Gnade deutlich erwies, einstimmig als Mitglied dieser Kirche“ aufgenommen.

Woodrow Wilson wurde niemals in der strikten Befolgung der presbyterianischen Vorschriften wankend. Er betete kniend. Er zerlas eine Reihe von Bibeln. „Die Bibel“, sagte er, „enthüllt jeden Menschen vor seinen eigenen Augen als ausgeprägtes moralisches Werkzeug, das sich nicht vor den Menschen zu verantworten hat, nicht einmal vor jenen, die ihm übergeordnet sind, sondern durch sein eigenes Gewissen seinem Herrn und Schöpfer Rechenschaft schuldet.“ Was die Religion anbelangte, erzählte er Jahre nachher Cary Grayson, waren alle Streitfragen vertagt.

Er liebte seine Mutter, aber zu Lebzeiten seines Vaters beherrschte Doktor Wilson sein Leben. Eine warme, bewundernde, beinahe ehrfürchtige Freundschaft wuchs zwischen Vater und Sohn heran. Trotzdem wandte sich Tommy Wilsons Ehrgeiz früh von kirchlichen Belangen ab. Als Knabe hatte er Cooper und Kapitän Marryats Abenteuer zur See eifrig verschlungen. Ehe er noch das Meer gesehen hatte, zeichnete er bereits Pläne von Fregatten, sah sich in seinen Träumen als Admiral der amerikanischen Flotte und verfolgte die Piraten im Pazifischen Ozean. Als sein Vater der Einladung einer großen Kirche in Wilmington, North Carolina, nachkam, erblickte der junge Wilson zum erstenmal richtige Ozeandampfer. Es heißt, daß es nur dem inbrünstigen Flehen seiner Mutter zu verdanken war, daß er nicht mit dem ersten Schiff durchbrannte.

In der Zwischenzeit lenkte ihn ein anderer Wunschtraum ab. Sein Vater bestellte die Zeitungen „Edinburgh Review“ und Todkins „Nation“. Tommy begann die britischen Unterhausdebatten zu lesen. Damals war die Periode der großen Liberalen angebrochen. England erlebte eine Zeitspanne hektischer parlamentarischer Tätigkeit. Der schlanke, schüchterne, gehemmte Bursche — „ein alter junger Mann“, nannte ihn der farbige Diener der Wilsons — stürzte sich mit dem ganzen Ungestüm seiner Jugend in die Vorstellung, ein Cobden oder ein John Bright zu sein und von den Bänken der Opposition unter dem geweihten Sparrenwerk von St. Stephan seine donnernden Reden vom Stapel zu lassen. An Stelle von Schiffen mit geblähten Segeln hing nun ein Bildnis Gladstones über seinem Schreibtisch.

Im Alter von sechzehn Jahren wurde er ins Davidson College in der Nähe von Charlotte geschickt und bewies dort seine Fähigkeit zu harter Arbeit.

Seine Noten waren gut. Ohne Anleitung erlernte er Kurzschrift. In Betragen war er Vorzugsschüler.

Er arbeitete so eifrig, daß sich bald Anzeichen einer akuten Gastritis einstellten. Sein Leben lang waren seine Nerven so angespannt, daß er unter Verdauungsstörungen litt. Er wurde zu einer Ruhepause nach Wilmington zurückgeholt und begann, Latein- und Griechischunterricht für die Aufnahmsprüfungen von Princeton zu erteilen.

Mit neunzehn trat er als Fuchs in Princeton ein, war aber zu schüchtern, den Brief, den ihm sein Vater mitgegeben hatte, dem bekannten schottischen Theologen, Hochwürden James McCosh, der Collegedirektor war, zu übergeben. Dr. McCosh war ein Gelehrter und als geistreicher und ausgezeichnete Vortragender bekannt. In der Darwinschen Auseinandersetzung, die damals Schulen und Kanzeln erschütterte, besaß er den Mut (genau wie Tommys Onkel James Woodrow, der sich damit vor den Presbyterianern die Zunge verbrannte), die Partei der Wissenschaft zu ergreifen. „Wenn es sich erweist, daß diese Theorie richtig ist“, behauptete Dr. McCosh, „dann werden wir feststellen können, daß sie auch mit der Religion in Einklang steht.“

In Princeton widmete der junge Wilson dem Lehrplan genügend Aufmerksamkeit, um mit mäßigen Ehren zu bestehen, aber seine wahren Interessen galten Schriftwerken und Debatten über Politik, Staatskunst und Verfassung. Er verschlang die scharf pointierten Debatten des britischen Parlaments, die er in der Bibliothek in den gebundenen Heften des „Gentleman's Magazine“ veröffentlicht fand.

Debatten waren bei den Studenten Princetons in jenen Tagen sehr beliebt. Er trat der Whig Society bei (Gesellschaft der Liberalen), die noch immer der von James Madison entworfenen Verfassung unterlag, und wurde ihr Musterredner. Damit nicht zufrieden, gründete er nach dem Vorbild des englischen Parlaments eine neue Gesellschaft: The Liberal Debating Club. Für diesen Klub legte er selbst die Statuten fest. Er zeigte lebhafteste Anteilnahme an allen Hochschulbetätigungen, war Vorsitzender des Sportkomitees und der Baseballgesellschaft und bevollmächtigter Redakteur der Universitätszeitung „Princetonian“.

Er schloß sich an eine Generation junger Amerikaner an, die fanden, sie sollten es dem englischen Adel gleichtun und die Politik aus den Händen bezahlter Agenten nehmen. In einer Schar von Freunden, die zum überwiegenden Teil Mitglieder eines Speiseklubs waren, der sich „Die Krokodile“ nannte und einander in ihren Zimmern in Witherspoon Hall trafen, entstand ein geflügeltes Wort, um jeder Diskussion ein Ende zu setzen: „Wenn ich dich im Senat treffe, werden wir darauf zurückkommen.“

Tommy Wilson ging so weit, daß er unter seinen Namen auf einigen Visitenkarten schrieb „Senator von Virginia“.

Mit dem Jungen aus Utica, der später vom nördlichen New York in den Kongreß gelangte, schloß er eine jener Jugendfreundschaften, die soviel dazu beitragen, das Leben eines Menschen zu formen.

In einer erinnerungsfreundlichen Stimmung schrieb er: „Ich entsinne mich, mit Charlie Talcott, einem Klassenkameraden und sehr guten Freund von mir, einen feierlichen Bund geschlossen zu haben, alle unsere Kräfte und Neigungen für die Aufgabe zu schulen, unsere gemeinsamen Prinzipien durchzusetzen, uns Wissen und damit Macht anzueignen und uns in allen Künsten der Beeinflussung zu üben, ganz besonders in der eindrucksvollen Rede (denn wenn es jemals einen geborenen Redner gab, so war es es), damit wir ein Werkzeug besitzen mögen, andere in die Bahnen unseres Denkens zu lenken und sie unseren Zwecken unterzuordnen.“

Er sah sich als Glied einer langen Reihe großer Parlamentarier, las entzückt die Werke Macaulays und versuchte, seinen Stil an jenem Begehots auszufeilen.

Greenes „Kurze Geschichte des englischen Volkes“ begeisterte ihn so, daß er beabsichtigte, sie mit einer „Geschichte des amerikanischen Volkes“ zu ergänzen. Er beschloß, nicht nur Redner, sondern auch Schriftsteller zu sein. Aufgeregt schrieb er seinem Vater, er hätte entdeckt, einen regen Geist zu haben. Während der Ferien, die er in Wilmington verbrachte, trat er an Tagen, an denen die Kirche leer stand, auf die Kanzel und übte seine Vortragskunst an Brukes Reden.

Das System des englischen Parlaments wurde zu seinem Idol. In seinem Abschlußjahr hatte er einen Artikel über „Die Kabinettsregierung in den Vereinigten Staaten“ verfaßt, der in „The International Review“ abgedruckt wurde, dem damals besten amerikanischen Blatt für theoretische Politik. Das gleiche Thema behandelte er bei seiner mündlichen Abschlußprüfung.

Etwas von dem Fluidum dieser Veröffentlichung hing ihm noch nach, als er an der Universität von Virginia inskribierte, um Jura zu studieren. „Mein erwählter Beruf war die Politik, der ausgeübte das Recht. Ich wählte den einen, weil ich annahm, daß er mich zu dem anderen führen würde“, erklärte er wenige Jahre später in einem Brief an seine Braut.

Er haßte das trockene Jusstudium, aber er ackerte sich durch. In Princeton hatte er sich gut gehalten. In Charlotteville jedoch wurde er beinahe unbegrenzt bewundert. Er ließ seinen schönen reinen Tenor im Gesangsverein und im Kirchenchor erschallen. In seinen Beschreibungen hieß es, er „verfüge über einen eigenartigen Charme und ausgezeichnete Manieren“, und seine Haltung verriete „eine unaufdringliche Würde“. Er entwickelte

Humor, und man holte ihn, wo immer eine gefällige Rede zu einem öffentlichen Anlaß gebraucht wurde.

Er füllte seine langen einsigen Tage mit dem Studium, mit Wortgefechten, mit Lektüre, mit herzlichen College-Freundschaften und dem erfolglosen Hofieren einer seiner Woodrow-Cousinen aus, die das Frauenseminar in Staunton besuchte, als ihn wieder einmal die Krankheit niederwarf, die noch immer als Verdauungsstörung beschrieben wurde. Wieder riet ihm der Arzt, nach Hause zu fahren und auszuruhen. Eineinhalb Jahre hindurch ließ er sich von seiner Mutter gesundpflegen, während er in dem behaglichen Pfarrhaus von Wilmington Jura studierte.

Alle Familienverbindungen hatten zu spielen begonnen, um den günstigsten Platz für Tommy Wilsons Praxis ausfindig zu machen, sobald er kräftig genug war, seine Anwaltsprüfung abzulegen. Er entschloß sich für Atlanta, wo er gemeinsam mit einem Freunde von der Universität eine Kanzlei eröffnete. Mit fünfundzwanzig war er ein ernst wirkender junger Mann mit Schnurrbart und Backenbart. Er legte das kindische Tommy ab und unterschrieb sich mit Woodrow Wilson.

Woodrow Wilson war nicht für das Leben eines Anwalts geboren. Ihm schwebte eine politische Karriere vor Augen, aber da er zwischen Frauen und unter dem schützenden Glassturz der Liebe seines Vaters herangewachsen war, fehlte ihm die dreiste Energie, von der lokalen Rampe den Sprung in die Politik zu wagen, wie Theodore Roosevelt es in New York tat. Für das grobe, geldgierige Atlanta war er zu schüchtern, zurückhaltend und verschlossen. Er gab seine Kanzlei auf, die kaum von Klienten beansprucht worden war, und fuhr an das Johns-Hopkins-Institut, das damals eben seine Blüte als hervorragende Universität erlebte, um dort seinen Doktor der Philosophie zu machen. Das College-Leben sagte ihm zu. In Hopkins schrieb er sein erstes und gleichzeitig bestes Buch: „Congressional Government“.

In der Zwischenzeit hatte er sich abermals verliebt. Auf seiner Reise nach Georgia, wo er sich um eine Rechtssache seiner Mutter annehmen mußte, traf er Ellen Axson, die Tochter des Pastors der ersten römischen Presbyterianerkirche, ein stilles, ernstes Mädchen von großem Reiz. Ihre Freunde sprachen von ihrer „blumengleichen“ Frische. Die Jugendjahre der beiden waren in so ähnlichen Bahnen verlaufen, daß sie Geschwister hätten sein mögen.

Die Axsons stammten genau wie die Woodrows von einer Reihe schottischer Geistlicher ab. Ihr Großvater war seinen presbyterianischen Pfarrkindern in Savannah als „der große Axson“ bekannt.

Ellen Axson war entschlossen, Malerin zu werden. Sie überzeugte Wil-

son, daß er seine Arbeit in Hopkins zu Ende bringen und sie ein Jahr lang an der Kunstakademie in New York studieren müsse, ehe sie heirateten. Beide Familien scheinen über die Verlobung sehr glücklich gewesen zu sein. Ellen Axsons Bruder Stockton wurde einer von Woodrows engsten Freunden.

Es war, als hätten sie einander ihr Leben lang gekannt. Sie wechselten beinahe täglich Briefe. „Du bist — abgesehen von meinen Angehörigen zu Hause — der einzige Mensch auf der Welt, vor dem ich mich nicht zu verstellen brauche, bei dem ich nicht fürchten muß, zu vertrauensselig zu sein“, schrieb er ihr.

Wie gewöhnlich, mutete er sich wieder zuviel zu. „Man muß in Büchern herumstöbern“, schrieb er aus Baltimore, „nirgends sonst entdeckt man Geschichte. Man kann die Gegenwart nicht verstehen, ohne aus den Erfahrungen zu lernen, die zwischen den teilnahmslosen Umschlägen dicker Folianten eingebettet liegen oder auf den vergilbten Seiten alter Manuskripte festgehalten wurden. Dann muß man alle seine Sinne in seinen Augen konzentrieren und vergessen, daß man nicht dazu erschaffen wurde, den ganzen Tag auf einem harten Sessel vor einem rechteckigen Tisch zu sitzen. Für einen Christen ist es genauso notwendig zu arbeiten wie froh zu sein.“

In seinen Briefen bekrittelt er die verstaubte amerikanische Gelehrsamkeit, selbst der hervorragenden Runde, die Professor Adams in seinem Geschichtlichen Seminar versammelt hatte. „Dem Stil wird hier nicht viel Aufmerksamkeit gewidmet. Als ausschlaggebend wird einzig der Gedanke betrachtet — die Art, in die er gekleidet wird, zählt kaum. Du und ich jedoch wissen, daß man keinen größeren Irrtum begehen kann, und dem gepflegten Stil soll, wie unter der Anleitung meines Vaters, mein eifrigstes Bemühen gelten. Ein Schriftsteller muß genauso wortgewandt wie stark sein.“

Von frühester Kindheit an hatte sein Vater ihn in den Schönheiten der englischen Prosa gedrillt. Jahre später erzählte er während einer Ansprache vor der Lehrgesellschaft wie sein Vater zu ihm gesagt hätte: „Wenn du einen Satz prägst, denn lade keine Kanone, sondern eine Pistole. Die Streuung deines Geschosses darf nicht sämtliche in der Nachbarschaft deines Zieles liegenden Objekte streifen. Eine einzige Kugel hat schnurgerade im Schwarzen zu landen und den Zweck zu treffen, den sie verfolgt, und sonst nichts.“

Aus dem weitschweifigen akademischen Stil jener Periode gelang es Woodrow Wilson, seine Schreibweise zu entwickeln, die dem jeweiligen Thema gerecht wurde. Seine wahre Begabung aber offenbarte sich in der Dialektik. Er benützte jede Gelegenheit, um vor einer Zuhörerschaft zu

sprechen. In erster Linie bereitete er sich darauf vor, als Hochschulprofessor zu wirken. Was danach kommen würde — wer konnte das wissen? „Rhetorik“, schrieb er Ellen Axson, „ist kein Deklamieren, kein theatrales Anschwellen der Töne, um damit sieghaft hervorzubrechen; sie ist vielmehr die Kunst der Verführung, die Kunst, die Worte so zu setzen, daß sie unwiderstehlich auf die Zuhörer wirken.“

Er beschrieb ihr seine Freude am gesprochenen Wort als „eine intellektuelle Übung. Zweifellos“, setzte er hinzu, „liegt hier das Geheimnis meiner kleinen Erfolge, die ich als Redner erzielte. Ich genieße es, eine Rede zu halten, weil dabei mein Geist und alle meine Fähigkeiten aufflammen. Ich glaube, daß es diese prickelnde Erregung ist, die meinem Auftreten Selbstsicherheit und eine Souveränität verleihen, die zur Aufmerksamkeit zwingen. Wie dem auch sein mag — ich fühle eine Art von Verwandlung — und es fällt mir schwer, nach einer Rede einzuschlafen.“

Woodrow Wilson und Ellen Axson, ein Paar, wie es besser nicht zusammenpassen konnte, wurden im Juli 1885 in dem presbyterianischen Pfarrhaus in Savannah, Georgia, getraut.

Im September des gleichen Jahres schlug Wilson die akademische Laufbahn als außerordentlicher Professor für Geschichte in Bryn Mawr ein. Sein Jahresgehalt betrug fünfzehnhundert Dollar, davon verschlangen Wohnung und Verpflegung für das junge Paar wöchentlich zwanzig Dollar. Es blieb also nicht viel übrig.

Besonders als das erste Kind geboren wurde, mußte er Mittel und Wege finden, sein Einkommen zu erhöhen. Das große Werk, das er über die Philosophie der Staatskunst zu schreiben beabsichtigte, mußte beiseite geschoben werden und einem Lehrbuch über die Verfassung Platz machen. Langsam gelang es ihm, Artikel in der Zeitschrift „The Atlantic Monthly“ unterzubringen. Es schien, als müßte er seinen politischen Ehrgeiz auf unbegrenzte Zeit zurückstellen. Im Herbst des Jahres 1886 schrieb er seinem Freund Charlie Talcott, der nach Hause in den nördlichen Teil des Staates New York zurückgekehrt war, um als Jurist zu arbeiten und es bereits zum Stadtrat von Utica gebracht hatte. Er erklärte ihm, warum er mit dem Vorhaben, die Regierung der Vereinigten Staaten zu reformieren, nicht vorwärtskam. „Nachdem der Winter über den ungewohnten, daher anstrengenden Pflichten in den Klassenzimmern verfolgt war, wurden meine Sommerferien durch die Arbeit an meinem Lehrbuch aufgebraucht. Aber Mrs. Wilson könnte Dir bestätigen, wie sich meine Gedanken in der Zwischenzeit unablässig um unseren alten Pakt gedreht haben.“

„Ich glaube, Charlie“, schrieb er, „wenn sich eine Anzahl junger Männer (sagen wir zehn oder zwölf) zusammenfände (und unter zusammenfinden verstehe ich einen Meinungsaustausch, sei es durch Rundschreiben oder

sonst wie), sich auf ein gemeinsames politisches Programm einigten und, sobald sie eine vernünftige Ausgangsbasis für die Lösung der Fragen der unmittelbaren Zukunft geschaffen haben, ihre Stimmen in großen oder kleinen Zeitschriften, zu denen sie Zutritt erlangen können, erheben und sich durch ehrliches Verständnis der Probleme, die sie behandeln, systematisch einen Weg zu echtem Ansehen und Einfluß auf die Presse und damit auf die öffentliche Meinung bahnten, dann wäre ein großer Schritt zur Verwirklichung jener neuen politischen Haltung und Partei getan, die das Land so bitter benötigt —, und mein Ehrgeiz ist es, daß wir an der Bildung einer solchen Gruppe beteiligt sein mögen.“

Die „anstrengenden Pflichten in den Klassenzimmern“ beschlagnahmten Woodrow Wilsons Leben für die nächsten zwanzig Jahre. Seine akademische Laufbahn war sichtlich erfolgreich. Die Jahre von Bryn Mawr waren die eintönigsten. Keiner hätte weniger Begeisterung für die Weiterbildung ernster junger Mädchen aufbringen können. Der Vortrag lag ihm weit mehr am Herzen als der Unterricht. Er beklagte sich, daß die Hörerinnen jeden Witz, den er in der Klasse machte, mit unbewegter Miene in die Hefte eintrugen.

Außerlich war er selbst ein ernster junger Mann. „Ich habe mich daran gewöhnt, für einen Geistlichen gehalten zu werden“, gab er einem Freund zu. Als sein Klassenkamerad Robert Bridges, der im Begriffe stand, sich als Journalist einen Namen in New York zu machen, für ihn einen Vortrag vor einer dortigen Versammlung ehemaliger Hörer arrangierte, sprach er dertrocken über die Pflicht der Universitäten, die Studenten auf den Dienst am Staate vorzubereiten, daß sich die Leute leise aus dem Saal verdrückten und erst wieder auf ihre Plätze zurückkehrten, als nach ihm Chauncey Depew das Wort ergriff und sich unter dem brüllenden Gelächter seiner Zuhörer über den hohlwangigen jungen Professor mit den Augengläsern lustig machte.

An der Wesleyan-Hochschule fühlte er sich wohler. Middletown war eines der reizendsten Plätzchen Connecticuts. Die Neuengländer waren ihm geistig verwandt. Seine Vorlesungen waren dicht besucht. Nach englischem Vorbild gründete er einen Redeklub, den er das Unterhaus nannte. Die Klubvorstände blieben nur so lange im Amt, als das „Parlament“ sie in der Vertrauensfrage bejahte.

Er war bereits ein beliebter Professor. Er leitete eine Bewegung, die sich gegen die Studentenverbindungen richtete und bemüht war, allen Studenten zumindest zu Sportvereinen ausschließlich auf Grund ihrer Leistungen Zutritt zu verschaffen. Obwohl er selbst kein Turner war, begeisterte er sich für den Hochschulsport. Ein ehemaliger Student, der nun

bereits „Alter Herr“ war, erzählte einem seiner Biographen, er hätte Professor Wilson in einem kritischen Augenblick eines hart geführten Fußballspiels, das im Regen gegen die stärkere Mannschaft von Lehigh ausgetragen wurde, in Regenmantel und Gummistiefeln von den ungedeckten Zuschauerstühlen hervorstürmen und die Wesleyaner mit fuchtelndem Regenschirm und Hurrageschrei anfeuern gesehen.

Sein Name genoß immer höheres Ansehen an den Hochschulen. Johns Hopkins lud ihn ein, eine Reihe von Vorlesungen zu halten. Er wurde zum Vorsitzenden der Gesellschaft der Alten Herren gewählt, von den Phi Beta Kappa (exklusive Studentenverbindung) geehrt, und Wake Forest in Nord Carolina verlieh ihm einen Ehrentitel, den ersten einer späteren langen Reihe. James Bryce, den er bei einem Vortrag in Baltimore kennengelernt hatte, empfahl sein Buch „Congressional Government“ in einer Neuauflage des „The American Commonwealth“. Im Jahre 1889 war es für seine ehemaligen Klassenkameraden von 1879 nicht mehr schwierig, eine Professur an der Princeton Universität für ihn zu erwirken.

In Princeton flossen die Jahre angenehm dahin. Die Bezahlung war zwar nichts weniger als großartig, aber Ellen Wilson verstand es vortrefflich, hauszuhalten. Sie stellte appetitliche Mahlzeiten auf den Tisch, nähte die meisten ihrer und die Kleider der drei kleinen Töchter selbst und schnitt ihnen Papierpuppen aus, um Geld für Spielwaren zu sparen. Sie bestellte den Blumengarten, stickte, paukte den Mädchen den Katechismus ein und fand sogar noch Muße, ein wenig zu malen. Von ihr stammten die vergrößerten Bleistiftzeichnungen nach Porträts von Burke, Webster, Gladstone, Bagehot und Professor Wilsons Vater, die im Studierzimmer hingen. Sie sprang fallweise als Sekretärin ein und half ihrem Mann beim Korrekturenlesen. Der Professor war handwerklich nicht sehr geschickt, aber im Winter sah er mit grimmiger Entschlossenheit nach der Kohlenheizung. Einmal wurde er sogar dabei beobachtet, wie er den Rasen mähte.

Seine Studenten kamen gern zu seinen Vorlesungen. Jahr um Jahr wurde er zum beliebtesten Professor gewählt. Oft trat man an ihn heran, wenn eine öffentliche Rede zu halten war. Seine Beiträge erschienen in den führenden Zeitschriften, und er schrieb die Buchkritiken für „The Atlantic Monthly“.

Zu Hause war er der Mittelpunkt einer Gruppe ihn schwärmerisch verehrender Frauen. Das Wilson-Haus war stets von Verwandten bevölkert, die nach der alten Tradition des Südens mit größter Selbstverständlichkeit für ausgedehnte Besuche zur Familie zogen. Es waren Ellen Wilsons Brüder, Schwestern und Nichten, Woodrow und Wilson Cousins, entfernt verwandte Studenten, denen sie durch die Studienzeit halfen.

Die Mahlzeiten wurden auf die Minute pünktlich eingehalten. Frühstück gab es um acht Uhr, Mittagessen um eins. Der Professor leitete von der Spitze der Tafel das Gespräch. Einzig seine Frau wagte es, ihm zu widersprechen. „Oh Woodrow, das meinst du doch nicht im Ernst“, wandte sie manchmal ein. „Gnädige Frau, ich hatte den Eindruck, daß ich es ernst meinte“, antwortete er mit sarkastischem Lächeln, „bis man mich eines Besseren belehrt.“

Obwohl er an der Fakultät gute Freunde und begeisterte Förderer besaß, blieb er ein schüchterner, zurückgezogener Mann. Nach Möglichkeit vermied er es, Fremde kennenzulernen.

Nur zu Hause lockerte sich seine kalte intellektuelle Haltung. Zu Hause machte er Witze, gab Schüttelreime zum besten und erzählte mundartliche Geschichten. An den Abenden las er aus Dickens, Macaulay oder Matthew Arnold vor. Scharaden bereiteten ihm großes Vergnügen, und manchmal sagte er, er wünschte, Schauspieler zu sein. Zur hellen Freude seiner kleinen Töchter zog er die lockere Haut seines langen Gesichtes zu wunderlichen Falten oder spielte kleine Possen. Der stadtbekannte Trunkenbold oder der gezierte Engländer gehörten zu den Lieblingsstücken der Kinder. Es hieß sogar, er wäre gesehen worden, als er mit einem keck in die Stirn gedrückten Zylinder eine Polka getanzt hätte. Zum Unterricht begab er sich auf dem Fahrrad.

Seine Gesundheit war unstedt. Immer wieder erlitt er Zusammenbrüche, die durch Überanstrengung hervorgerufen wurden. Als er im Frühling 1896 seinen „George Washington“ beendete, litt er so schwer unter einem Schreibkrampf, daß er lernen mußte, mit der linken Hand zu schreiben. Die Ärzte rieten zu einer Luftveränderung. Da das Geld nicht ausreichte, um mit der ganzen Familie auf Urlaub zu fahren, drängte Ellen Wilson ihren Mann, allein nach England zu reisen. Er fuhr mit einem der billigen Anchor-Line-Schiffe nach Glasgow.

Princetons hervorragendster politischer Theoretiker, der Demokrat blieb, obwohl er die Irrlehre der Populists bedauerte, zu der der jugendliche Redner von der Platte den Mittleren Westen aufrüttelte, verbrachte den Sommer von Bryans Kampagne für das freie Münzrecht auf einer Radtour durch Schottland und England.

Der Anblick der gotischen Universitätsgebäude von Oxford überwältigte ihn. In der Abtei von Tintern las er Wordsworth. Nach einem Nachmittag, den er vor den Rembrandts, Reynolds und Turners der National Gallery verbracht hatte, schrieb er seiner geliebten Ellen, er fühle sich ganz schuldbewußt, diese Gemälde ohne sie besichtigt zu haben.

Er schloß Reisebekanntschaften. Während der Überfahrt auf der „Äthiopia“ befreundete er sich sosehr mit einem Anwalt und dessen Frau

aus Süd Carolina, daß sie während der ganzen Reise beisammen blieben. Ihnen vertraute er all seine Pläne und Wunschträume an. Sie verabschiedeten sich mit der halb scherzhaften Bemerkung, daß Wilson, sobald er Präsident wäre, Mr. Woods zum Bundesrichter machen würde. Jahre später erfüllte er dieses Versprechen.

Um die Jahrhundertwende stand die Hochschulbildung in Amerika wieder einmal im Zeichen der periodischen Suche nach der Seele. Hadley in Yale und Eliot in Harvard machten viel von sich reden. Die Kuratoren von Princeton, unterstützt durch Präsident Grover Cleveland und einige andere bekannte „Alte Herren“, die sich in dem reizenden Ort niedergelassen hatten, wurden es müde, ihr College im Ruf eines ländlichen Kurortes für reiche, junge Müßiggänger zu wissen. Im Herbst 1896 verlangte Professor Wilson, der eben erst von seinem Besuch in Oxford zurückgekehrt war, anläßlich der Feierlichkeiten der formellen Umbenennung des Colleges von New Jersey in „Princeton-Universität“ ein gründliches, strenges humanistisches Lehrprogramm, das junge Männer nach konservativen Prinzipien heranziehen und so auf ihre Pflicht im Staate vorbereiten sollte. Die Rede hinterließ einen nachhaltigen Eindruck. Als Dr. Patton im Jahre 1902 den Vorsitz niederlegte, wurde Professor Wilson von den Kuratoren einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt.

Das war das Ende des langgehegten Planes, am Sabbat nicht zu arbeiten und seine Töchter auf Europareisen zu schicken, während er sich seinem Projekt einer Philosophie der Staatskunst widmen wollte, die das Novum Organum des Liberalismus des zwanzigsten Jahrhunderts sein sollte.

Seine Einsetzung wurde sehr feierlich begangen. Expräsident Grover Cleveland und Gouverneur Murphy aus New Jersey führten den Umzug der Akademiker an. Freunde berichteten über Woodrow Wilsons schlanke, kerzengerade Erscheinung und die lebhaften Augen, die unter der vier-eckigen Akademikermütze hervorblickten. Henry van Dyke, der Dichter-Prediger, Booker T. Washington, Hadley von der Yale-Universität, Lowell von Harvard, Butler von Columbia ergänzten den Zug mit ihren bunten Roben. Die Teilnehmer konnten die beachtliche Größe von J. Pierpont Morgans Nase bestaunen. Da waren Mark Twain mit seiner weißen Mähne und dem unvermeidlichen Leinenanzug zu sehen, und William Dean Howells. Oberst Harvey und Walter Hines Page bildeten als treue Verleger der Bücher des Professors die Nachhut des Zuges.

Die Antrittsrede des neuen Direktors wurde mit großem Beifall aufgenommen. Nur Grover Cleveland soll unter seinem Bart gemurmelt haben: „Klingt gut. Möchte bloß wissen, was es bedeuten soll.“

Der vom Alter gebeugte Dr. Joseph Wilson mußte das Bett hüten, von

dem er sich nie mehr erheben sollte. Ein Besucher berichtete, er hätte ihn trotz seiner Krankheit aus vollem Halse „Krönt ihn mit vielen Kronen“ singen hören. Er sagte, dies sei der schönste Tag seines Lebens. Er ließ seine drei kleinen Enkelinnen am Fußende des Bettes antreten und trug ihnen auf, niemals zu vergessen, was er ihnen nun sagen würde; daß ihr Vater der bedeutendste Mann sei, der ihm jemals untergekommen wäre.

Woodrow Wilson war sechsundvierzig Jahre alt, als er das anheimelnde Stukkohaus mit dem modernen Holzverbau, das er und seine Frau auf dem Library Place hatten errichten lassen, mit dem Prunk von Prospect, dem offiziellen Wohnsitz, vertauschte.

Als Direktor von Princeton stand Wilson im Kreuzfeuer vieler Gespräche und Zeitungsartikel. Er begann, um Geldmittel für die Hochschule zu werben. Er stellte fünfzig neue Studienleiter ein, die den Fortschritt der Hörer nach den pädagogischen Gesichtspunkten, die ihn in Oxford und Cambridge so beeindruckt hatten, überwachen sollten. Er schmiedete Pläne, die protzigen Speiseklubs abzuschaffen, die sich an Stelle der verbotenen Bruderschaften breit machten, und die Universität nach englischem Vorbild in Kollegien unterzuteilen, in denen Studenten und Studienleiter ihre Mahlzeiten gemeinsam einnehmen sollten. Er schraubte die Anforderungen des Lehrplanes in die Höhe. Die Söhne reicher Männer begannen durchzufallen.

„Er verdirbt den besten Landklub von Amerika“, stöhnten die ehemaligen Princeton-Absolventen, aber eine Zeitlang taten sie mit, obwohl die Zahl der Neuinskribierungen abnahm. Mit Grover Cleveland und M. Taylor Pine an der Spitze, entschlossen sich reiche ehemalige Studenten von Princeton zu wirklich beachtlichen Zuschüssen. Ralph Adams Cram entwarf die viereckigen, von Gebäuden umschlossenen Schulhöfe im gotischen Tudor-Stil, der das Herz der Anglophilen höherschlagen ließ.

Es waren die Jahre von Theodore Roosevelts neuem Nationalismus. Der Direktor von Princeton, der die gewohnheitsrechtliche Vorrangstelle der Reichen in den Kollegien bekämpfte, war als Redner viel begehrt. Mit seinem Vorsatz, ohne Standesunterschied allen die gleichen Möglichkeiten einzuräumen, sich auf den Dienst am Gemeinwohl vorzubereiten, stand er dem Programm der republikanischen Fortschrittler näher als jenem, das im Osten als William Jennings Bryans Appell an den Pöbel bezeichnet wurde. Aber selbst für Woodrow Wilson nahm das Wort Demokratie den Ton der Gleichschaltung an. Professor Wilson, der ursprünglich ein Hamilton-Anhänger gewesen war, begann sich für die Ideen von Thomas Jefferson zu interessieren.

Im Winter 1905 erkrankte er abermals. Eine Bruchoperation mit anschließender Venenentzündung zwang ihn, eine fünfwöchige Erholungspause in Florida einzuschalten.

Seine Neuerungen in Princeton waren anfangs klaglos angenommen worden, nun aber begannen sich Widerstände zu regen. Er fand sich einem anderen Presbyterianer gegenüber, der genauso leidenschaftlich wie er für eine große Zukunft Princetons eintrat, zu deren Verwirklichung jedoch andere Wege einschlug.

Andrew West war Dekan der Hochschule. Anfangs waren er und Wilson sich über die Art einig, wie diese Schule, die beide förderten, in das neue Schema eingepaßt werden sollte. Dekan West lehnte sogar die Leitung der Technischen Hochschule von Massachusetts ab, um an diesem begrüßenswerten Unterfangen mitzuarbeiten.

Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten versteiften sich bald zur Starrköpfigkeit. Die Erbitterung religiöser Eiferer machte sich bei beiden bemerkbar. Hatte Woodrow Wilson einmal seine Meinung gefaßt, so wurde sie in seiner Vorstellung auch schon zur Sache der Gerechtigkeit. Wer seine Ansicht nicht teilte, war entweder ein Narr oder ein Spitzbube. Er fand, daß Dekan West beides war.

Politische Omen, „kaum so groß wie eine Männerhand“, begannen sich am demokratischen Himmel abzuzeichnen. Nach und nach wurde Woodrow Wilson als Standartenträger angesehen, um den sich die konservativen Demokraten scharen konnten. „Bedauern Sie mich nicht“, schrieb er Robert Bridges, dem Herausgeber von „Scribners Magazine“, wo alle meine alten Wunschträume wieder zu neuem Leben erweckt werden.“

Nach einer Vorlesung in Charleston, Süd Carolina, nannten die einflußreichen „News & Courier“ ihn den meistversprechenden Präsidentschaftskandidaten aus dem Süden. George Harvey, der politische Drahtzieher und unnachgiebige Publizist aus Vermont, dem von den Morgans die Umbildung des Harper-Verlagshauses übertragen worden war und der persönlich „Harpers Weekly“ herausgab, führte ihn bei einem Abendessen, das zu seinen Ehren im Lotos Club in New York stattfand, ein und schlug ihn formell als demokratischen Kandidaten für die nächste Wahl vor.

„Als einer der zahlreichen Demokraten, die es satt haben, für das republikanische Programm zu stimmen, greife ich begeistert selbst die geringste Möglichkeit auf, mit meinem Ja den Direktor der Princeton-Universität zum Präsidenten der Vereinigten Staaten zu machen.“

Wilson antwortete mit einem Wort Tennysons und erklärte, er hätte von den Dichtern mehr über die Staatskunst gelernt als von den Politikern. Er tat, als nähme er Harveys Vorschlag auf die leichte Schulter, aber seine politischen Wunschträume waren tatsächlich zu neuem Leben erweckt worden. Schon erblickte er in seinem Kampf um die Gerechtigkeit in Princeton das bloße Vorgefecht für eine Erneuerung des gesamten Staatswesens.

Seine Post wurde immer umfangreicher. Er reiste kreuz und quer durch das Land, um seine Reden zu halten, und gönnte sich keine Atempause. Er mußte Unterlagen für seine „Geschichte des amerikanischen Volkes“ sammeln und bewältigte eine ungeheure Menge schriftlicher Arbeiten, wobei ihm nur seine Frau und ab und zu ein Student halfen. Er tippte alle Arbeiten selbst. Auch ohne den Widerstand, auf den er mit seinen Absichten für Princeton stieß, wäre es ein überaus anstrengendes Leben gewesen. An eine Opposition konnte er sich nie gewöhnen.

Eines Morgens im Frühjahr 1907 erwachte er und stellte fest, daß er auf dem linken Auge nichts sah. Erst da gestand er seiner Frau, daß er unter heftigen Schmerzen gelitten hatte, die er als Nervenentzündung in der linken Schulter und im Bein beschrieb. Sein Freund, Professor Hibben, schickte ihn eiligst zu einem Spezialisten nach Philadelphia. Der Facharzt stellte eine schwere Verhärtung der Arterien fest und befahl ihm, jede Tätigkeit aufzugeben und für den Rest seiner Tage das Leben eines Kranken zu führen.

Außerlich schickte sich Woodrow Wilson in dieses Urteil. Er strich seine angekündigten Reden und ließ sich von der Universität beurlauben. In der Zwischenzeit erkundigte er sich nach anderen Ärzten, die seine Krankheit in weniger dramatischem Licht sehen mochten. Schließlich stieß er auf einen Arzt, der seine Beschwerden nicht halb so bedrohlich fand und ihm nach einer Ruhepause von drei Monaten völlige Genesung versprach.

Hier bot sich eine Gelegenheit, Ellen und den Töchtern England zu zeigen. Im Lehnstuhl sitzend, packte Woodrow Wilson die Koffer für die ganze Familie, wie er es immer zu tun pflegte. Ellen Wilson nahm ihre Malsachen mit. Von einer Mrs. Wordsworth, die einen Nachkommen von Wilsons Lieblingsdichter geheiratet hatte, mieteten sie für den Sommer ein Haus im englischen Seengebiet und waren dort restlos glücklich.

Wilson besaß die Gabe, völlig auszuspannen, wenn es sein mußte. Er konnte stundenlang schlafen. Die üppig grüne Landschaft von Cumberland entzückte ihn. Er fand unterhaltsame Freunde, saß auf einer Bank vor dem Dorfgasthaus und plauderte mit den Einheimischen, ging viel spazieren, wenn es nicht eben regnete, und las den Töchtern Browning und die Dichter der englischen Seeschule vor oder sang nach dem Abendessen Studentenlieder. Ehrfürchtig besuchte er die Sonntagsmesse in der kleinen steinernen Kirche, in der Wordsworth begraben lag. Im Herbst kehrte er strahlend und gesund und angriffslustig nach Princeton zurück.

Wenn er in seinen Neuerungsbestrebungen anfangs die Kuratoren auch an seiner Seite hatte, so war doch der Ausschuß genau wie der Lehrkörper in zwei gegnerische Lager zerfallen. Die Universität gährte von Verleumdungen. Wilson zeigte keinerlei Talent, seinen Widersachern auf hal-

bem Wege entgegentzukommen. Wer nicht für ihn war, mußte gegen ihn sein. Verbindungen wurden gelöst. Es regnete Klagen und Gegenklagen. Alte Freunde wechselten auf die andere Straßenseite hinüber, um nicht miteinander sprechen zu müssen.

Selbst sein enger Freund Jack Hibben, den er während seiner Abwesenheit zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, wandte sich bei einer Versammlung des Lehrkörpers gegen ihn, als er seinen Plan für die Kollegiengebäude, mit denen die Speiseklubs abgeschafft werden sollten, zur Abstimmung brachte. Wilsons Vorschläge wurden überstimmt. „Keiner kann einen Gentleman dazu bringen, sich mit einem Außenseiter an einen Tisch zu setzen“, stellte ein ehemaliger Princeton-Student fest.

Zum ersten Male in seinem Leben gelang es Wilson nicht, seinen Willen durchzusetzen. „Mir hat dieses Vorhaben nichts als eine Niederlage und Verdruß eingebracht“, schrieb er einem Freund.

Nach seiner Krankheit stellte ihm die Universität einen Assistenten bei, der ihm einen Teil der Routinearbeiten abnahm. Wilson befand sich jetzt oft auf Vortragsreisen und verhandelte mit befreundeten Verlegern und politischen Gönnern in New York. Er machte Winterferien auf den Bermudas, wo eine reizende amerikanische Gastgeberin namens Mrs. Peck für ihn berühmte und unterhaltsame Leute zu kleinen Abendgesellschaften lud. Das akademische Leben verblaßte. Die große Welt öffnete ihm die Pforten.

Der Streit von Princeton hatte sich zu einem Tauziehen zwischen den Befürwortern einer neuen Hochschule unter Dekan West und den Wilson-Anhängern entwickelt, die zuerst mit dem Bau der Studentenquartiere beginnen wollten. Für beide Vorhaben reichten die Mittel nicht aus. Im Mai 1910 starb unerwartet ein alter ehemaliger Princeton-Hörer namens Wyman und hinterließ einige Millionen Dollar für den Bau einer neuen Universität. Um einer unrichtigen Auslegung seiner Absichten vorzubeugen, ernannte er den Dekan zum Testamentsvollstrecker. Dies bedeutete einen klaren Sieg für Andrew J. West.

Die Speiseklubs blieben so exklusiv wie eh und je. Die Kuratoren äußerten sich hoffnungsvoll über Wilsons kommenden Rücktritt.

Direktor Wilson ging seine Niederlage nicht so zu Herzen, wie es seine Freunde befürchtet hatten. Sein Interesse an Princeton war verflüchtigt, als er erkannte, daß er seinen Kopf nicht durchsetzen konnte. Nun galt sein Ehrgeiz einem höheren Ziel. Er hatte nichts Geringeres vor, als Präsident der Vereinigten Staaten zu werden.

Als Freunde ihm zu bedenken gaben, er verstünde nicht genügend von praktischer Politik, verwies er auf seine Kämpfe mit dem Lehrkörper von

Princeton. „Selbst erfahrene Politiker können mich kaum noch etwas lehren“, zitierte ihn seine Tochter Eleanor. „Sie sind im Verhältnis zu manchen, mit denen ich mich in Princeton herumschlagen mußte, wahre Laien.“

Der Thronbereiter aus Vermont

Oberst Harvey, der genießerisch darauf wartete, den neuen Präsidenten in den Sattel zu heben, bemerkte Woodrow Wilsons abklingende Begeisterung für das akademische Leben. Er wollte ihn als Gouverneur von New Jersey aufstellen, um ihn nach diesem Vorspiel als Kandidaten der demokratischen Partei für das Rennen um die Präsidentschaft im Jahre 1912 zu nominieren.

George Harvey war mit den politischen Schlichen New Jerseys bestens vertraut. Er hatte in einem ländlichen Vermonter Laden als Verkäufer begonnen, anschließend seine Lehrzeit als Journalist beim „Republican“ von Springfield abgelegt und für die New Yorker „World“ geschrieben. Seine spitze Feder und seine scharfe Zunge mit einer Spur des alten Stammtischstils vereinigten sich vorteilhaft mit einem Hang zur Geselligkeit, der ihn in New Jersey weit bringen sollte. Er neigte ein wenig zum Stutzer. Ein Gouverneur, der seine Amtsperiode zu einem Erfolg der feinen Lebensart machen wollte, ernannte den jungen Harvey mit der Aufgabe zum Obersten seines Stabes, sich um das Gesellschaftsleben in der Sommerresidenz von Sea Girt zu kümmern, und räumte ihm bei der Abteilung für Bank- und Versicherungswesen eine großzügige Sinekure ein. Eine Zeitlang gab er das Newarker „Journal“ heraus und wurde im Alter von achtundzwanzig Jahren von Pulitzer zum Direktor der New Yorker „World“ bestellt.

Seit seinem fünfzehnten Lebensjahr, als es ihm gelungen war, einer Versammlung der Demokraten in Vermont beizuwohnen, ließ er die Politik nie wieder aus seinen scharfsichtigen Augen. 1892 unterstützte er Grover Cleveland und verdiente dadurch soviel an der Börse, daß er „The North American Review“ aufkaufen konnte.

Zusammen mit seinen reichen und politisch interessierten Freunden William C. Whitney und Thomas Fortune Ryan hatte er seine Hand bei Banken und Straßenbahngesellschaften von New Jersey im Spiel und wurde mit einem anderen geselligen Mann bekannt, der seine Laufbahn ebenfalls als Verkäufer begonnen hatte; Senator James Smith junior.

Senator Smith war der unbestrittene Herr der Politik der Demokraten des Staates New Jersey. Er war bei den Armen und Beladenen genauso be-

liebt wie bei den Eigentümern der öffentlichen Einrichtungen. Er war ein großer und schöner Mann. Von seinem rosig angehauchten Gesicht unter dem Zylinder hieß es, es sähe so unschuldig aus wie das eines Kindes. Er war als großzügiger Gastgeber, der mit seinem eigenen Geld und dem fremder Leute äußerst freigebig war, und als führender Katholik bekannt. Man sagt, es verging kein Tag, an dem er nicht einem Begräbnis beiwohnte.

Die Aufdeckung von Skandalen lag in der Luft. Eine Welle von Verbesserungsvorschlägen rollte aus dem Westen an. Die Zeitungen schrieben wenig Schmeichelhaftes über eine Schar bezahlter Agenten, die als „Black Horse Cavalry“ bekannt waren, und das Abgeordnetenhaus von Trenton überschwemmten. Durch den Wiederhall von Teddy Roosevelts Zeter- und Mordiosgeschrei gegen die Beherrschung der Politiker durch skrupellose Finanziere aus ihrer Verschlafenheit aufgeschreckt, begannen sich die Wähler von New Jersey nach Rechtschaffenheit zu sehnen.

Senator Smith hatte drei Söhne in Princeton und war Direktor Wilson begegnet. Er hatte sich sagen lassen, Professor Wilson sei gegen die Verstaatlichung von Unternehmungen, gegen das Wahlrecht der Frauen, gegen Gewerkschaftszwang und andere Schreckgespenster der besitzenden Klasse. Der Professor hatte sogar wohlwollend über Parteikomitees geschrieben, die unter dem Vorsitz von Industrieparonen standen. Oberst Harvey lud Smith zu einem hervorragenden Mittagmahl in dem privaten Speiseraum ein, den er bei Delmonico zum Nutzen der Harper-Verlagsfirma unterhielt. Dort gelang es ihm, Smith davon zu überzeugen, daß Woodrow Wilson als Gouverneur den Radikalen in die Zügel fallen und den Staat mit einigen harmlosen Reformen ausschmücken würde.

Der Senator war vorsichtig genug, durch einen Untergebenen bei dem „presbyterianischen Priester“, wie er Wilson nannte, anfragen zu lassen, ob er es im Falle seiner Ernennung zum Gouverneur darauf anlegen würde, „die bestehende demokratische Organisation zu bekämpfen oder gar zu zerschlagen“. Direktor Wilson blickte dem Mann mit dem grauäugigen Scharfblick, der sein größtes Plus war, offen in die Augen und sagte: „Natürlich nicht, das letzte, woran ich denke, würde der Aufbau eines eigenen Apparates sein“.

Smith war gewonnen, aber Wilson spielte weiterhin den Uninteressierten, der sich bitten ließ. Er verbrachte den Sommer mit seiner Familie in einer Pension in der Malerkolonie von Old Lyme, wo Ellen Wilson sich ungemein wohl fühlte. Bei verschiedenen Unterredungen mit Politikern legte er sich niemals fest. Gleichzeitig holte er den Rat jener Collegefreunde ein, die während der Scharmützel in Princeton zu ihm gehalten hatten, und wandte sich auch an seine alten Bekannten, die durch ihre Stellungen in der New Yorker Presse die Ansichten ihrer Leser formten.

Ellen Wilsons Meinung wurde vor jedem Schritt eingeholt. Die Wilsons durchlebten Wochen lähmender Unentschlossenheit. Es stand fest, daß Wilson Präsident werden wollte. Die Frage war nur, ob die Gouverneursstelle von New Jersey dafür das beste Sprungbrett sei. Schließlich hieß ihn Ellen Wilson, die schlaue kleine Frau, die zu ihren anderen Tugenden nun eine scharfe politische Urteilskraft entwickelte, sich in das Getümmel zu stürzen und zu gewinnen.

So geschah es, daß am Tage vor der Versammlung der Demokraten im Opernhaus von Trenton am 15. September 1910 Oberst Harvey und Senator Smith sich an die Arbeit machten und von Smiths Appartement im anschließenden Hotel die Nominierung Wilsons unnachgiebig erzwangen. Die Debatten mit den Abgeordneten währten die ganze Nacht. Sie hatten es nicht leicht. Alle liberalen und fortschrittlichen Elemente opponierten gegen den Kandidaten Smiths. Wilson war den langjährigen politischen Vertretern seines eigenen Landes unbekannt. An wichtigen Wahlen hatte er sich nicht einmal beteiligt. Als sein Name auf der Kandidatenliste erschien, wurde der Ruf laut: „Bevollmächtigen Sie ihn für Virginia, er ist kein Jersey-Mann!“

Senator Smith meinte später, dies wäre eine der härtesten Nächte seiner Laufbahn gewesen. Mit Hilfe der Industriebarone des Hudson-Landes legte er Wilsons Namen endlich der Versammlung vor und preßte die Abgeordneten zur Zustimmung.

William Inglis, Harveys Faktotum, den der Oberst mit der Aufgabe betraut hatte, Professor Wilson nach Trenton zu holen, erzählte, wie unsagbar peinlich es gewesen war, mit dem Kandidaten im Hotel von Trenton das Ergebnis abzuwarten. Inglis war streng ermahnt worden, seinen Schützling unter keinen Umständen blicken zu lassen, so lange die Nominierung nicht gesichert war.

Er schob ihn in einen stickigen, kleinen viktorianischen Salon, der für Damen vorgesehen war, die auf ihre Begleiter warteten, und schloß die Tür ab. Dort verbrachten sie zwei endlos scheinende Stunden. Inglis saß auf glühenden Kohlen, aber der Professor war kühl und schien völlig gelassen zu sein. Inglis bot ihm wiederholt ein Glas Wein oder eine Tasse Tee an. Jedesmal lehnte der Professor freundlich, aber entschieden ab. Erst um fünf Uhr nachmittags fegte, weiß wie ein Blatt Papier und völlig außer Atem, ein Abgeordneter von Atlantic County herein und verkündete, die Nominierung sei einstimmig erfolgt.

Endlich ein Führer

Die Tagung befand sich noch immer in mißmutiger Stimmung, als Professor Wilson auf der Bühne des Opernhauses erschien. James Kerney von der Trenton „Evening Times“, der den Kandidaten zum ersten Male sah, beschrieb ihn folgendermaßen: „Er trug einen dunkelgrauen, lose geschnittenen Straßenanzug, hatte einen dunklen Filzhut mit schmaler Krempe auf und unter dem Rock eine gestrickte Weste an. Es war eine erstklassige Aufmachung für einen Demokraten.“

„Wilson sah wie die Verkörperung einer der romantischen Gestalten der amerikanischen Politik aus, als er vor der Versammlung stand. Er strahlte geistige und körperliche Gesundheit aus, als käme er eben vom Golfplatz und brächte noch einen Hauch frischer Luft mit sich. Man gewann den Eindruck, daß ihn das Leben oft recht unsanft behandelt und er sich nicht minder sanft dafür gerächt hatte. Hinter ihm stand seine Vergangenheit als Lehrer, Schriftsteller, Historiker und Erzieher. Hier nahm der ‚Schulmeister in der Staatskunst‘ seinen Anfang.“

„Wie Sie wissen“, eröffnete Wilson den Delegierten, „habe ich diese Nominierung nicht angestrebt.“ Es wären weder Versprechen abgegeben worden, noch wurden sie vorgeschlagen oder gewünscht. Die Zukunft gehörte nicht den Parteien, die Regierung spielten, sondern jenen Maßnahmen, die „der größten Aufgeschlossenheit entspringen und von Parteien durchgeführt werden, deren Oberhäupter Staatsmänner und nicht Demagogen sind und nicht ihr Amt lieben, sondern ihre Pflicht und die Gelegenheit, dem Staate zu dienen.“

Es lag stärker an der Art seiner Ausführungen, daß er überzeugte, als an seinen Worten; an der kühlen Entschlossenheit und dem Aufblitzen der grauen Augen hinter seiner Brille. Stockton Axson, der Schwager des Professors, der vom Seitenflügel zuhörte, sah einen Agitator den anderen in die Rippen stoßen: „Himmel, schauen Sie sich das Kinn dieses Mannes an“, sagte er. Die unbedeutenden Anwälte, die Mitarbeiter der Partei und die lokalen Würdenträger, aus denen sich die Delegation zusammensetzte und die aus einer durchzankten Nacht erschöpft und hohläugig hervorgegangen waren, wurden mitgerissen. „Endlich ein Führer! Der Alte hatte recht“, flüsterten die Männer einander heiser zu. „Der mächtige Smith wußte schon, was er tat.“ Sie jubelten Wilson während jeder Pause seiner kurzen Ansprache zu. „Weiter! Weiter!“ brüllten sie.

Wilson heftete seine Augen auf die Fahne über der Rednertribüne und setzte zu seinem sorgfältig vorbereiteten Schlußsatz an. „Wenn ich an die Fahnen denke, die den einzigen Farbklecks auf unseren Schiffen bilden, das einzig Bewegliche, das eigenwillig auf den mächtigen Dampfern flattert, so

ist mir, als erblickte ich Pergamentstreifen, auf denen der Anspruch auf Freiheit und Gerechtigkeit eingraviert ist und dazwischen Spuren vergossenen Blutes, mit dem diese Rechte verteidigt wurden, und dann — in der Ecke — die Prophezeiung der himmelblauen Heiterkeit, in die jedes Volk einlaufen mag, das diese Verpflichtung hochhält.“

Der junge Joe Tumulty, der sich der Nominierung erbittert widersetzt hatte, war vom Hintergrund des Saales bis zu der Musikkapelle vorgedrungen, die vor dem Rednerpult stand. Er berichtete später noch oft und gern, daß den Männern rund um ihn die Tränen über die Wangen liefen. Er selbst wurde von Wilsons Beredsamkeit hingestreckt wie Saul auf der Straße nach Damaskus. Ein alter Fortschrittler aus Atlantic City namens John Crandall versuchte, die Verzauberung abzuschütteln. Trommelwirbel erklangen, und die Menschen jubelten aus vollem Halse. Endlich begann er, mit Hut und Stock wild zu winken. „Ich bin fünfundsechzig Jahre alt“, brüllte er, „und noch immer ein verdammter Narr!“

Vier Tage später, als Kerney mit Smith und James R. Nugent, dem konservativen Stadtrat von Newark, nach Prospect fuhr, um die Wahlvorbereitungen zu besprechen, bemerkte er, daß der Senator angesichts der stillen Anmut der weiten Rasenflächen, der Blumenbeete, der edlen Würde des Gebäudes von Ehrfurcht ergriffen wurde. „Jim“, wisperte er Kerney zu, „können Sie sich vorstellen, daß jemand so verrückt sein kann, das alles gegen die Sorgen des öffentlichen Lebens einzutauschen?“

Jim Kerney, der von Reformideen erfüllt war, hatte sich genau so gegen Wilsons Nominierung gesträubt wie Tumulty. Als der Professor herauskam, um sie in sein mit Bücherregalen verbautes Arbeitszimmer zu bitten, stellte Smith Kerney als einen widerspenstigen, fortschrittlichen Verleger vor. Wilson schüttelte ihm herzlich die Hand und erwähnte, selbst irisches Blut in den Adern zu haben. Schlagartig fanden sie sich wie alte Verschworene.

„Es war eine Offenbarung“, schrieb Kerney voll Bewunderung, „wie er jeden Hinweis ausnützte, um die Parteiführer von Mercer County für sich zu gewinnen.“ Gleichzeitig „hatte er seine eigenen Vorstellungen. Er hielt nichts von der händeschüttelnden Werbung von Haus zu Haus, mit der Roosevelt seine Wirbelwindkampagne führte, und widersetzte sich tagelangen Vortragsreisen. Eine große, abendfüllende Rede in jeder Provinz — nur so und nicht anders wollte er den Wahlkampf führen.“

Nugents Aufgabe war es, für die praktische Durchführung der Kampagne zu sorgen. Kerney vertraute er an, daß der Professor ein besonders schwieriger Patron sei. Nugent nahm auch die Dienste des nicht in Verlegenheit

zu bringenden jungen Joe Tumulty in Anspruch, der sich bereits während seines dreijährigen Dienstes in der staatlichen Gesetzgebung einen Namen als Redner geschaffen hatte. Tumulty mußte für die enge Tuchfühlung des Kandidaten mit der breiten Masse sorgen. Sie waren bestürzt gewesen, als sie erkannten, wie unwissend der Professor Lokalproblemen gegenüberstand.

Die einzige Zeitung, die Wilson las, war die New Yorker „Evening Post“ von Oswald Garrison Villard. Nach Kerneys Aussagen kommandierten sie eigens einen Mann namens St. John dazu ab, in die „Evening Post“ Artikel einzustreuen, die dem politischen Nachhilfeunterricht Woodrow Wilsons dienen sollten.

Die Führer der Demokraten hielten den Atem an, als der Professor in der St. Peters Hall in Jersey City seine Kampagne vor einer Zuhörerschaft von geringer Bildung eröffnete. Seine ersten Sätze kamen nicht an; er zauderte und verhedderte sich. Doch ganz plötzlich sprang der Funke auf das Publikum über. Seinen mißglückten Redebeginn nützend, erklärte er in schlichtem Gesprächston, daß er bisher seine Zuhörer ersucht habe, sich bestimmte Vorstellungen und Prinzipien anzueignen, „... und nun finde ich mich in der völlig neuen Lage, um Ihre Stimme für meine Ernennung zum Gouverneur von New Jersey zu werben.“

Warum durfte er da nicht verlegen sein?

Er fuhr fort, ganz allgemein seine Grundsätze der Unabhängigkeit von politischen und finanziellen Interessengemeinschaften darzulegen, und seine Worte klangen so aufrichtig und persönlich, daß er den ganzen Saal in seinen Bann schlug. „Ein neuer Ton in Propagandareden“, kommentierte der „True American“ von Trenton.

Reformen in Jersey

Die Republikaner stützten ihre Kampagne auf Reformideen. Ihr Bewerber um den Gouverneursstuhl war ein ausgezeichnete Mann. Im großen und ganzen stammten die Reformer von New Jersey eher aus den Kreisen der Republikaner als aus der straff geführten Organisation der Demokraten. Die republikanischen Fortschrittstendenzen erfuhren im Jahre 1906 einen starken Aufschwung, als La Follette im Zuge einer erbitterten Wahl-schlacht wie ein Wirbelsturm durch den Staat raste. Innerhalb von sechs Tagen hielt er siebzehn Reden. „Wenn ich auf dieses östliche Gebiet, in dem die Finanzmacht am stärksten ist, den Blitz zu lenken vermöchte“, rief der Apostel der Wisconsin-Idee, „dann wäre das wirkungsvoller als alle Argumente.“

Unter anderem besuchte La Follette diesen Staat, weil sein Freund und Bewunderer, Lincoln Steffens, der erfolgreichste der Korruptionsaufdecker, die Reformbewegung in den Zeitschriften von Jersey City kräftig herausgestrichen hatte.

In Jersey City ging der Reformgedanke auf einen Iren namens Mark Fagan zurück. Von Beruf Leichenbestatter, hatte er sich sehr früh für Politik interessiert. Als junger Mensch hatte er Henry George gelesen und war von der Kirche wegen seines Beitrittes zur „Liga gegen die Armut“ exkommuniziert worden. Er war ein warmherziger, schlichter Mann mit den typischen Ansichten eines Durchschnittsbürgers. Als er zum Bürgermeister gewählt worden war, versuchte er, „New Jersey zu einem angenehmen Wohnort zu machen“. Er sagte sogar: „Ich möchte es gerne hübsch haben.“

Sein Stadtrat und Förderer in allen Fragen war ein großer, linkischer Anwalt, der so sehr dem Vorbild Abraham Lincolns nacheiferte, daß seine Freunde behaupteten, er begänne langsam, ihm ähnlich zu sehen. Er hieß George L. Record und stammte aus Maine. Er hatte sich sein Studium am Bates College als Arbeiter in einer Schuhfabrik und als Tischlergehilfe verdient und war in den Staat New York gekommen, um Rechtswissenschaft zu studieren und sein Vermögen zu machen. Obwohl ursprünglich Demokrat, fühlte er sich von den fortschrittlichen Gedanken der Jersey-Republikaner angezogen. Gemeinsam mit Fagan gründete er die „Liga für Steuergleichheit“, die den übermäßigen Steuervergünstigungen, die den Bahnen und den öffentlichen Einrichtungen gewährt wurden, und damit die Aufrechterhaltung der Gemeindeverwaltung auf die kleinen Hausbesitzer abwälzte, ein Ende setzte.

Record war nur geringer Erfolg beschieden gewesen, als er versucht hatte, selbst zu Amt und Würden zu gelangen. Um so größer war sein Einfluß als Verfechter fortschrittlicher Maßnahmen. Er hatte ein Vorwahlgesez für Senatoren erwirkt. Nun kämpfte er um ein gleiches Anti-Korruptionsgesez zur Überwachung der Stadtverwaltung, wie Hughes es in New York durchgesezt hatte, und bemühte sich nach dem Muster von Oregon und Wisconsin um die Haftpflicht der Arbeitgeber und andere Neuerungen aus dem Programm der Fortschrittler. Records Wort wurde von den Reformbeflissenen beider Parteien großes Gewicht beigemessen. Als er Professor Wilsons Reden als „funkelnde, sprachlich geschliffene Gemeinplätze, die nichts mit dem politischen Wahlkampf von New Jersey zu tun haben“, beschrieb, waren die Anhänger Wilsons betroffen. Record forderte Professor Wilson heraus, die Streitpunkte mit ihm zu erörtern.

Zum Entsetzen der gewiegten Berufspolitiker, die den Wahlkampf der Demokraten leiteten und George Record für so gefährlich radikal hielten, daß man besser jedes Gespräch mit ihm vermied, nahm Wilson die Heraus-

forderung an. Das Wahlkomitee warnte den Professor, daß er hier in eine Falle ginge. Wilson verkündete mit dem Ausdruck völliger Unschuld, daß er sich trotzdem freuen würde, mit Mr. Record zu debattieren, falls das Komitee der Republikaner ihn zu seinem Sprecher erklären würde. Das Komitee der Republikaner, das Record für einen wild gewordenen Esel hielt, hütete sich, diesen Vorschlag anzunehmen. Wilson schlug darauf in freundschaftlichem Tone einen schriftlichen Frageaustausch vor.

Pünktlich feuerte Record eine lange Frageliste ab. Wilsons Nominierung sei durch die Bonzen Nugent und Smith erzwungen worden; wie glaube er, die Bonzenkontrolle in der Politik abzuschaffen?

„Durch die Wahl von Männern, die es ablehnen, sich dieser Vormundschaft zu fügen, und durch unbarmherzige Veröffentlichung“, erwiderte Wilson. Er beantwortete die fünfzehn Fragen unumwunden. Manchmal teilte er Records Ansicht, manchmal widersprach er ihm.

Als der Wahltag heranrückte, hatte sich Woodrow Wilson einen großen Teil von George Records fortschrittlichen Programmpunkten angeeignet: staatliche Kontrolle der öffentlichen Einrichtungen, Entschädigung der Arbeiter, ein Anti-Korruptionsgesetz und selbst die direkte Wahl der amerikanischen Senatoren. Bei jeder Rede erzielte er den Beifall der Menge damit, daß er die Gewohnheitsrechte der Unternehmer angriff und die Bonzenpolitik verurteilte.

Er hatte eine natürliche Begabung dafür entwickelt, die Alltagspolitik in die Sphäre des Heldenhaften zu erheben. „Wir haben einen Kampf begonnen, der vielleicht viele Generationen andauern wird“, verkündete er in seinem tragenden Tenor, der während seiner Rede, die in Newark den Wahlkampf beendete, so mühelos den Saal ausfüllte. „Niemand wird tatenlos daneben sitzen und die Gelegenheit versäumen wollen, an diesem Ringen teilzunehmen. Seit Jahrhunderten währt dieser zähe, aufopferungsreiche Kampf um den Fortschritt; höher und höher haben wir uns schrittweise den ganzen Steilhang, den schier endlosen Weg, emporgekämpft.“

Senator Smith scheint beim Anhören dieser Reden seines Kandidaten zwischen der Bewunderung für die politische Gewandtheit des „presbyterianischen Priesters“ und der Bestürzung über den Inhalt seiner Reden geschwankt zu haben. Wenn seine Freunde den Kopf schüttelten, sprach er zuversichtlich von „großartiger Wahlpropaganda“. Er dachte, er hätte den Professor in seiner Westentasche.

Wilson wurde mit einer Mehrheit von beinahe fünfzigtausend Stimmen gewählt. Zur allgemeinen Überraschung erzielte er im Unterhaus, das als eindeutig republikanisch angesehen worden war, eine demokratische Mehrheit.

Jeder erfolgreiche Politiker lernt von seinem Publikum. Wilson hatte während seiner Wahlpropaganda sehr rasch gelernt. Eine seiner neuen Erkenntnisse bestand darin, daß die Industriebarone ihn nötiger hatten als er sie. Die Flut der Reform begann zu steigen.

Er meinte es wörtlich, als er in der Schlußrede in Newark mit jener klingenden Stimme, die den Zuhörern durch Mark und Bein ging, verkündete: „Wenn ich zum Gouverneur gewählt werde, dann werde ich zum Oberhaupt meiner Partei gewählt worden sein. Falls die demokratische Partei das anders betrachtet, dann möchte ich hier mit aller Deutlichkeit sagen, daß die demokratische Partei mich nicht zum Gouverneur wählen soll.“

Als Wilson Smiths Angebot, ihn zu nominieren, angenommen hatte, lautete, nach Ansicht der Förderer Wilsons, ein Teil seiner Vereinbarung, daß es Smith, der Washington nach seiner vorigen Amtsperiode in schlechtem Ruf verlassen hatte, nicht versuchen sollte, sich durch den gesetzgebenden Ausschuß abermals in den Senat wählen zu lassen.

Eine Reformverfügung, die einen Teil des ganz Amerika umspannenden Feldzuges für die direkte Wahl der US-Senatoren darstellte, hatte die Vorwahl der Senatoren in New Jersey eingeführt. Dadurch war der sogenannte „Farmer Jim“ Martine ernannt worden, ein alter Hetzredner nach der Bryan-Art, dessen Name hauptsächlich deshalb auf die Wahlliste gesetzt worden war, weil sich sonst niemand um die Ernennung bemüht hatte.

Nach Wilsons Sieg waren nun die Demokraten überzeugt, jeden zum Senator wählen zu können, der ihnen zusagte. Also widerrief James Smith seinen Entschluß und verkündete, daß die Vorwahl völlig bedeutungslos sei und er sich um die Wahl bemühen würde. Für die Zwischenzeit, schlug er deutlich genug vor, hätte der Professor nach dem anstrengenden Wahlkampf eine Ruhepause dringend nötig. Warum fuhr er nicht zur Erholung nach Hause?

Der Professor dachte nicht an Urlaub. Statt dessen bereiste er den Staat, besuchte seine neu erworbenen Freunde, die Fortschrittler, und fragte sie, ob er sich für Martine einsetzen oder Smith gewähren lassen solle. Er fand den jungen Tumulty, der in den dichtbesiedelten östlichen Provinzen eine solche Hilfe gewesen war, als Martines Wahlkampfmanager vor.

Jim Kerney und die gesamte Runde der fortschrittlichen Zeitungsleute, die zu Wilsons wärmsten Anhängern geworden waren, gaben zu, daß Martine ein Hohlkopf sei, beriefen sich aber darauf, daß ihnen nach den Grundsätzen wahrer Demokraten nichts anderes übrigbliebe, als ihn, der durch Volksbefragung gewählt worden war, in den Senat zu entsenden. Sie drängten Wilson, sich gegen Smith zu stellen.

Der neue Gouverneur suchte alle Parteibonzen in ihren Häusern auf,

um sie davon abzubringen, Smiths Kandidatur zu unterstützen. Die Antwort lautete überall, daß sie Smith ihre Zusage gegeben hätten. Daraufhin ging Wilson zu Smith selbst und verhandelte zwei Stunden lang mit ihm.

Die Unterhaltung verlief höflich, denn Smith war ein höflicher Mann, aber er bestand auf seinem Wunsche, nach Washington zurückzukehren. Er hatte beim letzten Male einen schlechten Eindruck hinterlassen. Diesmal würde er es besser machen. Er wollte im Interesse seines Sohnes die Scharte auswetzen. Wilsons Drohung, gegen ihn vorzugehen, schüttelte er lachend ab. Sie trennten sich als politische Gegner.

Wilson gab eine gegen Smith gerichtete Erklärung ab und drang sofort in den Amtsbezirk des Komitees in Jersey City ein. Vor einer stürmischen Versammlung nannte er die politischen Bonzen Warzen am Staatsapparat. „Es ist keine große Operation, eine Warze zu entfernen. Dazu muß man sich nicht ins Spital legen und narkotisieren lassen. Die Angelegenheit kann ambulant in Ordnung gebracht werden . . .“

Wilson's Reden wurden durch die New Yorker Presse stark verbreitet und in Lokalblättern von Texas bis Kalifornien abgedruckt. Martines Kampf um den Senatortitel wurde zur nationalen Streitfrage.

Die Senatswahl war die erste Tätigkeit des neuen gesetzgebenden Ausschusses. Das ganze Land verfolgte gespannt den Ausgang. Würde der Schulmeister in der Staatskunst, der vor einer Woche in sein erstes politisches Amt eingesetzt worden war, gewinnen oder der Mann, der New Jersey seit Jahren regiert hatte?

Unter Anwendung sämtlicher erprobter Schmeicheltaktiken, die eiserne Faust unter dem Glacéhandschuh verborgen, mobilisierte Smith zuversichtlich seine Truppen. Während seine Söldner in dem berühmten alten Zimmer Nummer 100 des Trenton-Hauses ihren Whisky an die Getreuen ausschenkten, saßen Wilson und Tumulty die ganze Nacht wach und verbuchten ihre Gönner an den Regierungsstellen. Ihre einzige Waffe war das Telephon.

Am Tage der Wahl marschierte Smiths Schar mit einer Bläserkapelle durch Trenton und ließ sich an den Stufen des Hotels noch einmal von dem Großen Alten besichtigen. Jeder, der erreichbar war, war erreicht worden. Smith war zuversichtlich.

Als die beiden Häuser getrennt abstimmten, fehlte Martine eine Stimme zur Mehrheit. Am nächsten Tage wurde er in gemeinsamer Versammlung gewählt. Nur drei Männer stimmten für Smith.

„Zuletzt hat mir Smith leid getan“, schrieb Wilson seiner Freundin Mrs. Peck, mit der er seit dem Bermudaaufenthalt einen lebhaften und, im

Gegensatz zu späteren Verleumdungen, platonischen Briefwechsel pflegte. „Es war klar, daß er kaum echte Freunde besaß und die Männer nur durch Angst, seine Machtstellung und die Vergünstigungen hielt, die er ihnen gewähren konnte, und nicht durch Liebe, Treue oder wahre Ergebenheit. Kaum stand fest, daß er verloren hatte, flüchteten seine Anhänger wie die Ratten von einem sinkenden Schiff. Wie ich erfuhr, verließ er Trenton (wo sein Hauptquartier zuerst dicht belagert gewesen war) als alter, gebrochener Mann. Einzig seine Söhne begleiteten ihn. Es ist ein unbarmherziges Spiel — und für mich hat es eben erst begonnen.“

Das unbarmherzige Spiel

Für einen Amateurpolitiker bewies Wilson eine erstaunliche Geschicklichkeit. Daß er gegenüber Boß Smith den Spieß umgedreht hatte, nützte ihm in politischer Hinsicht mehr als all die „funkelnden, sprachlich geschliffenen Gemeinplätze“ seiner Wahlreden.

Sowohl Bryans Demokraten als auch die fortschrittlichen Republikaner waren bitter enttäuscht, daß es ihnen nicht gelungen war, die nationale Führung an sich zu reißen. Bryan war mit dem Kopf gegen eine Mauer gerannt. Roosevelt war nach Afrika abgereist und hatte seine Partei in die Hände der Reaktionäre zurückgleiten lassen. La Follette war an den Mittleren Westen gebunden. Hiram Johnsons Wirkungsbereich lag in Kalifornien. Hier endlich fand sich ein Reformler, der von dem hohen Podest der akademischen Gelehrsamkeit herunterstieg. Seine Worte schienen ehrlich gemeint zu sein. Von einer Küste zur anderen jubelten ihm die Zeitungen, die der Korruption die Fehde angesagt hatten, zu.

Die Berufspolitiker allerdings sahen Gouverneur Wilson in weniger schmeichelhaftem Lichte. So soll der alte Boß Croker aus New York gebrummt haben, als er von Smiths Mißgeschick erfuhr: „Ein Undankbarer taugt nichts in der Politik.“

Die Wilsons verwandelten sich ungemein flink in Berufspolitiker. Ellen Wilson schloß Freundschaft mit Joe Tumulty, der bereits zum unentbehrlichen Adjutanten geworden war. Gemeinsam hielten sie den Gouverneur über die Lokalpolitik auf dem laufenden. Sie abonnierte alle Zeitungen und begann, sämtliche Zeitungsausschnitte, die sich mit der Präsidentschaftskandidatur ihres Mannes befaßten, in ein Album einzukleben.

Nach den angenehmen Universitätsjahren fiel es ihr nicht ganz leicht, die Frau eines Politikers zu sein. Es war sehr schmerzlich, Prospect zu verlassen und statt dessen in die beengten Räumlichkeiten des Princeton-

Hotels zu ziehen. Die Töchter haßten das Hotelleben. Natürlich wollte Ellen all das, was Wilson wünschte, aber zur Gänze ließ sich ihr Mißbehagen doch nicht immer unterdrücken. Jim Kerney gestand sie, sie fürchte, dies sei das Ende der „glücklichen Familientage“, an denen sie abends Klavier spielte und ihr Mann mit den Töchtern Studentenlieder sang. „Diese Art des Vergnügens ist wohl für immer dahin.“

Wilson sah und hörte nichts als die Aufgabe, die vor ihm lag. Er mußte seinen Ruf als moderner Liberaler begründen und das so schnell wie möglich. Bisher war sein Liberalismus deutlich der Manchesterschule entsprungen. In seinen Vorlesungen hatte er die Schönheiten der englischen Verfassung gepredigt. Gleich den großen Briten, die er als junger Mann bewundert hatte, war er für freien Handel, gegen Angriffskriege und für die Einschränkung der Regierungsgewalt eingetreten. Genau wie Bright und Boden mißtraute er einer Einmischung der Regierung in Fragen der Löhne und Arbeitsstunden. Im Namen südstaatlichen Beschützertums hatte er sich über das Wahlrecht der Frauen lustig gemacht. Nun begann das Wort „liberal“ für eine Reihe von Grundsätzen Verwendung zu finden, bei denen sich Gladstones Haare gestäubt hätten.

Wilson ging bei den Fortschrittlern in die Lehre. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er das Volk entdeckt. Die Privilegierten, wie sie durch die wohlhabenden ehemaligen Absolventen von Princeton verkörpert wurden, die sich seinen Plänen entgegenstellten, hatten ihm manch böse Stunde verschafft. Nun genoß er es unbändig, in Sälen zu sprechen, in denen sich Durchschnittsbürger von der Straße drängten. Sie wurden von seinen Worten gepackt; er wurde von ihnen gepackt. Das Volk mußte regieren.

Er freundete sich mit George L. Record an. Er vertiefte sich in die Gesetzgebung, von der die Reformer hofften, sie würde die lokale und die Staatsverwaltung und endlich die gesamtamerikanische Regierung den Händen der Privilegierten und ihrer bezahlten Politiker entwinden und den Wählern wieder das Mitspracherecht zurückgeben. Diese Maßnahmen wurden bereits versuchsweise angewendet. Hatte nicht James Bryce nach einer vor kurzem beendeten Reise durch die Vereinigten Staaten etwas verblüfft festgestellt, daß rasch durchgreifende Veränderungen ihn dazu zwingen, seine Ansichten über die amerikanische Regierung zu berichtigen? Diese Strömungen des Alltags hatte der Professor in den Jahren seiner akademischen Abgeschlossenheit nicht beachtet.

Am Tage vor seinem Amtsantritt wohnte Wilson einer Versammlung bei, die George Record im Hotel Martinique in New York für die fortschrittlichen Mitglieder des Repräsentantenhauses beider Parteien einberufen hatte, um ein Programm für die kommende Tagung auszuarbeiten. Record verlas den Entwurf eines Gesetzes, das direkte Vorwahlen vorsah, um

damit New Jersey der Gewalt der Industriearistokratie zu entziehen. Er umriß ein Gesetz, das eine strenge Ahndung von Bestechungen verfügte, eine Verordnung über die öffentlichen Einrichtungen, wie Gouverneur Hughes sie in New York durchgebracht hatte, und ein Gesetz über den Ersatz für Arbeitsleistungen. Als Gouverneur Wilson in derselben Nacht mit dem Zug nach Princeton zurückfuhr, hatte er Records Programm zu seinem eigenen gemacht.

Mit ungewöhnlicher Energie peitschte der neue Gouverneur, der sich die Aureole der Unbesiegbarkeit, die ihn seit der Niederlage von Senator Smith umgab, zunutze machte, die wichtigsten Programmpunkte in drei Monaten durch den Kongreß. Record entwarf die Gesetzesvorlagen und Wilson und Tumulty achteten darauf, daß die Vertreter des Repräsentantenhauses das Richtige taten.

Die alten Praktiker waren entsetzt. Smith war so erschüttert, daß er zu Hause blieb. Als Nugent, der sich so kräftig für Wilsons Ernennung eingesetzt hatte, versuchte, vor einem Wahlausschuß der Demokraten die Karten gegen die neue Gesetzgebung auszuspielen, bestand der Gouverneur auf seinem Recht als Vorstand der Partei, der Sitzung beizuwohnen. Er hielt den demokratischen Gesetzgebern einen dreistündigen Vortrag über ihre staatsbürgerlichen Pflichten. Senator Smith drohte, ihn wegen Hochverrates anzuklagen, aber Wilson hatte das Komitee davon überzeugt, daß die Wähler eine Reform erwarteten. Er drohte, jeden der öffentlichen Empörung auszuliefern, der sich gegen den Willen des Volkes stemmte. Während Record und seine Freunde die schriftlichen Arbeiten erledigten, wurden die Gesetzesentwürfe, ungeachtet der unablässigen Protestrufe von Boß Smiths Zeitungen und des Zusammenstoßes der republikanischen und demokratischen Fraktionen, vorgelegt und angenommen.

Ihre Billigung durch den Staatssenat stellte eine neue Schwierigkeit dar. Der Senat befand sich noch immer in den Händen der Republikaner. Wilson spielte seinen ganzen Charme, seinen Humor und seine treffendsten Formulierungen aus, um die Staatssenatoren genauso zu umwerben, wie er die Studenten von Princeton umworben hatte. Er lud sie in seine Amtsräume ein, er besuchte ihre Bankette.

In einem Brief an Mrs. Peck berichtete er, daß er mit einem Senator den Cakewalk getanzt hätte. „Wir tänzelten zur Genugtuung aller Anwesenden nebeneinander her. Ich stehe mit sämtlichen Senatoren auf gutem und freundschaftlichem Fuße. Sie wissen, daß ich kein ehrgeiziger Diktator bin.“ Am 23. April 1911 konnte er ihr mitteilen: „Ich habe alles erreicht, was ich erreichen wollte — und mehr als das. Jedermann, einschließlich der Presse, gibt zu, daß ohne meinen Takt und meinen Einfluß auf die Leute keines dieser Ziele hätte erreicht werden können. Ich

wage zu behaupten, daß das Ergebnis der vollkommenste Sieg war, der jemals in der Geschichte des Landes errungen wurde.“

Die Nachricht über Gouverneur Wilsons Leistung in Trenton fand in allen amerikanischen Zeitungen ihren Niederschlag. William Jennings Bryan, der sich trotz seiner dreimaligen Niederlage im Kampf um die Präsidentschaft noch immer als das Haupt des volkstümlichen Flügels der demokratischen Partei betrachtete, bat brieflich um Aufklärung. Wie konnte ein Günstling Oberst Harveys, in dem Bryan einen Laufburschen des Morgan Büros sah, sich als Fortschrittler entpuppen? Um Gouverneur Wilsons Lauterkeit auf die Probe zu stellen, schlug er ihm vor, den konstitutionellen Ergänzungsantrag für eine Bundeseinkommensteuer zu unterzeichnen. Gouverneur Wilson kam dieser Aufforderung sofort mit einer Sonderbotschaft an den Kongreß nach. Bryan war beschwichtigt.

*Der „Commoner“**

Der fünfzigjährige Bryan war ein enttäuschter Mann. Trotz Mrs. Bryans ansteckender Lebensweisheit schlich sich in seine Ermahnungen zur Rechtchaffenheit ein säuerlicher Ton ein. Seine starre Religiosität, sein Wettern gegen den Dämon Rum, den Krieg, den Imperialismus, die Hochfinanz und die unberechtigten Privilegien begannen selbst auf den Vortragsreisen durch die Provinzen zu verblassen. Die großen Reden waren so oft wiedergekaut worden, daß sie nicht länger zündeten. Die Stimme büßte ihren Widerhall ein. Aber selbst in seinem Abstieg blieb William Jennings Bryan die Verkörperung der Bestrebungen der breiten Masse und der mächtigste Alleinvertreter der demokratischen Richtung.

Die Lage war heikel. Während seiner Universitätsjahre hatte Professor Wilson kaum eine Gelegenheit ungenützt lassen, die grobschlächtigen Ansichten des Demagogen aus dem Mittleren Westen ins Lächerliche zu ziehen. Einmal hatte er sich sogar geweigert, eine Rednertribüne mit ihm zu teilen. Bryan mußte versöhnt werden.

Ellen Wilson, die ihre ganze sanfte Hausfrauenschlauheit einsetzte, um das politische Geschick ihres Mannes günstig zu beeinflussen, tat den ersten Schritt. Als sie entdeckte, daß Bryan nach Princeton kam, um vor dem theologischen Seminar einen Vortrag über den Glauben zu halten, lud sie ihn zum Abendessen ein und kabelte Woodrow, der in Georgia Vorlesungen hielt, augenblicklich nach Hause zu kommen.

* Spitzname Bryans, bedeutet: der in seinen Ansichten und Gepflogenheiten typische Durchschnittsbürger; einer aus der breiten Masse.

Der Abend war ein Erfolg. Bryan, dessen Lippen niemals mit Alkohol in Berührung gekommen waren, erwies sich als ungeheurer Esser. Das Princeton Hotel tat sein Bestes. Statt politische Themen anzuschneiden, erzählten die Männer abwechselnd Anekdoten. Der Commoner erklärte später, er sei von der Heiterkeit und dem flinken Verstand des Gouverneurs entzückt gewesen und Mrs. Wilson hätte ihn vollends für sich gewonnen. Der Gouverneur schrieb an Mrs. Preck, daß er im „Commoner“ auf Aufrichtigkeit, eine ausgeprägte Persönlichkeit und Überzeugung gestoßen sei. Tumulty, der sich in der Halle herumgetrieben hatte, rannte, sobald die Gäste gegangen waren, mit hervorquellenden blauen Augen zu Mrs. Wilson hinauf. „Sie haben Ihren Gatten nominiert“, sagte er. Sie lächelte und behauptete, gar nichts dazu beigetragen zu haben.

Als beide Männer drei Wochen später in Burlington ihre Reden hielten, machte Wilson Bryan ein artiges Kompliment. Er sagte: „Nur, weil er gerufen hat ‚Amerika erwache!‘ waren andere imstande, die Doktrinen, die er so eifrig predigte, in die Tat umzusetzen.“

Professor Wilsons Reiseunternehmen

Die Steigbügelhalter des Präsidenten schwirrten aufgeregt umher. Ein Princeton-Absolvent aus Arkansas namens William McCombs, der als Anwalt in New York tätig war und sich ein wenig als Drahtzieher versuchte, eröffnete ein kleines Büro am unteren Broadway, um der Wilsonkonjunktur unter die Arme zu greifen. Wilson nannte diese Kanzlei hartnäckig sein literarisches Büro. McCombs wurde von Cleveland Dodge, Walter Hines Page, dem Verleger, und einigen anderen alten Wilsonanhängern aus der Princeton-Zeit finanziert. Diese Wilsonianer organisierten für den Gouverneur unmittelbar nach der Beendigung der ersten triumphalen Sitzung des gesetzgebenden Ausschusses von New Jersey eine Vortragsreise nach dem Westen. Der Schulmeister in der Staatskunst mußte im Lande herumgereicht werden.

Wilson, der noch nie westlicher als Colorado gekommen war, verbrachte den Mai auf seiner Vortragsreise in den Staaten des Rocky-Mountains-Gebietes und an der pazifischen Küste. Auf der Hinreise wurde er in Kansas City derart von der fortschrittlichen Atmosphäre angesteckt, daß er für das Initiativrecht, den Volksentscheid und das Abberufungsrecht eintrat und sich im Gespräch mit Presseleuten nur mit knapper Not vor der Entsetzung des Gerichtswesens zurückhielt. Einige seiner Förderer aus dem Osten brachen bei dieser jüngsten Nachricht in derartige Wehklagen aus, daß er diese zündenden Ausdrücke sofort aus seinem Sprachschatz strich.

In Denver sprach er an einem Sonntag. Da er Bedenken hatte, den Sabbat durch Politik zu entweihen, hielt er seinen zwölftausend Zuhörern eine feierliche Ansprache über die Bibel und entfachte vor ihnen ein so heiliges Feuer, daß am nächsten Morgen, als die ersten Fernverbindungen zwischen New York und Denver wieder aufgenommen wurden und sich der Reporter der „Times“ nach Neuigkeiten erkundigte, die Antwort lautete, die ganze Stadt sei Feuer und Flamme für Woodrow Wilson und fordere ihn zum Präsidenten.

Wilson erntete in Los Angeles und San Francisco Beifall und freundete sich mit den fortschrittlichen Führern des Nordwestens an. Er legte eine Reisetrecke von achttausend Meilen zurück und hielt fünfunddreißig Reden. Die bereitwillige Begeisterung seiner westlichen Zuhörerschaft tat ihm wohl. Er begann öffentlich zu bekennen, daß er tatsächlich die Stellung des Präsidenten anstrebe.

Auf der langen Bahnfahrt nach Minneapolis erzählte er dem Reporter der Baltimore „Sun“, daß er das Ergebnis seiner Reise hätte abwarten wollen. Nun fühle er, daß der starke Widerhall ihm bestimmt die Ernennung sichern würde, falls er nur die Nominierung erreichen könnte. „Es ist etwas Entsetzliches, Präsident der Vereinigten Staaten zu sein. Sie haben mich ganz richtig verstanden. Es bedeutet, beinahe alles aufzugeben, woran man hängt. Trotz dieser meiner Ansicht möchte ich Präsident werden und will Ihnen auch sagen, warum: Ich möchte, daß dieses Land einen Präsidenten hat, der gewisse Dinge tut. Ich bin sicher, daß ich zumindest alles versuchen würde, um die wichtigsten Ziele zu erreichen.“

Seine letzte Ansprache in Lincoln, Nebraska, in William Jennings Bryans eigenem Amtsbezirk, war ein aufrüttelnder Aufruf an die Geschäftsleute, ihre egoistischen Interessen zurückzustellen und für das Allgemeinwohl zu arbeiten. Die Zuhörer sprangen von ihren Sitzen, klatschten und jubelten ihm zu. Charles Bryan, der Bruder des Commoners und Bankier, steuerte mit einem Scheck zur Begleichung der Spesen von Gouverneur Wilsons Wahlrundfahrt bei.

Wieder in Trenton, entdeckte der Gouverneur mit einigem Mißvergügen, daß ein Artikel der Verfassung, den durchzulesen er verabsäumt hatte, es dem staatlichen Rechnungshof unmöglich machte, ihm sein Gehalt für jene Tage zu bezahlen, die er außerhalb des Staates zugebracht hatte. Dem Vorstand des Senates, der in seiner Abwesenheit seine Pflichten übernommen hatte, war Wilsons Gehaltsscheck ausgefolgt worden. Der Senator indossierte den Scheck großzügig an Wilson zurück und hielt es auch während der nachfolgenden häufigen Abwesenheit vom Amt so, die sich durch Wilsons neue Karriere als Präsidentschaftswerber ergab.

Es war eine Zeit der materiellen Sorgen für die Wilsons. Der Gehalt

des Gouverneurs betrug nur zehntausend Dollar. Sie verfügten über be-
scheidene Ersparnisse aus der Princetonzeit und fallweise Tantiemen aus
seinen Büchern, aber Mrs. Wilson mußte jeden Penny zweimal umdrehen.

Die Hauptaufgabe des Sommers, den die Wilsonfamilie in der offzi-
ellen Sommerresidenz Sea Girt verbrachte, bestand darin, das demokratische
Komitee des Staates in die Gewalt zu bekommen. Vorsitzender dieses
Komitees war James R. Nugent, der zu diesem Zeitpunkte Wilson bereits
aus tiefstem Herzen haßte. Die Nachricht, daß Nugent bei einem Cham-
pagnerbankett in einer nahegelegenen Sommerfrische den Gouverneur
öffentlich als undankbaren Menschen und Lügner hatte hochleben lassen,
wurde von den Wilsonanhängern aufgegriffen. Unter dem Vorwand die-
ser Äußerung konnten sie Nugents Abdankung erzwingen. Sein Nachfolger
stammte aus den Reihen der Wilsonfreunde.

Das unmittelbare Ergebnis war eine Spaltung der New-Jersey-Demo-
kraten, durch die sie die Gesetzgebung an die Republikaner verloren. Ge-
nau wie Princeton Wilson gleichgültig geworden war, als sich die Stim-
mung nach der ersten Begeisterung über seine Verbesserungsvorschläge
gegen ihn zu wenden begann, so büßten nun die Amtsgebäude von Tren-
ton ihre Anziehungskraft ein. Er befand sich ständig auf Vortragsreisen.
Die New Yorker „Sun“, eine republikanische Zeitung, die sich dauernd an
seine Fersen heftete, nannte Professor Wilsons Gouverneursamt bald sein
Reiseunternehmen.

Zwar setzte er die Annahme einiger Gesetze durch, die bei den Zeitun-
gen als die „Sieben Schwestern“ bekannt wurden und New Jersey nicht
mehr so sehr als das gelobte Land für die Gründung von Konzernen und
Dachgesellschaften, die außerhalb des Staates lagen, erscheinen ließen,
aber sein mangelndes Interesse an den Lokalproblemen der Bevölkerung
seines Heimatstaates wurde schmerzlich klar.

Sein Einspruch gegen das Gesetz, das die Bahnen zwingen sollte, mit
der Entfernung von Bahnübergängen zu beginnen, rief bei seinen Anhän-
gern aus beiden Parteien Enttäuschung hervor. Kerney erzählte, daß die
Senatoren bei dem Gesetzesvorschlag, der gleichzeitig mit dem Einspruch
an sie zurückgelangt war, das Schreiben eines Beamten des Bahnwesens
fanden, das irrtümlich in den Umschlag geraten war. Der Wortlaut des
Briefes wies eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Formulierung des
Vetos auf. Woodrow Wilsons Ansehen war so groß, daß die Senatoren,
obwohl über den Einspruch bitter enttäuscht, den Brief an Wilson zurück-
sandten, statt ihn an die Presse weiterzuleiten. Sie wollten seine Aussicht
auf die Nominierung als Präsident nicht gefährden.

Woodrow Wilson wurde zum Mittelpunkt eines politischen Kultes, er selbst aber blieb ein einsamer Mann. Seine Sehnsucht nach Liebe und Bewunderung war unstillbar. Sein Heim quoll von liebevollen weiblichen Verwandten über, aber das genügte nicht. Er vermißte seine freundschaftlichen Bindungen mit dem Lehrkörper von Princeton. Keiner hatte Jack Hibbens Platz als täglicher und anerkennender Begleiter seit ihrem bitteren Bruch in der Streitfrage der Kollegienbauten eingenommen. Dann stattete Gouverneur Wilson auf Anraten seines Pressebüros Ende November 1911 einem Herrn aus Texas seinen Besuch ab. Damit fand er hier, im Reiche der Politik, wo er einen Verbündeten am nötigsten brauchte, einen verständnisvollen Freund, der genau wie er sein Leben damit verbracht hatte, die Künste der Machtausübung zu kultivieren.

III. KAPITEL

Der stille Teilhaber

Edward Mandell House war zwei Jahre jünger als Wilson. Er war in Texas geboren und aufgewachsen. Seine ersten Erinnerungen gingen auf ein säulengeschmücktes Herrenhaus aus roten Ziegeln inmitten von Oleandersträuchern in einem Orangenhain nahe der Küste von Galveston zurück. Das Dach wurde von einer Kuppel gekrönt, unter der sein Vater, ein Herrscher und Reeder, der als Junge von England fortgelaufen war und mit Sam Houston gegen die Mexikaner gekämpft hatte, viele Stunden damit zubachte, mit einem Teleskop den Horizont nach föderalistischen Kanonenbooten abzusuchen. T. W. House steckte ein großes Vermögen in Blockadebrecher. Manchmal verlor er, aber wenn er gewann, legte er sein Geld bei den Brüdern Baring in London in Gold an. Mit Kriegsende war er ein ungemein reicher Mann. In der Zeit des Wiederaufbaues konnte ein Mann mit Goldstücken beinahe so viel von Texas aufkaufen, wie er nur wollte.

House sprach gerne von jenen mörderischen Tagen, in denen er einer jener vielen bewaffneten jungen Männer war, die in Houston ohne Aufsicht heranwuchsen. Er erzählte Arthur Howden Smith, der später seine Lebensgeschichte niederschrieb, daß er Stunden damit verbrachte, das blitzschnelle Hochreißen der Waffe vor dem Spiegel zu üben. Seine Mutter starb, als er zwölf Jahre alt war. Im gleichen Jahr erlitt er bei einem Sturz aus einer Schaukel eine schwere Gehirnerschütterung. In späteren Jahren schrieb er dieser Hirnhautentzündung und den schweren Malariaanfällen, die ihr folgten, sein andauerndes Kränkeln und die Unfähigkeit, Hitze zu ertragen, zu.

Sein Vater schickte ihn nach Norden in ein heruntergekommenes Internat in Virginia und später nach New Haven in der Hoffnung, er würde sich dort in Yale immatrikulieren lassen. Dort freundete er sich einem anderen jungen Taugenichts an, dem Sohn Oliver P. Mortons, des repu-

blikanischen Senators von Indiana, der die republikanische Präsidentschaftsnominierung des Jahres 1876 anstrebte. Die beiden beschlossen, sich für Cornell vorzubereiten, statt sich in einen Schulungskurs für Yale einschreiben zu lassen.

„Sowohl Morton als auch ich waren mehr an Unfug als an Büchern interessiert“, schrieb House in seinen Erinnerungen, „aber wenn es sich auch um harmlosen Unfug handelte, lenkte er uns doch sehr vom Studium ab. Wir beide nahmen ungewöhnlich starken Anteil an der Politik und allen Fragen des öffentlichen Lebens.“

House war ein begeisterter Demokrat und Morton ein nicht minder überzeugter Republikaner, aber trotzdem waren sie dicke Freunde. Während der Tagung im Jahre 1876 trieben sie sich um das Telegraphenamnt auf dem Union Square in New York herum, statt in Cornell zu studieren. Als an Stelle von Mortons Vater Rutherford B. Hayes nominiert wurde, waren beide tief enttäuscht. In dem spannungsgeladenen Winter der viel diskutierten Wahl hingen sie das Studium völlig an den Nagel und ließen sich im Ebbitt-Haus der Mortons in Washington nieder. Da die Mortons mit den Grants gut befreundet waren, hatten die Jungen freien Zutritt zum Weißen Haus, und es gelang ihnen sogar, sich in den Sitzungssaal des Obersten Bundesgerichtes im Kapitol zu den Versammlungen der Wahlkommission einzuschwindeln, die schließlich trotz Tildens volkstümlicher Mehrheit die Wahl an Hayes gehen ließ.

House pflegte von diesen aufregenden Tagen als „einem Lehrgang in der Repräsentativverfassung“ zu sprechen. Dieser Anschauungsunterricht erweckte in ihm, wie er sagte, keinerlei Ehrgeiz, selbst ein Amt zu bekleiden oder öffentliche Ansprachen zu halten, erfüllte ihn jedoch mit einem wahren Heißhunger nach dem Gefüge der Politik. „Trotzdem wurde ich für ehrgeizlos gehalten. Ich glaube, daß dies nicht ganz zutrifft. Mein Ehrgeiz war so ungeheuer, daß mir der bloße Versuch, ihn zu stillen, zwecklos erschien.“

Als sein Vater, den er sehr verehrte, zwei Jahre später einen Schlaganfall erlitt, kehrte er nach Houston zurück, um ihn zu pflegen. In der Zwischenzeit studierte er die Literatur über das amerikanische Regierungswesen. In Cornell hatte er eifrig de Tocquell gelesen. Nach dem Tode seines Vaters sprang er seinen Brüdern bei der Verwaltung der mannigfaltigen Beteiligungen, die House seinen Kindern hinterlassen hatte, bei.

Als der junge House mit dreiundzwanzig Jahren Miß Loulie Hunter aus Hunter in Texas heiratete, betrachtete er sich als wohlhabend genug, um sich mit seiner jungen Frau auf eine einjährige Hochzeitsreise nach Europa zu begeben.

Rat und Hilfe

In den frühen Achtzigerjahren nach Hause zurückgekehrt, fand er sich inmitten einer neuen Generation, die in Texas heranwuchs. Von seinem Vater, einem Menschenfreund, der seine Sklaven unmittelbar nach Erlernung eines Handwerks freigelassen hatte, hatte er gelernt, Charakter und Unternehmungsgeist höher zu werten als Geld und gesellschaftliche Stellung. Es war für ihn selbstverständlich, sich gegen die Magnaten auf seiten des Volkes zu stellen.

Als sein Freund James S. Hogg Gouverneur wurde, unterstützte House seine Anstrengungen, die texanische Politik von der Beherrschung durch die Bahnen und gewinnsüchtige Interessenten zu befreien. House sagte oft, nach Sam Houston betrachte er Hogg als den größten Texaner. Es war Gouverneur Culberson, der House zum Obersten seines Stabes ernannte. House pflegte oft mit steinerner Miene zu berichten, wie sehr es sein schwarzer Kutscher genoß, die Uniform zu tragen.

Drei Jahre seines Lebens widmete House dem Bau der „Trinity- und Brazos-Valley-Bahn“, die von Thomas Jefferson Coolidge aus Boston finanziert wurde. Er prahlte gerne damit, daß dies endlich eine Bahn sei, die auf ehrliche Weise finanziert und erbaut worden war.

Anschließend schien er zu dem Schluß gekommen zu sein, daß ihm der nun erreichte Wohlstand genüge. Für sich und seine Frau ließ er in Austin ein prächtiges Haus mit breiten Terrassen errichten, wo sie in großem Stile lebten und Besucher aus anderen Staaten empfingen. Sie nahmen regen Anteil an der Universität und waren mit den Professoren befreundet. Ihr Haus war der Mittelpunkt des Geisteslebens von Austin. Ohne selbst jemals ein öffentliches Amt zu bekleiden, wurde der Oberst zum weisen Vorbild für einige Generationen texanischer Politiker.

„In der Politik begann ich also eher auf der obersten als auf der untersten Sprosse“, schrieb er, „und habe seit diesem Anfang ungefähr das gleiche getan, was ich auch heute noch tue, das heißt, ich stehe überall, wo es mir möglich ist, mit Rat und Hilfe bei.“ Wollte man in Austin eine Neuerung einführen, dann war Oberst House der Mann, an den man sich zu wenden hatte. Nie verfolgte er eigennützige Ziele. Sein Vergnügen bestand darin, ein Projekt in Schwung zu bringen.

Als Joseph D. Sayers Gouverneur wurde, war es House, dessen Rat über jeden Punkt der Verwaltung eingeholt wurde. „Ich lag auf einem breiten Ruhebett in unserem Salon, da ich mich alles eher als gesund fühlte, und sagte, welchen Mann ich für welches Amt am besten geeignet fände. Ich hatte es mir schon lange zur Regel gemacht, keine Besuche abzustatten, und wenn mich jemand zu sehen wünschte, so mußte er mich aufsuchen.“

Ich tat dies nicht nur, um meine Kräfte zu schonen, sondern weil mir diese Einteilung die Möglichkeit gab, unter bedeutend vorteilhafteren Bedingungen zu arbeiten. Jene Tage und Gäste gehören zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens.“

Im Jahre 1896 erlitt Bryans Feldzug für die freie Münzprägung Schiffbruch, aber House, der sich zu schmeicheln begann, ein politischer Wetterprophet zu sein, lernte daraus, welches Quantum an Talent und Entrüstung für eine Wiederbelebung der Demokraten eingesetzt werden konnte. Es fesselte ihn, auf nationaler Ebene die Drahtziehertechniken auszuprobieren, die er zu Hause entwickelt hatte.

Sein Geschmack an der Nationalpolitik fand durch das Erscheinen der Familie Bryan in Austin während eines Winters von McKinleys erster Verwaltungsperiode neuen Auftrieb. House und Exgouverneur Hogg richteten es ein, daß die Bryans ein Haus mieteten, das an ihres angeschlossen. House begann seine Netze auszulegen und hoffte, daß Bryan genauso leicht unter seinen Einfluß geraten würde wie seine texanischen Freunde. „Ich fand Mrs. Bryan äußerst zugänglich“, schrieb er, „aber Bryan war unpraktisch wie immer. Ich glaube, er hält seine Ideen für die Eingebungen Gottes.“ Bryan, so sagte er, war der eigenwilligste Mensch, der ihm jemals untergekommen war.

Der vertrauensselige Oberst

House war überzeugt, den texanischen Sommern nicht gewachsen zu sein. Die Hitze warf ihn nieder. Er brachte immer ausgedehntere Zeitspannen im Norden oder in europäischen Kurorten zu. Sooft House und seine Frau im Frühjahr und Herbst ihre Europareisen abbrachen oder eben erst antraten, verweilten sie stets einige Wochen in New York. Er begann, sich um die angeseheneren demokratischen Politiker anzunehmen. Man sagte von ihm, er suche gleich Diogenes mit seiner Laterne nach einem Demokraten, der zum Präsidenten gewählt werden könnte.

Oberst House wurde in jenen Tagen als zarter, farblos wirkender, beinahe mausartig stiller Mann mit hohen Backenknochen und fliehendem Kinn beschrieben. Seine durchscheinenden blauen Augen erinnerten entfernt an Kieselsteine. Er trug einen kurz gestutzten farblosen Schnurrbart. Seine Redeweise war peinlich genau und enthielt eine Spur des texanischen Näsels. Er war ein aufmerksamer Zuhörer und verstand es, die Ergüsse seiner Besucher mit Ausrufen wie „Richtig! Richtig!“ zu unterstreichen.

Die Lautlosigkeit, mit der er ein Zimmer betrat, war bemerkenswert. Bei Gesprächen war er ein Meister des bedeutungsvollen Schweigens. Er

erweckte ständig den Eindruck, eben von einer Konferenz gekommen zu sein, bei der bedeutende Männer außergewöhnliche Ereignisse erörtert hätten. Stets verstand er so zu wirken, als wüßte er mehr, als er zu sagen bereit sei. Gleichzeitig war er unheilbar geheimnistuerisch. „Nur zwischen Ihnen und mir und den Engeln“ war einer seiner Lieblingsausdrücke.

Unterredung bei House

Die Zusammenkunft zwischen Woodrow Wilson und Oberst House war nicht ohne Vorbereitungen zustande gekommen. Wilson stand seit einigen Monaten mit Freunden des Obersten in Texas in Verbindung. Im Oktober hielt er anlässlich der staatlichen Messe in Dallas eine Ansprache, die von den aufgeschlossenen Politikern wohlwollend beurteilt wurde. Sein Freund Harvey drängte ihn, mit House Kontakt aufzunehmen. Das Kongreßmitglied Burlison aus Texas beschrieb House als „einen guten Politiker und weisen Ratgeber, tüchtig und selbstlos... ich nehme an, er könnte Ihnen helfen.“

Die Etikette wurde brieflich erörtert, und schließlich vereinbarte Wilsons Pressebüro, daß sich der Gouverneur zu einem Besuch bei Oberst House bequemen würde.

Es war ein großer Tag für beide Männer.

„Pünktlich um vier Uhr traf er ohne Begleitung bei mir ein, und wir unterhielten uns eine Stunde lang“, vermerkte House in seinem Tagebuch. „Seit dieser ersten Zusammenkunft stand ich mit Wilson in so enger Verbindung wie mit einem alten Bekannten.“

Jahre später beschrieb er in einem Gespräch mit Arthur Howden Smith dieses erste Treffen folgendermaßen:

„Wir redeten und redeten. Vom ersten Augenblick an hatten wir unsere Seelenverwandtschaft entdeckt. Wir tauschten unsere Gedanken über die Demokratien der Welt aus, stellten die europäischen Demokratien den Vereinigten Staaten gegenüber, erörterten die Punkte, in denen sie sich voneinander unterschieden und diskutierten ihre Stärken und Schwächen. Ich erinnere mich, daß ein äußerst wohlthuender Ton herrschte. Jeder gab dem anderen die Möglichkeit, seine Ansichten zu äußern. Die Stunde verging wie im Flug. Nach ihrem Ablauf schien es, als hätte sie nur wenige Minuten gedauert.“

Für Wilson war eine Unterredung mit einem Demokraten aus Kalifornien angesetzt worden und er mußte sich verabschieden, als die Stunde um

war. Sie vereinbarten, zwei Tage später gemeinsam zu Abend zu essen. Nach einigen weiteren anregenden Zusammenkünften bei Oberst House entsann sich dieser, Wilson eines Tages beim Abschied gefragt zu haben: „Gouverneur, ist es nicht sonderbar, daß zwei Männer, die einander nie zuvor begegnet sind, so sehr in ihren Ansichten übereinstimmen?“

Woodrow Wilson antwortete: „Mein lieber Freund, wir haben einander seit unserer Geburt gekannt.“

Diese beiden Politiker und Familienväter in mittleren Jahren waren voneinander so helllauf begeistert wie zwei schwärmerische Schulmädchen.

Hier sei ein Mann, vertraute House Senator Culberson an, „dessen Beratung einen gewissen Grad der Befriedigung verspricht“. „Er ist nicht der größte, der mir jemals begegnete“, schrieb er an Sidney Mezes, seinen Schwager, der an der Universität von Texas Staatskunde las, „wohl aber einer der angenehmsten, und ich würde lieber auf ihn setzen als auf jeden anderen möglichen Kandidaten, den ich gesehen habe. Nach allem, was mir über ihn zu Ohren gekommen war, hatte ich befürchtet, auf einen sehr eingebildeten Menschen zu stoßen, aber ich entdeckte nicht die geringste Spur von Überheblichkeit. Nie zuvor haben sich mir so wie jetzt der Mann und die Gelegenheit gleichzeitig geboten.“

Ausflug in die Dichtkunst

Während jenes Herbstes und Winters war House häufig krank. Vom Bett aus blieb er brieflich und telephonisch über die politischen Scharmützel, die der Tagung der Demokraten im kommenden Juni vorangingen, auf dem laufenden. Gleichzeitig befaßte er sich damit, eine Phantasie im Stile von Bellamys „Looking Backward“ zu Papier zu bringen, die weitestgehend eine Erklärung für die Bemerkung in seinen Memoiren liefert: „Mein Ehrgeiz war so ungeheuer, daß mir der bloße Versuch, ihn zu stillen, zwecklos erschien.“

Diese Phantasie, als Arbeit eines Fünzigjährigen ein erstaunlich kindlicher Wunschtraum, wurde schließlich von Ben Huebsch unter dem Titel „Philip Dru, Administrator“ veröffentlicht, natürlich anonym.

Ein Zitat Mazzinis auf der Titelseite drückte die politische Maxime aus, die House durch Beratung und Schmeichelei bei der zukünftigen demokratischen Verwaltung zu verwirklichen hoffte:

„Kein Klassenkampf, keine Feindschaft gegen bestehenden Reichtum, keine mutwillige und ungerechte Verletzung von Besitzrechten, sondern ein anhaltendes Bestreben, das Los jener Klassen, die vom Glück am wenigsten begünstigt sind, zu verbessern.“

Die Widmung unterstrich das Thema mit seinen eigenen Worten: „Für die vielen Unglücklichen“ (er mußte sich dabei an Stendhals „wenige Glückliche“ erinnern haben), „die ohne Chance lebten und starben, weil die gesellschaftliche Struktur der Welt von allem Anfang an falsch angelegt wurde.“

Es ist eine ziemlich unbeholfene Geschichte, ihrer Zeit um zehn Jahre voraus, da sie in den Jahren um 1920 spielt und einen Bürgerkrieg zwischen den fortschrittlichen und reaktionären Kräften in den Vereinigten Staaten behandelt. Der Held ist ein schlanker Jüngling namens Philip Dru, von der West-Point-Akademie, dessen militärische Laufbahn durch einen Hitzschlag beendet wird, den er während eines Rittes in die mexikanische Wüste mit einer ziemlich unwahrscheinlich jungen Dame namens Gloria erleidet. Während seiner Genesung wohnt der Held oberhalb einer Eisenhandlung an der unteren East Side New Yorks und wird von der Vorahnung einer kommenden europäischen Revolution gefesselt, von der ihm ein jüdischer Idealist erzählt, der sich vor polnischen Pogromen nach Amerika gerettet hat. Mittlerweile berichtet ihm Gloria, die als Fürsorgerin in den Armenvierteln arbeitet, von der Verschwörung eines Senators Selwyn, der mit der Unterstützung von tausend Multimillionären die Regierung der Vereinigten Staaten in die Gewalt der Kapitalisten bringen will.

Senator Selwyn weist eine mehr als zufällige Ähnlichkeit mit Senator Nelson W. Aldrich von Rhode Island auf, der als Förderer des Payne-Aldrich-Zollgesetzes im Süden und Norden so verhaßt war, daß er von Demokraten und Fortschrittlern gleichermaßen als der schwarze Mann benützt wurde, mit dem man ungezogene Kinder schreckt. Senator Aldrich, tüchtig, skrupellos und völlig von dem gottgewollten Recht der Reichen überzeugt, die Welt zu regieren, führte die konservativen Kräfte, die Tafts unentschlossene Verwaltung übernahmen. In dem Roman läßt House in einem Ausflug in die wissenschaftliche Utopie Senator Selwyn seine verschwörerischen Pläne leichtsinnig in ein Diktaphon sprechen. Dru, der Journalist der skandalaufdeckenden Presse geworden ist, gelangt in den Besitz der verräterischen Spule und gründet ein Komitee zum Kampf für Freiheit und Recht. Während Gloria von den Pinchots und Walter Perkins unter den Millionären die nötigen Mittel auftreibt, wird Philip Dru der Anführer der empörten Demokratie. Der Bürgerkrieg bricht aus. Dru hat sich zu einem General von napoleonischen Fähigkeiten entwickelt, besiegt die Armee der Kapitalisten und marschiert in Washington ein.

Unter dem Deckmantel der Romanfigur Philip Dru vereinfacht House die Rechtsprechung und verwirft überflüssige Gesetze. Er führt eine gestaffelte Einkommensteuer ein und leiht sich eine Grundsteuer für un-

bestelltes Land von Henry George aus. Er zentralisiert den Regierungsapparat, nimmt den Bankiers die Währung aus den Händen, regelt die öffentlichen Einrichtungen und verbietet Dachgesellschaften.

Zugunsten der Arbeitnehmer richtet er staatliche Arbeitsämter, Pensionsversicherungen und Entschädigung für Arbeitsunfälle ein. Der Arbeiterstand hat in den Direktionen vertreten und an der Industrie gewinnbeteiligt zu sein.

Er ruft genossenschaftliche Finanzierung und gemeinsamen Verkauf für die Farmer ins Leben.

Er ändert die Verfassung. Der Präsident mit einer Amtszeit von zehn Jahren wird zum bloßen Oberhaupt des Staates, dafür wird vom Repräsentantenhaus ein geschäftsführender Beamter gewählt, dem das Parlament Rechenschaft abzulegen hat. Eine Regierung nach englischem Muster. Senatoren werden für Lebensdauer gewählt, können aber nach jeweils fünf Jahren ihres Amtes enthoben werden.

Nachdem der Held die Regierung zu Oberst Houses Zufriedenheit reformiert hat, legt er sämtliche Ämter zurück und entschwebt mit der zauberhaften Gloria in rosigem Nebel.

Die wenigen engen Freunde, denen House gestattete, das Manuskript zu lesen, waren beeindruckt. Auf naive Art drückte es die Hoffnungen und Enttäuschungen einer ganzen Reihe von Reformern aus, die durch die bittere Langsamkeit des Allheilmittels Fortschritt entmutigt wurden. Sidney Mezes legte ihm nahe, das Buch zu einem ernsten Umriß seiner Ideen umzuarbeiten. E. S. Martin, der Herausgeber des „Life“, das in jenen Tagen ein New Yorker Gegenstück zum Londoner „Punch“ bildete, erbot sich, bei der Ausfeilung der Geschichte zu helfen. „Ich hatte jedoch für derartige Ablenkungen keine Zeit“, schrieb House. „Die Kampagne fesselte mich bedeutend stärker als das Buch, deshalb überließ ich es dem Verleger in der ursprünglichen Form.“

Der Kandidat wechselt die Obersten

Bei den Republikanern war die Spaltung zwischen den Anhängern Tafts und Roosevelts so unüberbrückbar geworden, daß es auf der Hand lag, daß zum ersten Male nach vielen Jahren der Mann, auf den sich die Demokraten bei ihrer Tagung im Juni einigen würden, eine echte Chance besaß, zum Präsidenten gewählt zu werden. Woodrow Wilson erkannte, daß ihm das Programm der Fortschrittler auf nationaler Ebene sogar noch mehr nützen würde als seinerzeit in New Jersey. Die Reformer aus dem Süden und

Westen brachten der Wallstreet abergläubische Furcht entgegen. Um sich in das Rennen gegen so gefährlich radikale Bewerber wie Roosevelt und La Follette einzuschalten, mußte er öffentlich die Leiter fortstoßen, die ihm die erste Sprosse geboten hatte.

Oberst Harveys „Harpers Weekly“, das von dem alten New Yorker Verlag herausgegeben wurde, der von den Morgans abhing, brachte an der Spitze seiner Leitartikelspalte eine Einschaltung: „Wählt Woodrow Wilson zum Präsidenten.“ Für den Westen bedeutete das den Segen der Wallstreet.

Die Dienste des geschäftstüchtigen Harvey, die noch vor wenigen Monaten den eigenen Absichten so vortrefflich entsprochen hatten, wuchsen sich zur Verlegenheit aus. Man munkelte, daß Harvey selbst, trotz seiner so rechthaberisch verteidigten Unabhängigkeit, die Befürchtungen seiner Finanzpartner teilte.

Ehe Oberst House sich rückhaltlos der Wilson-Kampagne verschreiben konnte, mußte er sich darüber im klaren sein, woher der Wind am Franklin Square wehte. Einige Tage nach Houses erster Zusammenkunft mit Wilson fand eine Unterredung der beiden Obersten statt.

Am nächsten Tag schrieb House an Bryan, wobei er zweifellos seinen Bericht ein wenig zurechtbog, um den Vorurteilen des „Commoner“ Rechnung zu tragen:

„Gestern aß ich mit Oberst Harvey zu Mittag. Es war mein erstes Beisammensein mit ihm. Ich wollte seine wahre Einstellung Wilson gegenüber ermitteln, aber ich glaube, ich tappe noch genauso im dunkeln wie vorher.

Er sagte mir, daß sich südlich der Canal Street jedermann in wilder Ablehnung gegen Gouverneur Wilson befände und man ihn mit allen Mitteln unter Druck zu stellen versuche, damit er, Harvey, sich gegen Wilson stelle. Er soll darauf geantwortet haben, daß er Argumenten zugänglich sei und sich gegen ihn aussprechen würde, wenn sie ihn davon überzeugen könnten, daß er ein gefährlicher Mann sei.

Er sagte, daß besonders Morgan äußerst ergrimmt wäre“.

House beendete sein Schreiben diplomatisch mit der Bitte um Mr. Bryans Rat, wie man diesen Angriffen der privilegierten Kreise begegnen könne.

Am gleichen Tage, an dem Oberst House nach Texas abreiste, um sich der Delegation seines Staates zu versichern, trafen Wilson und Oberst Harvey im Manhattan Club als Gäste eines weiteren ehrenhalber zum Oberst Ernannten zusammen, der diesmal aus Kentucky stammte, nämlich Henry Watterson, der das „Courier-Journal“ von Louisville herausgab. Marse Henry, der „große Alte“ der Südstaaten-Presse, war sehr früh ein Förderer Wilsons geworden. Das Gespräch scheint sich um das Problem gedreht zu haben, wen man um Beiträge für die Wahlkampagne ansprechen solle.

Als Wilson im Aufbrechen war, fragte ihn Oberst Harvey, dem eine genaußvoll zugespitzte Bemerkung, die Oberst House absichtlich hatte fallen lassen oder eine taktlose Nachricht eines Wilson-Enthusiasten aus dessen Pressebüro im Ohr geblieben sein mochte, ob noch etwas von dem billigen Gerede übrig wäre, daß Harvey Wilson im Interesse der Magnaten fördere.

„Allerdings“, sagte Wilson scharf. Einige seiner Anhänger fänden, daß Harveys Gönnerschaft im Westen eine recht abträgliche Wirkung hervorriefe.

Harvey lief rot an. „Was könnte ich dagegen tun? Doch wohl nur damit aufhören, für Ihre Nominierung zu werben?“

„Ich glaube, das wäre das beste“, sagte Wilson.

Harvey antwortete: „Ich werde meine Stimme dämpfen.“ Nach Harveys Schilderung verließ Gouverneur Wilson darauf ziemlich unvermittelt das Zimmer.

Nächste Woche war das „Wählt Woodrow Wilson zum Präsidenten“ nicht mehr über Harveys Leitartikeln zu finden. Der Kandidat hatte die Obersten gewechselt.

Der Vorfall löste bei der Presse große Nervosität aus. Die republikanischen Zeitungen bauschten ihn als weiteren Beweis für Wilsons Undankbarkeit auf.

Andererseits gelang es Tumultys Propagandaleuten, politischen Vorteil aus der Sache zu schlagen. Sie brachten die Nachricht in Umlauf, daß sich die Szene so abgespielt hätte, daß Wilson mit vollem Recht hinterlistige Spendenangebote für seinen Wahlkampf von Thomas Fortune Ryan und anderen skrupellosen Finanziers abgelehnt hatte, die glaubten, sie könnten damit die Demokratische Partei kaufen. Marse Henry erklärte, daß diese Darstellung mit den Tatsachen nicht übereinstimme. Wilson konterte mit der Feststellung, daß Oberst Watterson „ein vornehmer alter Herr sei“, womit er durchblicken ließ, daß man sich auf sein Gedächtnis nicht verlassen dürfe, und spielte den Beleidigten, sooft Reporter dieses Thema anschnitten.

Im großen und ganzen buchten die Wilsonleute einen Sieg für sich. Die Öffentlichkeit hatte den Eindruck gewonnen, daß Wilson auf eine klare Frage schlicht und aufrichtig geantwortet hatte, wie es dem treuen, anständigen presbyterianischen Schulmeister, der er war, zustand.

Der Verlust des Obersten aus New Jersey als politischen Handlanger machte die Gewinnung des weltmännischen Texaners, mit dem Wilson soviel mehr gemeinsam hatte, nur um so erfreulicher. Der Briefwechsel zwischen den beiden nahm eine gewisse Herzlichkeit an.

Die große Galaparade

Während House in Austin damit beschäftigt war, die richtigen Männer für die Texas-Delegation aussuchen zu lassen, mußte Wilsons Kampagne eine weitere Hürde überwinden. Knapp vor dem Jackson-Day-Dinner in Washington im Jänner 1912 übergab ein Anwalt, der mit Wilson als Princeton-Kurator während des Streites um die Kollegiengebäude zusammengeprallt war, der New Yorker „Evening Sun“ einen Brief, den ihm Wilson vor fünf Jahren (als sie noch befreundet gewesen waren) geschrieben hatte. Dieser Brief enthielt den Vorschlag, etwas Wirksames zu unternehmen, „um Mr. Bryan elegant und ein für allemal abzuschieben“.

Zum Glück für die demokratische Eintracht befand sich Bryan eben zu Besuch bei Josephus Daniels in North Carolina, als ihm die Reporter diese jüngste Neuigkeit unter die Nase rieben und seinen Kommentar hören wollten. Daniels war ein vorurteilsloser Zeitungsverleger, der von Bryan und Wilson die beste Meinung hatte. Seine Person strahlte Friedfertigkeit aus. Sein Haus in Raleigh stand im Ruf herzlicher Gastfreundschaft, interessanter Diskussionen und knuspriger Brathühner. Er drängte Bryan, nicht unüberlegt zu handeln, und war über dessen gebrummte Antwort entzückt, daß die „Sun“ seit Jahren versucht hätte, ihn zu überrumpeln und es ihr noch nie gelungen sei.

Der alte Brief löste in Wilsons Pressebüro wilde Panik aus. Jeder wußte, daß Wilson gegen Bryans Willen nicht nominiert werden konnte. Selbst Wilson fühlte, daß seine Erfolgsaussichten an einem dünnen Faden hingen. Auf seiner Fahrt nach Washington zu dem Jackson-Day-Dinner machte er seinem Herzen in einem Briefe an die verständnisvolle Mrs. Peck Luft.

„Das abendliche Bankett wird die große Galaparade der Kandidaten für die Präsidentschaftsnominierung sein. Mir ist der ganze Rummel zutiefst zuwider, aber meine Freunde und Gönner erwarten diese Schaustellung von mir. Gegen mich ist ein lustiger Krieg im Gange. Offenbar betrachtet man mich als den aussichtsreichsten Kandidaten, da sich alle Angriffe gegen meine Person richten. Durch diese ständigen Steinwürfe der allgemeinen Bosheit (übrigens stammen fast alle Giftpfeile von Princetonians, die mich hassen) bin ich manchmal etwas gedrückter Stimmung, denn auch die stärksten Nerven zucken vor pausenlosem Übelwollen zusammen. Zum überwiegenden Teil aber verfolge ich in heiterer Zuversicht meinen Weg und bin von einer alles bestimmenden Vorsehung überzeugt. Vielleicht ist es mir nicht bestimmt, Präsident zu werden, aber das würde mir nicht das Herz brechen. Ich bin es zufrieden, das Ergebnis abzuwarten und bis dahin alles zu tun, was in den Grenzen der Anständigkeit liegt, um meinen Feinden das Leben schwer zu machen.“

Am gleichen Abend machte Wilson seinen Feinden das Leben mit einer Rede schwer, die Aufrichtigkeit mit Takt verband. Er versuchte nicht zu leugnen, daß er in früheren Jahren manche von Bryans Maßnahmen nicht gutgeheißen hatte, erklärte aber, daß er mit dessen Grundprinzipien stets übereingestimmt hätte. Zum Schluß wandte er sich mit einer Kavalieregeste, wie es die rundum sitzenden Politiker beschrieben, an den „Commoner“, der den Platz neben ihm am Rednertisch einnahm, und sagte: „Wir wollen um Entschuldigung bitten, daß wir einander jemals verdächtigt oder angefeindet haben; reichen wir einander noch einmal über die Staaten und Interessenvertretungen hinweg die Hände, um daraus zu lernen, daß wir tatsächlich die Freunde unseres Landes und der Menschheit sind.“

Die letzten Worte gingen in dröhnendem Beifall unter. Es hieß, Bryans Gesicht sei „eine Studie“ gewesen. Nach der Versammlung sagte er zu einem Freund, dies sei die großartigste Rede in der politischen Geschichte Amerikas gewesen. Die New Yorker „World“ faßte am nächsten Tag die Lage mit der Überschrift zusammen: *Wilson im Propagandakampf führend.*

La Follette schießt einen Bock

Drei Wochen später errang Wilson einen weiteren dialektischen Sieg. Beim Jahresbankett einer Verlegervereinigung in Philadelphia sprach er im gleichen Programm wie der gefürchtete La Follette, der seit Monaten die Wahlschlacht für die Nominierung seitens der Republikaner genauso intensiv führte wie Wilson für die Demokraten. Wilson begann mit einem kleinen Witz gegenüber den Verlegern; als junger Autor hätte er immer gefürchtet, sie würden nichts von ihm drucken, und nun, da er im öffentlichen Leben stand, hatte er Angst, wenn sie etwas von ihm druckten. Er umriß mit unverbindlichen Worten die Grundsätze eines Konzeptes, das bald unter dem Namen „Neue Freiheit“ bekanntwerden sollte, und setzte sich unter lebhaftem Beifall.

La Follette kam zu spät. Er litt unter Magenbeschwerden und Überarbeitung und hatte getrunken. Ihn quälten schwere Sorgen, da seine Tochter im Spital lag und sich am nächsten Morgen einer gefährlichen Operation unterziehen mußte. Er trug eines jener bauchigen und wohldurchdachten Manuskripte bei sich, mit denen er gewohnt war, den Senat der Vereinigten Staaten zu geißeln. Es war eine lange Anklage der Sünden der bezahlten Presse. Vielleicht hatte er vor seinem Kommen ein Glas Whisky zuviel getrunken, um seinen Magen zu beschwichtigen.

Er sprach zwei Stunden in schärferem Ton, als man von ihm gewohnt war, und reckte den Zeitungseuten, die ihm gegenüber saßen, drohend den

Finger entgegen. Er verlor die richtige Stelle in seinem Manuskript, wiederholte sich, wurde über Zwischenrufer wütend, und es endete damit, daß sich seine Zuhörer leise in den tiefer gelegenen Ratskeller stahlen. „Da gehen einige, die sich getroffen fühlen“, brüllte er. Owen Wister behauptete, er hätte den Abgehenden mit geballter Faust gedroht. „Sie wollen sich der Wahrheit verschließen.“ Die Rede war der schlimmste Fehlschlag seines Lebens.

Der Toastmeister, der die veranstaltenden Verleger vertrat, fühlte sich verpflichtet, sich wegen der Unhöflichkeit des Redners vor der Zuhörerschaft zu entschuldigen. La Follette stürzte sofort nach Beendigung seiner Rede in den Waschraum, wo er sich übergab. Sein Schwiegersohn brachte ihn, der einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte, eiligst nach Washington zurück.

Die beleidigten Presseleute aber zerstreuten sich wieder im ganzen Land und füllten ihre Zeitungsspalten mit der Nachricht über seinen Mißgriff. Die Schlagzeile des „Philadelphia Record“ lautete: „*Wilson, Held des Tages.*“

Die Tagung von Baltimore

Der Frühling 1912 war für beide Parteien eine Zeit der politischen Spannung. Bei den Republikanern schlossen die Neuerungsunwilligen die Reihen rund um Taft als ihren zögernden Führer. Der Zusammenbruch La Follettes in Philadelphia gab T. R. das Stichwort, auf das er gewartet hatte, um als Kandidat der Fortschrittler seinen Rough-Riders-Filzhut in den Ring zu werfen.

Unter den Demokraten fanden sich sogar noch mehr Anwärter auf den Thron. Hearst mobilisierte seine Zeitungen und seine Millionen, um damit Champ Clark aus Missouri, den Sprecher des Repräsentantenhauses, zu unterstützen. Clark war eine rustikale Erscheinung in schwarzem Schlapphut und Frack, und sein Wahlschlager lautete: „Ihr müßt euch endlich abgewöhnen, meinen Hund zu treten.“ Senator Underwood und Gouverneur Judson Harmon, Ohios Lieblingssohn, hatten beide stärkere Organisationen und kräftigere finanzielle Unterstützung hinter sich als Wilson. Bryan kniff seine dünnen Lippen noch immer in eisigem Schweigen aufeinander, wenn man ihn fragte, ob er sich um die Nominierung bemühen würde.

Einzig Texas und Pennsylvania standen uneingeschränkt auf Wilsons Seite. Oberst House traf Anfang April mit der Versicherung im Norden ein, daß die Texas-Delegation verläßlich sei, und in Pennsylvania hielten Vance McCormick, A. Mitchell Palmer und William B. Wilson von der Gewerkschaft der Kohlenarbeiter den konservativen Apparat in Schwung. Im

Frühsommer aber erlitten Wilsons Hoffnungen bei den staatlichen Vorwahlen eine böse Schlappe. Als sich die Abgeordneten während einer unbarmherzigen Hitzewelle in Baltimore versammelten, waren Wilsons Aussichten auf die Nominierung schwächer als je zuvor.

Am Tage der Eröffnung der Sitzung schiffte sich Oberst House auf dem Cunard-Schiff „Laconia“ zu seiner gewohnten Sommerreise nach Europa ein, nicht ohne Wilson vorher geschrieben zu haben: „Ich habe alles, was ich tun konnte, getan, um zu beraten und jedem Zufall vorzubauen.“ Er bewies seine Gleichgültigkeit durch die Planung einer Reise, die ihn nach Schweden, Finnland und sogar nach Moskau führen sollte. Er hatte sein Bestes getan, nun mußte er sich um seine Gesundheit kümmern.

William Jennings Bryan traf in Baltimore frisch von der Pressegalerie der republikanischen Tagung in Chicago ein. Dort hatte er mit einiger Genugtuung die gewaltsame Nominierung Tafts gegen den erbosten Widerspruch der Fortschrittler mit dem Ergebnis miterlebt, daß mehr als dreihundert Abgeordnete leere Wahlzettel abgegeben hatten und in die Orchestra-Hall gestürmt waren, um unter Theodore Roosevelts mitreißenden Zurufen: „Wir stehen in Armageddon und kämpfen für Gott!“ die Fortschrittspartei zu bilden.

Der „Commoner“ war überzeugt, daß endlich die Dämmerung für die Reformen, die er so lange der Wüste gepredigt hatte, angebrochen war. Wenn die Demokraten einen Kandidaten aufstellten, der als reaktionär bezeichnet werden konnte, würde T. R. die fortschrittlichen Wähler beider Parteien für sich einstreichen und konnte ohne weiteres gewinnen. Es war Bryans Aufgabe, die Hochfinanz — die für ihn durch Whitney, Hearst und Thomas Fortune Ryan verkörpert wurde — daran zu hindern, die Führung der Tagung an sich zu reißen. In den langen, schweißnassen Tagen und den stürmischen Nächten im Zeughaus von Baltimore beherrschten Bryans grauer Haarkranz, seine vorspringende Nase und sein breiter, dünnlippiger Mund, der sich über einem ständig bewegten Palmbblattfächer zusammenpreßte, den Ablauf der Dinge.

Während die Abgeordneten der Hitze in Baltimore mannhaft trotzten, setzte Woodrow Wilson im Gouverneurssitz in Sea Girt seine Familie durch seine Ruhe in Erstaunen und belustigte sie mit Parodien auf T. R., der in Chicago mit den Armen herumruderte und mit seinem Armageddon-spruch gewaltige Schaumschlägerei betrieb. „Der gute alte Teddy“, kicherte er, „was ist er doch für eine Hilfe!“

Tumulty besaß eine direkte Telephonverbindung zum Hauptquartier der Wahlkampagne im Hotel Emerson. Das erste Problem, das der Leiter des Wahlpropaganda-Ausschusses Wilson vorlegte, hieß, ob Bryan in seinem Kampf um einen Fortschrittler als Vorsitzenden zu unterstützen sei oder

nicht. McCombs wünschte, daß sich Wilson im Interesse der Eintracht nicht festlegen möge. Nach Eleanor Wilsons Schilderung begaben sich ihr Vater und die Schwestern ins Schlafzimmer ihrer Mutter, um dort zu beratschlagen. Mrs. Wilson fühlte sich in jenen Tagen oft so schwach, daß sie wegen ihres Gesundheitszustandes oft ernstlich besorgt war. „Du darfst dich nicht vor einer Antwort drücken“, riet Mrs. Wilson. „Welchen Sinn hat ein Grundsatz, den man nicht einhält“, war stets ihr Leitsatz gewesen. Wilson schrieb ein Telegramm an Bryan: „Sie haben vollkommen recht . . .“

Die ganze Nacht hing Tumulty am Telephon und stoppte die Beifallsdauer nach jeder Nominierungsrede ab. Die Wilsongruppe trampelte um zwanzig Minuten länger als jene Champ Clarks, aber als die Abstimmung begann, lag Champ Clark in Führung. Seine Übermacht verstärkte sich, bis es nur mehr die Zweidrittelbestimmung war, die seine Nominierung verhinderte.

Nur Texas und Pennsylvania erklärten sich eindeutig für Wilson. Die Galerien waren durchwegs für ihn; Wilsontelegramme trafen in großer Anzahl ein; die Baltimore „Sun“, das erste Blatt, das den Delegierten allmorgendlich in die Hand fiel, sprach nur von Wilson. Clark aber besaß noch immer die Stimmenmehrheit.

Bryan brachte den Umschwung zustande. Sehr bald verkündete er, daß er sich jedem Kandidaten widersetzen würde, den die Finanzmagnaten aufstellten. Nachdem der Industrielle Murphy die Stimmen seiner bestochenen Wähler für Clark abgeliefert und ihn damit ruckartig in Führung gebracht hatte, erhob sich Bryan und bat ums Wort. Seine Nebraska-Delegation sei für Clark instruiert worden und so hätte er pflichtgemäß für Clark gestimmt. Nun verkünde er, daß er seine Stimme für Nebraskas zweite Wahl abgeben würde, nämlich für Woodrow Wilson.

Trotzdem schienen die Kräfte, die Champ Clark hielten, noch immer die stärkeren zu sein. Am Samstag morgen rief McCombs Gouverneur Wilson ans Telephon. „Das Spiel ist aus“, sagte McCombs und riet Wilson, seine Abgeordneten zu entlassen. Wilson setzte ein entsprechendes Telegramm auf. Mrs. Wilson und die Töchter trösteten einander mit der Aussicht auf einen langen, ungestörten Sommer an den englischen Seen.

Es war William Gibbs McAdoo, der tatkräftige Befürworter des ersten Hudson-River-Stollens, der sich für Wilson genauso wirksam eingesetzt hatte wie für den Güterverkehr unter dem Wasserspiegel des Hudson River, der als erster von dem Telegramm Wind bekam. Er donnerte McCombs nieder und riß das Telephon an sich. Er bat Wilson eindringlich, nicht aufzugeben, und versicherte ihm, daß es nach menschlicher Voraussetzung für Clark keine Möglichkeit gäbe, die Zweidrittelmehrheit zu erlangen.

Die Tagung zog sich endlos weiter. Der Sonntag, mit dem die erste Woche endete, war ein Tag der verrauchten Hotelzimmer, des Übervorteilens und Verhandels. Es ist anzunehmen, daß Bryan gegen jede Wahrscheinlichkeit noch immer hoffte, daß es vielleicht seinem Namen gelänge, den toten Punkt doch zu überwinden.

An der Küste von Jersey besuchten die Wilsons eine kleine Landkirche in Spring Lake. Am Nachmittag las der Gouverneur seiner Familie aus Gladstones Morley-Biographie vor.

Inzwischen, so berichteten die Reporter, ließen „die kleinen Leute aus dem Hügelland“ ihre Stimmen laut werden. Telegramme langten ein, die sich jedem Kandidaten, der von Hearst oder Thomas Fortune Ryan abhing, widersetzten.

Am Montagmorgen hieß es im Leitartikel der New Yorker „World“, daß die Nominierung Wilsons die einzige Möglichkeit sei, die Wahl vor Roosevelt zu sichern. Am sechsten Tag und bei der dreizehnten Abstimmung überstieg Wilsons Stimmenanzahl zum ersten Male die Champ Clarks. Wilson erklärte den Zeitungsverlegern, daß er sich über diese Nachricht in völliges Stillschweigen hülle.

Bei der sechsundvierzigsten Abstimmung wurde er nominiert.

Im Gouverneursitz von Sea Girt herrschte ein höllischer Lärm. Blasmusikkapellen spielten „Der siegreiche Held kommt“. In jedem Zimmer drängten sich Reporter und heisergeschriene Wilsonanhänger aus dem Zeughaus von Baltimore, und jeder einzelne warf sich stolz in die Brust und versicherte, daß einzig er die Nominierung Wilsons den Händen der Wall-Street-Interessenten entrissen habe. Die weiblichen Familienangehörigen, die Wilson in gebührender Abgeschlossenheit hielt, wurden von Artikelschreibern und Photographen verfolgt. Eleanor Wilson fand ihre Mutter in den Fängen einer besonders entschlossen blickenden Journalistin.

„Hegen Sie irgendein Vorurteil gegen Schmuck, Mrs. Wilson?“ fragte die Reporterin. „Ich begriff, daß sie es nie verstehen würde, weshalb meine Mutter keinen Schmuck besaß“, schrieb Eleanor Wilson später. „Mutter, die unserthalben auf alles verzichtet hatte, damit Vater die Bücher kaufen konnte, die er brauchte, und seine Urlaube möglich waren; damit wir Gesang und bildende Kunst studieren konnten, damit es immer genügend Platz für Verwandte und Freunde in unserem Haus geben möge. Ich dachte an ihr bis ins letzte ausgetüfelte Wirtschaftsgeld, ihr braunes Kleid und den Hut, die sie beide das ganze Jahr über trug — Mutter antwortete: „Nein, ich habe nichts gegen Schmuck. Wir besitzen bloß keinen.““

IV. KAPITEL

Die neue Freiheit

In dem folgenden Wahlkampf hatte Gouverneur Wilson nichts weiter zu tun, als zu den Menschenmengen zu sprechen, die der treue Tumulty auf den Rasen von Sea Girt trieb, und sie mit seinem wohlberechneten Idealismus und den „funkelnden Gemeinplätzen“ zu umschmeicheln, die George Record beunruhigt hatten, während sich die Republikaner gegenseitig zerfleischten.

Für die Republikaner war es ein Kampf der gegenseitigen Bloßstellungen. La Follette ließ kein gutes Haar an T. R., T. R. prangerte Taft an. Taft, der gebrummt haben soll, daß sich selbst eine in die Ecke getriebene Ratte zur Wehr setzt, schlug zurück. Die fallweisen Hiebe, mit denen T. R. gegen den demokratischen Kandidaten ausholte, den aus ganzem Herzen zu verachten er noch nicht begonnen hatte, gingen weit am Ziel vorbei.

Freiheit für die Unterdrückten

Der dramatische Augenblick kam im Oktober, als in Milwaukee ein Verrückter T. R. anschoß, der aus dem Auto stieg, um sich in den Saal zu begeben, in dem er seine Ansprache halten wollte. Daß die Kugel durch sein Brillenfutteral und das dicke Redemanuskript in seiner Innentasche abgelenkt wurde, rettete ihm das Leben. Einer der ihn untersuchenden Ärzte entdeckte das Geschoß in der unmittelbaren Nähe der Lunge und bemerkte, daß die kräftige Brustmuskulatur, an deren Entwicklung T. R. sein Leben lang gearbeitet hatte, ihr Teil zu der Rettung beigetragen hätte. Nachdem er den Attentäter, so gut er konnte, vor der wütenden Menge geschützt hatte, und ehe er noch gestattete, daß seine Wunde behandelt wurde, bestieg T. R. das Podium und hielt mit heiserer Stimme seine Rede. Er schwenkte das durchlöchernte Manuskript vor den Augen der Zuhörer-

schaft und rief: „Damit bringt man einen Elchbullen noch lange nicht um!“

Woodrow Wilsons ritterliche Geste, sämtliche Reden abzusagen, bis Theodore Roosevelt sich außer Gefahr befand, wurde ihm allseits hoch angerechnet.

Einer alten Gepflogenheit zufolge erreichten die Wahlkämpfe den Siedepunkt in Stanford Whites Madison Square Garden in New York. Der eben aus dem Spital entlassene T. R. hielt eine Ansprache, die besser als alles, was die verschiedenen Kandidaten vorbrachten, die Wünsche eines Volkes umriß, das durch einen zehnjährigen Feldzug gegen Vorrechte und Bestechung wachgerüttelt worden war:

„Wir sind für Menschenrechte und haben die Absicht, dafür zu arbeiten. Wo sie am besten durch Anwendung der Rechtsgrundsätze der einzelnen Staaten erreicht werden können, dort sind wir für Staatsgesetze. Wo es zu ihrer Erreichung nötig ist, die Kraft der gesamten Nation zu Hilfe zu rufen, dort werden wir diese gewaltige Kraft bis zu ihrer äußersten Grenze beanspruchen. Wir sind für die Freiheit. Aber wir sind für die Freiheit der Unterdrückten und nicht für die Freiheit der Mächtigen, die Schwachen zu unterdrücken.“

Jene Republikaner, die vor allem in der Steuergesetzgebung keine Veränderungen wünschten, fürchteten T. R. mehr als Wilson. Während ihre Presse wilde Schmähungen gegen Theodore Rex, wie sie ihn nannten, veröffentlichte, schenkten sie dem milden Laissez-faire-Liberalismus des Schulmeisters in der Staatskunst höfliche Aufmerksamkeit. Trotz des beweihräuchernden Eifers seiner Anhänger war es bereits klar, daß T. R.s hastig ins Leben gerufene Partei nicht gewinnen konnte. Wilsons Chancen an der Wallstreet standen sechs zu eins.

Die Zeitungen beschrieben die Sitzung am Madison Square als die letzte Ehrenbezeugung der Todgeweihten an ihren Führer. Selbst die liberale New Yorker „Evening Post“ beschrieb T. R.s abschließende Mahnungen als eine Rede, wie Custer sie seinen Spähern gehalten haben mag, als er die Indianer kommen sah.

Am Abend nach der Rooseveltkundgebung gelang es den beiden Wilsonmanagern McCombs und McAdoo, deren Zwistigkeiten Wilsons Kampagne keine guten Dienste geleistet hatten, lange genug an einem Strang zu ziehen, um beim Erscheinen ihres Kandidaten einen Begeisterungssturm anzufachen, der eine Stunde und vier Minuten anhielt. Die Elchbullen hatten sich verausgabt, nachdem sie 45 Minuten für T. R. gebrüllt hatten. Wilson konnte mit seiner Frau, die in einer Loge vor ihm saß, glücklich triumphierende Blicke wechseln, als er vor einer Zuhörerschaft, die sich in einem wahren Verückungstaumel befand, kühl erklärte: „Im ganzen Land, von einem Ozean zum anderen, werden die Menschen gewahr, daß

in weniger als einer Woche das Volk von Amerika wieder in seine Rechte eingesetzt werden wird.“

Als die Stimmen gezählt wurden, lautete das Ergebnis: Wilson (Demokraten) 6,286.214, Roosevelt (Fortschrittler) 4,126.020, Taft (Republikaner) 3,483.922 und Debs (Sozialisten) 897.011. Die Demokraten beherrschten den Senat und das Abgeordnetenhaus. Wilsons 435 Stimmen des staatlichen Ausschusses der Präsidentenwähler gegenüber Roosevelts 88 und Tafts 8 stellten einen Rekord dar, aber ungebundene Kommentatoren bemerkten, daß Wilson bloß eine Minderheit der Volksstimmen erhalten hatte. Die Mehrheit hatte die Reform gewählt. Beinahe halb so viele Wähler wie im Jahre 1908 stimmten wieder für Eugene V. Debs. Um mit T. R.s Worten zu sprechen, war es eine Wahl „für die Freiheit der Unterdrückten“.

Einige Tage nach der Wahl äußerte Senator La Follette die Wünsche des Reformelementes in einem Artikel in „La Follettes Weekly Magazine“: „Unterdrückt und verzweifelt wandte sich eine Nation von 90 Millionen Menschen, die ein klares, einfaches Recht verlangen und die Demokratie im Unterrichtswesen, in der Politik und der Industrie anstreben, an Woodrow Wilson, der gegenwärtig die einzige Hoffnung darstellt.“

Vier Jahre Schwerarbeit

Die Ernennung des Gouverneurs sprengte das Familienleben der Wilsons. Verdiente Demokraten strömten in Scharen herbei. „Unser kleines Haus stand kopf“, schrieb Tochter Eleanor, „und meine Mutter ging zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben durch die Zimmer und tat, als sähe sie die Unordnung nicht . . . Selbst die Tische und Regale im Studio waren voll gepackt und die Staffelei zur Seite geschoben worden, um tüchtigen jungen Frauen und ihren Schreibmaschinen Platz zu machen.“

William F. McCombs, der sich als der erste betrachtete, der Wilson zum Präsidenten vorgeschlagen hatte, und fand, daß er für seine Dienste zumindest durch die Stellung eines Außenministers belohnt werden müsse, befand sich unter den ersten Ankömmlingen. Während des Wahlkampfes war Wilson durch McCombs' unberechenbares Verhalten, sein Trinken und seine Anbiederung an die politischen Wortführer, oft verärgert gewesen.

Es war der sachliche McAdoo, der den Wilsons lieb geworden war, und zwar so sehr, daß er, obwohl Witwer mit erwachsenen Kindern und doppelt so alt wie sie, das Herz der Tochter Eleanor höher schlagen ließ.

Nach McCombs' eigener Aussage war es Woodrow Wilson, der ihn in unmißverständlicher Weise kaltstellte und ihn als wütenden und enttäuschten Mann fortjagte, der wenige Jahre danach, wie seine Freunde

behaupteten, an gebrochenem Herzen starb. „Ehe wir fortsetzen“, erinnerte er sich, daß Wilson sofort anhub, als sie allein waren, und ihn dabei durch seine Brille kalt anblitzte, „möchte ich klarstellen, daß ich Ihnen nichts schulde. Vergessen Sie nicht, daß es Gott war, der mich zum nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten bestimmt hat.“

15.000 Briefe und Telegramme überfluteten das kleine Haus in der Cleveland Lane. McCombs war nur der erste einer Schar von Pöstchensuchern. Die Demokraten waren seit 20 Jahren nicht mehr am Ruder gewesen. Die Demokraten waren ausgehungert.

Zehn Tage nach seiner Ernennung schiffte sich Wilson mit seinen Angehörigen an Bord der „Bermudian“ ein, um einen einmonatigen Urlaub auf seiner Lieblingsinsel zu verbringen. Er nahm nur einen einzigen Sekretär und die nun unvermeidlich gewordenen Beamten der Geheimpolizei mit. Nur er und seine Frau wußten, wie ausgepumpt er war. Seine alten Verdauungsstörungen stellten sich ein, und die Nervenentzündung flammte wieder auf. Er lechzte nach Ruhe.

„Kaum hatte ich vernommen, daß ich zu vier Jahren Schwerarbeit verurteilt worden war, beeilte ich mich, auf die Bermudainseln zu fahren und meine Freiheit zu genießen, so lange mir das noch möglich war“, sagte er dem englischen Beamten, der ihn im Hafen begrüßte. Er bat die Reporter und Photographen, ihn unbehelligt zu lassen. Unter welcher Spannung er noch stand, zeigte sich an dem Wutausbruch, mit dem er einen Photographen abging, der vor seiner Sommerwohnung eine seiner Töchter aufnehmen wollte, die eben erhitzt und verstaubt und, wie man sich zuflüsterte, mit langen Hosen bekleidet von einer Radtour zurückkam. „Sie sind kein Kavalier“, brüllte er den überraschten Bildreporter an. „Wenn Sie eine Tracht Prügel beziehen wollen, tun Sie nur so weiter.“

Als sein Schiff in New York anlegte, wurde der zum Präsidenten Gewählte von Unglückspropheten empfangen. McCombs erzählte von dem Gerücht, daß die Kreise der Hochfinanz über die Aussicht einer demokratischen Administration so beunruhigt seien, daß sie im Begriff stünden, eine Panik herbeizuführen. Die Industriearone drängten wieder in die Staatsverwaltung in Trenton zurück.

In einer Ansprache vor der „Gesellschaft der Südstaaten“ griff Wilson am Abend nach seiner Ankunft „einige Herren in New Jersey“ an, die nur die Tage zählten, bis sie ihn loswerden könnten. „Ich habe ihnen heute mitgeteilt, daß ich mich nicht abschieben lasse.“ Er wollte bis zum letzten Augenblick Gouverneur bleiben. Von den Panikgerüchten der Wall Street sagte er, indem er sein eckiges Kinn in grimmiger Entschlossenheit vorschob: „Eine Panik ist bloß eine Geistesverfassung. Offen gesagt, glaube ich

nicht, daß es jemand wagen würde, dieses Hilfsmittel für diesen Zweck zu benutzen. Tut er es aber, dann verspreche ich ihm namens meiner Landsleute, daß er auf einem Galgen baumeln wird, der so hoch sein wird wie der des biblischen Haman.“

Die republikanische Presse schlachtete die Bemerkung über den Haman galgen weidlich aus. Die „Sun“ druckte eine Karikatur: „Scharfrichter Wilson“. Viele Wilsonanhänger fanden, daß er zu weit gegangen sei, aber der Schulmeister in der Staatskunst hatte damit klargestellt, daß er beabsichtige, in seiner Klasse für Ordnung zu sorgen.

Regierungsbildung

Einen Zufluchtsort gab es, in den er sich vor der Zudringlichkeit der Politiker und dem Geschrei bewährter Parteigänger retten konnte, die versuchten, für ihn zu entscheiden, wen er in sein Kabinett wählen sollte. Das war Oberst Houses stille Wohnung im Murray-Hill-Viertel von New York. Der Oberst war die Verschwiegenheit selbst. Kein Besucher durfte störend eindringen. Kein Anruf gelangte über die Telephonzentrale im Parterre hinaus. Mit dem Obersten konnte Wilson das Für und Wider der Kabinettsbildung erörtern, ohne das Gefühl zu haben, daß ihm jemand aufgeschwatzt wurde. Er hatte seinem Freund aus Texas sein Vertrauen bereits dadurch bewiesen, daß er ihm mit Ausnahme des Postens des Außenministers jedes Amt zur Auswahl anbot.

House bestritt jedes Interesse an der Bekleidung eines Amtes. In sein Tagebuch trug er ein: „Der Grund für meine Ablehnung liegt darin, daß ich mich nicht kräftig genug fühle, um mich an ein Ministerium zu fesseln. Mir ist es bedeutend lieber, ungebunden zu bleiben und ihn in allgemeinen Fragen zu beraten und einen Wanderauftrag zu haben.“

„Ich schwöre Ihnen“, soll ein Senator über Oberst House gesagt haben, „daß er über dürres Laub gehen kann, ohne dabei mehr Geräusch zu machen als ein Tiger.“

Die Berater des neugewählten Präsidenten fanden ziemlich einstimmig, daß Bryan Außenminister werden sollte. Wilson verdankte seine Nominierung Bryans unerschütterlichem Widerstand gegen Champ Clark. Bryan war der Führer der fortschrittlichen Demokratie. Außerdem war er, wie Finley Peter Dunne es in seiner „Mr.-Dooley“-Karikaturenreihe ausdrückte, „mit einem Ziegelstein in der Hand genauso gefährlich wie ein bewaffneter Schütze. Und ich hätte ihn lieber am Halse als im Rücken“.

McAdoo war das Finanzministerium zugeordnet. Lindley M. Garrison, ein fähiger und etwas trockener Jurist, der dem Kanzleigericht des Staates

New Jersey vorstand, wurde Heeresminister. Dem freundlichen Josephus Daniels mit seiner Begabung, gesellschaftliche Unterschiede zu überbrücken, wurde die Marine zugeteilt. David F. Houston, ein alter Freund Oberst Houses, wurde zum Landwirtschaftsminister bestellt. Ein weiterer Texaner, Albert S. Burleson, ein Berufspolitiker und das Haupt der Texasdelegation in Baltimore, wurde Postminister.

Unter den weniger glanzvollen Sternen befanden sich Franklin K. Lane, ein heiterer und geschwätziger, dicker, kleiner Konservativer aus San Franzisko als Innenminister; William Redfield, dessen Anspruch auf Ruhm sich hauptsächlich darauf gründete, daß er der letzte amerikanische Politiker war, der einen Backenbart trug, erhielt das Handelsministerium, und schließlich William B. Wilson, der sich aus den Kohlengruben bis zum kassenführenden Sekretär der Vereinigten Minenarbeiter unter John Mitchell emporgearbeitet hatte, besetzte den neuen Posten des Arbeitsministers. Es war eine Regierung, die viele ihrer Mitglieder aus dem Westen und dem Süden bezog.

Tumulty, der Wilson seine Fähigkeiten in Trenton bewiesen hatte, wurde der Sekretär des Präsidenten. Gesprächig, warmherzig, durch die grenzenlose Hingabe an seine Partei immer etwas abgelenkt, wurde er ein wirksamer Prellblock zwischen dem zurückgezogenen Präsidenten und den Reportern und Politikern, die das Amtsgebäude belagerten.

Die Wilsons im Weißen Haus

Am Tage der Angelobung herrschte gutes Wetter. Die Börsenwelt verhielt sich ruhig. Die angedrohte Panik kam nicht zustande. Abgesehen vom Verlust eines Koffers mit der Nachtwäsche des Präsidenten wurde die Wilsonfamilie mit ihrer zahlreichen weiblichen Verwandtschaft erfolgreich von der bescheidenen Behausung in der Cleveland Lane in die weitläufigen Räumlichkeiten des Weißen Hauses verpflanzt.

Nachdem Woodrow Wilson in der Säulenhalle des Kapitols seinen Eid abgelegt hatte und sich der Menge zuwandte, sah er die Polizei die Menschen zurückdrängen, um vor der Tribüne freien Platz zu schaffen. „Lassen Sie die Leute nähertreten“, rief er mit schallendem Tenor. Als er dann in die emporgereckten Gesichter hinablickte, begann er: „Meine Mitbürger, in der Regierung hat sich eine Wandlung vollzogen . . .“

Die Ansprache war kurz und wurde beifällig aufgenommen. Lyman Abotts „Outlook“ bejubelte sie als „den Aufruf eines Propheten an eine Nation, ihre Sünden zu bereuen und nicht zu den Wegen, wohl aber zum Geiste ihrer Väter zurückzukehren.“

Am Tage nach der Amtseinsetzung luden die Wilsons die ganze Woodrowverwandtschaft samt einigen alten Freunden zum Mittagessen ein. Der Abend gehörte den Wilsoncousins, deren es 25 gab. Im Laufe des Nachmittags schüttelte der Präsident bei einem öffentlichen Empfang 1123 Menschen die Hand und empfing mit Hilfe des förmlichen Mr. „Ike“ Hoover, des Zeremonienmeisters — der solche Feierlichkeiten geleitet hatte, seit man ihn erstmals ins Weiße Haus berief, um in den Tagen Benjamin Harrisons die erste elektrische Leitung legen zu helfen —, den Botschafter von Großbritannien im Blauen Salon.

Botschafter James Bryce war ein sehniger kleiner Mann mit rotem Gesicht, weißem Haar und Bart und energischer Sprechweise. Viele Jahre hindurch war Bryce eines der Idole Woodrow Wilsons gewesen. Von ähnlicher schottisch-presbyterianischer Abstammung hatte auch Bryce einen langen Weg zurückgelegt, seit Wilson als armer Student seine Vorlesungen am Johns-Hopkins-Institut angehört hatte.

Von einer Karriere, wie Bryce sie gemacht hatte, träumte Wilson damals für sich selbst. Bryce war nicht nur als Autor von Werken über Verfassungsrecht und demokratische Regierungsform, als Reisender und Bergsteiger berühmt geworden, sondern war eine der Stimmen des nonkonformistischen Gewissens in England in der Gemütsbewegung gegen die Unterdrückung der Armenier durch die Türken, über die er anlässlich einer Expedition zur Besteigung des Ararat persönliche Eindrücke gesammelt hatte. Er war Mitglied des Parlaments, diente Gladstones letztem Kabinett, war Präsident der Handelskammer und bekleidete unter Campbell-Bannerman das schwierige Amt des Ministers für Irland. Zweimal hatte er die ihm angebotene Pairswürde abgelehnt.

Während T. R.s zweiter Regierungsperiode nach Washington entsandt, hatte er eine jener schiedsgerichtlichen Sitzungen mit den Vereinigten Staaten zustande gebracht, in denen weltoffene Männer die Vorläufer einer Herrschaft der Gesetzlichkeit in der zivilisierten Welt erblickten. Nun bestand seine hauptsächliche Aufgabe in der freundschaftlichen Regelung der Zollfragen für die Benützung des Panamakanals, der bald für den Verkehr freigegeben werden sollte. Kein zweiter Engländer war nach Temperament und Werdegang besser geeignet, ein gutes Einvernehmen mit Wilson herzustellen.

Falls Bryce einem Wiederaufleben der warmherzigen Gastfreundschaft der Roosevelt-Tage entgegensah, in denen das Weiße Haus der Sammelpunkt der hervorragendsten Köpfe und der unterhaltsamsten Gespräche gewesen war, so sollte er einer Enttäuschung entgehen. Dem neuen

Präsidenten mangelte jede gesellschaftliche Begabung, wenn er sich auch ab und zu von einer charmanten Seite zeigen konnte und im Familienkreis ein rechter Spaßvogel war.

Tiefer noch als in Princeton zog sich Wilson im Weißen Haus vor dem Wirbel und dem Angestarttwerden des öffentlichen Lebens, das T. R. so offenkundig genossen und Taft gelassen hingegenommen hatte, in den Privatkreis zurück, den seine Frau, seine Töchter und die bewundernden Basen bildeten. Er war fest entschlossen, seinen Platz am Kamin mit niemandem zu teilen.

Tumultys Reich endete am Eingang der Wohnung des Präsidenten. Oberst House erhielt Zutritt, sonst aber blieben die Türen den meisten verschlossen. Dr. Grayson bildete die Ausnahme von der Regel.

Genau wie Ike Hoover gehörte Cary T. Grayson, ein Schiffsarzt und Chirurg im Range eines Leutnants, seit einigen Jahren zum Weißen Haus. Als junger Mensch hatte er an T. R.s halsbrecherischem Tagesritt nach Warrenton und zurück teilgenommen. Er war mit dem liebenswürdigen Archie Butt befreundet, der Roosevelts und später Tafts Militäradjutant gewesen und auf der „Titanic“ zugrunde gegangen war. Er diente Taft als medizinischer Berater. Taft fand Gefallen an ihm. Als die Tafts den neuen Präsidenten bei ihrem letzten Tee im Weißen Haus bewirteten, legten sie Doktor Grayson den Wilsons wärmstens ans Herz.

Als dann im Gedränge des Tages der Amtsübernahme die Schwester Präsident Wilsons, Mrs. Howe, auf der Treppe stürzte und sich eine Platzwunde an der Stirn zuzog, betreute Leutnant Grayson sie so fürsorglich, daß er damit die Wilsons gewann. Grayson stammte aus Virginia. Dem Präsidenten gefielen sein Akzent und sein bescheidenes Betragen. Sofort ersuchte er Josephus Daniels, ihn dauernd dem Weißen Haus zur Verfügung zu stellen. Dr. Grayson hatte einen Anfall von Magenverstimmungen und Migränen zu behandeln, die der Präsident den Strapazen der Inaugurationsfeierlichkeiten verdankte. Statt an seinem ersten Sonntag im Weißen Haus zur Kirche zu gehen, befahl Dr. Grayson ihm, das Bett zu hüten.

Woodrow Wilson bemühte sich verzweifelt, in der Ruhelosigkeit den Kopf nicht zu verlieren. „Washington und Jefferson hatten zumindest Zeit nachzudenken“, bemerkte er bitter.

Der Präsident am Capitol Hill

Seine Meinung über die Stellung des Präsidenten hatte sich im Laufe der Zeit geändert. Vor seinem Amtsantritt schrieb er A. Mitchell Palmer, einem begeisterten Anhänger aus der Pennsylvaniadelegation in Baltimore, den

die Wilsonwelle in den Kongreß trug: „Das Volk sieht im Präsidenten das Oberhaupt seiner Partei und ebenso den höchsten Regierungsbeamten, und das Land wird mit ihm keine Nachsicht haben. Er muß entweder seine Rolle erfolgreich spielen oder das Vertrauen des Landes verlieren. Er hat der Premierminister zu sein, der sich um die Lenkung der Gesetzgebung genauso annimmt wie um die gerechte und ordnungsgemäße Durchführung der Gesetze, und er ist in allem und jedem das Sprachrohr des gesamten Volkes, selbst in den entscheidendsten und heikelsten Verhandlungen der Regierung mit anderen Völkern.“

Kaum war Wilson im Weißen Haus untergebracht, so verkündete er bereits, daß er den Sitzungssaal des Präsidenten im Kapitol dazu verwenden würde, um dort Debatten mit den Oberhäuptern des Kongresses über wesentliche Fragen der Gesetzgebung abzuhalten. Seit Jefferson den Brauch aufgegeben hatte, die Botschaften des Präsidenten persönlich vorzulesen, hatte kein Präsident mehr das Haus der Legislation betreten. Entsetzen, Mißbilligung und Rufe wie „Föderalismus“ und „schäbiges Nachäffen englischer Herrschermanieren“ und ähnliches begrüßten seine Eröffnung, daß er am 8. April persönlich seine erste Botschaft an die Sondersitzung des Kongresses verlesen würde, die er sofort einberufen hatte, um eine Revision der Zölle zu erwägen.

Dieser Bruch mit einer hundertjährigen Überlieferung sicherte dem neuen Präsidenten eine atemlose Menschenmenge in den Galerien und die Aufmerksamkeit der gesamten Nation, als er eintrat, um sich an die Versammlung zu wenden. Freunde vermerkten seine Blässe und eine gewisse Gezwungenheit seiner kerzengeraden Haltung. Er nahm genau unter dem Rednerstuhl am Tisch des Verlesers des Protokolles Platz. Die Atmosphäre knisterte vor Spannung. Besonders die Kongreßmitglieder aus dem Süden waren über die kühne Neueinführung zutiefst beunruhigt.

Sobald er zu sprechen anhub, ließ die allgemeine Nervosität nach. Seine Stimme war ungemein einschmeichelnd. Er sagte mit der Andeutung eines Lächelns, daß er „sich selbst den Eindruck bestätigen wolle, daß der Präsident der Vereinigten Staaten eine natürliche Person sei, ein menschliches Wesen, das versuche, im Dienste der Allgemeinheit mit anderen menschlichen Wesen zusammenzuarbeiten“.

Seine Rede dauerte nur zehn Minuten. Er sprach davon, die Zollsätze den Tatsachen anzupassen: „Wir müssen alles abstreifen, das auch nur im entferntesten an ein Vorrecht erinnert, und unsere Geschäftsleute und Erzeuger durch die dauernde Notwendigkeit aneifern, leistungsfähig, wirtschaftlich und unternehmungsfreudig zu sein und sich als Meister des Konkurrenzkampfes, als bessere Arbeiter und Kaufleute als die der ganzen Welt zu beweisen.“

Seine Rede wurde mit donnerndem Beifall belohnt. Auf der Rückfahrt ins Weiße Haus sagte Ellen Wilson, die über den Sieg entzückt war, den ihr Mann über die Tradition davongetragen hatte: „Das ist genau das, was Theodore Roosevelt gern getan hätte, wenn es ihm bloß eingefallen wäre.“

Der Präsident lachte. „Ja, ich glaube, diesmal habe ich Teddy den Rang abgelaufen.“

Die entscheidendsten und heikelsten Verhandlungen

Während T. R.s Präsidentschaft war die Außenpolitik sein persönliches Spielfeld gewesen. Taft, der seine Schulung auf den Philippinen und als Kriegsminister erhalten hatte, neigte dazu, die Welt als Einheit zu sehen. In seiner ruhigen Art unterstützte er jede Bemühung zur Wahrung des Friedens durch schiedsgerichtliche Beilegung. Obwohl aufmerksame Ohren bereits die Zeitbombe in Europa ticken hörten, hatte Woodrow Wilson die gesamte Menschheit jenseits der Grenzen der Vereinigten Staaten in seinen Erklärungen während der Kampagne von 1912 unbeachtet lassen. Einige fanden das sonderbar. In den vier Monaten zwischen seiner Ernennung und seinem Amtsantritt nisteten sich manche unerwünschte ausländische Vögel in den Staaten ein.

25 Jahre nachdem sich das französische Projekt in Schmutz und Bestechung aufgelöst hatte, ging der Panamakanal seiner Vollendung entgegen. T. R.s Methoden zur Zustandebringung des Kanals hatten seinem Nachfolger manches Problem hinterlassen. Die Loslösung Panamas war zugegebenermaßen eine Posse, aber die Unverschämtheit dieser Komödie hatte manche Verbitterung ausgelöst. Da war die unbedeutende Frage der kolumbianischen Souveränität, die T. R. lachend als eine Verblendung gieriger lateinamerikanischer Politiker abgetan hatte. Taft hatte versucht, den Vorgängen ein legales Gepräge zu verleihen und der Regierung in Bogotá gleichsam als Pflaster einen Vertrag anzubieten. Drei Wochen vor Wilsons Amtsantritt verwarf Kolumbien die Vorschläge Tafts.

Als Botschafter Bryce dem neu gewählten Präsidenten seinen Besuch abstattete, mag er zwar nicht über Zölle gesprochen haben, ganz bestimmt aber kreisten seine Gedanken um die Zollfrage. Der Hay-Pauncefote-Vertrag zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten, der an Stelle des früheren Vertrages getreten war, der eine gemeinsame Leitung eines zukünftigen Landkanales vorgesehen hatte, bestimmte, daß allen Nationen die gleiche Behandlung zuteil werden sollte, aber der Kongreß hatte leichtherzig ein Gesetz angenommen, das die amerikanische Schifffahrt von einer Küste zur anderen von allen Zoll- oder Mautzahlungen befreite. Das englische Außenministerium hatte Bryce mit der Vorstellung nach Washing-

ton gesandt, daß er sein einzigartiges Ansehen bei den Amerikanern dazu benutzen sollte, den Widerruf dieser Maßnahme zu erwirken. Nach Erledigung dieses Auftrages wollte er sich aus dem öffentlichen Dienste zurückziehen.

Roosevelts Diplomatie war ganz persönlicher Art gewesen, eine Mischung aus aggressivem Nationalismus und schlauer Erwägung. Unter Taft war die Fahne dem Dollar gefolgt. Nun waren Wilson und Bryan entschlossen, den Segen demokratischer Gerechtigkeit der ganzen Welt angedeihen zu lassen. Wie war das zu verwirklichen?

Im In- und Ausland wimmelte es von Ungerechtigkeiten. Die kalifornische Gesetzgebung verfügte den Ausschluß der Japaner. Präsident Wilson hatte sich kaum hinter seinem Schreibtisch im Weißen Haus niedergelassen, als schon der japanische Gesandte erschien und seine Protestnote einbrachte. Seit ihrem Sieg über die Russen waren die Japaner nicht geneigt, Benachteiligungen hinzunehmen.

Westliche Ideen regten sich im Fernen Osten. In China war die Republik ausgerufen worden. Wilsons erste Gespräche mit seinem neu bestellten Außenminister behandelten die Bedingungen einer Anleihe, die die europäischen Mächte dem unterentwickelten China aufzudrängen suchten.

Das Karibische Meer war ein Unruheherd. Überall tauchten Schwierigkeiten auf. In Mexiko bereitete sich eine Revolution vor. Gewehrläufe schoben sich aus jeder Lehmhütte. Zwei Wochen vor Wilsons Amtsübernahme wurde Francisco Madero, den die amerikanischen Demokraten als verwandte Seele bejubelt hatten, als er wenige Monate zuvor den alten Mixtec Diktator Porfirio Díaz seines Amtes enthoben hatte, von einem neuen starken Mann namens Victoriano Huerta niedergeschossen. Die Reformwelle, die über die Vereinigten Staaten hinweggerollt war, hatte die Mexikaner aufgestachelt, aber südlich des Rio Grande nahm der Aufstand gegen die bevorzugten Klassen die Form von Arsen und Mord an.

„Es wäre eine Ironie des Schicksals“, sagte Wilson zu einem Princetonfreund, als er die Neuigkeit erfuhr, „wenn meine Regierung sich hauptsächlich mit der Außenpolitik zu beschäftigen hätte“.

Frischer Wind in der Gesetzgebung

Trotz der Gewitter, die sich an jeder Grenze zusammenballten, galt Wilsons erste Pflicht der Erfüllung seiner Wahlversprechen. In einem seltenen Anfall rascher Erledigung erließ der Kongreß unter dem geschickten Antreiben des Präsidenten innerhalb der ersten neun Monate seiner Regierung zwei grundlegende Verfügungen.

Steuern zur Erlangung von Staatseinkünften standen seit langem auf dem Panier der Demokraten. Das Underwood-Zollgesetz, das während des Sommers durch beide Häuser gepeitscht worden war, bewerkstelligte die erste gründliche Herabsetzung der Importzölle seit 1846.

Seit Jahren hatten die Reformer von einer Einkommensteuer geträumt, die den unrechtmäßigen Gewinn der Reichen abschöpfen sollte. Eine bescheidene, gestaffelte Einkommensteuer, die durch einen konstitutionellen Abänderungsantrag ermöglicht worden war, den die Staaten zwei Jahre zuvor ratifiziert hatten, wurde miteinbeschlossen, um angeblich den Verlust an Zolleinnahmen auszugleichen. Das Gesetz war am 3. Oktober fertig zur Unterzeichnung.

„Seit ich ein kleiner Junge war, habe ich mir immer gewünscht, etwas Ähnliches zustande zu bringen“, rief der Präsident überschwänglich den versammelten Ministern, Kongreßmitgliedern und Journalisten zu, die sich im Regierungsgebäude zusammengedrängt hatten, um zuzusehen, wie er sein „Woodrow Wilson“ mit goldener Feder unter den Erlaß setzte, „und ich weiß von einigen Männern, die hier um mich versammelt sind, daß sie das gleiche von sich behaupten können, nämlich darauf gewartet zu haben, daß diese Dinge erledigt würden, damit in den Vereinigten Staaten endlich Gerechtigkeit herrsche.“

Die Bundesreserve

Zur gleichen Zeit war ein bedeutend schwierigeres und strittigeres Unternehmen im Gange.

Die Sprengung des Geldtrusts, wie Bryan und seine Anhänger es nannten, war das Lösungswort für die Empörung des Südens und des Westens gegen die Wallstreet gewesen, durch das die neue Regierung in Washington in den Sattel gehoben wurde. Die Währungsgebarung der Vereinigten Staaten und als Folge davon die Lenkung des Kredit- und Finanzwesens war zugegebenermaßen äußerst verworren und überholt. Konservative und Fortschrittler waren sich darüber einig, daß der Zustand, in dem einige sieben-tausend Banken unter der unklaren Weisung eines Beamten des Fiskus Geld ausgeben durften, Paniken ungemein begünstigte. Einige Jahre hindurch hatte Senator Aldrich als Vorsitzender eines Ausschusses, der sich von New Yorker Bankexperten beraten ließ, eine gesetzliche Regelung angestrebt, die das Bankgeschäft zentralisieren sollte. Niemand leugnete diese Notwendigkeit. Die brennende Frage war nur, in wessen Händen das neue System liegen sollte, in jenen der Bankiers oder der Volksvertreter.

Die Schaffung des Bundesreservegesetzes aus einem Wirrwarr gegen-

sätzlicher Interessen und Grundsätze war einer der großen Erfolge des Kongreßsystems.

Es wäre niemals zustande gekommen, wenn sich Woodrow Wilson nicht zum Vorsitzenden der gesamten demokratischen Partei gemacht hätte, statt nur das Oberhaupt des fortschrittlichen Flügels zu sein; und wenn er nicht im Laufe seines ersten Regierungssommers ein ungeahntes Talent entwickelt hätte, an der eigenen Tätigkeit zu lernen. Finanzfragen waren nicht sein ureigenstes Gebiet, aber er eignete sich rasch Kenntnisse von Leuten wie dem reformierenden Louis D. Brandeis an, der damals von den Konservativen als gefährlicher Hitzkopf betrachtet wurde, und von befreundeten Bankiers, die McAdoo hinter Bryans Rücken ins Weiße Haus schmuggelte. Es war der Präsident selbst, der das Bundes-Reserve-Amt vorschlug, das eine Kontrolle im Interesse der Allgemeinheit ermöglichte.

Anfänglich entsetzte die bloße Vorstellung eines solchen Amtes beide Seiten. Bryans Anhänger behaupteten, es wäre „eine Oligarchie grenzenlosen Reichtums schaffen, die das finanzielle Geschick der Nation lenken und unter dem Schutze der Regierung arbeiten würde“. Die Konservativen waren nicht minder empört. Die New York „Sun“ beschrieb das Vorhaben des Präsidenten als „lächerliches Ergebnis von Unwissenheit und Unvernunft. Die Einrichtung einer Regierungsstelle und eines offiziellen Ausschusses zur Gesamtkontrolle der bedeutendsten Bankfunktionen trägt klar und deutlich das Gepräge des Bryanismus“.

Der Abgeordnete Virginias, Carter Glass, der seine Karriere in einer Druckerei in Lynchburg begann, später Herausgeber und Inhaber seiner Kleinstadtzeitungen wurde und sich zu dem Kongreßmitglied aus dem Süden entwickelte, das sich am besten zur Lösung fiskalischer Fragen eignete, manövierte das Gesetz durch das Repräsentantenhaus. Robert L. Owen, ein Börsenmann und Bankier aus Oklahoma, der das europäische Bankwesen gründlich studiert hatte, lotste es durch den Senat. Außenminister Bryan hielt seine Radikalen geschickt im Zaum, sobald der Präsident ihn davon überzeugt hatte, daß diese Maßnahme einer öffentlichen Kontrolle der Geldgebarung im gegenwärtigen Zeitpunkte noch am nächsten käme. Minister McAdoo umwarb indessen die Konservativen, nachdem seine Errichtung des Hudson Tunnels die Bewunderung der Geschäftswelt errungen hatte.

Den ganzen heißen Sommer und langen Herbst hindurch gelang es dem Präsidenten, den Eindruck von Gelassenheit und Gleichmut vorzutäuschen, während er vom Weißen Hause aus die Gesamtstrategie leitete. Nur in den eigenen vier Wänden leistete er es sich, zu explodieren.

„Warum müssen Männer des öffentlichen Lebens, Senatoren der Vereinigten Staaten, gegängelt und bei guter Laune gehalten werden, bloß

um das zu tun, was, wie das ganze Land weiß, ihre Pflicht ist“, schrieb er Mrs. Peck, da er es wie gewöhnlich unvorstellbar fand, daß ein vernünftiger Mensch in welcher Frage immer anderer Ansicht sein konnte als er. „Warum erkennen ausgerechnet sie weniger klar als alle anderen den geraden Weg im Sinne des Volkswohles? Auf wen hören sie, wenn sie zögern, sich winden und unschlüssig sind? Ganz bestimmt nicht auf die Stimme des Volkes. Ein Mann meines Temperamentes und meiner begrenzten Fähigkeiten wird an diesem Kampf zweifellos erlahmen. Es besteht dann die Gefahr, daß er seine Geduld verlieren und verzweifeln wird.“

Die Wasserbüffel

Als Präsident Wilson die Geduld verlor und verzweifelte, bot sich seinem Zorn ein unerwartetes Ziel. In Washington gab es eine Zweigniederlassung eines Verbandes ehemaliger Kriegsteilnehmer am Philippinenaufstand, der unter dem Namen „Militärorden des Wasserbüffels“ bekannt war. Beim Jahrestag der Wasserbüffel ging es immer hoch her. Es wurde herzhafte gezecht, und die Vertreter der Regierung wurden, genau wie bei den Gridironbanketts der Presse, verrissen. Dabei wurden alte Kriegslieder, wie „So mancher ließ sein Leben in Luzon“ und „Fluch, Fluch, Fluch den Filipinos“ gesungen. Bis zu jenem Dezembermorgen, an dem der Ausgang des Kampfes über das Währungsgesetz, auf dem die Bundesreserve beruhen sollte, auf Capitol Hill noch unentschieden war, hatte keiner diese Gelage ernst genommen. Nun aber las der Schulmeister in der Staatskunst einen scherzhaften Bericht über die Streiche des Washingtoner Bundes der Wasserbüffel in seiner Morgenzeitung.

Er war durchaus nicht belustigt, sondern beschloß im Gegenteil, der Armee eine Lektion zu erteilen.

Wilson's Taktik gegenüber den Philippinen war ein behutsamer Vorstoß in Richtung einer Selbstverwaltung, und seine Eröffnungen waren in Manila mit stürmischer Begeisterung aufgenommen worden. Die alten Säbelraßler der Armee standen der Unabhängigkeit der kleinen braunen Brüder mit spöttischem Grinsen gegenüber.

Obwohl er selbst kein Feind des Alkohols war, hatte Wilson zwei Prohibitionisten in seine Regierung gewählt. Bryan gestattete nicht, daß bei seinen Staatsbanketts Wein auf den Tisch kam, und Joseph Daniels hätte am liebsten den traditionellen Grog der Marine verboten.

Und hier erlaubte sich ein Klüngel von Offizieren, die Philippinenpolitik der demokratischen Partei ins Lächerliche zu ziehen, die Filipinos mit beleidigenden Gassenhauern zu verunglimpfen und die Traubensaft-

empfänge Minister Bryans zu verspotten. Wilson räumte mit ihnen auf wie ein Akademieprofessor, der Studentenstreiche zerschlägt. Daniels und Garrison konnten ihn nur mit äußerster Mühe daran hindern, die beteiligten Offiziere vors Militärgericht zu zitieren. Sie einigten sich auf einen ernsten Verweis.

Zur Verlegenheit aller Beteiligten vollzog der Präsident die Bestrafung höchstpersönlich durch einen offenen Brief, den er der Presse übergab. „Was sollen wir von Offizieren des Heeres und der Flotte der Vereinigten Staaten denken, denen es lustig erscheint, ihre Vorgesetzten lächerlich zu machen und die Entscheidungen ihrer Regierung der Verachtung preiszugeben? Wenn sie ihre Treue nicht hoch genug halten, um sie über kindische Späße zu stellen, was halten sie dann an ihrem Beruf überhaupt heilig?“

Die anstrengenden Tage

Wilson hatte sich bis auf einige kurze Atempausen auf dem Lande neun ganze Monate nicht von seinem Schreibtisch fortgerührt. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Während des Sommers klagte er Mrs. Reid, einer weiteren mütterlichen Dame, an die er sich gern mit seinem Kummer wandte, brieflich sein Leid.

„Im Augenblick ergeht es mir schlecht. Ich bin allein. Meine Lieben habe ich beinahe mit Gewalt fortgeschickt. Wären sie geblieben, hätte ich mit ihnen nicht rücksichtsvoll zu sein vermocht. Wir haben für sie ein Nest in New Hampshire gefunden, wo sie genau die richtige gute Luft, eine wunderschöne Gegend und äußerst interessante Nachbarn um sich haben. Die Tage sind ernst, und das beinahe leere Haus paßt genau zu ihnen. Mein Sekretär (Tumulty) und der junge Marinearzt (Grayson), der zu meinem Stab gehört, wohnen bei mir. Natürlich arbeite ich schwer (das Arbeitspensum, das ein Präsident zu bewältigen hat, ist geradezu absurd), aber nicht die Arbeit trägt an meinem schlechten Aussehen Schuld. Es ist die Bedrückung, mit solchen ‚Dingen‘ wie dem Lumpen Huerta fertig werden zu müssen. Ich spiele jeden Nachmittag Golf — (das war eine der Vorschriften von Doktor Graysons ‚vorbeugender Behandlung‘) —, weil man sich während des Golfspiels einfach keine Sorgen machen und nicht an andere Dinge denken kann. Ich habe mich gut in der Hand und finde, daß ich oft einen kühleren Kopf besitze als meine Umgebung. Und natürlich gibt mir mein Amt einen ehrlichen Auftrieb. Soweit geht alles sehr gut, und meine Führung wird selbst von Männern, von denen ich es nicht erwartete, treu und wohlwollend anerkannt. Ich hoffe, das rührt zum Teil von ihrer Erkenntnis her,

daß ich keine persönlichen und eigennützigen Ziele verfolge. Wie sollte das ein Mann auch tun, auf dem solch schwere Verpflichtungen lasten!“

Zwei Tage vor Weihnachten wurde der Präsident belohnt. In Gegenwart der Damen seiner Familie, die sich in ihren wallenden Roben um ihn drängten, des Vorsitzenden des Repräsentantenhauses, der Mitglieder der Kongreßausschüsse und seines Kabinetts unterzeichnete er triumphierend das Bundesreservegesetz, während sich der große, giraffenhälsige McAdoo über die Gruppe neigte und aus seinem engen steifen Kragen hervorgrinste. Es gab die übliche Verteilung goldener Federn an die Verdienten. Wilson äußerte bescheiden seine Befriedigung darüber, „daß ich eine Rolle beim Zustandekommen einer Leistung spielte, von der ich glaube, daß sie von bleibendem Vorteil ist“.

Das war ein Bauen im Staate, wie er es erträumt hatte. Die New Yorker „Times“ erwähnte den Ausdruck strahlender Glückseligkeit auf Mrs. Wilsons Gesicht. Sie hatte allen Grund zu frohlocken. Die Schaffung des Bundesreservensystems war vermutlich der dauerhafteste Erfolg der Laufbahn ihres Mannes.

Die neue Freiheit im Ausland

Gleich nach der Feierlichkeit begab sich die Familie in einem Privatwagen zu einem sehr dringend benötigten Urlaub nach Pass Christian im Golf von Mexiko. Sie hatten kaum Zeit, sich an ihrem Christbaum zu erfreuen und einander ein glückliches neues Jahr zu wünschen, als der Präsident in seinem Bestreben, „den Lumpen Huerta“ seiner Präsidentschaft von Mexiko zu entheben, auf neue Schwierigkeiten stieß. Seine Uneigennützigkeit wurde ihm südlich des Rio Grande nicht gedankt. Die mexikanischen Politiker erkannten seine Führung nicht „so treu und wohlwollend“ an, wie es die demokratischen Politiker von Capitol Hill taten.

Am 2. Jänner 1914 ging der Kreuzer „Chester“, nachdem er von Vera Cruz mit Volldampf den Golf überquert hatte, vor Gulfport in Mississippi vor Anker. Unter größter Bedachtsamkeit auf Geheimhaltung fuhr der Präsident mit einem Motorboot zu dem Kriegsschiff, um dort einige Stunden lang mit einem großen blonden Zivilisten zu unterhandeln. Dieser Herr war der ehrenwerte John Lind, der in Schweden geborene und nun pensionierte Gouverneur von Minnesota, ein Bryananhänger und verdienter Demokrat, der aus unerfindlichen Gründen — es sei denn, daß seine Unkenntnis der spanischen Sprache und sein völliger Mangel an Erfahrung in Mexiko ihn als unvoreingenommen qualifizierten — zum persönlichen Ver-

treter des Präsidenten in Mexiko auserkoren worden war. In dieser Konferenz beschlossen Mr. Lind und Mr. Wilson, die nordmexikanischen Revolutionäre gegen Huerta zu unterstützen. Für einen Pazifisten bewies John Lind ein bemerkenswertes Vertrauen in die Wirksamkeit der Waffengewalt.

Seit seinem Amtsantritt hatte der Präsident gegenüber den Revolutionen in Mexiko eine Taktik an den Tag gelegt, die als „wachsames Abwarten“ beschrieben wurde. Um diese Haltung in die Tat umzusetzen, war er der Gesandtschaft in Mexiko City stets geflissentlich ausgewichen. Wilson mißtraute Berufsdiplomaten sogar noch tiefer als Berufsoffizieren.

In diesem Falle war sein Mißtrauen nicht ganz unbegründet. Als der unglückliche Madero sich an General Huerta wandte, der als Emporkömmling in Díaz' Heer groß geworden war, um ein *Cuartelazo* zu unterdrücken, das von Mitgliedern des alten Regimes angestiftet worden war, verbündete sich Huerta mit Díaz' Neffen Felix, um Madero seinerseits zu unterdrücken. Dieser Verrat wurde mit dem Segen von Tafts Gesandten, Henry Lane Wilson, begangen. Die schriftliche Vereinbarung zwischen den beiden Gegenrevolutionären war sogar als „Pakt der Botschaft“ bekannt.

Weder Wilson noch Bryan verfügten über irgendwelche Erfahrungen mit einem nicht englisch sprechenden Volke. Die Mexikopolitik bestand in dem Versuch, unter den kämpfenden Banden, die Maderos Ermordung und Huertas Machtergreifung auf den Kriegspfad gebracht hatte, Reformer zu finden, die dem amerikanischen Vorbild und der demokratischen Tradition entsprachen.

Im Süden plünderte Zapata die Zuckerbarone unter dem Motto „Land und Schulen für die Peonen“.

In Chihuahua bewies Francisco Villa, der vor kurzem vom hauptberuflichen Banditentum zu revolutionärem Idealismus bekehrt worden war, ein einmaliges Talent für Guerillakämpfe und die Errichtung eines kleinen eigenen Reiches aus den zerstörten Besitztümern der *Científicos*.

In Coahuila ernannte sich Venustiano Carranza, *Maderista*-Gouverneur, dessen langer weißer Bart der von ihm verfochtenen guten Sache Würde verlieh, zum Oberhaupt der Anhängerschar verfassungsmäßiger Regierungsformen, die sich verpflichtet hatten, Recht und Ordnung wiederherzustellen und Maderos Programm zweckmäßiger Reform fortzuführen. Nach seiner Unterredung mit Lind fand Wilson, daß Carranza sein Mann sei.

„Jener Lump Huerta“, der vom stehenden Heer als Befehlshabervergöttert wurde, hatte die Hauptstadt und Zentralmexiko sowie die Bahnen nach Vera Cruz und dem Ölhafen von Tampico in der Hand. Er genoß die Unterstützung der meisten ausländischen Mächte und die Sympathie der mexikanischen und amerikanischen Geschäftswelt. Siebzehn Nationen

hatten seine Regierung anerkannt. Besonders die Engländer erwarteten von Huerta, daß er auf ihre Kapitalanlagen achten und Ordnung halten sollte, wie es der alte Diaz vierzig Jahre lang getan hatte.

Die Engländer hatten Ursache, um Tampico besorgt zu sein. Die britische Flotte war vor kurzem von Kohle auf Öl umgestellt worden, und Mexiko war ihr Hauptlieferant. Bei solcher Unterstützung kümmerte sich Huerta nicht um die Washingtoner Aufforderungen, zurückzutreten und freie Wahlen abzuhalten.

Als Huerta schließlich Wahlen ankündigte, löste er vorsorglich den zum überwiegenden Teil aus *Maderistas* bestehenden Kongreß auf und setzte hundertzehn der Kongreßmitglieder hinter Schloß und Riegel. Das war Wilson zuviel. Es wurde für ihn zur fixen Idee, Huerta zur Abdankung zu zwingen.

Das englische Außenamt war erstaunt, aber Sir Edward Grey war zu Opfern bereit, um das gute Einvernehmen mit der neuen Verwaltung in Washington zu erhalten. Die Engländer begannen, auf ihre schlaue indirekte Art anzudeuten, daß sie sich unter Umständen von Huerta zurückziehen würden, falls der Präsident dafür die Gebührenfreiheit amerikanischer Sendungen im Panamakanal widerrufen würde, der trotz der Erdrutsche in der Bucht von Culebra seiner Vollendung entgegenging.

Bryce hatte sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen, ohne sein Ziel erreicht zu haben, und T. R.s alter Freund Cecil Spring Rice wurde schief angesehen, weil er seinen Platz einnahm. Mittlerweile brachte Oberst House den Privatsekretär des Außenministers Grey, Sir William Tyrell, dazu, den Präsidenten im Weißen Haus aufzusuchen.

„Wir sprachen alle mit größter Offenherzigkeit und ohne diplomatische Verbrämung“, schrieb House in sein Tagebuch. „Wenn manche Diplomaten der alten Schule uns gehört hätten, wären sie vor Schreck erblaßt“, gestand der Engländer House, nachdem sie das Weiße Haus verlassen hatten.

Die Engländer ließen Huerta fallen. Damit war die mexikanische Frage zu Uncle Sams Angelegenheit geworden.

Die dreißig Verträge Mr. Bryans

Bryan überließ die Alltagspflichten der Außenpolitik nur zu gern dem Präsidenten. Als Außenminister, fand er, lag seine historische Verpflichtung in der Vermittlung von schiedsgerichtlichen Abkommen. Er war überzeugt, eine unfehlbare Arznei gegen den Krieg entdeckt zu haben.

Im Jahre 1905 hatte er in der Zeitung „The Commoner“ vorgeschlagen, alle Unstimmigkeiten zwischen den Völkern einem Schiedsgericht zu unter-

breiten. Wenn die Nationen sich mit einer einjährigen Abkühlungsfrist einverstanden erklären könnten, während der ein neutraler Erhebungsausschuß die Ursachen ihrer Zwistigkeit überprüfte, würden die Kriegserklärungen lange genug hinausgeschoben, um die Vernunft an die Stelle eines vorschnellen Zuschlages zu stellen.

Anläßlich seiner Ansprache vor der Interparlamentarischen Union in London im Sommer des Jahres 1906 erörterte er seinen Plan genauer. James Bryce nannte ihn „ganz ausgezeichnet“. Die englische Presse berichtete begeistert über das Vorhaben. Die Interparlamentarische Union und die liberale Regierung bekannten sich offiziell zu schiedsgerichtlicher Einigung. Bryans Evangelium sprach das nonkonformistische Gewissen an, das sich damals in England immer stärker zu regen begann. Große Hoffnungen wurden erweckt.

Nachdem es Roosevelt nicht gelungen war, den Senat zur Ratifizierung seiner schiedsgerichtlichen Verträge zu bewegen, drängte Bryan, der seinen Plan auf Vortragsreisen und bei Friedenskonferenzen im ganzen Lande verfocht, Taft zu einem neuerlichen Versuch. Bei einer Zusammenkunft mit Taft und Elihu Root überzeugte er die beiden, daß sein Vorhaben durchführbar sei und in Großbritannien und zumindest in den kleineren europäischen Staaten Unterstützung finden würde. Tafts schiedsgerichtliche Abkommen erlitten jedoch das gleiche Schicksal wie Roosevelts Verträge.

Kaum hatte Bryan sein Amt als Außenminister angetreten, verfolgte er seinen Plan weiter. Er setzte sein ganzes Geschick im politischen Manövrieren und seine ganze Überredungskunst ein. Ehe er seine Ernennung annahm, legte er Woodrow Wilson einen Mustervertrag zur Bewilligung vor. Eine seiner ersten Taten war die Einberufung des gesamten diplomatischen Korps, das er ersuchte, seine Vorschläge an ihre Regierungen weiterzuleiten.

Die Wärme, mit der er sich der guten Sache des Friedens widmete, schmolz die eisige Skepsis der Diplomaten. Unter Einsatz sämtlicher Kompromiß- und Schmeichelkünste, die er sich bei den Programmkomitees zahlreicher Parteitagungen erworben hatte, ließ er jeden Vertrag in genau jenem Wortlaut abfassen, der den Voreingenommenheiten jeder der verschiedenen Regierungen Rechnung trug. Im Bestreben, den Geist zu retten, opferte er den Buchstaben. Er begann mit San Salvador und den Niederlanden und brachte vorerst einen Stoß von 18 schiedsgerichtlichen Verträgen zusammen, die er persönlich beim Senat einbrachte. Deutschland war eines der wenigen Länder, das ablehnte.

Bryan hatte eine Begabung, mit Politikern und ganz besonders mit Senatoren umzugehen. „Ich verblieb zwei Tage lang im Büro des Senatssekretärs, während die Verträge durchgesprochen wurden, und beantwortete jede

Frage, die sich dabei ergab“, schrieb er. Während die Verträge aufgesetzt wurden, war er vorsichtig genug gewesen, den Senatsausschuß für Auswärtige Angelegenheiten im vorhinein über jede Verfügung zu Rate zu ziehen. Wo die beiden vorhergehenden republikanischen Verwaltungen gescheitert waren, überredete Bryan durch seine Verbindlichkeit und sein persönliches Ansehen bei den demokratischen Politikern den Senat zur Ratifizierung.

Bryans Brust dehnte sich stolzgeschwellt unter der Pikeeweste. Jahrelang hatte er alle Orgeltöne seiner Stimme in seine Lieblingsansprache geworfen, die er „der Friedensprinz“ nannte.

Bei der Feier des 100. Jahrestages der Unterzeichnung des Vertrages von Ghent, mit dem der Krieg des Jahres 1812 beendet worden war, stieg seine Zuversicht so weit, daß er zu sagen wagte: „Heute ist uns kein Fall bekannt, der sich durch Vernunft nicht besser beilegen ließe als durch Krieg. Ich glaube, daß es keinen Krieg geben wird, solange ich Außenminister bin. Ich hoffe, daß wir den letzten großen Krieg hinter uns haben.“

Bei der formellen Unterzeichnung eines großen Stoßes von Verträgen, beim Surren von Filmkameras und im dichten Gedränge der Journalisten wurde ein lebensgroßes Ölgemälde enthüllt, das Mr. Bryan darstellte, der einen schiedsgerichtlichen Vertrag in Händen hält.

Der Außenminister hatte seinen Freund, den Marineminister Daniels, bewegen, für ihn einen Satz von Briefbeschwerern aus einigen alten Stahlschwertern des Flottenarsenals anfertigen zu lassen. Sie waren in der Form einer Pflugschar modelliert und hatten zwei Zitate eingraviert. Das eine gab die beschwichtigenden Worte Mr. Bryans an den japanischen Botschafter wieder, als sich dieser über die Behandlung seiner Landsleute in Kalifornien beklagte: „Zwischen Freunden ist nichts endgültig“, und das zweite war der bekanntere Satz aus Jesaias über das Umformen von Schwertern in Pflugscharen. Diese Briefbeschwerer verteilte er als Erinnerung an den Tag der Unterzeichnung an die Vertreter der Signatarstaaten.

V. KAPITEL

Der Rote Mann

Während Bryan selig Verträge unterschrieb und auf Rundreisen und bei Sommerkonferenzen versicherte, daß der Sieg des Friedens vor der Tür stünde, äußerten umsichtigere Beobachter des internationalen Schauplatzes ihre Bedenken. Einige Monate nach der Inauguration von Wilsons Regierung erkundigte sich T. R.s Freund, Spring Rice — der zu diesem Zeitpunkt die Briten in Stockholm vertrat —, brieflich bei Henry Adams um dessen Eindruck über „den Sieg des Professors“. Er fuhr fort, die wachsende Spannung in Europa zu beschreiben.

In einer Art Geheimschlüssel, der von den engen Freunden von Henry Adams' und John Hays Zwillingshäusern auf dem Lafayette Square verwendet wurde, hieß der Geist des Militarismus in jenen Tagen „der Rote Mann“. „Ist es nicht merkwürdig“, schrieb Spring Rice an Onkel Henry, wie er ihn nannte, „daß wir alle annehmen, am Rande des gräßlichsten Unheils (für Europa) zu stehen, das sich jemals abgespielt hat. Selbst der abgebrühte Diplomat blickt ein wenig ernst, wenn das Thema bei einem Essen angeschnitten wird. Das realistische Auftauchen des *Roten Mannes* inmitten von keck in die Stirn geschobenen Hüten und geschnürten Röcken hatte ein ziemlich beruhigendes Ergebnis“ — er sprach von dem jüngsten Kriegausbruch auf dem Balkan, von dem er befürchtete, er könnte der Anfang von Schlimmerem sein. „Wir werden einige rote Spritzer auf unsere weißen Glacéhandschuhe abbekommen. Aber noch sind es Präludien. Österreich mag den Befehl erteilt haben, der Europa in einen mehrjährigen Krieg führen könnte“ — er bezog sich auf die österreichischen Bemühungen, die Zuerkennung eines Adriahafens an die südslawischen Völker zu verhindern —, „aber es ist beklemmend, an das ungeheure Elend zu denken, das jeden Augenblick durch ein nebensächliches Ereignis ausgelöst werden kann, das sich auf Motive stützt, die einem völlig unbedeutend erscheinen. Tatsächlich ist es eine Frage der Völker, der

Kampf der einzelnen Rassen um die Existenz; und dieses Ringen währt seit Generationen, und vielleicht ist der Augenblick für den entscheidenden Kampf gekommen.“

Die Drachenzähne

Der Rote Mann befand sich wahrlich auf freiem Fuße. In Mexiko und auf dem Balkan kämpften, mordeten, schändeten und brannten bewaffnete Banden. Während die Heere des zivilisierten Europas in immer realistischer werdenden Manövern auf und ab marschierten, arbeiteten die ausländischen Legationen mit Bryan und seinen Adjutanten im Außenamt zusammen, als würden sie das Spiel eines Kindes ermutigen. Vielleicht erleichterte es ihr Gewissen ein wenig, in einer Zeit, in der jeder Zug, den sie auf dem Schachbrett der Macht vollzogen, den Krieg näherrückte, kleine Friedensgebete zu murmeln.

Woodrow Wilson, der bis spät nachts hinter seiner einsamen Schreibmaschine im Weißen Haus saß, führte die Beziehungen der Vereinigten Staaten mit den mexikanischen Revolutionären in einer Art, die den Diplomaten gänzlich unverständlich blieb.

Ende Jänner 1914 beschrieb Spring Rice, der eben in der englischen Botschaft in Washington Fuß faßte, in einem Brief an Sir Edward Greys Sekretär die Lage folgendermaßen:

„Der Präsident hat seinen Einfluß im Kongreß und im Lande aufrechterhalten und eher noch vergrößert, aber er ist so undurchsichtig wie immer. Wenn er die Zeitungsleute einberuft, redet er lange und in ausgezeichnete Sprache mit ihnen, aber wenn sie ihm den Rücken drehen, fragen sie einander: Was hat er jetzt eigentlich gesagt? Wenn er die Mitglieder des Kongresses empfängt, hält er ihnen einen Vortrag und sagt ihnen nur, was sie seinem Dafürhalten nach zu wissen brauchen, was ihnen reichlich wenig vorkommt. Er fragt keine Menschenseele um Rat.“

In Mexiko erhoben sich aus dem Blute des toten Madero immer neue Bewaffnete. In absonderlichen Formen sickerte seine Mystik einer Demokratie selbst bis ins entfernteste Dörfchen, in dem kaum spanisch gesprochen wurde, ähnlich wie der Reformhunger der Theodore-Roosevelt-Ära das nordamerikanische Hinterland mit einer Sehnsucht nach Rechtshaffenheit angesteckt hatte. In den Vereinigten Staaten nahmen die Reformen nach den uralten Traditionen angelsächsischer Höflichkeit gesetzliche Form an; aber in Mexiko sahen sich die jungen Männer, die aus den Kornfeldern der Berge, den dünnen Agavenplantagen und den bewässerten Zuckerrohrfeldern marschierten, um Revolution zu machen, als Sklaven

der einzigen gesellschaftlichen Gliederung, die sie außerhalb der Dorfgemeinde und der Hazienda kannten: der Räuberbande unter einem Häuptling, der seinen Willen mit dem Gewehr durchsetzte.

Die Mexikaner blieben Woodrow Wilson bis zum Schluß ein Rätsel.

Eine ständige und unerträgliche Belästigung

Auch die Familie bereitete ihm Verlegenheit. Von allem Anfang an hatte ihn die Vorstellung, seine Töchter könnten Verehrer haben, wütend gemacht. In Princeton zerpfückte sein Spott die jungen Männer, die seine Töchter ab und zu einmal nach Hause zum Essen mitzubringen wagten. Jessie gelang es, den Segen ihres Vaters zur Verhehlung mit einem Universitätsprofessor zu gewinnen. „Der Widerhall der Trennung klingt mir noch schwer im Herzen nach“, schrieb der Präsident nach der Hochzeit an Mistreß Peck.

Nun stand Eleanor, trotz ihrer Bemühung, ihre Verlobung aus Angst vor dem Toben ihres Vaters geheimzuhalten, vor ihrer Heirat mit dem Finanzminister. Die Presse, die sich für alle Schritte heiratsfähiger junger Mädchen des Weißen Hauses eifrigst interessierte, füllte die Gesellschaftspalten mit Gerüchten über Eleanors und Margarets Verlobung mit diesem und jenem Manne. Eines Tages verriet der Präsident seine unterdrückte Gereiztheit in einem Wutausbruch gegenüber den Zeitungsleuten, um deren Wohlwollen sich Tumulty so zäh bemühte.

„Gegenwärtig stehe ich im öffentlichen Leben“, verkündete er bei einer Konferenz, wobei sich sein scharfes Kinn nach vorn schob und seine Augen hinter seinen Gläsern funkelten, „aber die Damen meines Haushaltes sind weder Diener der Regierung noch Personen des öffentlichen Lebens. Ich bin zutiefst über die Behandlung empört, die ihnen die Zeitungen angedeihen lassen. Sie stellt eine ständige und unerträgliche Belästigung dar. Wenn das so weitergeht“, schrie er und starrte in die verlegenen Gesichter, die sich vor seinem Schreibtisch versammelt hatten, „werde ich mit ihnen abrechnen, nicht als Präsident, sondern von Mann zu Mann.“

Die Reporter schlichen aus dem Büro wie Schulbuben, die vom Lehrer ausgescholten worden waren.

Es war schwierig für Wilson, bei allen Sorgen Heiterkeit zu bewahren. Den größten Kummer machte ihm seine Frau. Ellen Wilsons Gesundheitszustand hatte sich verschlechtert. Sie war eines Tages in ihrem Zimmer bewußtlos geworden, aber sie wollte nicht im Bett bleiben. „Es besteht gar kein Grund zur Besorgnis“, sagte sie.

Sie war mit einem privaten Vorhaben beschäftigt. Während ihr Mann sich den Kopf über den Bergarbeiterstreik von Colorado und die notwendige Entsendung von Truppen an die mexikanische Grenze zerbrach, um die Banditen daran zu hindern, auf den Boden der Vereinigten Staaten vorzudringen, und sich damit befaßte, ein Gesetz gegen die Bildung von Trusts durch den Kongreß zu schleusen, warb Ellen Wilson für ihren eigenen Erlaß. Als Südstaatlerin war sie dazu erzogen worden, sich um das Wohlergehen der Neger zu kümmern. Hier in Washington nun fand sie Familien, die in Seitengäßchen unter Bedingungen lebten, die sie als Schande für die nationale Hauptstadt empfand. Sie trat einer Gruppe von Fürsorgern bei, um ein Gesetz zu fordern, das diese Lebensbedingungen verbessern sollte. All ihre nachlassenden Kräfte, ihren unaufdringlichen Charme und ihre gewinnende Art bot sie zur Unterstützung ihres Wohngesetzes auf.

Im April stahl sich der Präsident einige Tage ab, um seine Frau in das Heilbad White Sulphur Springs zu bringen. Er versuchte sich einzureden, daß die Luftveränderung ihr gut tun würde.

Die Ehre der Vereinigten Staaten

Die Familie des Präsidenten hatte sich kaum in ihrer neuen Umgebung zurechtgefunden, als eine Botschaft von Minister Bryan auf Wilsons Frühstückstisch flatterte. Huertas Befehlshaber in Tampico hatte einen Zahlmeister der Marine und die Mannschaft einer Schiffsjolle verhaftet, die unter amerikanischer Flagge fuhr. Die Haft war kurz, aber Admiral Mayo, der den Befehl über die amerikanische Flotte hatte, die vor der mexikanischen Küste ankerte, verlangte die Bestrafung der schuldigen Mexikaner und 21 Kanonenschüsse als Entschuldigung für den der amerikanischen Flagge angetanen Schimpf.

Der Präsident eilte nach Washington zurück. Eine Woche lang hallten die Telegramme von und zum Chargé d'affaires, der den abberufenen Botschafter in Mexiko City ersetzte, von den 21 Salutschüssen wider.

Huerta bedauerte. Seine Offiziere bedauerten. Es handle sich um ein Mißverständnis, das er vor einem Schiedsgericht in Den Haag zu bereinigen bereit sei.

Der Präsident lehnte ab. Ein Schiedsurteil käme einer Anerkennung des blutbefleckten alten Trunkenboldes gleich. Statt dessen stellte er ihm ein Ultimatum, mit dem er Huerta bis zum 19. April Zeit einräumte, der amerikanischen Flagge mit Salutschüssen Genugtuung zu geben. „Die Leute scheinen einen Krieg mit Mexiko zu wünschen“, sagte er zu seinen Töchtern, als sie ihre Mutter von den Schwefelquellen heimbrachten, „aber so lange ich es verhindern kann, sollen sie ihn nicht haben.“

Wilson sah in dem Vorfall die lang ersehnte Gelegenheit, den mexikanischen Diktator seines Amtes zu entheben. Huerta wiederum erblickte darin eine Möglichkeit, das mexikanische Volk hinter sich zu versammeln. Schon war sein Ansehen so im Steigen begriffen, daß begüterte Mexikaner eine Anleihe zum Ankauf von Waffen für seine Armee unterzeichneten.

Als die Nachricht in Washington eintraf, daß eine Waffensendung vom Hamburg-Amerika-Dampfer „Ypiranga“ in Vera Cruz abgeladen werden sollte, trat Wilson vor die beiden Häuser des Kongresses und erzielte eine gemeinsame Resolution, die ihn ermächtigte, Heer und Marine zur Unterstützung seiner Forderungen heranzuziehen. Die Sensationspresse war einstimmig dafür, „in Mexiko endlich Ordnung zu schaffen“; Senatoren aus dem Westen sprachen sogar davon, Mittelamerika bis zum Panamakanal zu übernehmen.

Mittlerweile entschieden Bryan und Wilson, daß es, nachdem kein Kriegszustand herrschte und sie nicht beabsichtigten, ihn herrschen zu lassen, höchst inkorrekt wäre, die Ladung eines befreundeten Schiffes auf hoher See zu beschlagnahmen. Sie mußten warten, bis die Ladung gelöscht war und die Waffen auf mexikanischem Boden beschlagnahmen.

Am 21. April 1914, elf Uhr morgens, landeten tausend Mann Marineinfanterie der amerikanischen Flotte, die vor Vera Cruz lag, und besetzten das Zollgebäude. Die Mexikaner schossen zurück. Weitere dreitausend Mann mußten am nächsten Tag an Land gebracht werden. Ehe die Ruhe in Vera Cruz wiederhergestellt war, fielen 26 Mexikaner und die amerikanischen Streitkräfte büßten 19 Tote und 71 Verwundete ein.

Präsident Wilson war tief entsetzt.

Ein Gutes allerdings hatte der Vorfall. Die sanitären Vorschriften, die in Kuba und Panama erfolgreich angewendet worden waren, wurden auf das Gebiet, das von den amerikanischen Truppen besetzt war, zum bleibenden Nutzen der *Veracruzanos* ausgedehnt, das schaurige alte Festungsgefängnis von San Juan de Ullúa öffnete dem Tageslicht seine Pforten, und seine unglücklichen Opfer wurden in Freiheit gesetzt.

Wenn die Verletzung mexikanischen Bodens die einander befehrenden Gruppen Huertas auch nicht einigte, so schweißte sie sie zumindest in ihrem gemeinsamen Haß gegen die Gringos zusammen. Amerikanische Konsulate wurden in Brand gesteckt, amerikanisches Eigentum gestohlen, amerikanische Staatsbürger wurden ermordet. Der Empörungsschrei gellte durch ganz Lateinamerika und fand in der Londoner Presse seinen Niederschlag.

Die sachliche Meinung in den Vereinigten Staaten, insbesondere die der Reformelemente, deren Unterstützung der Präsident so dringend benötigte, sprach sich fast einhellig gegen ihn aus. In einem seiner Augenblicke der Selbsttäuschung hatte er den Reportern einen Tag vor der Landung

mitgeteilt, daß die Flottendemonstration nicht bezwecke, Huerta zu entfernen, sondern „die Anerkennung der Würde der Vereinigten Staaten zu erzwingen. Ich hege keine Begeisterung für den Krieg, wohl aber für die Ehre der Vereinigten Staaten.“

Der Präsident verwickelte sich in seine eigenen Widersprüche. Einen Krieg wegen einer reinen Prestigefrage vom Zaun zu brechen, löste allgemeinen Protest aus. Andrew Carnegie war nur einer von Tausenden, die Einspruch erhoben. Er erinnerte Wilson an Gullivers Abenteuer in Liliput: dies war wie „der legendenhafte Krieg zwischen zwei Königen, die sich nicht einigen konnten, welches Ende des Eies zuerst aufgeschlagen werden sollte.“

Der Zwischenfall endete mit der Flucht der Amerikaner aus Mexiko. Ein Truppenkordon wurde längs der mexikanischen Grenze aufgezogen. Die Regierung erneuerte die Handelssperre für Waffen an die mexikanischen Anhänger einer verfassungsmäßigen Regierung. Mit Ausnahme Villas, der sich in Washington damit einzuschmeicheln versuchte, daß er vorgab, völlig den Standpunkt der Amerikaner zu teilen, protestierten die Konstitutionellen noch erbitterter gegen die Yankeeinvasion als ihr Feind Huerta.

Eine Anregung dreier lateinamerikanischer Gesandter, nämlich Naon von Argentinien, de Gama von Brasilien und Suarez Mújica von Chile, die Oberst House auf zurückhaltende Art ermutigte, gab der Regierung Gelegenheit, sich von einer unmöglichen Position zurückzuziehen. Die drei Gesandten erboten sich, sowohl zwischen den zahlreichen mexikanischen Gruppen als auch zwischen den Mexikanern und Washington zu vermitteln.

Die mexikanische Frage wurde in einem der Kurhotels am Niagarafall hinter verschlossenen Türen verhandelt. Der Vermittlung der „ABC“-Mächte (Argentinien, Brasilien, Chile) gelang es — wenn sie auch die anarchistische Lage in Mexiko kaum erleichtern konnte —, Lateinamerika zumindest einigermaßen davon zu überzeugen, daß die Vereinigten Staaten nicht einzumarschieren beabsichtigten. Amerikanische Staatsbürger durften sich in lateinamerikanischen Städten wieder auf die Straßen wagen, ohne mit Steinen beworfen zu werden.

Heldentod

Am 11. Mai 1914, drei Tage nach der Hochzeit seiner Tochter Eleanor mit Minister McAdoo, nahm Präsident Wilson an der Begräbnisprozession für die 17 Marinesoldaten, die in Vera Cruz gefallen waren, teil. Unübersehbare Menschenmengen drängten sich unter den auf Halbmast gesenkten Flaggen des Broadways. Vor den Marineschuppen am Brooklyn Navy Yard

hielt der Präsident eine Ansprache, die gleichzeitig die Leichenrede für die Gefallenen war.

„Es wäre ehrlos gewesen, in einem Angriffskrieg zu fallen“, sagte er, „aber in einem Krieg der Hilfeleistung zu sterben ist ruhmreich“. Mit ihrer Landung in Vera Cruz hatten die Amerikaner dem mexikanischen Volk einen Dienst erwiesen. „Ich selbst bin nie im Kugelregen gestanden, aber ich nehme an, daß es genauso hart ist, seine Pflicht unter dem Hohn der Menschen wie unter ihrem Beschuß zu erfüllen. Nicht der Beifall des Augenblickes ist es, an den ein Mann denken sollte, sondern das Urteil seines Gewissens und des Gewissens der Menschheit.“

Es war ein sehr heißer Tag. Die Sonne brannte auf die Matrosen nieder, die in Paradegliederung stillstanden. Eine Menge von zehntausend Menschen durchbrach die Polizeisperren und drängte sich auf dem Platz der Marinegebäude. 19 Frauen wurden bewußtlos und etliche kleine Kinder entgingen mit knapper Not dem Niedergetrampeltwerden. Mitglieder der Regierung bemerkten, daß der Präsident tief bewegt war, als er auf die 17 Lafetten und die fahnenbedeckten Särge hinunterblickte: es war sein Befehl gewesen, der diese jungen Männer in den Tod geschickt hatte.

Am gleichen Abend speisten der Präsident und Dr. Grayson in der Abgeschiedenheit von Oberst Houses Wohnung in der fünfunddreißigsten Oststraße Nr. 135. Wilsons Spannung war gewichen. Öffentliche Ansprachen taten ihm immer gut. Nach dem Essen las Wilson der kleinen Gesellschaft einige seiner Lieblingsgedichte von Wordsworth, Matthew Arnold und Keats vor. Grayson zog sich taktvoll zurück. „Als er seine Lesung beendet hatte“, schrieb der Oberst, „nahm ich meine Budgetfragen auf.“

Obwohl in Colorado ein Klassenkampf zwischen Bergarbeitern und Bergwerksbesitzern entbrannt war und es in Mexiko südlich der Grenze immer noch brodelte, befaßte sich der Großteil des Budgets des Obersten mit Europa.

Das große Abenteuer

Oberst House traf seine Vorbereitungen für die Überfahrt in seiner ersten Mission als der persönliche Stellvertreter des Präsidenten. Woodrow Wilson stand im Begriff, in europäische Angelegenheiten einzugreifen. Er wollte genau wie Theodore Roosevelt versuchen, den Regenten der Großmächte unauffällig und im Hintergrunde bleibend, Vernunft zuzusprechen. Hinter seiner Pokermiene und seiner ehrerbietigen Haltung verspürte der Oberst die prickelnde Erregung eines Schulbuben, der eben zum Kapitän der Fußballmannschaft gewählt worden war. Seinem Tagebuch vertraute

er an, daß er die bevorstehende Reise als das große Abenteuer betrachtete.

Zuerst begab er sich nach Deutschland. Die Deutschen ließen ihm jede Aufmerksamkeit angedeihen. Seit den Tagen Roosevelts stand Amerika beim Kaiser in hohem Ansehen. House fand eine schlimmere Lage vor, als er jemals vermutet hatte. Nach einer Unterredung mit Admiral von Tirpitz berichtete er dem Präsidenten mittels Diplomatenpost: „Hier herrscht außer Rand und Band geratener Militarismus. Falls nicht ein in Ihrem Auftrag Handelnder eine Verständigung zuwege bringen kann, wird es eines Tages zu einer verheerenden Sintflut kommen. Ein Europäer ist gegen diese Entwicklung machtlos. Der Haß und die Eifersüchteleien sind bereits zu weit gediehen. Es ist ein ungemein fesselndes Problem. Ich wollte, es könnte gelöst werden, und zwar zum unsterblichen Ruhme Ihrer Regierung und unserer amerikanischen Zivilisation.“

Der Oberst hatte gelernt, daß Präsident Wilson genau wie Oscar Wilde plumpe Schmeicheleien liebte.

Den pedantischen Deutschen wollte es nicht in den Kopf, daß der Stellvertreter Präsident Wilsons nur ein Ersatz-Oberst war. Sie umgaben ihn mit jedem militärischen Trubel. Am Flugfeld mußte er „alle Arten von gefährlichen und sonderbaren Manövern“ bewundern, wie zum Beispiel Loopingflüge, die von einem neuartigen Flugzeug ausgeführt wurden, das von einem jungen Holländer namens Fokker stammte, der in deutschen Diensten stand. „Ich war sehr glücklich, als er landete, denn ich fürchtete schon, sein Eifer, mir zu gefallen, könnte mit seinem Tode enden.“

Am 1. Juni wurden Oberst House und Botschafter Gerard in Potsdam zu einer ganz besonderen militärischen Feier, dem sogenannten „Schrippenfest“ empfangen. Der Oberst saß zwischen den Generälen direkt gegenüber dem Kaiser. Die Mahlzeit wurde in einem berühmten Saal serviert, dessen Mauern zur Gänze aus Meeresmuscheln bestanden. Gerard schilderte diesen Raum als den wohl scheußlichsten der Welt. House stellte fest, daß das Essen ausgezeichnet war und vermerkte anerkennend, daß „die Mahlzeit nicht lange währte, vielleicht 50 Minuten“.

Nach dem Essen führte seine Majestät House auf die Terrasse hinaus und unterhielt sich mit ihm tête-à-tête, während Botschafter Gerard und Herr Zimmermann, der amtierende Außenminister, ehrerbietig außer Hörweite warteten. „Ich fand, daß er Roosevelts ganze Vielseitigkeit besaß, gepaart mit mehr Charme und weniger Stärke. Er erklärte, den Frieden zu wünschen, weil dieser im Interesse Deutschlands läge. Deutschland war arm gewesen, es befand sich nun auf dem Weg zum Wohlstand, und einige weitere Jahre friedlicher Entwicklung würden ihm zum Reichtum verhelfen. Ich fragte den Kaiser, warum sich Deutschland weigere, den ‚Bryan-Vertrag‘ zu unterzeichnen, der Schiedsgericht und eine Abkühlungsfrist vor-

sah. Er erwiderte, Deutschland würde niemals einen derartigen Vertrag unterfertigen. „Unsere Stärke liegt darin, jederzeit in Sekundenschnelle für einen Krieg bereit zu sein. Wir werden uns dieses Vorteils nicht entblößen und unseren Feinden Zeit zur Vorbereitung gewähren.“

„Ich sagte ihm, daß ich dachte, ein Amerikaner könne die Schwierigkeiten hier belegen und eine Schlichtung zustande bringen. Er gab mir recht. Ich unterhielt mich auf der Terrasse eine halbe Stunde lang völlig allein mit dem Kaiser. Gerard erzählte mir später, daß ganz Berlin über diese Episode sprach und sich den Kopf darüber zerbrach, was wir so lange und so angeregt mitsammen zu besprechen hatten.“

Oberst House fuhr am gleichen Tage nach Paris. Bei den Franzosen konnte er nicht das geringste ausrichten. Präsident Poincaré traf seine Vorbereitungen für seinen Staatsbesuch in Petersburg, mit dem er das Bündnis mit Rußland öffentlich besiegeln wollte. Das Kabinett befand sich in einer Krise. Die Frau eines der Minister hatte eine seit langem währende politische Fehde damit beendet, daß sie Gaston Calmette, den Herausgeber des „Le Figaro“, der ihren Mann einen Verräter geheißt hatte, erschoss. Die Zeitungen berichteten seitenlang über den Prozeß und den Freispruch von Mme. Caillaux. In den Diplomatenhäusern war außer dem Concierge niemand anzutreffen.

Als House in der Botschaft vorsprach, fand er den Botschafter in heller Aufregung über T. R.s Verhalten anlässlich eines Dinners am vorangegangenen Abend. T. R., frisch von seinen Entdeckungsfahrten durch das Stromgebiet des Amazonas zurückgekehrt, wo er beinahe den Tod gefunden hätte, wollte unbedingt ins politische Leben zurückkehren. Herrick prophezeite, daß er den Demokraten böse Tage bereiten würde, sobald er wieder zu Hause war.

England bot ein völlig anderes Bild. Das Wetter war herrlich. Eine der glanzvollsten Saisons der Geschichte Englands befand sich auf ihrem Höhepunkt. Alles, was Rang und Namen hatte, war überall. Sofort lud Walter Hines Page Oberst House zum Mittagessen mit T. R. in die Botschaft. House wurde von Gesellschaft zu Gesellschaft gereicht. Seit dem Widerruf der Zollfreiheit erfreute sich jedermann, der Woodrow Wilson nahestand, bei den führenden Engländern größter Beliebtheit.

House führte gemütliche Gespräche mit Bryce, der seinen Rücktritt aus dem politischen Leben durch die Annahme seiner Erhebung in den Pairstand als Viscount Bryce von Dechmont anzeigte. Sir Horace Plunkett und Sir George Paish überboten einander in Freundlichkeiten für den Günstling Wilsons. Während er darauf wartete, daß Botschafter Page Sir Edward Grey zu einer Einladung zum Mittagessen erreichte, unterhielt er sich mit

Henry James und erneuerte bei einem Dinner mit einem reichen Kunstsammler am Piccadilly seine Bekanntschaft mit John Singer Sargent.

Nicht ein Wort über internationale Spannung, nicht ein Wort über das Ticken der Zeitbombe jenseits des Kanals! Die irische Frage und das hysterische Benehmen der Suffragetten bildeten den Mittelpunkt der Konversation — und die Gesellschaft... „Ich fand jedermann mit gesellschaftlichen Verpflichtungen überhäuft“, schrieb House seinem Freund im Weißen Haus, „und es ist unmöglich, rasch voranzukommen. Hier kreisen die Gedanken um Ascot, Gartenfeste usw...“

Der Lunch mit dem englischen Außenminister war ein großer Erfolg. Sir Edward war „sichtlich beeindruckt“ als ihm der Oberst von seiner Unterhaltung mit dem Kaiser berichtete. Er wich jedoch aus, als House ihm vorschlug, sofort gemeinsam nach Kiel zu fahren, wo der Kaiser den Jachtrennen beiwohnte und sich die Gelegenheit zu privaten Gesprächen bieten mochte. Derlei Dinge tat man einfach nicht. Sir Edward mußte die Russen und die Franzosen berücksichtigen. Nein, es war keine Allianz, bloß eine Entente, aber man durfte niemanden verletzen.

House scheint Sir Edward ein wenig damit geködert zu haben, daß er ihm sagte, der Kaiser hätte behauptet, der britische Außenminister könne Deutschland nicht verstehen, da er niemals auf dem Kontinent gewesen sei. Sir Edward erwiderte, dem sei nicht so, er hätte den Kontinent einmal auf seiner Reise nach Indien überquert und sei erst kürzlich mit dem König in Paris gewesen.

Um die Wahrheit zu sagen, war Sir Edward einer der am meisten im eigenen Lande weilenden Außenminister der englischen Geschichte. Die Vogelwelt Englands, Tennis, der Angelsport und der derbe Dialekt seiner Wähler aus Northumberland fesselten ihn stärker als Reiseerlebnisse im Ausland.

Sie vereinbarten ein weiteres Treffen, sobald Sir Edward mit seinen Kollegen Rücksprache gehalten hatte. Das nächste Essen dauerte zwei Stunden, und es waren der ehemalige Kriegsminister und jetzige Großkanzler Haldane und Sir William Tyrrell anwesend. „Sir Edward war ausgezeichnete Stimmung und zollte Ihnen die höchste Anerkennung“, schrieb House an Wilson.

Oberst House verbrachte sechs angenehme Wochen in England. Er unterhielt sich mit Tyrrell und Spring Ryce über die Möglichkeit der Gründung eines internationalen Konsortiums, das den unterentwickelten Ländern, wie zum Beispiel Mexiko, Kredite zu niedrigen Zinssätzen gewähren sollte. Er führte ein langes Gespräch mit Premierminister Asquith, nachdem die Damen sich von der Tafel der Downing Street 10 zurückgezogen hatten. Er nahm das Frühstück mit Lloyd George.

„Ich habe das Gefühl, daß mein Besuch gerechtfertigt war“, kritzelte er in sein Tagebuch, „selbst wenn nicht mehr als das getan wird, was bereits geschehen ist. Ich wage kaum zu glauben, daß der Traum, den ich im letzten Jahr hatte, sich zu verwirklichen beginnt. Ich habe den Kaiser und die englische Regierung interessiert gesehen, die Unterredung fortzusetzen.“

In Washington arbeitete Bryan an einem zweiten Stoß von Friedensverträgen. Das Außenministerium strahlte Zuversicht aus. Der Lump Huerta hatte den Kampf aufgegeben, war aus Mexiko geflohen und hatte es den ABC-Mächten überlassen, eine friedliche Machtübertragung an die *Constitutionalistas* Carranzas zu bewerkstelligen. Die Taktiken der Neuen Freiheit waren auf der ganzen Welt erfolgreich. Die friedliche Vermittlung in Europa würde einen weiteren Lorbeerkranz für Wilsons Regierung beistellen. Der Präsident hatte im wesentlichen alles, was House unternehmen mochte, im vorhinein gutgeheißen.

„House“, schrieb er, „ist mein zweites Ich, mein unabhängiges Selbst. Seine Gedanken und meine sind eines. Wäre ich an seiner Stelle, ich würde genau das tun, was er vorschlägt. Falls jemand glaubt, daß er meine Ansicht bei jedem Schritt, den er unternimmt, widerspiegelt, so mag ihm dieser Schluß gestattet sein.“

Jenes eine nebensächliche Ereignis

Während House in der Rolle von Woodrow Wilsons Alter ego in London bewirtet und von den Oberhäuptern der Regierungspartei zu Wochenenden aufs Land eingeladen wurde, vollzog sich „jenes eine nebensächliche Ereignis“, von dem Spring Rice voll böser Vorahnung in seinem Brief an Henry Adams gesprochen hatte.

Ein junger Hitzkopf, der sich für die Befreiung der Südslawen begeisterte, feuerte eine Anzahl von Kugeln auf den etwas unbeliebten Erben des Habsburgerthrones und seine morganatische Gattin ab, während sich das Paar auf einem Staatsbesuch in der bosnischen Hauptstadt Sarajevo befand.

Es trat eine sonderbare Atempause ein, während der die österreichischen Stellen das Gerücht überprüften, wonach die serbische Regierung den Mord angestiftet hätte.

Der Kaiser begab sich auf seine geplante Vergnügensreise nach Norwegen, als wäre nichts geschehen.

In Petersburg zeigte Zar Nikolaus Monsieur Poincaré auch weiterhin die Sehenswürdigkeiten der russischen Hauptstadt inmitten all der Pracht und des Prunkes, den der Hof der Romanows zu bieten hatte.

In London wandten sich die Mitglieder von Asquiths Kabinett lange genug von dem angedrohten Bürgerkrieg in Irland ab, um Sir Edward Greys vorsichtige Zustimmung zu Präsident Wilsons Plan zu bejahen, wie er in den Vorschlägen von Oberst House dargestellt worden war.

Am 3. Juli schrieb House in einem freundschaftlichen Brief:

„Tyrrell brachte mir heute die Nachricht, daß Sir Edward Grey es gerne sehen würde, daß ich dem Kaiser meine Eindrücke, die ich bei den wiederholten Unterredungen mit der englischen Regierung bezüglich eines besseren Verstehens zwischen den Völkern Europas gewonnen habe, übermitteln und versuchen würde, noch vor meiner Abreise eine Antwort zu erhalten. Sir Edward sagte, er wünsche weder einen offiziellen Besuch noch ein offizielles Schreiben, weil er fürchte, die Gefühle Rußlands oder Frankreichs zu verletzen. Er sagte Page auch, er hätte über diese Frage eine lange Unterhaltung mit dem hiesigen deutschen Botschafter geführt und über ihn dem Kaiser direkte Botschaften übermittelt.“

Während der nächsten Tage setzte House mit Hilfe eines der Berater an der Botschaft, der einen gewundenen und förmlichen Briefstil empfahl, in dem, wie der Oberst bemerkte, er sich nicht zu Hause fühlte, einen Brief an den deutschen Kaiser auf. Er beschloß das Schreiben mit der Wiedergabe einer begeisterten Äußerung Präsident Wilsons: „Ihr Brief aus Paris, der unmittelbar nach Ihrer Abreise aus Berlin geschrieben wurde, erfüllt mich mit tiefer Befriedigung. Sie haben, hoffe ich, eine großartige Aufgabe begonnen, über die ich mich aus ganzem Herzen freue.“ Falls der Kaiser bereit war, Präsident Wilson bei seinem Vorhaben zu unterstützen, war der europäische Friede gesichert.

Am 21. Juli schiffte sich House nach Boston ein. Als er in seiner Sommerresidenz in Prides Crossing an der Nordküste eintraf, hatten die Österreicher, die zu dem Ergebnis gelangt waren, daß die serbische Regierung tatsächlich in den Mord an dem Habsburgerthronfolger verwickelt war, den Serben ein Ultimatum gestellt, und die Russen mobilisierten ihre Truppen, um den Serben zu Hilfe zu eilen. Houses Brief lag auf dem Schreibtisch des Kaisers in Potsdam, während der Kaiser durch die norwegischen Fjorde kreuzte. Am 1. August schrieb Herr Zimmermann vom deutschen Außenamt an House, daß der Kaiser seinen Brief erhalten hätte, es nun aber zu spät sei.

Jahre später gestand der Kaiser in seinem traurigen Doorner Exil George Sylvester Viereck ein, daß Wilson und House mit ihrem Vermittlungsangebot knapp daran gewesen waren, den Krieg zu vermeiden. Spring Rice

hingegen war der Meinung, daß die Kriegshetzer von der Aussicht, der Kaiser könne zu friedlichen Verhandlungen überredet werden, so beunruhigt gewesen seien, daß sie die Abwesenheit Wilhelms II. dazu genützt hätten, die Krise herbeizuführen.

Wie es sich auch abgespielt haben mag, beantworteten die Deutschen in den ersten Tagen des August 1914 die russische Mobilisierung mit der Durchführung ihres Invasionsplanes in Frankreich, der sich so lange im Entwurfsstadium befunden hatte. Dies bedeutete eine Verletzung der Neutralität der schuldlosen Staaten Belgien und Luxemburg. „Not kennt kein Gebot“, verkündete Kanzler Bethmann-Hollweg vor einer Sondersitzung des Reichstages. „Wir haben das Völkerrecht gebrochen. Das Unrecht — ich wiederhole — das Unrecht, das wir begangen haben, werden wir gutzumachen versuchen, sobald unsere militärischen Ziele erreicht worden sind. Wenn jemand so bedroht ist, wie wir es sind, dann denkt er einzig daran, wie er sich durchschlagen kann.“

Die Amerikaner vernahmen die Neuigkeit mit ungläubigem Entsetzen. Botschafter Page war zum Wochenende zur Bachelor's Farm nach Surrey gefahren. „Vor kurzem ging ich nachts spazieren“, schrieb er in seinem Tagebuch. „Die Sterne funkeln, die Nacht ist still, das Land ruhig, ruhig wie der Friede selbst. Millionen Männer liegen in Stellung oder befinden sich auf Kriegsschiffen. Werden sie kämpfen und werden viele von ihnen sterben müssen, um dieses Netz von Verträgen und Bündnissen zu entwirren und die ungeheure Schuld mit Schießpulver in die Luft zu sprengen, damit die Welt wieder von neuem beginnen kann?“

Als er nach London zurückfuhr, fand er seine Botschaft von verschreckten amerikanischen Touristen belagert.

„Auf mein Wort!“ vertraute er seinem Freund Woodrow Wilson an, „wenn man die schreckliche Tragödie vergessen könnte, würden die Erlebnisse der letzten Tage ein durchschnittlich verbrachtes Leben aufwiegen. Eine Überraschung löst die andere so rasch ab, daß man jeden Zeitbegriff verliert. Der letzte Sonntag scheint eine Ewigkeit zurückzuliegen.“

Am 4. August trug Page in sein Tagebuch ein: „Um 3 Uhr suchte ich Sir Edward Grey auf.“ Grey war ein großer, hagerer, grobknochiger Mann mit vorstehenden Backenknochen und einer mächtigen Nase. „Er gab einen ruhigen, ernststen, beherrschten Überblick über die Gesamtlage, wobei er sich erregt in seinem Sessel nach vorn beugte und die Hände unterm Kinn verschränkte. ‚So lösen sich die Bemühungen eines ganzen Lebens in Nichts auf. Mir ist wie einem Menschen zumute, der sein Leben vergeudet hat‘, sagte er mit Tränen in den Augen...“

„Nie werde ich Sir Edward Grey vergessen, der weinte, als er mir von

dem Ultimatum erzählte“, schrieb er dem Präsidenten, „genau so wenig wie den armen deutschen Botschafter, der seinen hohen Einsatz verloren hatte und beinahe wie ein Mann wirkte, der den Verstand verloren hat; noch den König, wie er mir eine halbe Stunde lang einen Vortrag hielt, die Hände hochwarf und sagte: ‚Mein Gott, Mr. Page, was blieb mir denn anderes über?‘ Oder den österreichischen Gesandten, der schluchzte und die Hände rang und ‚Mein lieber Kollege, mein lieber Kollege‘ rief.“

Prinz Lichnowsky, ein freisinniger polnischer Adeliger im Dienste des deutschen Außenamtes, hatte seine Berufung nach London als offizielle Anerkennung seiner Bemühung um eine friedliche Beilegung angenommen und war durch das Interesse des Kaisers an Houses Vorschlägen ungemein ermutigt worden. Er empfand die deutsche Kriegserklärung als persönliche Beleidigung.

„Ich suchte den deutschen Botschafter am Nachmittag auf“, schrieb Page. „Er kam im Pyjama herunter und war völlig von Sinnen. Ich fürchtete, er könnte allen Ernstes den Verstand verlieren. Er gehört zu den Kriegsgegnern, hat sein Bestes gegeben und totalen Schiffbruch erlitten. Diese Unterredung war einer der erschütterndsten Augenblicke meines Lebens...“

Ehe er den Brief, der auf dem Papier seiner Botschaft getippt war, unterschrieb, kritzelte Page einige weitere Einzelheiten an den Rand: „Der Diener, der mit einem unserer Leute das Haus untersuchte, kam zum Schreibtisch der Prinzessin Lichnowsky, der Frau des Gesandten. Ein Photo des deutschen Kaisers lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Tisch. Der Mann erzählte, sie habe es zu Boden geworfen und gesagt: ‚Das ist das Schwein, das es dazu kommen ließ‘ und ein Ferkel auf das Löschpapier gezeichnet.“

Page berichtete mit einigem Stolz, daß er einen Marineoffizier in der deutschen Botschaft zurückgelassen und die Buchstaben U. S. zum Schutz an die Tür gehängt habe. Er holte tief Atem und schloß ergriffen:

„Und wohin führt dieses schreckliche Unglück? Die Zensur ist so streng, daß wir nicht wissen, was wirklich vorgeht. Aber es erscheint mir unvermeidlich, daß Deutschland nach langer Zeit besiegt werden, daß die grauenhafte Zeitspanne der Bündnisse und Aufrüstung nicht wiederkehren, daß England einen größeren Anteil an der Erdoberfläche gewinnen wird, als es ihn bisher hatte und daß die nächste Drohung Rußland sein mag; daß ganz Europa (so weit es überlebt) verarmt sein wird und wir im Verhältnis zu den anderen Staaten unvergleichlich an Stärke gewinnen werden — in finanzieller und politischer Hinsicht. Sicher werden ungeheure Veränderungen vor sich gehen, von denen wir uns heute noch nichts träumen lassen. Seien Sie bereit, denn man wird Sie bestimmt an-

rufen, um diesen gigantischen Streit beizulegen. Ich danke dem Himmel für vieles — erstens für den Atlantischen Ozean, zweitens dafür, daß Sie von einem Krieg in Mexiko Abstand nahmen; drittens, daß wir unseren Vertrag aufrechthielten; ich meine den Sieg in der Frage der Kanalzölle. Wenn nun die halbe Welt der unwahrscheinlichen Verrohung des Krieges ausgesetzt sein wird, werden wir unsere moralische Stärke, unsere politische Macht und unsere Ideale bewahren.

Gott schütze uns!

Ihr getreuer
Walter Hines Page.“

Als die Nachrichten über den Zusammenbruch des europäischen Friedens während dieser dumpfen, verzweifelten Tage des späten Juli und beginnenden Augusts nacheinander im Weißen Haus eintrafen, wurde Woodrow Wilsons Gesicht grau und hager. Jenseits des Ozeans barst die Zivilisation in Stücke. Zu Hause war das Unglück über seine Familie, deren Schutz und Behaglichkeit er so bitter nötig hatte, hereingebrochen. Ellen Wilsons Sekretärin, ihre liebe Cousine Helen Bones, war krank. Cousine Mary Smith war mit einer Blinddarmentzündung ins Spital eingeliefert worden. Und endlich gestand er sich selbst ein: seine geliebte Frau war mehr als krank. Ellen lag im Sterben.

Als er von Österreichs Kriegserklärung erfuhr, war sein erster Gedanke, daß die Töchter ihr nichts davon sagen dürften. Sie saßen beim Mittagessen. Der Platz Ellen Wilsons stand leer. Er schlug sich die Hand vors Gesicht. „Ich kann keinen Gedanken fassen, keinen, wenn mein Liebling leidet.“

Dr. Grayson hatte getan, was er konnte. Die Kollegen, die er zuzog, stellten die Bright'sche Krankheit, erschwert durch Nierentuberkulose, fest. Der 2. August war ein Sonntag. Vom Krankenzimmer aus konnten sie die Zeitungsjungen die Extraausgaben ausrufen hören, die das deutsche Ultimatum an Belgien verkündeten. Woodrow Wilsons alter Klassenkamerad Dr. Davis war aus Philadelphia gekommen. Er konnte ihm keinen Trost spenden. Telegramme wurden an ihren Bruder und ihre nächsten Verwandten geschickt. Kurz vor ihrem Hinscheiden brachten ihr die Mädchen die Nachricht, daß ihr Wohnbaugesetz vom Kongreß angenommen worden war. Sie lächelte zufrieden. Die letzten Worte, die ihre Tochter Eleanor sie sagen hörte, waren: „Sieh dein Vater gut aus?“ Dann flüsterte sie zu Doktor Grayson: „Versprechen Sie mir, daß Sie gut auf meinen Mann achten werden.“ Bald danach war sie tot.

ZWEITER TEIL

Neutralitätsversuche

Seit neunzehnhundert Jahren hat die Bibel des Friedensprinzen ihren majestätischen Marsch um die Welt gehalten, und während dieser Jahrhunderte ist die Philosophie der Bergpredigt mehr und mehr zum Glaubenssatz des täglichen Lebens geworden. Man müßte daher diesen Moralbegriff aus der Ebene des einzelnen Menschen emporheben und in einem Gesetz der Völker verwirklichen und dies ist, glaube ich, die Aufgabe, die Gott den Vereinigten Staaten vorbehalten hat.

*William Jennings Bryan
in seiner Rede: „Der Friedensprinz“*

VI. KAPITEL

Die Freiheit der Meere

Der Einsturz eines vierzigjährigen Friedens, der so oft als der Höhepunkt der europäischen Zivilisation bezeichnet worden war, erschien anfangs unauffassbar. Generationen hindurch hatten die Amerikaner treu auf den Grundsatz gebaut, daß der Fortschritt unaufhaltsam sei. Wie ließ sich der Fortschritt mit diesen gigantischen Verbrechen vereinbaren? Welchen Sinn hatte das Christentum, wenn es nach neunzehn Jahrhunderten die Menschheit zu keiner besseren Einsicht bekehrt hatte? Manch einer wurde an seinem Glauben irre.

Die damalige amerikanische Bevölkerung setzte sich beinahe zu einem Drittel aus europäischen Einwanderern zusammen. Es war ein Volk von Flüchtlingen, das in der Ablehnung der Ungerechtigkeiten der Alten Welt großgezogen worden war; während der glanzvollen Jahre der ersten Dekade des Jahrhunderts hatten jedoch die Gebildeten eine heimwehdurchtränkte Geographie eines zivilisierten und kultivierten Europas entworfen, in dem das Leben auf höherer Ebene abrollte als in dem raffgerigen Materialismus der amerikanischen Geschäftswelt.

Europareisen, besonders für Frau und Kinder, waren die Krönung des Erfolges: Paris, der Scheideweg der Zivilisationen, die Stadt der Boulevards und des Eiffelturmes, der Magnet amerikanischer Künstler und Millionäre, war die Stadt, in die sich gute Amerikaner zurückzogen, ehe sie starben.

Kultur gab es nur auf dem alten Kontinent. Das Rheinland, Heidelberg, Göttingen, München, Bayreuth waren die Umschlagplätze der Gelehrsamkeit und der Musik der Welt. Kensington, die englischen Seen, die Cotswolds verströmten den Ruhm der Großen des viktorianischen Zeitalters. Rom und Florenz mit den Domen und Wandelhallen, den Türmen und dunklen Zypressengärten waren die Zufluchtsstätten der Schriftsteller und Denker, die vor dem Getümmel des Geldverdienens Ruhe suchten.

Auch die Europäer hatten den Frieden für unverletzlich gehalten. Wäh-

rend reiche Amerikaner von Europa träumten, träumten arme Europäer von Amerika. In jenen friedvollen Jahren stand es jedem frei, die Erfüllung seiner Hoffnungen zu suchen. Während die englische Flotte den Frieden auf den Meeren garantierte, regierte die europäische Ordnung den Erdball. Mit Zeit und Geld ausgestattet, konnte jeder, an Leben und Besitz gesichert und ohne Genehmigung eines Beamten reisen, wohin er wollte. Ausgenommen waren nur einige weiße Stellen auf der Erdkarte, wo die Einheimischen revoltierten, oder die Gebiete des Zaren und der Türken, für die Pässe erforderlich waren. Der ärmste Schuster aus Przemysl oder Omsk bedurfte nur des Fahrpreises für eine Zwischendeckkarte, um nach Ellis Island zu fahren und sein Glück in dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu versuchen.

„Wer die Welt nicht vor dem Krieg gekannt hat“, sagten die alten Männer zu ihren Söhnen, „weiß nicht, was leben heißt.“

Armageddon

Während dieses letzten Juli der alten Ordnung machten sich nur die hellsthörigen Kenner europäischer Angelegenheiten einen Begriff über die Eifersüchteleien, den Haß und die Mordgelüste, die hinter jenen malerischen Fassaden gärten. Nur langsam wurde das Ausmaß des Unheils klar. Die Ermordung des Erzherzogs war achselzuckend als eine Fortsetzung der Balkanschwierigkeiten, die seit Jahren die Rückseiten der Zeitungen füllten, abgetan worden. Als der Zar sein Heer im Namen slawischer Brüderlichkeit mobilisierte, ließ sich das als Ablenkung der unterdrückten Russen von den zahlreichen Ungerechtigkeiten erklären, denen sie seit Jahren preisgegeben waren. Als aber der Kaiser als Antwort darauf seine Generäle alarmierte und die Franzosen ihre Bürger zu den Fahnen riefen, war es klar, daß Europa den Verstand verloren hatte.

Atemlos lasen die Amerikaner in fettgedruckten Extrablättern: *Belgien besetzt*. Als England Deutschland den Krieg erklärte, schien es, als hätte jede regierende Gruppe beschlossen, die Gegenwart zur Begleichung alter Rechnungen zu nützen. Kein Krieg konnte sich auf derart breiter Ebene halten, nickten die Gutinformierten einander zu; ein kurzer Sommerfeldzug und die Völker würden den Wahnsinn eines gemeinsamen Selbstmordes einsehen und mit Friedensverhandlungen beginnen.

Mit einer gewissen grimmigen Befriedigung sahen die Amerikaner die bestausgeklügelten Pläne der Generalstäbe scheitern. Obwohl die Franzosen, ihrem militärischen Glaubenssatz toujours l'offensive folgend, genau das taten, was der verstorbene von Schlieffen von ihnen als Gegenmaßnahme

auf einen Vorstoß ins Lothringische erwartet hatte, mißlang dem gewaltigen Flankenangriff der deutschen Truppen durch die nördlichen Ebenen Flanderns und Frankreichs, den der große Strategie vorgesehen hatte, der versprochene Sieg „innerhalb von acht Wochen“.

General von Moltke, der unbedeutendere Neffe des Moltke, der das Zweite Reich in Sedan zerschlug, ließ sich durch die Verteidigung Antwerpens und den „Dampfwalzenvorstoß“ des Zaren in Ostpreußen ablenken. Er gestattete den Osteinsatz von Truppen, die seine äußerste Rechte unüberwindlich hätten machen sollen.

Beim ersten Aufbrüllen deutscher Kanonen gegen die belgischen Befestigungen legte die französische Abgeordnetenversammlung im wesentlichen ihre Befugnisse zurück. Ein Drittel ihrer Mitglieder wurde zu den Fahnen gerufen, Nordfrankreich der Militärregierung überantwortet. Paul Painlevé und sein Kabinett setzten all ihre Hoffnungen auf General Joseph Jacques Césaire Joffre, der von den Linkssozialisten wohl hauptsächlich deshalb aus seiner Unbekanntheit gerissen worden war, weil er der beste General ihrer Gesinnung war, den sie finden konnten: ein Republikaner und Freimaurer. Er war ein rotwangiger, bebrillter, untersetzter Neunundfünfzigjähriger, mit dem Gehaben eines bon bourgeois, das die antiklerikalen Wähler der französischen Linken ansprach, und man nannte ihn bereits vertraulich Papa Joffre. Er war der Sohn eines Faßbinders aus den östlichen Pyrenäen, und seine Heereslaufbahn war äußerst durchschnittlich. Das einzig hervorstechende an ihr war, daß er als junger Offizier erfolgreich einen kleinen Feldzug gegen Timbuktu angeführt hatte. Sein erster Beitrag zur Kriegsstrategie war seine Überzeugung, daß die deutsche Offensive ein ungeheurer Scheinangriff sei und durch einen Angriff in der Richtung nach Metz abgewehrt werden sollte.

Joffres Offensive versagte bei Morhange, aber die ungeheure Schnelligkeit des deutschen Vorstoßes, sobald der Widerstand entlang der Maas gebrochen war, brachte den Schlieffenplan zum Scheitern. Die Truppenteile verloren den Kontakt untereinander und zu ihrem Nachschub. Statt Paris einzukreisen, drängten sie längst der Marne nach Osten und ermöglichten es dem hervorragenden Militärgouverneur der Stadt, General Gallieni, Maunourys Truppen eiligst aus Paris abzuziehen, teilweise sogar in Taxis, um die deutsche Flanke anzugreifen. Trotz der Schwerfälligkeit der französischen Befehlshabung unter Joffre und der Unzulänglichkeit der englischen Feldtruppen, die ohne auch nur einen einzigen Mann einzubüßen unter dem Schutz der Marine nur mehr zeitgerecht landeten, um am allgemeinen Rückzug teilzunehmen, wurden die Deutschen in fünf Tagen auf die Aisne-Linie zurückgeworfen. Der Winter traf beide Heere beim Ausheben von Schützengraben an, die kein Generalstab vorgesehen hatte.

Im Osten fielen die russischen Truppen siegreich in Ostpreußen ein und gingen den Deutschen unter Hindenburgs Führung im Gebiet der Masurischen Seen in die Falle. Dort wurden sie in einem Zusammenprall, den die Deutschen nach einem Gefecht, das der Deutsche Ritterorden Jahrhunderte früher ausgetragen hatte, die Schlacht von Tannenberg nannten, zu Zehntausenden niedergemetzelt. Das Ansehen der Romanows erholte sich nie wieder von diesem Schlag, wenn auch die Russen im Süden gegen die Österreicher einigermaßen erfolgreich waren.

Mittlerweile marschierten die Österreicher dreimal in Serbien ein und wurden dreimal zur Donau zurückgetrieben. Die österreichisch-ungarische Monarchie wies bereits Anzeichen jener Belastungen auf, die sie zerstören sollten. Die Serben schlugen die Eindringlinge erfolgreich in die Flucht, aber ihr Land blieb verwüstet und von Typhus verseucht zurück.

Der Krieg an der Westfront, von der neutralen Schweiz bis ans Meer, entwickelte sich zu einer Angelegenheit der Schützengräben, tiefer Bunker, Stacheldrahtverhaue und Minen. Rüstzeug der alten Belagerungskriegstechnik, wie die Handgranaten und der Mörser, wurden wieder eingesetzt. Mit der erhöhten Verwendung der Maschinengewehre drehte sich das Blatt zugunsten der Verteidigung. Das war nicht die Kriegsführung, wie sie an den Militärakademien gelehrt worden war.

Ausgedehnte Vormärsche und Rückzüge beraubten die Bevölkerung ihrer Heime; sie flohen aus niedergebrannten Städten und Dörfern und fielen Hungersnot und Seuchen zum Opfer. Dicht besiedelte Gebiete Belgiens und Nordfrankreichs verwandelten sich in erstorbene Schlachtfelder. Die Sommermonate des Jahres 1914 sahen die glückliche europäische Ordnung sich in alle Greuel der Apokalypse verwandeln. Jedem Zeitungsleser stachen täglich neue Schreckensmeldungen in die Augen. In den Vorstellungen der Amerikaner entstand eine bange neue Geographie des Massakers. Unbekannte Ortsnamen, in kleiner Schrift auf den Landkarten verzeichnet, wurden nun mit Blut geschrieben. Der Flüchtling wurde zum Symbol des Zeitalters.

Ein Südstaatler im Schatzamt

Trotz allen Leides, das die letzte Krankheit seiner Frau heraufbeschwor, fuhr Wilson mit eingesunkenen Wangen und zusammengebissenen Zähnen fort, sich den Problemen zu widmen, die täglich auf seinen Schreibtisch flatterten. Die kühle Schnelligkeit seiner Entscheidungen überraschte seine Umgebung.

Die erste Schwierigkeit, der er zu begegnen hatte, war die Gefahr einer Panik der Wallstreet.

Die Vereinigten Staaten waren noch immer ein Schuldnerland. Anleihen und Pfandbriefe im Werte von annähernd zweieinhalbtausend Millionen Dollar befanden sich in europäischen Händen. Weiters besaßen die Europäer Wechsel im Werte von einigen vierhundertfünfzig Millionen Dollar in Obligationen, die bereits fällig waren oder bis Jahresende fällig wurden.

In jener aus den Fugen geratenen letzten Juliwoche, in der die europäischen Banken und Börsen ihre Pforten schlossen, begannen die Europäer, ihre amerikanischen Papiere abzustoßen. Trotz großer Goldtransporte nach Europa stieg der Franc von $19\frac{1}{3}$ Cent auf $23\frac{1}{2}$ Cent und das Pfund von 4,89 Dollar auf 7,00 Dollar. Am Donnerstag, den 30. Juli, erlebte der Anlagemarkt seit der Panik von 1907 seinen schwärzesten Tag. Freitag früh kam die telegraphische Nachricht, daß die Londoner Börse ihre Tätigkeit eingestellt hatte. Maklerbüros waren bis oben hin mit Verkaufsaufträgen überseeischer Kunden vollgestopft.

Am gleichen Morgen rief J. P. Morgan junior den Finanzminister McAdoo vor Beginn der Amtsstunden zu Hause an und teilte ihm mit, daß die Gouverneure zusammenkämen, um zu entscheiden, ob sie die New Yorker Börse schließen sollten. Was meinte er? „Wenn Ihnen wirklich an meinem Rat liegt, dann sage ich, schließen wir die Börse.“

Am Sonntagmorgen, als die Zeitungsjungen ihr „Belgien besetzt!“ durch die regennassen Straßen brüllten, begab sich Mac, wie er innerhalb der Familie Wilson gerufen wurde, zeitig in seine Kanzlei im Schatzamt, während Eleanor ins Weiße Haus eilte, um in der Nähe ihrer sterbenden Mutter zu sein. Präsident Woodward von der Hanover National, der als einer der Direktoren der Bundesschatzbank ernannt worden war, die im Herbst eröffnet werden sollte, rief McAdoo aus New York an. Der Ausschuß der Verrechnungskassa tagte und erbat seinen Rat. McAdoo schlug vor, sie sollten nach Washington kommen, erhielt jedoch die Antwort, daß dazu keine Zeit mehr bliebe. Sie erwarteten einen Ansturm auf ihre Banken, sobald sie Montag morgen aufsperrten. Sie benötigten Millionen in zusätzlicher Währung, wollten sie eine verheerende Panik vermeiden. McAdoo sagte, er müsse sich mit dem Präsidenten beraten.

Woodrow Wilsons gesamte Kenntnisse der Finanzgebarung stützten sich auf seinen Kampf für die Einführung des Bundesreservegesetzes. Er hatte sich in finanziellen Fragen auf den Scharfsinn seines Schwiegersohnes verlassen. Er riet ihm, sich unbedingt nach New York zu begeben. Der Minister hatte bereits die Initiative ergriffen und fünfzig Millionen Dollar der neuen Währung, die er in Notfällen zu verwenden ermächtigt war, an die untergeordnete Staatskasse in New York angewiesen. Am Nachmittag fuhr er mit der Bahn nach New York. Eleanor hatte er mitgenommen, um die Zuversicht nicht zu verlieren.

Mac in der Familie und in der Regierung zu haben, erwies sich als wahrer Segen für den schwer heimgesuchten Mann im Weißen Haus. McAdoos Erfolg mit den Hudson-Tunnels hatte ihm bei der New Yorker Geschäftswelt zu Ansehen verholfen. Sie vertrauten seinen Vorahnungen. McAdoo war ein strengblickender, ungefähr ein Meter neunzig großer Mann, dessen kantiges Bergsteigergesicht Wilson ans Herz gewachsen war. Ellen, auf deren gewitztes, weibliches Urteil sich der Präsident mehr und mehr verließ, hatte ihn mit echter Zuneigung als Schwiegersohn in die Familie aufgenommen.

Er war der Typ, der den Wilsons sympathisch war, stammte er doch aus ähnlicher südstaatlicher Presbyterianerfamilie. Sein Vater, ebenfalls ein sehr großer Mann, war ein Anwalt aus Tennessee, der im mexikanischen Krieg gekämpft und als Generalstaatsanwalt seinem Staat gedient hatte. Als Tennessee, gegen den Wunsch vieler seiner Bürger, sich von der Union löste, schlug er sich auf die Seite der Konföderierten.

Mac verbrachte seine Kindheit in Milledgeville, Georgia, dem zerstörten Kernstück der Konföderation. Als konföderierter Offizier verlor sein Vater das Wahlrecht und die Berechtigung der Ausübung des Juristenberufes. Die Familie besaß sieben Kinder und kein Geld. Er versuchte sein Glück in der Landwirtschaft und im Kleinstadtjournalismus. Als seine Mutter 50 Dollar für einen Roman ausbezahlt erhielt, der von vornehmen Leuten und ihrem exklusiven Leben unter den Magnolien erzählte, wurde das Geld, wie sich Mac erinnerte, an einem einzigen Tag für den Ankauf von Schuhen und Kleidern für die Familie ausgegeben.

Als die Universität von Tennessee seinem Vater ein Jahreseinkommen von 1500 Dollar für Geschichts- und Englischunterricht anbot, hielten sie sich für reich. Damit war für die Kinder die Möglichkeit höherer Schulbildung gegeben. Die alten McAdoos waren kultivierte Menschen voll schöngeistiger Interessen, die es ihnen schwermachten, sich ihren Weg in der harten Welt des Wiederaufbaues zu erkämpfen. Wenn sich der junge William Gibbs abends todmüde von den Balgereien in der Schule, dem Zeitungsaustragen und Gelegenheitsarbeiten für die Ladenbesitzer niederlegte, dann träumte er von Geld.

Er begann, als bevollmächtigter Beamter im Distriktsgericht der Vereinigten Staaten in Chattanooga Rechtswissenschaft zu studieren und nachts mit einem hilfsbereiten Anwalt zu lernen. Er war ein fleißiger Arbeiter und nie um einen Ausweg verlegen. Als er mit einundzwanzig Jahren seine Anwaltsprüfung ablegte, hatte er sich bereits in der demokratischen Nationalpolitik sowie in verschiedenen Anlagen und Spekulationen versucht. Er heiratete ein Mädchen aus Georgia und begann sofort, durch An- und Verkauf von Grundstücken in Chattanooga Geld zu verdienen.

Seine ersten 25 Tausender riskierte er in einem Vorhaben, das die von Eseln gezogenen Straßenbahnen von Knoxville auf Strombetrieb umstellen wollte. Es war noch ein wenig zu früh für schnelle Beförderung. Die Gesellschaft ging in Konkurs, und der junge McAdoo, dem seine Bemühungen außer Schulden nichts eingebracht hatten, fuhr nach Norden, um sein Schild im Staate New York auszuhängen.

Es war ein langer, zäher Kampf. Wenn die Rechtspraxis brachlag, verkaufte er Wertpapiere. Er studierte die Finanzgebarung der Bahnen. Er hatte den Einfall, Züge durch einen Tunnel unter dem North River in New York einfahren zu lassen. Eine Gesellschaft hatte dabei schon bankrott gemacht, aber vor ungefähr zehn Jahren war ein Tunnel bis zur Hälfte gebaut worden. Er begann, eine Gesellschaft zur Vollendung dieses Tunnels ins Leben zu rufen. Er besaß die Gabe, andere Männer für seine Vorstellungen zu gewinnen. Zur Zeit, als Woodrow Wilson Gouverneur von New Jersey wurde, waren die Tunnels fertiggestellt und gewinnbringend. William Gibbs McAdoo war zu einem der großen Namen amerikanischen Unternehmungsgeistes geworden.

Mac traf Woodrow Wilson zum ersten Male, als er nach Princeton fuhr, wo sein Sohn mit Diphtherie zu Bett lag. Der Jeffersonsche Humanismus Wilsons, wie er es nannte, nahm ihn gefangen.

Mac war der geborene Gründer. Die Hudson-River-Tunnels ließen ihm nicht mehr viel Gelegenheit zum Gründen über, also begründete er Woodrow Wilsons Karriere. Seine Tätigkeit war so erfolgreich, daß er eines Tages dabei war, die Schatzkammer der Vereinigten Staaten zu begründen.

In seiner Autobiographie schreibt McAdoo, wie er als Zehnjähriger seinen Vater gequält hat, ihm doch genau zu sagen, nach wie vielen Iltissen Vera Cruz roch, als die Truppen der Vereinigten Staaten während des mexikanischen Krieges dort landeten. Sein Vater hatte ihm erzählt, Vera Cruz habe wie eine Schar von Iltissen gestunken. „Hat es schlimmer gestunken als 1000 Millionen Iltisse?“ — „Hör mal, mein Kleiner“, hatte ihm sein Vater erwidert, „du hast die schlechte Angewohnheit, dich mit ungemütlich großen Zahlen herumzuschlagen.“

Als er als Finanzminister am 2. August 1914 mit seiner Frau im Salonwagen des New Yorker Zuges saß und sich einer Panik gegenüber sah, der die Hälfte der Banken des Landes zum Opfer fallen mochten, schrieb Mac auf einen gelben Notizblock, den er auf die Knie gestützt hatte, Zahlen, die sein Vater als „ungemütlich groß“ bezeichnet hätte.

Noch Jahre später erinnerte sich Mrs. McAdoo des sorgenvollen Aussehens der Finanziers, die sie an der Pennsylvania Station vom Zug abholten. „Ich war von ihren blutlosen Gesichtern und den nicht gehorchen

wollenden Stimmen erschüttert“, schrieb sie. „Konnten dies die großen Männer Amerikas sein?“

Der Finanzminister wurde raschest zum Vanderbilt-Hotel gebracht, wo ihn eine Gruppe von Bankiers ungeduldig erwartete. McAdoo strahlte mit seinem weitausholenden Schritt und seinem selbstsicheren, etwas rustikalen Benehmen Vertrauen aus. Die Nachricht, daß sich fünfzig Millionen Dollar in neuer Währung bereits in New York befanden, beruhigte die Nerven der Bankiers, aber sie beschwerten sich, daß die Verwendung dieser Summe durch das gegenwärtige Gesetz beschränkt war. Ein neues Gesetz war vonnöten. Gesagt, getan. Zu Mitternacht saß McAdoo bereits wieder im Schlafwagen nach Washington und entwarf das notwendig gewordene Gesetz auf seinem gelben Notizblock.

Beim Frühstück unterrichtete er den Präsidenten über die Lage. Bei seiner Pressekonferenz am gleichen Morgen erklärte Wilson den Reportern in dem freundlich vertraulichen Ton, dessen er sich so ausgezeichnet zu bedienen wußte, wenn die Notwendigkeit es gebot: „Es ist von ausschlaggebender Bedeutung, daß Sie ganz besonders darauf achten, die Unruhe in keiner Weise zu vergrößern. Soweit es uns betrifft, besteht kein Grund zu einer Beunruhigung. Amerika ist völlig darauf vorbereitet, die finanzielle Lage zu meistern und alles ohne jede wesentliche Schwierigkeiten ins Gleis zu bringen. Die einzige Gefahrenquelle liegt in sinnloser Angst und Aufregung. Ich weiß vom Herrn Finanzminister, daß dazu keine Veranlassung besteht. Eine Veranlassung besteht vielmehr dazu, sich an die Arbeit zu machen und das Richtige zu tun.“

Während Woodrow Wilson die amerikanische Presse beschwichtigte, eilte McAdoo ins Kapitol, um mit dem Vorsitzenden des Senatsausschusses für Bankwesen zu konferieren. Senator Owen aus Oklahoma war ein Mitglied des Teams, das das Bundesreservegesetz zustande gebracht hatte. Er begriff sofort, daß eine Notverordnung erlassen werden mußte, um die Zeit bis zur Inkrafttretung des Reservesystems zu überbrücken. Das Schatzamt mußte ermächtigt werden, den Betrag der Notwährung, die unter dem Aldrich-Vreeland-Gesetz ausgegeben wurde, zu erhöhen. Unter seiner Führung tat der Kongreß so schnell „das Richtige“, daß der Gesetzentwurf von beiden Häusern angenommen wurde und am nächsten Tage bereits unterschriftsfertig im Weißen Haus lag.

Der Sturm auf die Banken legte sich sofort. Es gab wenige außergewöhnliche Abhebungen und nur fünf Bankrotte kleiner Banken.

Als nächstes mußte der Goldaderlaß unterbunden werden. Die bedeutendsten New Yorker Banken hatten bereits untereinander ein Übereinkommen getroffen, kein Gold mehr zu verschiffen. Im Laufe der Woche

berief McAdoo im Schatzamt ein Treffen internationaler Bankiers und Exporteure ein. Ein ganz Amerika umspannender Goldpool wurde geschaffen, um Verpflichtungen einzulösen, sobald sie fällig wurden. Die augenblicklich erfolgenden Zeichnungen überschritten sofort die nötige Summe.

Die bloße Geste bewirkte eine Verminderung des Abflusses. Es verließ nur mehr der Wert von einigen hundert Millionen Dollar in Form von Münzbarren das Land.

Schon langten die ersten Kriegsaufträge ein. Bis zum Herbst hatte sich die Börsenlage ins völlige Gegenteil verkehrt, und amerikanische Bankiers sprachen davon, ihre Kredite auf Engländer und Franzosen auszudehnen. Im Jänner 1915 wurde der Goldpool aus Kundenmangel geschlossen.

Wenige Monate zuvor waren die Bankiers der nationalen Kontrolle des Geldmarktes mit jeder Art von Einwänden begegnet. Nun riefen sie die Hilfe des Bundesreservesystems an, ehe dessen Organisation beendet war. Mittlerweile sandten amerikanische Opfer des Zusammenbruches der europäischen Banken verzweifelte Hilferufe aus. Kongreßmitglieder, Gouverneure, Kabinettsmitglieder wurden mit Telegrammen bombardiert. Gestrandete Amerikaner belagerten jede Botschaft und jedes Konsulat in Europa. Sie vermochten ihre Kreditbriefe nicht einzukassieren. Sie konnten ihr Geld nicht wechseln. In London wollten die Hotels keine Fünf-Pfund-Noten wechseln, weil sie fürchteten, die Goldwährung hergeben zu müssen. Gleichzeitig verlangten Hotel- und Restaurantbesitzer für alles sofortige Barzahlung.

Montag, den 3. August, schloß sich der Präsident, nachdem er die erste Hälfte seines Tages damit verbracht hatte, die aufgeschreckten Finanziers in New York zu beruhigen, mit Außenminister Bryan in seinem Büro ein, um darüber zu entscheiden, wie er den verängstigten Touristen helfen könnte. Sie beschlossen, die Gesandtschaften zur Gegenzeichnung von Reiseschecks und Kreditbriefen zu ermächtigen und die ausländischen Vertretungen zu beauftragen, im eigenen Wirkungskreis zu entscheiden, welche Hilfe sie gewähren konnten. Innerhalb von zwei Tagen antwortete der Kongreß mit der Zuweisung von einigen Millionen Dollar. Noch vor Ablauf der Woche dampften die Kriegsschiffe „Tennessee“ und „North Carolina“, mit Währung für die gestrandeten amerikanischen Staatsbürger beladen, nach Europa ab.

In ihrer Umschau nach Transportschiffen, die Amerikaner aus den Kriegsgebieten nach Hause bringen sollten, sahen sich der Präsident und Außenminister Bryan vor der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten keine Handelsmarine besaßen. Der Großteil von rund fünfzehn Millionen amerika-

nischer Registertonnen war für inländische Wasserstraßen oder den Küstenverkehr bestimmt. Nur von fünfzehn Schiffen wehte die amerikanische Flagge auf transatlantischen oder transpazifischen Routen, und von diesen Dampfern waren bis auf sechs alle Passagierschiffe mit kleinem Laderaum.

Die Vereinigten Staaten gehörten zu den großen Exportmächten, wenn ihre Artikel auch meist erst Rohmaterialien waren, aber die Exporte wurden gewohnheitsmäßig mit ausländischen Schiffen durchgeführt.

Schon begann sich das Getreide aus Rekordernten an Weizen, Gerste und Hafer an den Ausladebahnhöfen und in Lagerhäusern aufzutürmen. Landungsplätze wurden von landwirtschaftlichen Produkten verstopft, für die keine Transportmöglichkeit bestand. Demokratische Kongreßmitglieder begannen, falls nicht ein Weg entdeckt werden konnte, die Baumwollernete, die ungeheuer zu werden versprach, abzuverkaufen, den unmittelbaren Ruin des Südens vorauszusehen, der sich noch immer in der Zwangsjacke der Ein-Ernten-Wirtschaft befand.

Die Wirtschaftsstruktur der südöstlichen Staaten war auf Kredit aufgebaut. Wenn ein Mann seinen Baumwollacker anpflanzte, dann borgte er sich das Geld für das Saatgut, den Dünger und oft auch für die Nahrung für sich und seinen Esel und die Löhne für die Pflücker von seinem Makler. Im Herbst übernahm der Makler die Baumwolle, verkaufte sie und zahlte dem Farmer den Rest aus. Der Makler finanzierte das Geschäft durch Bankkredite, und so pflanzte sich dieses System bis zur Finanzhierarchie fort. Der plötzliche Fortfall eines Baumwollmarktes bedeutete den Einsturz des gesamten Kartenhauses.

Man brauchte kein Finanzgenie zu sein, um zu erkennen, daß hier etwas geschehen mußte. Der Präsident und seine Berater waren Südstaatler. Sie hatten ein Herz für die Baumwollpflanzer. Sofort begann Minister McAdoo, den südstaatlichen Banken Kapital zugänglich zu machen und sich nach einer Möglichkeit umzusehen, private Geldleute zur Bildung eines Syndikates zu bewegen, um die frische Ernte zu belehnen. Sein Ziel war es, die Baumwollpreise abzustützen, um sie nicht ins Bodenlose fallen zu lassen.

Die republikanischen Kongreßteilnehmer, ganz besonders die Neu-Engländer, stellten die Haare auf. Die Tuchfabriken fühlten sich um die Gelegenheit geprellt, Baumwolle billig einzukaufen. Die Opposition, die sich in der ersten Benommenheit über das europäische Unheil zahn Wilsons Leitung gefügt hatte, begann sich zu verhärten.

Beide Seiten waren sich darüber einig, daß, sollte die amerikanische Wirtschaft nicht an ihrem eigenen Überfluß ersticken, Schiffe gefunden werden mußten, um den deutschen und österreichischen Laderaum zu ersetzen, der bewegungsunfähig in neutralen Häfen lag, und den alliierten Schiffsraum, der militärischer Verwendung zugeführt worden war. Aber wie? Diese Frage ließ McAdoo nachts nicht schlafen. „Eines frühen Morgens“, schrieb er, „lag ich im Bett und dachte über diese Frage nach; da fiel mir ein, ich könnte den Entwurf eines Schiffahrtsgesetzes ausarbeiten, das den Plan eines staatseigenen Unternehmens verkörpern würde.“ Er dachte an Theodore Roosevelts Ankauf der Panama-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die noch immer durch das Kriegsministerium verwaltet wurde. Wilson und McAdoo hatten unter vier Augen beschlossen, die unbenützten deutschen Schiffe aufzukaufen und unter amerikanischer Flagge laufen zu lassen.

Bei der Vorstellung, daß die Regierung aktiv ins Transportwesen eingreifen könnte, liefen die New Yorker Finanzleute Sturm. Mit jedem Zug trafen neue Interessenvertreter der Reeder in Washington ein. Unverhüllter Sozialismus, hieß der Kampf.

Zur gleichen Zeit wurde einem anderen von McAdoo's Gesetzesentwürfen ein glatter Start zuteil. Niemand schrie „Sozialismus“, als er die Bildung einer Abteilung für Kriegsschadensversicherung im Rahmen der Staatskasse vorschlug. Die Versicherungsgesellschaften hatten eine Heidenangst vor einer Kriegsschadensversicherung. Sollte die Regierung den Verlust tragen! McAdoo's Versicherung gegen die Kriegsschäden überraschte jedermann, als sie zu Kriegsende mit einem Gewinn von siebzehn Millionen Dollar aufgelöst wurde.

Der erste republikanische Obstruktionist

McAdoo's Schiffahrtsgesetz stellte den ersten Zankapfel zwischen Wilsons fortschrittlichen Demokraten und der republikanischen Opposition dar, die der Schulmeister in der Staatskunst bald als die Mächte der Dunkelheit anprangerte.

Geldgeber befanden sich in einem Taumel über die Gewinne, die sich durch den Besitz von Schiffen erzielen ließen. Trampdampfer amortisierten sich bei einer einzigen Reise. Ozeanfrachter erbrachten einen Nettoüberschuß, der drei- bis fünfmal so hoch war als der Betrag, der in die Schiffe investiert worden war. Kaum war das Schiffahrtsgesetz im Abgeordnetenhaus eingebracht worden, nannten die republikanischen Blätter den Ein-

tritt der Regierung in das Schiffsgeschäft auch schon eine Bedrohung der privaten Unternehmungen. Einer der Morgans sprach im Finanzministerium vor undklärte den Minister über die Gefahren und Schwierigkeiten der transatlantischen Schifffahrt in Kriegszeiten auf. Er wünschte keinerlei Einmischung der Regierung. „Was die Bedrohung anbelangt“, schrieb McAdoo, „konnte ich nicht einsehen, daß die Regierungsschiffe irgend etwas bedrohen würden als die lächerlich hohen Raten der privaten Reedereien.“

Das Gesetz wurde trotz heftigster Opposition vom Abgeordnetenhaus angenommen. Im Senat wurde es durch die republikanische Minderheit lahmgelegt, deren Anführer zwei alte Freunde T. R.s aus der selbstherrlichen Ära des „Tenniskabinettes“ waren, nämlich Elihu Root, der erfahrene New Yorker Anwalt für Gesellschaftsrecht, der nach John Hays Tod Roosevelts Außenminister gewesen war, und Henry Cabot Lodge.

Senator Lodge aus Massachusetts hatte die einflußreiche Stellung eines Vorsitzenden des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten inne. Seit den äußerst beachtlichen Stimmgewinnen der Republikaner im Abgeordnetenhaus und im Senat bei den Herbstwahlen von 1914 war er der Anführer der konservativen republikanischen Opposition gegen das Legislaturprogramm der demokratischen Verwaltung geworden.

Lodge war Republikaner bis in die Knochen. Er stammte aus den besten Kreisen Massachusetts. Sein Vater war ein Bostoner Reeder, seine Mutter eine Cabot. Seit seiner Verbindung mit Henry Adams von der „North American Review“ war er, ein Historiker, der im Begriff stand, sich einen Namen zu machen, ein Freund T. R.s, da ihn das Vorhaben des jungen New Yorkers, eine Geschichte der Seemacht im Krieg von 1812 zu schreiben, interessierte. Seit den Colleagueagen von Harvard begeisterten sie sich gemeinsam für die Romantik einer Seemacht und alle möglichen Literaturzweige, auch wenn sie politisch gegensätzlicher Meinung waren. Lodge schluckte einen Teil des Neuen Nationalismus, die Neue Freiheit aber betrachtete er mit scheelen Augen.

Als die Demokraten trotz des Verlustes einiger südstaatlicher Konservativer, die sich den Republikanern anschlossen, genügend Stimmen aufreiben konnten, um die Maßnahme mit der Hilfe von drei republikanischen Fortschrittlern aus dem Mittleren Westen bewilligen zu lassen, legte die republikanische Minderheit unter der geschickten Führung Lodges und Roots die Gesetzesvorlage in dem längsten und bittersten Einspruch, der je verzeichnet wurde, lahm. Der Sechsenddreißigste Kongreß wurde auf den 4. März 1915 vertagt, ohne daß das Schifffahrtsgesetz vor dem Senat zur Abstimmung gelangte. Die Regierung legte es bei der nächsten Kongreßsitzung abermals vor.

Der schwerwiegende Einwand, der von den beiden gelehrten Konser-

vativen vorgebracht wurde, berief sich darauf, daß durch den Ankauf deutscher Schiffe seitens der Regierung eine unmittelbare Kriegsgefahr mit den Alliierten heraufbeschworen werden könnte, falls die Engländer die Überschreibung des Laderaumes nicht anerkannten. Lodge scheint sich weiters selbst davon überzeugt zu haben, daß dieses Gesetz einen gigantischen Geschäftsabschluß legalisieren würde, bei dem McAdoo über die Mittelspersonen Kuhn, Loeb und Co. die stillliegenden deutschen Schiffe mit einem gewaltigen Gewinn für die eigene Tasche aufkaufen würde. In ihren Reden griffen die beiden die Stellung der Regierung als Unternehmer an, da sie darin eine Verstaatlichung und das Ende der persönlichen Freiheit erblickten.

McAdoo erklärte, seine Gründe stützten sich einzig auf die praktische Überlegung, die Kosten für amerikanische Reeder zu senken. Er pflegte zu sagen, daß die republikanische Obstruktion das amerikanische Volk glatte tausend Millionen Dollar gekostet habe. Er sei durchaus für Privatunternehmen „in der Theorie“, sagte er, „aber wie ich beobachtet habe, versagen Wirtschaftstheorien oft in der Praxis. Der private Unternehmergeist läßt in Zeiten der Gefahr und Unsicherheit ungemein nach.“ Die Reeder verdienten so viel, daß sie zufrieden waren. Mehr Schiffe würden niedrigere Frachtsätze und weniger Gewinn bedeuten. Als das Gesetz zum ersten Male vorgelegt wurde, hätte man die Schiffe zum ungefähren Preis von vierzig Dollar pro Tonne kaufen oder bauen können. Achtzehn Monate später jedoch, als dieses Gesetz endlich angenommen worden war, wurden die Schiffe zu Preisen veräußert, die zwischen hundertfünfzig bis dreihundert Dollar pro Tonne schwankten.

Der Präsident wurde durch die Opposition der „bevorzugten Klasse“ grimmig angespornt. Er fühlte sich in die Tage des bittersten Princetonstreites zurückversetzt. Es blieb ihm immer unbegreiflich, daß vernünftige Männer allen Ernstes anderer Meinung sein konnten als er.

In einer Rede in Indianapolis, die er im Herbst des gleichen Jahres im Zuge einer Kampagne des Kongresses hielt, griff er die Führer der republikanischen Obstruktion heftig an. „Diese Herren versuchen nun, unser Volk herauszufordern und die Freigabe amerikanischer Produkte an die notleidende Welt zu verhindern, die sie dringender als je zuvor benötigt.“ Seine Heftigkeit entsetzte seine Förderer.

In einem Brief an seine Freundin Mrs. Toy, die ihn ins Gebet genommen hatte, entschuldigte er sich etwas beschämt, daß er sich von der „Psychologie der Wahlreden“, hatte mitreißen lassen, setzte aber zu seiner Verteidigung hinzu: „Ich glaube, Sie haben keine Ahnung, wie weit Männer wie Root und Lodge zu gehen bereit sind, von denen ich einmal voraussetzte, sie hätten ein Gewissen. Heute weiß ich, daß sie keines besitzen. In Wahrheit kämpfen wir gegen die fürchterlichste versteckte Vertretung privater

Geschäftsinteressen an, die sich jemals unseren Zielen entgegenstellte; und wir werden nicht nachgeben.“

Der Friedensapostel im Außenministerium

William Jennings Bryan, der in Drillichanzügen unter den dunklen Zimmerdecken des alten War und State Building saß und vom Frieden träumte, konnte um nichts in der Welt verstehen, warum Wilson und McAdoo nicht eine Klausel in ihr Schiffahrtsgesetz aufnehmen wollten, die den Ankauf von Schiffen der Kriegsteilnehmer ausschloß. Er versicherte dem Präsidenten, daß die konservativen Südstaatler dadurch beschwichtigt würden, die sich gleich Lodge und Root gegen die Einsetzung österreichischer und deutscher Schiffe durch die Regierung stemmten. Da die praktischen Einzelheiten nie seine starke Seite gewesen waren, übersah er ganz, daß außer diesen Schiffen keine aufzutreiben waren.

Zwei Jahre lang hatte er seinen persönlichen Einfluß treulich zugunsten jeder Maßnahme der Verwaltung verschwendet, aber dieses Schiffahrtsgesetz fand nicht seinen Beifall. Als überzeugter Christ befolgte er die Zehn Gebote wörtlich. Krieg war Mord. Er konnte sich nicht zu der Ansicht durchringen, daß Kriegshandel keine Teilnahme am Mord bedeutete.

Er glaubte leidenschaftlich an die Neutralität. Sein erster Gedanke galt einer Art Jeffersonschen Handelssperre gegenüber allen Abschlüssen mit kriegsführenden Völkern. In den ersten Kriegswochen war es ihm beinahe gelungen, Präsident Wilson davon zu überzeugen, daß amerikanische Banken nicht das Recht haben dürften, Kriegsteilnehmern Kredite zu gewähren. Geld war die schlimmste Art der Bannware. Als Privatperson war er dafür, den Versand von Kriegsmaterial abzubrechen. So unpraktisch er war, mußte er jedoch einsehen, daß der wirtschaftliche Wohlstand des Landes von den Exporten abhing.

Obwohl das amerikanische Volk trotz seiner allgemeinen Entrüstung über die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität genau so bestrebt war, sich aus dem Krieg herauszuhalten wie sein Außenminister, zwang die geographische Lage des Konfliktes die Amerikaner bald in eine unausgesprochene und auch etwas widerwillige Partnerschaft mit Großbritannien und Frankreich. Britannien regierte die Meere. Während die Truppen an der Aisne in eine Sackgasse geraten waren, fegte die englische Flotte den deutschen Handel von den Meeren und sperrte die deutsche Seemacht hinter der befestigten Insel Helgoland ein. Eine Kabinettsorder vom 20. August verfügte nach dem Vorbild jener Blockade, die hundert Jahre vorher Napoleon in den Untergang geführt hatte, eine Blockade gegen Deutschland

und Österreich. Neutrale Schiffe wurden abgefangen und unter Bewachung in englische Häfen geleitet, wo sie auf Bannware untersucht wurden, selbst wenn ihre Zielhäfen in neutralen Ländern lagen. Als Banngut erklärten die Engländer alles, was dem Feind Hilfe und Erleichterung bringen mochte.

Minister Bryan versuchte zuerst, mit der lebhaften Unterstützung seitens des Präsidenten, die alte amerikanische Theorie von der Freiheit der Meere zu erwirken. Bald nach Kriegsausbruch richtete er an alle Kriegsteilnehmer Noten, in denen er sie bat, sich der Deklaration von London zu unterwerfen. Diese Deklaration bestand aus einer Reihe von Vorschriften, die bei einer internationalen Konferenz im Winter von 1908/09 erlassen worden waren und die Rechte der neutralen Schifffahrt in Kriegszeiten bestätigten. Unglücklicherweise war diese Londoner Deklaration weder von Großbritannien noch den Vereinigten Staaten ratifiziert worden.

Diese Vorschriften hätten sich auf die neutralen Länder ungemein günstig ausgewirkt und das Aushungern Deutschlands unmöglich gemacht, das sich zur Grundlage der englischen Strategie zu entwickeln begann.

Die Engländer waren nicht im mindesten geneigt, sich auch nur eines der Vorteile zu entblößen, der ihnen aus ihrer Beherrschung des Meeres erwuchs. Es folgte ein langatmiger Streit zwischen dem amerikanischen und dem englischen Außenministerium, der nur durch die Bedingungen von Bryans schiedsgerichtlichem Vertrag einigermaßen in Grenzen gehalten wurde. Die Engländer wünschten die Blockade zu verschärfen, ohne sich damit die amerikanischen Sympathien gänzlich zu verschmerzen, die Vereinigten Staaten dagegen bestanden auf weitestgehender Freiheit der Meere, soweit diese durchführbar war, ohne die Zentralmächte damit zu sehr zu begünstigen.

Bryan fehlte oft hinter seinem Schreibtisch. Er hatte sein Amt unter der Bedingung angenommen, daß er für einen Teil des Jahres seine Vorträge fortsetzen dürfe. Er mußte Gelegenheit haben, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Seine Stellung in Washington als zweite Geige hinter dem Präsidenten nährte seine reichlich unschuldige Eitelkeit und ermöglichte ihm, durch die Zuerkennung von Posten an verdiente Demokraten seine Position in der Parteiführung zu festigen. Sein Herz aber war bei den Vortragsreisen. Er liebte Geld und er liebte Beifall. Als ihn feindliche Zeitungen für die Würdelosigkeit bezahlter Vortragsreihen tadelten, schlug er zurück:

„Sich unter die breiten Massen zu begeben, ist kein Anlaß für einen Vorwurf. Das Forum steht dem Staatsdienst um nichts nach, und es ist kein Abstieg, den Schreibtisch mit der Rednertribüne zu vertauschen.“

Er fühlte sich glücklicher, die Herzen der einfachen Leute zu rühren, als

die Stirn über Probleme zu runzeln, die unaufhörlich auf seinen Schreibtisch flatterten, und von denen eines unlösbarer erschien als das andere. Erleichtert überließ er den täglichen Papierkrieg seinem Beirat, Robert Lansing, der ihn in seiner Abwesenheit vertrat. Lansing war ein ziemlich ernster, grauhaariger Anfangsfünfziger aus dem nördlichen Teil des Staates New York. Seine alten Freunde aus den Amherst-College-Tagen und aus der Watertown-Bar riefen ihn noch immer zärtlich Duke. Er hatte sich im internationalen Recht einen Namen gemacht und durch seine Verbindung mit der Tochter John W. Fosters, des angesehenen Außenministers unter Benjamin Harrison, in diplomatische Kreise eingeheiratet. Er unterstand direkt dem Präsidenten.

Madisons Zwangslage

Der einflußreichste Berater, private Verbindungsmann und, besonders seit Mrs. Wilsons Tod, engste Freund war Oberst House. House und Lansing waren oft gegenteiliger Meinung, und House und Bryan, obwohl äußerlich auf dem Fuß ungezwungener Freundschaft stehend, konnten überhaupt nie übereinstimmen. Da sich Bryans Gedanken hauptsächlich um wohlklingende Allgemeinheiten drehten, blieben Entscheidungen, selbst über geringfügige Einzelheiten, meist dem bereits überlasteten Präsidenten vorbehalten.

Houses Verhältnis zu Wilson entsprach dem eines Starreporters zu seinem Zeitungsverleger. House übernahm die Laufereien. In Washington und New York setzte er seinen Stolz in bescheidene Allgegenwart. Er stand mit dem skeptischen Jusserand, dem professoralen Vertreter der Franzosen mit dem rechteckigen Bart, auf recht gutem Fuße, war mit dem deutschen Botschafter, dem gutgekleideten Grafen von Bernstorff bestens befreundet, und noch vertraulicher mit Sir Cecil Spring Rice, dem alten Washingtoner Mitarbeiter, den Sir Edwald Grey hinübergesandt hatte, um den Platz des gewaltigen Bryce einzunehmen.

Der Kriegshandel mit Europa nahm von Woche zu Woche zu. Nachdem die lähmende Wirkung des ersten Schocks sich gelegt hatte, begannen amerikanische Kaufleute zu entdecken, daß der Krieg eine Goldgrube ist. Die Europäer konnten ohne die amerikanischen Wirtschaftsgüter nicht auskommen, also zahlten sie jeden Preis. Fleischkonservierung und Kupferbergbau waren eine Riesengeschäft. Der Weizenpreis stieg. Der Krieg war bedauerlich, aber es ließ sich unvorstellbar daran verdienen!

Die Engländer bestimmten nach eigenem Ermessen, was Bannware war. Amerikanische Reeder hatten keine Schwierigkeiten mit Gütern, die für England und Frankreich bestimmt waren. Nach Deutschland bestimmte

Exporte, die meist über neutrale Häfen geführt wurden, waren noch gewinnbringender, aber neutrale Schiffe hatten unter Verzögerungen, Beschlagnahmen und den Bestimmungen des englischen Prisengerichtes zu leiden.

Ein Strom der Proteste und Klagen überflutete den Schreibtisch des Präsidenten. Woodrow Wilson war wie die meisten gebildeten Amerikaner zugunsten der Briten parteiisch, aber die Freiheit der Meere lag ihm im Blut. Er litt persönlich unter der schimpflichen Behandlung, der die amerikanische Schifffahrt ausgesetzt war. In privatem Kreis ließ er seiner Empörung freien Lauf.

„Während wir die Beschlagnahme von Schiffen durch England besprachen“, vermerkte House Ende August 1914 in seinem Tagebuch, „las er eine Seite aus seiner Geschichte des amerikanischen Volkes, aus der hervorging, daß unter Madisons Verwaltung der Krieg von 1812 unter den völlig gleichen Voraussetzungen aufflammte, wie dieser Streitpunkt sie eröffnet. Der Präsident sagte: ‚Madison und ich sind die einzigen Princetonmänner, die Präsident geworden sind. Die Bedingungen des Krieges von 1812 verliefen parallel zu den jetzigen. Ich hoffe aus ganzem Herzen, daß die Parallele hier endet.‘“

House begab sich mit dieser Nachricht auf schnellstem Wege zur englischen Gesandtschaft und fügte hinzu, daß Lansing eine scharfe Protestnote vorbereite.

Spring Rice beschrieb Sir Edward Grey dieses Gespräch in etwas grämlichem Tone: „Ich hatte schon seit einiger Zeit den Verdacht, daß sich etwas bei den Juristen des Außenamtes zusammenbraue, aber ich konnte nicht den geringsten Hinweis erhalten, was beabsichtigt war. Der einzige Fingerzeig war eine ziemlich unfreundliche Atmosphäre.“ (Spring Rice und Lansing kamen niemals gut mitsammen aus.) Er gab Houses Bericht über die Einstellung des Präsidenten weiter. „Dann erzählte er mir, daß er zufällig neben dem Präsidenten saß, als eine dicke Briefschachtel vom Außenministerium abgeliefert wurde. Der Präsident war sehr erschöpft und wollte sie nicht ansehen; man sagte ihm, sie solle am nächsten Morgen per Post abgeschickt werden. Er las sie durch, und zu seinem Erstaunen enthielt sie eine Art von Ultimatum, das die Welt ehrlich empört hätte, wäre es abgegangen. Die beiden Männer waren überrascht, besonders da der Außenminister vor einiger Zeit, von seinen Anstrengungen, Friedensverträge zustande zu bringen, ermüdet, mit seiner Frau in ein abgelegenes Seebad gefahren war. Der Präsident sagte, das Dokument könne trotz der Unterschrift nicht sofort weitergehen. Er war von der Tragweite der Frage sehr beeindruckt, da sie sich gegen die Brieftaschen und Vorurteile so vieler wendet. Dies ist zufällig genau jene Art von Frage, die das Volk und auch die Begüterten gleichermaßen anspricht.“

Spring Rice ging dann auf Wilsons Bemerkung über den Krieg von 1812 ein. Dem Botschafter zuliebe hatte House vorgegeben, der Präsident hätte hinzugefügt: „Ich hoffe, ich werde weiser handeln.“

Sir Edward Grey bekundete für den Standpunkt des Präsidenten Sympathie und Verständnis. Die Lansing-Note wurde nach gehöriger Überarbeitung durch House und Spring Rice, die privat ihre Köpfe darüber zusammensteckten, nach London abgesandt. Das englische Außenministerium versprach eine neue Kabinettsorder und trug dem wunden Punkt des südstaatlichen Demokraten — und vielleicht auch des Texaners Oberst House — damit Rechnung, daß es einigermassen unlogisch die Bewilligung erteilte, Baumwolle, die als Bestandteil der meisten gängigen Sprengstoffe eindeutig Bannware war, auf direktem Wege nach Deutschland zu verschiffen. Im Herbst 1914 und im Winter 1915 wurden eindreiviertel Millionen Baumwollballen aus den Südstaaten in Hamburg und Bremerhaven gelöscht.

Die neue Kabinettsorder umfaßte trotz mancher verbindlicher Ausdrücke eine ausführlichere Liste von Bannwarenartikeln als die erste. Das amerikanische Außenministerium brummte, aber fügte sich. Die Freiheit der Meere war vorübergehend gesichert.

Die U-Boote

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Washington und Westminster hätten sich länger hingezogen, wenn die Deutschen, die ringsum eine typische Begabung dafür bewiesen, sich selbst ins schlechteste Licht zu setzen, nicht ihre Sicherheit in der U-Boot-Waffe erblickt hätten.

Sobald sich herausgestellt hatte, daß die deutsche Hochseeflotte der englischen Marine nicht gewachsen war, wurden mit fieberhafter Eile Unterseeboote gebaut. Die Deutschen traten mit ungefähr zwanzig Küstenabwehr-U-Booten mit Benzinmotor von je rund fünfhundert Tonnen und einigen neuen Dieselschiffen in den Krieg ein. Die Überlegenheit des Dieselmotors bewies sich sofort. Die Deutschen begannen, Unterseeboote von ein- bis zweitausend Tonnen zu bauen. Viele Räte des Kaisers zweifelten noch immer an ihrer Zweckmäßigkeit.

Die Torpedierung des englischen Schiffes „Pathfinder“ am 5. September und zwei Wochen später die Versenkung der drei alten englischen Kreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ durch ein einziges U-Boot, das sich auf Patrouille vor der holländischen Küste befand und England den Verlust von vierzehnhundert ausgebildeten Soldaten zufügte, gab den U-Boot-Anhängern in deutschen Beamtenkreisen neuen Auftrieb.

Die Engländer erwiderten mit einem Angriff auf Helgoland, wobei drei

leichte Kreuzer und ein Zerstörer vernichtet wurden und die Deutschen tausend Verluste an Menschenleben und großen Schaden an ihrer Flotte erlitten. Beide Seiten machten sich daran, ihre Minenfelder auszudehnen. Die Engländer erklärten die gesamte Nordsee zum Kriegsgebiet, das nur von neutralen Schiffen und ausschließlich auf von der britischen Admiralität bestimmten Routen befahren werden durfte.

Zu diesem Zeitpunkt war Admiral von Tirpitz, der dem deutschen Marineamt vorstand, davon überzeugt, daß der Handel durch den Einsatz von Unterseebooten unterbunden und damit das Blatt gegen die britische Blockade gewendet werden könnte. Im November rief er bei einem Interview mit Karl von Wiegand von der United Press aus: „Amerika hat nicht mit einer Stimme gegen die englische Sperre der Nordsee für neutrale Schiffe protestiert. Was wird Amerika sagen, wenn Deutschland allen Handelsschiffen des Feindes den U-Boot-Krieg erklärt? England will uns aushungern. Wir können das gleiche umgekehrt tun. Wir können England einkesseln und jedes englische oder alliierte Schiff torpedieren, das sich irgendeinem Hafen Großbritanniens nähert.“

Die deutsche Flotte bewies Mut und Kühnheit, war aber auf dem Meer zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen. Schwere deutsche Kreuzer gingen zum Gegenangriff auf England über, bombardierten Scarborough und Hartlepool und töteten dabei hundert oder mehr wehrlose Zivilisten an der englischen Nordseeküste. Im Südpazifik schlug von Spee eine ernste Bresche in einen britischen Truppenverband. Bis zum Dezember hatte die Royal Navy ihre schwerfällige Überlegenheit dadurch bewiesen, daß sie die wenigen deutschen Kreuzer, die in entlegenen Meeren ihr Unwesen trieben, zerstörte und in einem Gefecht vor den Falklandinseln von Spees gefährliches kleines Geschwader versenkte. In deutschen Regierungskreisen widersprach man nicht länger den Verfechtern der U-Boote.

Ende der ersten Runde

Das Jahr 1914 endete mit einem Schachmatt, das eine Spur zugunsten der Alliierten ausfiel. Großbritannien säuberte die Meere und begann, sich gemächlich die deutschen Kolonien einzuverleiben. Die Deutschen hatten weder der Franzosen im Westen noch der Russen im Osten Herr werden können.

Der Kriegseintritt der Türkei auf seiten der Mittelmächte schnitt Rußland von dem Nachschub ab, den es für seine im Feld stehenden Truppen benötigte, aber der Vorteil, der den Deutschen durch die türkische Allianz erwuchs, wurde weitgehend durch die hartnäckigen Serben aufgehoben, die

noch immer einen langen Bahnabschnitt der Strecke nach Konstantinopel besetzt hielten, von dem die deutschen Expansionisten als dem ersten Glied der Bagdad-Bahn träumten, die sie mit dem Öl und den Märkten des Mittleren Ostens verbinden sollte.

Im Fernen Osten gelang es Bryans Außenministerium nicht, die Engländer und ihre japanischen Verbündeten zur Bewahrung des Status quo zu bewegen. Japan marschierte in das deutsche „verpachtete Territorium“ von Kiautschou ein und ließ sich als Bevollmächtigter in chinesischen Angelegenheiten nieder. Dort wie überall verlor Deutschland weit mehr als es gewann.

VII. KAPITEL

Neutralität in Wort und Tat

Seit der Schlacht an der Marne hatte Bryan versucht, die feindlichen Mächte zu einer Beendigung des Krieges zu bewegen. Eine Bemerkung, die von Bernstorff bei einem Bankett mit einigen New Yorker Bankiers fallen ließ, erfüllte den Außenminister mit der Hoffnung, daß ein Schlichtungsangebot dem Kaiser annehmbar erscheinen könnte. „Selbst wenn keine Zustimmung erreicht wird, wäre ein Vermittlungsversuch doch nicht ohne Vorteil“, schrieb Bryan eifrig an seine Botschafter in Paris und London. „Die Völker könnten dann ihre Haltung und ihre Gründe zur Weiterführung eines Krieges erklären und sagen, welches Ergebnis sie erhofften und unter welchen Bedingungen der Friede möglich sei. Dies würde die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges lokalisieren und zur Bildung der öffentlichen Meinung beitragen.“

Eine Lokalisierung der Verantwortung war das letzte, was die kriegführenden Regierungen erstrebten. Angesichts des überwältigenden Pazifismus der amerikanischen öffentlichen Meinung wünschte niemand, den Vorwurf der mutwilligen Verlängerung des Krieges auf sich zu nehmen. Genauso wenig aber wollte jemand den ersten Schritt zu einer Beilegung tun. Jeder erhoffte von einem zukünftigen Zug auf dem Schachbrett des Krieges eine vorteilhaftere Verhandlungsgrundlage.

Spring Rice, der sorgfältig mit den Auffassungen des Mittleren Westens in Fühlung blieb, ging so weit, Bryan in den ersten Oktobertagen zu schreiben: „Es mag sein, daß anfangs einige Leute geringschätzig von Ihrem Plan gesprochen haben. Niemand, der die diplomatische Geschichte, die zu dem gegenwärtigen verheerenden Krieg führte, studierte, kann jemals wieder geringschätzig von Ihrer Idee sprechen, denn es wurde zur Genüge offenbar, daß selbst eine einwöchige erzwungene Verzögerung vermutlich den Weltfrieden gerettet hätte.“

Der Krieg soll beendet werden

In der Theorie waren aufgeschlossene Politiker aller europäischen Regierungskreise nach wie vor für ein Schiedsurteil im Stile Bryans, aber die Praxis war wieder etwas anderes.

House versuchte, Spring Rice, Jusserand und von Bernstorff zu einem jener vertraulichen Gespräche zusammenzubringen, die er so liebte.

„Der Präsident“, vertraute er seinem Tagebuch an, „sagte, daß Mr. Bryan nicht wüßte, daß er, der Präsident, ausschließlich durch mich für den Frieden arbeite und aus Angst, ihn zu verletzen, diese Tatsache nicht zu erwähnen wagt.“

Houses Vermittlungsvorschlag scheint zumindest von den Zivilisten unter den kaiserlichen Beratern ernst genommen worden zu sein.

„Der Krieg wurde uns von unseren Feinden aufgezwungen“, schrieb Zimmermann, „und sie führen ihn fort, indem sie alle ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte einschließlich der Japaner und anderer farbiger Rassen zu Hilfe rufen. Dies macht uns den ersten Schritt unmöglich. Es erscheint mir jedoch der Mühe wert, die Lage auf der Gegenseite zu erkunden.“

House eilte mit diesem Brief nach Washington. Wilson war wie er der Ansicht, daß dieses Schreiben eine Verhandlungsgrundlage bieten könnte. House mußte nach Europa reisen, um festzustellen, was sich tun ließ. Die Lage war peinlich, da Außenminister Bryan deutlich erklärt hatte, er hielte sich selbst für den richtigen Mann, nach Europa zu fahren und den Krieg zu beenden.

Seine Stärke lag in Wahlreden und täglicher Propaganda durch die Zeitungen. Durch öffentliche Diskussionen wollte er die irgeleiteten Kriegsteilnehmer zur Vernunft bringen.

Hauptsächlich wegen seiner Ablenkung durch die Wahlreden während der Herbstkampagne — die sich für die Demokraten als nicht besonders siegreich erwiesen hatte —, hatte sich Bryan die Schlichtungsverhandlungen entgleiten lassen. Er konnte eine gewisse Verärgerung nicht unterdrücken, als er entdecken mußte, daß der anpassungsfähige Oberst die Angelegenheit in sein eigenes Hinterzimmer getragen hatte. Am Ende aber gab er großzügig nach. Solange er im Kabinett saß, lautete sein Grundsatz: „Der Präsident tut das Richtige.“

Die Erkundungsfahrt des Obersten

Der Präsident beschloß, House unter dem Vorwand der Kriegshilfenmittlung ins Ausland zu senden. „Unser einziges Ziel liegt darin“, schrieb er in einem Privatbrief, den House Sir Edward Grey und Zimmermann

überbrachte, „bei der Zustandebringung der einleitenden Verhandlungsbereitschaft helfen zu dürfen, die den ersten Schritt zur Erörterung und Festsetzung der Friedensbedingungen bilden muß.“

„Unsere Ansichten decken sich vollkommen“, zitierte House die abschließenden Worte des Präsidenten, ehe er nach New York abreiste, um sich an Bord der Königin der Meere, des schnellen Überseedampfers „Lusitania“ zu begeben. Über die Einzelheiten der Verhandlungen hatte der Oberst völlig freie Hand.

Der Präsident bestand darauf, ihn in seinem eigenen Wagen zur Union Station zu fahren. „Die Augen des Präsidenten waren feucht, als er seine letzten Abschiedsworte sprach“, schrieb Oberst House in sein Tagebuch. „Er sagte, ‚Ihre selbstlose und umsichtige Freundschaft hat mir viel bedeutet‘. — Er behauptete, ich sei der einzige Mensch der Welt, dem er seine Gedanken gänzlich enthüllen könnte. Ich fragte ihn, ob er sich an den Tag vor ungefähr dreieinhalb Jahren erinnere, an dem wir einander zum ersten Male trafen. Er erwiderte: ‚Ja, aber wir haben einander immer gekannt, denn unsere Ziele und Gedanken waren die gleichen. Damals fand bloß unsere Begegnung statt!‘ Er stieg aus dem Wagen aus, ging durch den Bahnhof zum Kartenschalter und dann zum Zug selbst und wollte nicht umkehren, ehe ich das Abteil betreten hatte.“

Wie die Ritter der Tafelrunde in großherzige Gefühle gehüllt, verabschiedeten sich die beiden alten Freunde. Der Oberst schrieb überschwenglich aus New York: „Adieu, mein lieber Freund, und möge Gott Sie in all Ihren edlen Taten unterstützen. Sie sind das tapferste, weiseste Oberhaupt, der nobelste und ritterlichste Gentleman und der beste Freund der ganzen Welt.“

Die Überfahrt verlief stürmisch. „Nachdem wir das Ufer hinter uns gelassen hatten“, trug House in seinem Tagebuch ein, „kam ein brüllender Sturm von Labrador heruntergefegt, und es sah aus, als würden wir zugrundegehen. Ich habe noch nie einen heftigen Sturm auf dem Meer miterlebt. Die ‚Lusitania‘ wurde trotz ihrer Größe wie ein Kork in einem Wasserfall herumgeworfen. Als wir uns heute nachmittag der irischen Küste näherten, wurde die amerikanische Flagge gehißt. Das rief bei allen große Aufregung hervor.“

Am nächsten Tag trug er eine Erklärung ein: „Kapitän Down war gestern abend äußerst beunruhigt gewesen. Er erwartete, torpediert zu werden und ließ aus diesem Grund die amerikanische Flagge hissen. Ich sehe viele Komplikationen voraus, die sich aus diesem Zwischenfall ergeben mögen. Jede Londoner Zeitung fragte mich darüber aus. Zum Glück war ich nicht Augenzeuge gewesen und konnte wahrheitsgemäß behaupten, ich wüßte alles nur vom Hörensagen.“

House fand das London des Winters von 1915 so grundverschieden von jenem London, das er früher gekannt hatte, als ob es auf einem anderen Stern liegen würde. Die gleichmütigen Briten befanden sich im Belagerungszustand. Sie hatten lachend die Zeppelinbombardierung als wirkungslose Geste deutscher Angst abgetan, sie behandelten das Gefecht vor der Doggerbank, bei dem der englischen Flotte beträchtlicher Schaden entstanden war, als sie einen überraschenden Angriff der schweren deutschen Kreuzer zerschlagen hatte, als Sieg, aber die abgeschlossene kleine Insel fühlte sich nicht länger vor einer Invasion sicher.

Am 4. Februar, zwei Tage bevor House in Liverpool anlegte, verkündete die deutsche Marine, die vierundzwanzig moderne U-Boote in Dienst gestellt hatte, eine Unterseeboot-Blockade der britischen Inseln: jedes alliierte Handelsschiff, das in britischen Gewässern ausgemacht werde, würde ohne Vorwarnung versenkt werden. Zweifellos war es eine Radiomeldung über diese Drohung, die den Kapitän der „Lusitania“ veranlaßte, die Stars und Stripes zu hissen.

House war von der grimmigen Stimmung, die er vorfand, betroffen. England stellte sich auf den Krieg als Alltagsvoraussetzung ein. Auch seines gütigen Freundes an der Botschaft, Walter Hines Page, hatte sich ein unaufdringlicher Kriegsgeist bemächtigt. House, der auf solche Einflüsse besonders stark reagierte, sprudelte beim Anblick Sir Edward Greys heraus, daß er keine Absicht habe, im gegenwärtigen Zeitpunkt die Frage des Friedens voranzutreiben, „denn meiner Meinung nach kann der Friede nicht vor Mitte Mai oder dem ersten Juni zustande gebracht werden. Ich begreife, daß die Alliierten ihre neuen Truppen im Frühling ausprobieren müssen . . .“

Das englische Außenamt befand sich in größter Unklarheit, wie man dem Vertrauten Mr. Wilsons begegnen sollte. Selbst der kleinste Beamte wußte, daß der Außenminister Tag und Nacht damit beschäftigt war, die Italiener, die Griechen und die Rumänen auf alliierter Seite in den Krieg zu locken und ihnen dafür Brocken von österreichischem, ungarischem und türkischem Gebiet versprach, und daß die Friedensformel des amerikanischen Außenministers auf der Grundlage des Status quo ante höchst unwillkommen war.

Von Oberst Houses erfreulicher Einsicht überrascht, schrieb Sir Edward Grey begeistert: „Ich fand einen seltenen Grad von Weisheit und Freundschaft in ihm vereinigt. Unter dem Druck des Krieges war es gleichzeitig eine Erleichterung, eine Freude und ein Vorteil, so offen mit ihm sprechen zu dürfen. Er hatte eine Art, in einem Ton und einer Weise ‚Ich weiß, ich weiß‘ zu sagen, die gleichzeitig von seiner Zustimmung zu dem Vorgebrachten und seinem Verständnis für das Gesagte überzeugte.“

Von London reiste House nach Paris, wo er die Franzosen eilig in ihre eigenen Vorhaben versunken fand, und weiter durch die Schweiz nach Berlin. Er kam während eines stürmischen Schneefalles im März an. Die Zivilisten der deutschen Regierung waren unverändert herzlich. Sie wiesen jedoch auf die steigende Erbitterung der deutschen Bevölkerung gegen die Beharrlichkeit hin, mit der die Amerikaner fortfuhren, Kriegsmaterial an die Alliierten zu verkaufen, während sie gelassen die Blockade hinhielten, die am Hungertod deutscher Frauen und Kinder Schuld trug. House schmiedete das Eisen, indem er die Freiheit der Meere als Klausel der späteren Friedensbedingungen verlangte. „Ich habe diesen Gedanken der Freiheit der Meere seit meinem Hiersein ausgesät“, schrieb er dem Präsidenten. „Und ich glaube, die Ergebnisse bereits zu bemerken. Ich denke, daß ich England beweisen kann, daß diese Freiheit, auf lange Sicht gesehen, genauso in seinem Interesse liegt wie in jenem der anderen Nationen der Welt.“

Wieder nach Paris zurückgekehrt, fand er die Franzosen wie gewohnt schwerer zugänglich als die Engländer und die Deutschen. Die französischen Politiker waren von der Vorstellung besessen, daß der Präsident insgeheim deutschfreundlich eingestellt sei. „Ich sehe, daß man Ihre Motive hier gründlich mißversteht“, schrieb ihm House. Für Außenminister Bryan, den er geflissentlich mit unverbindlichen Berichten bei Laune hielt, zog er folgenden Schluß aus seiner Mission: „Alle scheinen den Frieden zu wünschen, aber niemand ist bereit, für seine Verwirklichung genügend nachzugeben.“

Nach Paris fuhr er abermals nach London, wo er die britischen Regierungskreise kämpferischer als je zuvor antraf. Das Wort „Friede“ bekam für ihre Ohren einen deutschfreundlichen Klang. Page gab der vorherrschenden Stimmung Ausdruck: „Friedensgespräche sind vorerst leerer Wahn. House ist von London nach Berlin gefahren, dann nach Paris, dann wieder zurück nach London — von Nirgendwo (soweit es um den Frieden geht) abermals ins Nirgendwo.“

Der Oberst blieb zuversichtlich. Er scheint es für sicher angesehen zu haben, daß der in Vorbereitung befindliche Feldzug gegen die Dardanellen die Türken vom Kriege ausschließen, daß der Balkan und Italien sich auf die Seite der Alliierten schlagen und Deutschland dann bereit sein würde, zu verhandeln. Die englischen Politiker, mit denen er sich unterhielt, gaben ihm keinerlei Hinweis auf die Auswirkung des deutschen U-Boot-Krieges auf die Schifffahrt, falls diese ihnen selbst bekannt war. Im Februar und März wurden hundertdreißigtausend Tonnen alliierter Herkunft versenkt.

Mittlerweile setzten sich in Washington die Besprechungen zwischen dem Präsidenten, Außenminister Bryan und Beirat Lansing über die Frage der

Aufrechterhaltung der amerikanischen Neutralität fort. Sie einigten sich über die Note an Großbritannien, mit der gegen den Mißbrauch der amerikanischen Fahne protestiert wurde und ebenso über die Note an Deutschland, in der sie erklärten, die deutsche Regierung würde für jede Beschädigung amerikanischen Eigentums und für jeden Verlust amerikanischen Lebens durch die Unterseeboote zur vollen Verantwortung gezogen werden. Bryan drängte den Präsidenten, bei dieser Gelegenheit die Forderung zu stellen, daß beide Regierungen ihre Blockaden aufgeben sollten. Er war von Bernstorff und durch einen Brief des englischen Außenamtes ermutigt worden und sah in der Aufhebung beider Blockaden den ersten Schritt, die Kriegsteilnehmer zur Annahme der Londoner Deklaration zu bewegen.

Blockade und Gegenblockade

Die Hoffnungen des Außenministers erfuhren einen Rückschlag, als die Engländer, entgegen der begütigenden Phrasen seitens ihres Außenamtes, Mitte März eine totale Handelssperre gegen Deutschland verkündeten. Diese letzte Kabinettsorder entfachte in den Vereinigten Staaten allgemeine Empörung, die von der Hearst-Presse kräftig unterstützt wurde. Die Interessenvertreter der Besitzer von Baumwollplantagen und Kupferminen legten ein mächtiges Veto ein. Der deutsche Propagandaapparat fühlte sich ermutigt, seine Agitation für eine Handelssperre von Kriegsmaterial zu verstärken. In diesem Punkte sympathisierten die irischen Gesellschaften im Osten und die guten Bryan-Demokraten des Mittleren Westens nachdrücklich mit den deutschamerikanischen Gesellschaften. Die Einstellung gegen die Kriegsgewinne vertiefte sich. Eine Stahlgesellschaft, die eine Fabrik in St. Louis unterhielt, war nur eine aus einer großen Anzahl von Erzeugerfirmen, die erklärte, keinerlei Kriegsmaterial zu verkaufen.

Der Präsident drängte House mit einem scharfen Brief, Sir Edward Grey die Gefühle der Amerikaner klarzumachen. Auch der Innenminister schrieb ihm: „Ungeachtet aller Beleidigungen Deutschlands ist er (der Präsident) entschlossen, sie bis an die Grenzen des Möglichen zu ertragen. Und die Engländer benehmen sich nicht besonders gut. Wir haben ihrer Nutzung des Ozeans als Mautstraße sehr sanftmütig und mild zugesehen. Ich glaube, einige der Gespräche am Kabinetttisch würden Sie sehr interessieren. Ich denke nicht, daß in den Adern eines einzigen Kabinettsmitgliedes auch nur ein Tropfen deutschen Blutes fließt. Zwei von uns kamen unter der britischen Flagge zur Welt. Ich habe zwei Neffen in der englischen Armee und Mrs. Lane drei. Die meisten von uns sind schottischer Abstammung und trotzdem ärgern wir uns bei unseren täglichen Zusam-

menkünften stets aufs neue über das dumme Verhalten der Engländer. Ist es möglich, daß England versucht, unseren Handel zu unterbinden? Wenn jetzt der Kongreß tagte, würden wir noch heute eine Resolution über eine Handelssperre besprechen.“ Das Volk, so fuhr er fort, brächte dem Präsidenten mehr Vertrauen als Liebe entgegen. Dann setzte er hinzu: „Ich bewundere Bryan täglich mehr. Er ist ein zu guter Christ, um eine aufsässige Welt zu regieren und sein Haß ist nicht tief genug, aber er ist zweifellos ein edler und hochherziger Mann und dem Präsidenten vorbehaltlos ergeben.“

Ehe die amerikanische Verärgerung Gelegenheit hatte, auf die Engländer einen Druck auszuüben, zogen die Großtaten der deutschen U-Boote die Volkswut auf sich. Obwohl die deutschen U-Boot-Kommandanten Auftrag hatten, neutrale Schiffe zu verschonen, waren Irrtümer unvermeidlich. Am 28. März fand ein amerikanischer Bergwerksingenieur namens Leon C. Thrasher, der sich zu seinem Arbeitsplatz in Südafrika begeben wollte, den Tod, als der britische Ozeandampfer „Falaba“ von einem deutschen U-Boot versenkt wurde.

Der Streit über den armen Thrasher brachte die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Regierung zum Überkochen. Lansing nannte diese Versenkung „einen Akt haarsträubender Ungesetzlichkeit“ und forderte entschlossene Gegenmaßnahmen. Bryan vertrat die Theorie, daß Amerikaner in Kriegszeiten die Schiffe von Kriegsteilnehmern auf eigene Gefahr benützten.

In Wilsons Brust pochten zwei Seelen. In jeder seiner Reden hatte er die „Neutralität in Wort und Tat“ verfochten. Nachdem er selbst Bryan davon überzeugt hatte, daß die Ausfuhr von Waffen und Munition mit der Neutralität vereinbar sei, neigte der Präsident zu Lansings Ansicht, daß ein energischer Protest über Thrashers Tod in Berlin eingebracht werden müßte. Bryan war zutiefst beunruhigt.

Er wollte jede Zwistigkeit mit den Kriegsteilnehmern einem Schiedsgericht vorlegen. „Beinahe neun Monate sind vergangen“, schrieb er dem Präsidenten, der sich lieber schriftlich mit Meinungsverschiedenheiten auseinandersetzte, als während des hastigen Frage-und-Antwort-Spieles der Kabinettsitzungen mit ihnen fertig zu werden „... und nach einem Aufwand von zehntausend Millionen Dollar und der Opferung einiger Millionen der Besten Europas ist der Krieg unentschieden. Selbst die Blutdürstigsten sollten jetzt durch das Gemetzel gesättigt sein. Ich gebe zu bedenken, daß es das Recht und die Pflicht unserer Nation ist, keinen geheimen, sondern einen offenen Aufruf zur Annahme einer Vermittlung zu erlassen. Als die größte christliche Nation sollten wir handeln.“

Das Prinzip des Schiedsurteiles war ihm so klar, daß er das Zögern des Präsidenten nicht verstehen konnte. „Mary, was stellt sich der Präsident vor?“ fragte er seine Frau verzweifelt. „Warum vermag er nicht zu erkennen, daß er durch die Offenhaltung eines Weges zu Vermittlung und schiedsrichterlicher Einigung eine Gelegenheit besitzt, die großartigste menschliche Tat zu vollbringen? Ich kann seine Haltung nicht begreifen.“

Die Lusitania

Durch die amerikanische Verstimmung gegenüber den Briten fühlten sich die deutschen Behörden ermutigt, ihren Unterseebootkrieg zu verstärken. Während der Präsident und Außenminister Bryan sich nicht darüber einigen konnten, ob der Fall Thrasher in den Wirkungsbereich eines Schiedsgerichtes falle oder nicht, trafen Meldungen über neuerliche Ausschreitungen ein. Ein deutsches Flugzeug versuchte, das amerikanische Schiff „Cushing“ zu bombardieren, und der Tanker „Gulflight“ vor Port Arthur, Texas, wurde ohne Warnung durch ein U-Boot in der Irischen See versenkt. Der Kapitän erlag einem Herzanfall und zwei Matrosen, die in ihrer Angst über Bord gesprungen waren, ertranken.

Am 1. Mai, dem gleichen Tage, an dem die „Gulflight“ versenkt wurde, erschien in den Zeitungen der östlichen Küstenstädte eine von der kaiserlichen deutschen Botschaft unterzeichnete Verlautbarung, die Fahrgäste davor warnte, auf englischen oder alliierten Schiffen durch das Kriegsgebiet zu reisen. Die „Lusitania“ fuhr mit einer ungewöhnlich umfangreichen Passagierliste von New York ab. Von den vielen Fahrgästen, die durch anonyme Telephonanrufe und von Fremden, die ihnen auf der Straße Nachrichten ins Ohr flüsterten, gewarnt wurden, buchte nur ein einziger Mann, ein Geistlicher aus Bennington in Vermont, seine Passage auf den amerikanischen Ozeandampfer „New York“ um.

Am 7. Mai kreisten in London alle Gedanken um die U-Boote. Bei seiner Ausfahrt nach Kew an einem blühenden Maimorgen unterhielt sich auch Oberst House mit Sir Edward Grey über dieses Thema. „Wir sprachen über die Wahrscheinlichkeit der Versenkung eines Ozeandampfers“ schrieb er in sein Tagebuch, „und ich versicherte ihm, daß eine Empörungswelle ganz Amerika überfluten würde.“ Wenige Stunden später wurde bei einer Privataudienz mit König George im Buckingham-Palast die gleiche Frage erörtert. „Was würde geschehen“, sagte Seine Majestät, „wenn sie die „Lusitania“ versenkten, die von so vielen amerikanischen Passagieren benützt wird?“

Zur Mittagszeit des gleichen Tages dampfte die „Lusitania“ gemächlich,

als gäbe es auf der ganzen Welt keine U-Boote, mit direktem Kurs nach Liverpool. Sie wurde von einem einzigen Torpedo der U-20 getroffen, die unter dem Befehl des Kapitänleutnants Walter Schwieger stand. Trotz ihrer wasserdichten Abteilungen legte sich die „Lusitania“ zur Seite und sank innerhalb von achtzehn Minuten. Von den Passagieren und der Mannschaft wurden siebenhunderteinundsechzig Menschen gerettet, während elfhundertdreiundfünfzig ertranken.

Unter den Opfern befanden sich hundertvierzehn amerikanische Staatsbürger einschließlich Frauen und Kindern.

Am 9. Mai kablete Oberst House dem Präsidenten: „Ich glaube, daß Deutschland unverzüglich die Zusage abverlangt werden sollte, daß dies der letzte derartige Zwischenfall gewesen ist. Amerika ist am Scheideweg angelangt.“

„Innerhalb eines Monats werden wir uns im Kriegszustand befinden“, teilte er Botschafter Page mit.

Ehe eine Antwort des Präsidenten eintraf, trat House eines Morgens in London auf die Straße und erfuhr aus den Schlagzeilen einer Zeitung: „Wilson: Zu stolz zu kämpfen.“

Die Empörung über die „Lusitania“

In Washington war der Präsident eben erst von einer angenehmen Fahrt nach Williamstown, Massachusetts, zurückgekehrt, wo die Taufe seines ersten Enkels Francis Woodrow Sayre stattgefunden hatte, als ihm diese letzte Meldung zuing. Das Telegramm wurde ihm überreicht, als er aus einer Kabinettsbesprechung kam.

Zähneknirschend nahm Wilson den Entrüstungsschrei der amerikanischen Presse zur Kenntnis. Er ließ Lansing den Ladebrief der „Lusitania“ überprüfen und entdeckte, daß die Ladung hauptsächlich aus Lebensmitteln bestand, gleichzeitig aber viertausendzweihundert Patronenhüllen und eintausendzweihundertneundfünfzig ungeladene Stahlschrapnellgranaten umfaßt hatte. Das Außenministerium gewann dadurch den Eindruck, das Schiff sei bewaffnet gewesen. Minister Bryans Ansicht war, daß „England“, wie er seiner Frau sagte, „unsere Staatsbürger benützt hat, seine Munition zu schützen“.

Wilson's Sekretär Tumulty, zwar so englandfeindlich, wie es ein überzeugter Ire nur sein kann, war über den schrecklichen Tod unschuldiger Außenstehender zutiefst erschüttert. Er konnte die entschlossene Distanzierung des Präsidenten nicht verstehen und ließ ihn wissen, daß seine Unberührtheit ihn überrasche. „Ich nehme an, Sie halten mich für kalt

und gleichgültig“, zitierte Tumulty die Antwort des Präsidenten, „und reichlich unmenschlich, aber darin irren Sie sich, lieber Freund, denn ich habe in vielen Stunden über diese Tragödie gegrübelt. Sie schwebte über mir wie ein grauenhafter Alpdruck.“ „... Ich habe ihn niemals aufrichtiger und abgehärmt gesehen“, setzte Tumulty hinzu.

In der Öffentlichkeit war Wilson angesichts der Anschuldigung Theodore Roosevelts, der nun die Kriegstrommeln in jeder seiner Reden rührte, entschlossen, seine neutrale Haltung zu bewahren. Vor einer Gruppe erst vor kurzem neutralisierter Staatsbürger sagte er am 10. Mai in Philadelphia: „Das amerikanische Beispiel muß nicht nur deshalb das Beispiel für den Frieden sein, weil wir nicht kämpfen wollen, sondern weil der Friede im Gegensatz zum Krieg die heilende und aufbauende Kraft der Welt ist. Es ist durchaus möglich, zu stolz zum Kampfe zu sein.“

Die Worte „zu stolz zum Kampfe“ klangen wohlthuend in Außenminister Bryans Ohren, aber der wachsenden Horde proalliiertter Freischärler, die durch die täglichen Meldungen der Zeitungen über neue deutsche Grausamkeiten bis an die Grenzen der Vernunft aufgepeitscht waren, dünkten sie schal. Den Engländern erschienen sie als Verleugnung jedes anständigen Empfindens.

Der Bryce Report

Es war ein Zufall, aber ein zeitlich überaus günstiger, daß der Bryce Report fünf Tage nach der Versenkung der „Lusitania“ veröffentlicht wurde. Den ganzen Winter hindurch hatte Viscount Bryce als Vorsitzender eines Komitees gewirkt, das von Premierminister Asquith mit der Aufgabe betraut worden war, die Wahrheit aus den belgischen Anschuldigungen herauszuschälen, die deutschen Truppen, die das unglückliche Belgien besetzt hielten, verübten dort durch nichts gerechtfertigte Greuelthaten. Die Öffentlichkeit war von der Woge des Entsetzens, die von den ersten Gasangriffen bei den Kämpfen um Ypern im April ausgelöst worden war, für blutrünstige Nachrichten aufnahmebereit geworden. Propagandaagenturen füllten die Zeitungsspalten mit den Greuelthaten der Feinde. Die Deutschen waren Hunnen; sie hatten einen kanadischen Offizier gekreuzigt; sie schnitten den Frauen die Brüste ab; der Kaiser hatte persönlich seine Truppen beauftragt, die Kinder der Belgier an die Scheunentore zu nageln.

Die haarsträubendste Geschichte, die sich später als Zeitungssente entpuppte, behandelte die deutschen Leichenfabriken. General Charteris, ein englischer Nachrichtenoffizier in Frankreich, schnitt die Überschrift von einer deutschen Photographie ab, auf der tote Pferde zu sehen waren, die zu einer Kadaververwertungsfabrik geführt wurden, und klebte diesen

Titel über die Photographie eines Transportes gefallener Soldaten, die zum Begräbnis von der Front weggeschafft wurden. Die deutsche Erklärung, daß das Wort Kadaver in ihrer Sprache sich einzig auf Tierkörper beziehe, erweckte bei der alliierten Presse keinerlei Widerhall.

Vernünftige Amerikaner waren bisher den britischen und französischen Greuelgeschichten spöttisch lächelnd gegenüberstanden. Daß die Deutschen die Belgier sehr grausam behandelten, war allen bekannt. Daß sie Dinant und Löwen niedergebrannt und wahllos herausgegriffene zivile Geiseln erschossen hatten, stand fest; aber nachdem sie den Zusatz zum Bryce Report gelesen hatten, waren die Lenker der öffentlichen Meinung, nämlich die Zeitungsleute in ihren Redaktionen und führende Persönlichkeiten an Hochschulen und Universitäten bereit, unterschiedslos alles zu glauben. Viscount Bryce erfreute sich auf der ganzen Welt des größten Ansehens und war wohl einer der geachtetsten Engländer. Gebildete Amerikaner verehrten ihn wie einen Gott. Was immer er unterschrieb, mußte wahr sein.

Die Tatsache, daß das Beweismaterial nicht von den über alle Zweifel erhabenen Mitgliedern des Komitees selbst, sondern von „dreißig Juristen“, deren Namen unbekannt blieben, zusammengetragen worden war, daß die Zeugen nicht vereidigt und ihre Namen nicht bekanntgegeben wurden, und daß kein Versuch unternommen wurde, durch neutrale Berichterstatter Stichproben an den Schauplätzen von Greuelthaten durchführen zu lassen, hinterließ zu diesem Zeitpunkt kaum einen Eindruck. Die Spalten der amerikanischen Zeitungen waren wochenlang mit den Meldungen über die unvorstellbaren Grausamkeiten der deutschen Wehrmacht überschwemmt.

Für die Engländer war das ein propagandistischer Sieg. Die Leiden tapferer Belgier redeten eine bedeutend wirksamere Sprache als der Ruf nach Neutralitätsrechten, der von klarblickenden Politikern des amerikanischen Außenministeriums stammte.

Mr. Bryans letzter Verteidigungsversuch

Vor diesem Hintergrund einer anwachsenden Hysterie verteidigte Bryan mannhaft seine Vorschläge zur schiedsgerichtlichen Beilegung, zur Vermittlung und zu friedlichen Lösungen. Lansing, dem nun das Ohr des Präsidenten gehörte, wies Bryans Vorschlag zurück, daß munitionsführende Schiffe keine Passagiere aufnehmen dürften. Bryan wollte amerikanische Reisende zumindest vor der Benützung von Schiffen der Kriegsteilnehmer warnen und suchte nach Mitteln und Wegen, gefährliche Streitfragen auf ein Schiedsurteil nach dem Kriege zu verschieben. Er gab die Notwendigkeit

eines Einspruches an Deutschland zu, verlangte aber eine gleichzeitige Protestnote an England gegen die Behandlung neutraler Schiffe durch die Alliierten, um Deutschland zu beweisen, „daß wir unsere Rechte gegen Angriffe von beiden Seiten verteidigen“.

Lansings Entwurf einer scharfen Note an Berlin, mit der die Deutschen für den Tod von Amerikanern voll verantwortlich gemacht wurden, bildete trotz Bryans Einsprüchen die Grundlage für das Dokument, das der Präsident wie gewöhnlich allein in seinem Arbeitszimmer ausfertigte. Im letzten Augenblick veranlaßte Bryan Wilson, gleichzeitig eine Erklärung an die Presse abzufassen, mit der die uralte Freundschaft zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Volk unterstrichen und abermals die Vertagung sämtlicher Zwistigkeiten, die sich auf diplomatischem Wege nicht beilegen ließen, auf die Friedenszeit vorgeschlagen werden sollte.

Als Tumulty die Pressemeldung Bryans zu Augen bekam, erlitt der jähzornige Ire einen Wutanfall. Er alarmierte mehrere Kabinettsmitglieder und wies seinen Chef darauf hin, daß die Deutschen sich durch die solcherart entschärfte Note erst recht ermutigt fühlen würden, weitere Schiffe zu versenken. Der Präsident, der sich auf das volkstümliche Urteil seines Sekretärs verließ, ließ sich überzeugen. Die meisten Kabinettsmitglieder, die er zu Rate zog, pflichteten Tumulty bei. Als Tumulty mit dem Heeresminister Garrison nach seiner Auseinandersetzung mit dem Präsidenten zu Mittag aß, war er noch immer blaß und zitterte vor Aufregung. „Ich habe eben die schlimmste halbe Stunde meines Lebens hinter mir“, sagte er. Garrison erwiderte, ihm gebührte für seine erfolgreiche Tätigkeit ein Orden.

Präsident Wilson war inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß Amerika selbst auf die Gefahr hin, die Beziehungen zu Deutschland abzubrechen, eine scharfe Protestnote erwarte. Bryan war nicht dieser Ansicht. Da er nicht der Mann war, seine Gedanken für sich zu behalten, versicherte er Dr. Dumba, dem Botschafter der österreichisch-ungarischen Monarchie, in einem mitteilungsbedürftigen Augenblick, die Vereinigten Staaten hätten nicht die Absicht, in den Krieg einzutreten, sondern wünschten bloß die Versicherung der Deutschen über die Beendigung dieses rücksichtslosen U-Boot-Krieges.

Dumba, ein kahlköpfiger, leicht gebeugter Mann mit Schnurrbart, den Lansing als den „geschicktesten aber ebenso vertrauensunwürdigsten diplomatischen Vertreter der Zentralmächte“ bezeichnete, leitete diese besänftigenden Worte über die deutsche Rundfunkstation in Berlin sofort an seine eigene Regierung weiter.

Dort bauschte der US-Botschafter Gerard die Bedeutung des Falles der „Lusitania“ dadurch auf, daß er für sich und seine Frau Fahrkarten

für einen Schlafwagen in die Schweiz reservierte. Zimmermann, der eine Kopie des Radiogramms erhalten hatte, ehe es nach Wien weitergesandt worden war, las Gerard die Nachricht triumphierend vor und sah darin den Beweis, daß Präsident Wilsons Note wegen der „Lusitania“ einzig für die amerikanischen Blätter selbst bestimmt war. Gerard kabela diese Nachricht an House, der sie seinerseits dem Präsidenten zurückgab und damit Öl ins Feuer goß.

Außenminister Bryan ließ Dumba in sein Büro rufen. Dieser gab zu, daß der Wortlaut seiner Nachricht falsch ausgelegt worden sei, und Bryan dementierte die ganze Unterredung vor der Presse. Der Friedensapostel wurde von den ostamerikanischen Zeitungen geteert und gefedert.

Mittlerweile beriefen sich die Verfechter des rücksichtslosen U-Boot-Krieges in Berlin auf Bryans Worte als den Beweis, daß selbst die größten Greuelthaten die Vereinigten Staaten nicht zu einem Kriegseintritt veranlassen würden. Das Ergebnis war eine höchst unbefriedigende Antwort des deutschen Außenamtes auf die amerikanische Note. In London gab House, der genau auf jene gegenseitige Aufhebung der Blockaden hingearbeitet hatte, in der Bryan den ersten Schritt zu einer Einigung durch Vermittlung erblickte, seine Mission als aussichtslos auf. In Begleitung seiner Frau und seiner Sekretärin Miß Denton, die seine privaten Botschaften ver- und entschlüsselte, kehrte er nach Hause zurück. Diesmal benützte Houses kleine Gruppe die „St. Paul“ der amerikanischen Linie.

Die alliiertenfreundliche Presse befand sich in wildem Aufruhr gegen Bryan und seinen Pazifismus. Die Republikaner, insbesondere die Neuengländer, die sich nun zur Intervention auf alliierter Seite festgelegt hatten, ließen ihrer Verachtung über die Unwirksamkeit von Präsident Wilsons umfangreichem Notenwechsel freien Lauf. Theodore Roosevelt nannte die Versenkung der „Lusitania“ einen Piratenstreich und ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß solche Dinge niemals hätten geschehen können, wäre er der Präsident.

Der Friedensapostel tritt ab

Bryans Stellung in der Regierung wurde unhaltbar. Sein Pazifismus und seine schiedsgerichtlichen Verträge waren die Zielscheibe des Spottes der Leitartikelschreiber. Die deutsche Antwort auf die „Lusitania“-Note wurde von Frank Cobb in der „World“ als „die Antwort eines Geächteten, der keinerlei Verpflichtungen gegenüber der menschlichen Gesellschaft anerkennt“ genannt. Bei der Kabinettsitzung, die wegen dieser Antwort einberufen worden war, schien der Außenminister, wie sich der Landwirt-

schaftsminister Houston erinnerte, „unter einem schweren Druck zu stehen und saß die meiste Zeit mit geschlossenen Augen in seinem Stuhl. Plötzlich schüttelte er seine Teilnahmslosigkeit ab und rief: ‚Ihr seid ja nicht neutral! Ihr ergreift Partei!‘“

Der Präsident war verärgert. Mit einem kalten Aufblitzen seiner grauen Augen sagte er in seinem berüchtigt eisigen Tonfall: „Herr Minister, Sie haben kein Recht zu dieser Behauptung. Wir versuchen alle ehrlich, trotz schwerster Belastung, neutral zu sein.“

Die Deutschen behaupteten, sie hätten das Recht gehabt, die „Lusitania“ zu versenken, da es sich um ein bewaffnetes, munitionsführendes Schiff gehandelt habe. Beirat Lansing arbeitete einen ausführlichen Schriftsatz aus, in dem er die deutschen Behauptungen Punkt um Punkt widerlegte. Als Woodrow Wilson dieses Dokument jedoch verbesserte, verlagerte er den Schwerpunkt darauf, daß „die Versenkung dieses Passagierdampfers gegen Prinzipien der Menschlichkeit verstoßen habe, die Einzelheiten, welcher Art immer, in den Hintergrund drängten“.

Wilson sah vor seinem geistigen Auge die ertrunkenen Frauen und Kinder an die britische Küste angeschwemmt werden. Bryan sandte ihm inzwischen endlose Briefe, mit denen er die Erwähnung eines Schiedsurteiles und eine gleichlautende Note an die Engländer erbat. Für Wilson, wie für die meisten Amerikaner, lag der Streit mit England über den finanziellen Wert von Waren und beschlagnahmter Ladung und die technischen Einzelheiten über Bannware auf einer völlig anderen Ebene als der Streit mit Deutschland, bei dem es sich um Menschenleben handelte. Er schrieb Minister Bryan „nach wohlwollendster Überlegung und mit aufrichtigem und durchaus nicht befangennem Verantwortungsgefühl“, daß er sich seiner Meinung nicht anschließen könne. Bryan sah ein, daß er von seinem Amt zurücktreten mußte.

Es war Samstag. Bryan suchte McAdoo auf, den er als das dem Präsidenten am nächsten stehende Kabinettsmitglied betrachtete. Vielleicht dachte er, daß McAdoo ihm behilflich sein könnte, den Präsidenten doch noch umzustimmen.

McAdoo versuchte, Bryan von seinen Rücktrittsgedanken abzubringen und fuhr gleich nach dem Mittagessen zu Mrs. Bryan. Zu ihrem gesunden Menschenverstand hatten alle Vertrauen. Mrs. Bryan hielt auch nicht hinter dem Berg. Ihr Mann stünde unter dem Eindruck, daß Oberst Houses Ansichten stärkere Geltung hätten als seine. Den Hintergrund bildete Lansing. Der Präsident verfaßte alle Staatsdokumente. Der Außenminister spielte bloß die Rolle einer Repräsentationsfigur.

Dann fuhr sie fort, von den schlaflosen Nächten ihres Mannes und seiner tiefen Verzweiflung zu erzählen. McAdoo bat die Bryans dringend, den

Entschluß ein oder zwei Tage zu überlegen, und schlug Mrs. Bryan vor, mit ihrem Mann übers Wochenende aufs Land zu fahren. Die beiden griffen den Vorschlag sofort auf und besuchten einen Freund in Silver Spring. Die Magnolien standen in voller Blüte, die Nachtigallen sangen in der mond hellen Juninacht, aber Bryan vermochte keine Ruhe zu finden. Am Sonntag unternahm er einen langen Spaziergang. Am gleichen Abend ließ ihm Mrs. Bryan ein Schlafpulver verschreiben. Am Montag früh wachte er erfrischt, aber mit unverändertem Entschluß auf.

Die Bryans waren kaum in ihr Haus am Calumet Place zurückgekehrt, als McAdoo mit neuen Argumenten eintraf. Man würde Bryan beschuldigen, mit seiner Resignation die Regierung in Verlegenheit setzen zu wollen. Seine Karriere wäre vernichtet. „Ich glaube, Sie haben recht“, erwiderte Bryan ernst. „Ich glaube, es wird mich ruinieren . . . aber es ist bloß jenes Opfer, das man ohne Zögern darbringen muß, um seinem Gott und seinem Vaterland zu dienen.“

Im Außenministerium sprach Lansing bei Bryan vor und bat ihn dringend, nicht zurückzutreten, aber Bryan traute nicht länger Lansings Lauterkeit, wenn es sich um ihn handelte. Er begab sich ins Weiße Haus, um dort eine Stunde lang eine gefaßte Unterredung mit dem Präsidenten zu pflegen. Der Präsident war von der Richtigkeit der „Lusitania“-Note überzeugt. Der Minister betrachtete sie als schwerwiegenden Fehler. Bryan wurde heftig. Als er sich ein Glas Wasser eingoß, zitterten seine Hände derart, daß er ausschüttete.

„Oberst House ist Ihr Außenminister gewesen, nicht ich“, sagte er, „ich habe niemals Ihr ungeteiltes Vertrauen besessen.“

Er ging in sein Büro zurück und reichte seine Abdankung ein. Der Präsident nahm sie unverzüglich an.

Bei der Kabinettsitzung des nächsten Tages verkündete der Präsident, daß Mr. Bryan abgedankt habe, schlug aber vor, daß er den Sitzungen auch weiterhin beiwohnen möge. Während der Konferenz lehnte sich Bryan, wie immer, wenn er aufgeregt war, mit blassem, eingefallenem Gesicht und geschlossenen Augen in seinem Sessel zurück.

Nachdem der Präsident aufgebrochen war, bat Bryan die Kabinettsmitglieder zu einem gemeinsamen Mittagessen. In einem privaten Speisesalon des Universitätsklubs eröffnete er den fünf Männern, die seiner Einladung gefolgt waren, er sei überzeugt, daß eine zweite Krieg bedeutend würde. Er sagte, er wüßte, daß der Präsident den Krieg genauso dringend zu vermeiden wünsche wie er selbst. „Ich glaube, ich kann an der Außenseite mehr tun, den Krieg zu verhindern, als ich es hinter den Kulissen tun könnte. Ich denke, ich vermag dem Präsidenten als Außenstehender besser zu helfen.“

„Sie sind der aufrichtigste Christ, den ich kenne“, rief der fröhliche, untersetzte Innenminister Lane impulsiv und hatte dabei Tränen in den Augen.

Bryan verlor die Fassung. „Mein Weg führt in die Dunkelheit“, sagte er mit belegter Stimme. „Das Ansehen und die Macht stehen auf Seite des Präsidenten.“ Dann fügte er hinzu: „Ich habe viele Freunde, die für mich zu sterben bereit wären.“

Diese Szene blieb vielen Anwesenden so frisch in Erinnerung, daß sie sie ausführlich in ihren Memoiren beschrieben.

VIII. KAPITEL

Der Einsame im Weißen Haus

Oberst House fuhr mit der Überzeugung nach Hause, daß der Krieg mit Deutschland unvermeidlich sei. Er vertraute seinem und T. R.s Freund, dem halbamerikanisierten Gründer der irischen Genossenschaftsbewegung, an, der gegenwärtig sein Verbindungsmann mit der Asquith-Regierung war, daß er sich zurückbegebe, um den Präsidenten zu bewegen, „keinen Milch- und Wasserkrieg zu führen, sondern die geballte Kraft und Stärke unserer Nation in diesen Krieg zu werfen, damit sich Europa noch nach hundert Jahren daran erinnert, was es heißt, eine friedliche Nation zum Krieg herauszufordern“.

Ehe House von London abreiste, vermittelte Plunkett noch seinen Besuch bei einigen Mitgliedern des neuen Koalitionskabinetts, das Asquith in dem Bemühen aufstellte, die öffentliche Kritik an der schleppenden Versorgung der in Frankreich stehenden Artillerie mit Granaten zu entkräften. Er unterhielt sich mit dem Schatzkanzler; mit Lloyd George, dem schönrednerischen walisischen Oberhaupt des radikalen Flügels der liberalen Partei, der seine ungeheure Durchschlagskraft dem Ministerium für Rüstungsangelegenheiten zur Verfügung stellte; und mit Arthur Balfour, dem Philosophen des Konservatismus und jetzigen Marineministers. Sie alle waren von seiner kriegerischen Einstellung entzückt.

Die Sicherheit des von Mr. Wilson bevollmächtigten Oberst erschien den Alliierten so wichtig, daß das Oberkommando der Marine der „St. Paul“ für die Gefahrenzone einen Geleitschutz beistellte.

House schmeichelten die beiden Zerstörer, aber er bedauerte, daß sie durch ihre Begleitung des amerikanischen Ozeandampfers das Augenmerk auf sich lenkten. „Sosehr ich diese Aufmerksamkeit schätze“, schrieb er in sein Tagebuch, „hege ich doch Befürchtungen über die Kommentare der amerikanischen Presse und weiß nicht, ob diese Bevorzugung meinen Einfluß als Zwischenhändler des Präsidenten nicht vermindern wird.“

Die Zerstörer lösten bei der amerikanischen Zeitung die wildesten Vermutungen aus. Hearsts New Yorker „American“ sprach von geheimnisvollen Botschaften, die Oberst House mit sich führte. Diese Botschaften hatte der bevollmächtigte Oberst zum Großteil im Kopf.

Als Dudley Field Malone, dem House zu seiner Bestellung als Einnehmer der Hafengelder von New York verholphen hatte, mit seinem Zollschiff anlegte, verkündete er als letzte Neuigkeit, daß der Oberst Außenminister werden würde. Ein Lächeln glitt über den kleinen Mund unter dem säuberlich zurechtgestutzten Schnurrbart. House schüttelte den schmalen Kopf. Er könne in seiner jetzigen Stellung bedeutendere Dienste leisten, verriet er Malone in einem Ton, in dem ungeahnte Geheimnisse mitschwangen. Die am Kai wartenden Reporter verwirrte er vollends. „Ich habe nicht vom Frieden geredet“, sagte er, „das war nicht meine Aufgabe.“

Oberst und Mrs. House statteten ihrer Tochter und deren Familie auf Long Island einen Besuch ab und begaben sich dann auf ihren Sommersitz in Manchester, Massachusetts. Sir Cecil Spring Rice besaß ein Haus am nahegelegenen Prides Crossing. In dem kleinen Dorf an der Nordküste New Yorks herrschte bald ein aufsehenerregendes Kommen und Gehen.

Der Präsident und sein Vertrauensmann verständigten sich während dieser Zeit nur brieflich und telephonisch. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, daß Oberst House während der heißen Sommermonate niemals nach Washington gerufen werden durfte. Wilson teilte ihm nun mit, daß er es aus Angst vor den Zeitungskomentaren für richtiger fände, House auf seinem Weg nach Cornish nicht aufzusuchen, sosehr er wünschte, seinem treuen Freunde die Hand zu drücken. Er hatte über den Sommer die geräumige Villa gemietet, die sich der amerikanische Schriftsteller Winston Churchill mit den Tantiemen seiner Romane in New Hampshire am Rande der White Mountains erbaut hatte. Margaret Wilson, die für eine Konzertreise im Herbst emsig Gesangsstudien betrieb, Helen Bones und einige andere Verwandte, die sich ständig um den Präsidenten scharten, weil sie hofften, die Einsamkeit seiner Witwenschaft zu erleichtern, waren bereits an Ort und Stelle. Der Präsident plante einen zweiwöchigen Urlaub von den quälenden Entscheidungen und der drückenden Schwüle seiner Amtsgebäude.

Er hielt sich House eine Zeitlang vom Leibe. Vielleicht wollte er abwarten, daß sich der Einfluß Sir Edward Greys verflüchtigte. Er war entschlossen, Walter Hines Page, den House damals anscheinend gern als Außenminister gesehen hätte, nicht zu ernennen. Der Präsident hielt seinen alten Verlegerfreund für ein zu williges Werkzeug der Engländer und setzte an seiner Stelle Lansing ein. Wilson war entschlossen, die auswärtigen Angelegenheiten nicht aus der Hand zu geben, und fand, daß Lansing genau die rich-

tige Schulung in der Sprache des internationalen Rechts besaß, um seine eigenen Gedanken mit gesetzlichen Grundlagen zu untermauern.

Er war dem Oberst noch immer sehr zugetan, aber er hatte die Gesellschaft eines vertrauten Freundes nicht mehr in dem gleichen Maße nötig wie im vergangenen Winter; hatte er doch eine neue Freundschaft von bedeutend reizvollerer Art gefunden.

Mrs. Galt

Der Präsident liebte eine Witwe aus Washington. Der sympathische Dr. Grayson lernte im Sommer 1914 im Mount-Kineo-Haus am Moosehead-See Mrs. Galt kennen, als er ihrer jüngeren Freundin den Hof machte, einem Mädchen aus Virginia namens Altrude Gordon, das er später zur Frau nahm. Mrs. Galt begünstigte diese Verbindung. Der Arzt fand sie reizend und stellte sie Eleanor McAdoo und Helen Bones vor. Die Damen freundeten sich an, und an einem schönen Märztag bat Helen Bones Mrs. Galt nach einem Spaziergang im Rock-Creek-Park zum Tee ins Weiße Haus. Dr. Grayson und Präsident Wilson kehrten zufällig genau in dem Augenblick vom Golfspiel zurück, als die Damen mit ihrem Tee begannen. Der Präsident lud sich selbst ein und wurde ungewöhnlich aufgeräumt und unterhaltsam.

Edith Bolling Galt war in Wytheville, Virginia, geboren und aufgewachsen. Ihr Vater war ein angesehenes Landrichter, der im Elternausschuß der Universität tätig war. Sie war die siebente in einer Familie von fünf Söhnen und vier Töchtern. Wie so viele Südstaatlerfamilien der Nachkriegszeit glichen die Bollings ihren Mangel an irdischen Gütern damit aus, daß sie sich viel auf die ruhmreiche Vergangenheit ihrer Familie zugute taten. Der Stammbaum der Bollings reichte bis auf Prinzessin Pocahontas zurück.

Es wurde als bedauerlicher Abstieg angesehen, als die schöne, mollige und lebhaft Edith Bolling einwilligte, einen Geschäftsmann zu heiraten. Norman Galt war ein sehr angenehmer und wohlhabender Mann, aber er betrieb einen Juweleneinzelhandel in Washington. Seine Kunden setzten sich aus der besten Gesellschaft zusammen. Mit dem absoluten Vertrauen in ihren Scharfsinn, ihre Intelligenz, ihren unfehlbaren Charme und ihre Anziehungskraft aufs andere Geschlecht, die ihre Generation der südstaatlichen Schönheiten kennzeichnete, setzte sich Mrs. Galt durch.

Als die Frau eines Geschäftsmannes war sie Luft für jene Damen und Herren, die sich nie mit Gelderwerb beschmutzt hatten und von den Zeitungen als die gesellschaftliche Elite der Hauptstadt herausgestrichen

wurden. Sie verschanzte sich hinter der Behauptung, das Gesellschaftsleben langweile sie. Die Ehe blieb kinderlos. Sie widmete sich völlig den Geschäftsinteressen ihres Mannes, und als er vorzeitig starb, übernahm sie die Leitung des Juwelengeschäftes.

Nachdem die erste Trauerperiode des schwarzen Krepps verstrichen war, entdeckte Mrs. Galt, daß Violett ihr ausgezeichnet stand. Die breitkrempi-gen, malerischen Hüte der damaligen Mode setzten ihr schwarzes Haar, ihre funkelnden Augen und die ebenmäßigen Zähne ins rechte Licht. Sie umgab sich mit Verwandten aus Virginia und behielt eine gewisse Aura des Geheimnisvollen bei. Sie galt als eine der schönsten Frauen Washingtons.

Edith Galt brauchte genauso dringend einen Mann, wie Woodrow Wilson eine Frau brauchte. Sie teilte seine südstaatlichen Vorurteile. Sie war eine gute ZuhörerIn und besaß die Gabe vieler Frauen ihrer Gesellschaftsschicht, gebildeter zu erscheinen, als sie tatsächlich war. Sie war eine angenehme Gesellschafterin und besaß in Modefragen einen ausgezeichneten Geschmack. Sie kaufte ihre Kleider bei Worth in Paris und trug gerne an ihrer linken Schulter eine Orchidee.

Es dauerte nicht lange, da sandte ihr der Präsident täglich Blumen und holte ihre Ansichten über Staatsdokumente ein. Seine Aufmerksamkeiten für Mrs. Galt ließen ihm für die gewohnten herzlichen Episteln an Oberst House wenig Zeit.

„Ich mache mir niemals Sorgen, wenn ich nichts von Ihnen höre“, schrieb House dem Präsidenten. „Nichts vermag mich an Ihrer Freundschaft und Zuneigung zweifeln zu lassen. Ich verstehe Ihre Beweggründe immer.“

Die Gäste Oberst Houses

Kaum hatten sich die Houses wieder in ihrem Heim in Manchester niedergelassen, als auch schon der Gästestrom einsetzte. Als erster fand sich Oberstaatsanwalt Gregory ein, der die Abdankung Bryans schilderte und den Oberst über den jüngsten Kabinettsklatsch informierte. Am nächsten Tag klopfte Spring Rice an.

Die Sorgen des Krieges zeichneten sich in Sir Cecils Gesicht ab. Er fürchtete für seine Familie und seine Freunde, die in England den Luftangriffen ausgesetzt waren. Die zuversichtlichen Kommuniqués der englischen und amerikanischen Presse vermochten ihn nicht zu täuschen. Er wußte, daß der Landungsversuch auf Gallipoli, der den Russen Zutritt zum Schwarzen Meer verschaffen und den Mittleren Osten für die Mittelmächte sperren sollte, ein kostspieliger Mißgriff war; daß der italienische Kriegseintritt nicht die erhofften Vorteile erbrachte; daß die Russen in Polen zurück-

liefen; daß sich die Angriffe der Alliierten an der Westfront als ergebnisloses Hinschlachten zehntausender mutiger Männer erwiesen. Seine Gesundheit war angegriffen, und er litt unter einer grämlichen Nervosität, die sich fallweise in heftigen Wutausbrüchen offenbarte.

Minister Lansing, der Sir Cecil nicht mochte, schrieb zu dieser Zeit in seinen privaten Aufzeichnungen über ihn, er wirke mit seinem schmalen grauen Spitzbart, seinen weiten Pfeffer-und-Salz-Anzügen mit den ausgebeulten Knien und den dicht mit Schriftstücken vollgepfropften Taschen wie „ein kleiner Beamter des Außenamtes“ und benehme sich auch so. Da er als Vertrauter der alten Washingtonrunde T. R.s galt, verdächtigte ihn der Präsident, mit der Opposition der Republikaner gemeinsame Sache zu machen.

House fand ihn gut informiert, und obwohl er seine Fähigkeiten als Diplomat geringschätzte, genoß er es als Privatmann, sich mit ihm zu unterhalten. Diesmal machte er Sir Cecil wegen seiner Äußerung, der Präsident sei deutschfreundlich eingestellt, ein wenig die Hölle heiß. Er wußte es besser. Er sei genauso schlimm wie Jusserand. „Ich riet ihm“, schrieb der Oberst, „in Zukunft über dieses Thema nichts verlautbaren zu lassen oder aber festzustellen, daß der Präsident völlige Neutralität bewahre.“

Am nächsten Tag erschien von Bernstorff in Manchester. Der schmucke Preuße mit dem Schnurrbart nach kaiserlichem Vorbild, der vor seinen Vorgesetzten bereits damit prahlte, wie einfach es sei, Oberst House Sand in die Augen zu streuen, war die Herzlichkeit in Person. Argwöhnische Beobachter bemerkten allerdings einen unangenehmen Zug, wenn Bernstorff die vollen Lippen unter seinem Schnurrbart verzerrte, sooft er besonders gewinnend zu sein versuchte. Von Bernstorff sprach mitfühlend über die Verträge von 1785 und 1799 zwischen den Vereinigten Staaten und Preußen und über die Möglichkeit, die darin verankerten Bestimmungen über den Krieg zur See durch die U-Boote einhalten zu lassen. Deutschland würde seine U-Boot-Blockade aufgeben, falls die Engländer den Deutschen die Einfuhr von Lebensmitteln gestatteten. Der Graf behauptete, sich einen möglichen Friedensvertrag und die Räumung Belgiens und Nordfrankreichs durch die Deutschen unter der Bedingung vorstellen zu können, daß Deutschland keinerlei Wiedergutmachung zu zahlen hätte. House vermerkte in seinen Aufzeichnungen, daß Bernstorff wie ein Neutraler gesprochen habe. „Falls er es nicht aufrichtig meint, ist er der vollendetste Schauspieler, der mir je unterkam.“

Der deutsche Botschafter hatte allen Grund, gehobener Stimmung zu sein. Deutschland war im Begriff, den Krieg zu gewinnen. In Amerika begann sich die öffentliche Meinung, an deren Lenkung er sich nicht unbeteiligt fühlte, gegen den Waffenhandel zu wenden.

Der deutsche Botschafter teilte seine Zeit zwischen dem Ritz Carlton in New York, dem Standort seiner Propagandatätigkeit, und der Washingtoner Botschaft. Das Bestreben, ein Verbot für Transporte von Kriegsgütern aller Art zu erwirken, gewann Anhänger. Ungewollt unterstützte William Jennings Bryan das deutsche Vorhaben durch seine große Menschenmengen in Erregung versetzende Forderung nach sofortigen Friedensverhandlungen, die durch ein Waffenembargo gegenüber den Kriegsteilnehmern erzwungen werden sollten. Reiche Fonds standen zur Stützung deutscher und ungarischer Tages- und Wochenblätter in den verschiedenen slawischen Sprachen der Habsburgermonarchie zur Verfügung. Trotz aller Beteuerungen Spring Rices ließen sich die äußerst stimmungswaltigen Iren, die im ganzen Lande verstreut lebten, nicht davon überzeugen, daß England sein Versprechen einer Selbstregierung für Irland einhalten würde.

Mit Ausnahme der Ostküste beherrschten die Friedentendenzen das Land. Die Republikaner hatten ihre „Liga zur Erzwingung des Friedens“ am 17. Juni in Anwesenheit vieler bekannter Persönlichkeiten, unter anderen auch des Ex-Präsidenten Taft, der wohlwollend und massig in seinem Sessel thronte, in der Independence-Hall in Philadelphia gegründet. Taft erzielte größeren Beifall, wenn er über den Frieden, als über dessen Erzwingung sprach.

Von Bernstorffs Aufgabe war es, Amerika neutral zu halten. Er sah dem Gelingen seiner Mission mit berechtigter Zuversicht entgegen, bis einige Tage nach seiner Unterredung mit Oberst House das ganze Gespinnst deutscher Propaganda zerstob.

Das Jahr der Bomben

1915 war ein Jahr der Bombenangst. Personen, die sich selbst als Anarchisten bezeichneten, wurden bei dem Versuch verhaftet, eine Höllmaschine in die St.-Patricks-Kirche in New York zu bringen. Eine Bombe ging in dem neuen Gerichtsgebäude von Bronx los. Eine Villa Andrew Carnegies wurde durch eine ähnliche Explosion beschädigt. Am 3. Juli las nun ganz Amerika entsetzt und staunend in den Morgenzeitungen, daß am vergangenen Nachmittag eine Bombe einen Empfangsraum im Senatsflügel des Kapitols zum Einsturz gebracht hatte.

Am gleichen Morgen frühstückte Spring Rice mit den J. P. Morgans in Glen Cove, ihrem Besitz auf Long Island, wo er das Wochenende verbrachte. Jack Morgan, wie seine Freunde ihn riefen, seit der alte J. Pierpont Morgan ein Jahr vor Kriegsbeginn gestorben war, war das Oberhaupt der Bankdynastie der Morgans. In England aufgewachsen, englisch in seinem

Geschmack und seinen Neigungen, wurde er zum Grundpfeiler des französisch-englischen Kriegshandels in den Vereinigten Staaten.

Der britische Botschafter plauderte bei Kaffee und Zeitungen mit Mr. und Mrs. Morgan, als er den Butler „mit angsterfüllter Stimme“ Mr. Morgan ins obere Stockwerk rufen hörte.

Die Gesellschaft lief aufgeregt im Stockwerk umher, um ein vermeintliches Feuer zu suchen. Auf ihrem Rückweg über die Vorderstiege stießen sie mit dem Butler zusammen, dem ein magerer Mann mit einem Revolver in jeder Hand folgte. „Also Sie sind Mr. Morgan“, sagte der Mörder und hob seine Revolver. Als er den oberen Gang erreichte, stürzten sich Mr. Morgan und seine Frau auf ihn. Jack Morgan, der genau wie sein Vater ein kräftiger, muskulöser Mann war, riß den Mann zu Boden und hielt ihn dort fest. Im Fallen schoß der Eindringling beide Pistolen ab. Inzwischen hatte der Butler Feuerzangen gefunden und hieb damit auf den Kopf des Angreifers ein. Andere Diener kamen mit Stricken herbeigerannt und fesselten ihn.

„Einem Mörder muß man sich offensichtlich sofort nähern, ohne ihm Gelegenheit zu bieten, die Hände vorzustrecken“, schrieb Spring Rice an Mrs. Henry Cabot Lodge, als hätte er selbst keinerlei Hilfe geleistet. „Morgan benahm sich wie ein richtiger Prachtkerl und seine Frau nicht minder.“

Morgan, der aus einer Hüftwunde und einer Bauchverletzung, die tödlich hätte sein können, blutete, schritt ungerührt zum Telephon, rief sein Büro in New York an und gab Auftrag, ihm den tüchtigsten Arzt zu schicken, der aufzutreiben war. Dann legte er sich zu Bett.

Wie sich herausstellte, hatte ihm eine Kugel nur die Haut des Unterleibes abgeschürft, während die andere eine Fleischwunde in der Hüfte verursacht hatte. Innerhalb weniger Tage war er wieder wohl auf.

Der Attentäter gab bei seiner Überführung in das Mineola-Gefängnis seinen Namen mit Frank Holt an. Er wurde als Dr. phil. identifiziert, der an der Cornell-Universität Deutsch unterrichtete. Er behauptete, er habe Mr. Morgan nicht töten, sondern bloß dessen Familie so lange als Geiseln zurückhalten wollen, bis Morgan den Auftrag erteilt hätte, alle Rüstungstransporte nach Großbritannien einzustellen. Bei weiteren Verhören brüstete er sich damit, auch am Vortag die Bombe im Kapitol gelegt zu haben. Er verweigerte jede Nahrungsaufnahme, versuchte sich die Pulsadern aufzuschneiden und schien in einem Zustand völliger nervlicher Zerrüttung zu befinden. Er war ganz offenkundig ein Mann von Bildung und sprach ab und zu durchaus vernünftig. Immer wieder kam er auf seine Entschlossenheit zurück, die Verschiffung von Kriegsgütern zu unterbinden.

Ausgedehnte Nachforschungen brachten eine erstaunliche Geschichte zutage. Der Mann war Deutscher. Sein richtiger Name lautete Erich Münther. Ein Professor der Germanistik in Harvard, war er vor wenigen Jahren mit

der Leiche seiner ersten Frau aus Cambridge verschwunden, als ihn die Polizei wegen ihres durch eine Arsenvergiftung eingetretenen Todes verhörte. Professor Hugo Münsterberg, der berühmte Psychologe und unbeirrbarer Verteidiger der deutschen Sache, gab zu, Münther gekannt zu haben, und erging sich in langatmigen wissenschaftlichen Ausführungen darüber, daß Münther seit langem sinnesverwirrt sei.

Am gleichen Tag, an dem die Zeitungen die Geschichte von Holts Vergangenheit brachten, berichteten sie auch über seinen Selbstmord. Auf unergründliche Art war es ihm geglückt, aus der Zelle zu fliehen, worauf er sich angeblich kopfüber aus dem oberen Zellenstockwerk ins Parterre stürzte. Der erste Bericht des Wärters hieß, er hätte sich den Kopf durch das Kauen eines Zündhütchens abgerissen. Spring Rice behauptete, Münther sei von einem Komplizen ermordet worden.

Diese letzte Nachricht hatte kaum die Schlagzeilen der Presse erreicht, als eine Botschaft von Holts jetziger Frau aus Texas eintraf, mit der sie die Polizei von einer brieflichen Mitteilung verständigte, daß er auf einer Reihe von Ozeandampfern mit Ostkurs Zeitzünder eingeschmuggelt habe. Einige Schiffe wurden vergeblich durchsucht, aber tatsächlich ereignete sich wenige Tage später eine heftige Explosion auf der „Minnehaha“ der Atlantic-Transport-Line, die für England bestimmten Nachschub führte.

Dr. Alberts Aktenmappe

Während diese Ereignisse die Titelblätter der Zeitungen füllten, wurde durch Minister Lansing und seine Mitarbeiter eine noch unglaublichere Geschichte für die Privatinformation Woodrow Wilsons aufgedeckt, der noch immer inmitten eines bewundernden Schwarmes weiblicher Verwandter in Cornish Urlaub machte, wo Mrs. Galt sein Gast war.

Anfang Juli erhielt Lansing von einer jungen Dame seines Bekanntenkreises, die den Sommer in einem mondänen Hotel in Kennebunkport, Maine, verbrachte, einen Brief, der besagte, sie besäße Nachrichten von so ungeheurer Wichtigkeit, daß sie sie nicht zu Papier zu bringen wage. Lansing sandte ihr seinen Stellvertreter Chandler Anderson, der sich mit dem erhaltenen Bericht auf schnellstem Weg wieder nach Washington zurückbegab.

Ein junger deutscher Adeliger, der ausgezeichnet englisch sprach und in den höchsten englischen und amerikanischen Kreisen völlig zu Hause zu sein schien, hatte über seine Begeisterung für die Reize der jungen Dame so sehr den Kopf verloren, daß er ihr eingestand, er sei der deutsche Geheimagent, der den Befehl zur Versenkung der „Lusitania“ gegeben habe.

Das Justizministerium überprüfte die Meldung und entdeckte in diesem Herrn einen gewissen Franz Rintelen von Kliest, Nachrichtenoffizier aus dem Stab der deutschen Flotte, der mit einem Schweizer Paß und dem Verfügungsrecht über viele Millionen Dollar nach Amerika geschickt worden war, um zu versuchen, den Welland-Kanal zu zerstören und Verbrecher anzuheuern, die Munitionsschiffe und Landungsbrücken in die Luft sprengen sollten. Weitere Programmpunkte umfaßten die Entfaltung von Streiks gegen Waffenladungen für die Alliierten und die Finanzierung einer Gegenrevolution in Mexiko gegen die Carranza-Regierung durch den vertriebenen Huerta.

Die Nachricht wurde weiter erhärtet, als der britische Geheimdienst Rintelen durch eine Mitteilung in dem Geheimschlüssel der deutschen Flotte, den die Engländer zu entziffern vermocht hatten, an Bord eines für Europa bestimmten Ozendampfers lockten. Bei der Durchsuchung des Schiffes vor Dover wurde er verhaftet.

Zwei Wochen vor Rintelens Überführung war der Handelsattaché der deutschen Botschaft, Dr. Heinrich Albert, ein Geheimrat, der in Deutschland höchstes Ansehen genoß, indiskret genug, seine Aktenmappe in einer New Yorker Hochbahn liegenzulassen.

Minister McAdoos Agenten des Finanzministeriums interessierten sich bereits seit längerem für Dr. Albert. Neben seiner Stellung als Handelsattaché unterhielt er am unteren Broadway ein Büro mit umfangreichen Bankkonten, auf denen sich keine sichtbaren Geschäfte abspielten. Doktor Alberts Aktenmappe gelangte durch eine Reihe glücklicher Zufälle in die Hände McAdoos.

Zwei Agenten des Geheimdienstes überwachten die Schritte George Sylvester Vierecks, Herausgeber der Zeitung „Das Vaterland“, der, wie sich erwies, zu Recht verdächtigt wurde, im Sold der deutschen Regierung zu stehen. Als sie ihm eines Samstagnachmittags von den Büros der Hamburg-Amerika-Linie zu der Haltestelle der Rector Street der Sixth Avenue folgten, bemerkten sie, daß er einen großen, wie ein Deutscher aussehenden Herrn mit einer prall gefüllten Aktenmappe, der ihn begleitete, mit größter Ehrerbietung behandelte. Einer der Agenten heftete sich Mr. Viereck an die Fersen, als er den Zug in der Einundzwanzigsten Straße verließ, der zweite, Frank Burke mit Namen, verblieb im Zug, um den unteretzten Herrn zu überwachen, der seines Erachtens nach der mächtige Dr. Albert sein mußte.

Dr. Albert war so sehr in eine Zeitung vertieft, daß er beinahe seine Haltestelle an der Fünfzigsten Straße übersah, aufsprang und dem Schaffner zurief, ihn noch aussteigen zu lassen. In seiner Hast ließ er seine Aktenmappe auf dem Sitz liegen.

Frank Burke hatte eben noch Zeit, die Tasche an sich zu reißen und verschwinden zu lassen, als Dr. Albert auch schon ins Abteil gestürmt kam. Nach einer Verfolgungsjagd gelang es Burke, den dicklichen Deutschen abzuschütteln und die Aktentasche William J. Flynn, dem höchsten Beamten des Secret Service, auszuhändigen.

Die Dokumente in Dr. Alberts Mappe befaßten sich mit der finanziellen Unterstützung von Zeitungen, Filmen und Vortragsreisen, mit der Bestechung von Führern der Arbeiterschaft, die in Munitionsfabriken zu Streiks aufrufen und für ein Waffenembargo werben sollten. („Ich bin innerlich überzeugt“, schrieb McAdoo über diesen Vorfall in seinen Memoiren, „daß die Engländer genau das gleiche taten, aber wir hatten dafür keine Beweise.“) Mit deutscher Gründlichkeit waren alle Einzelheiten festgehalten worden, wie man die Wright-Flugzeug-Gesellschaft in die Hand bekommen, den Baumwollmarkt beeinflussen und Chlorgas und kriegswichtige Güter aufkaufen wollte, um sie den Alliierten zu entziehen.

Flynn sprang sofort in den nächsten Schnellzug nach North Haven, Maine, wo sich Minister McAdoo mit seiner Familie befand, um ihm das gesamte Material vorzulegen. McAdoo begab sich nach Cornish, um die Schriftstücke dem Präsidenten zu zeigen.

Wilson beauftragte ihn, Lansing und Oberst Houses Rat darüber einzuholen, ob man die Unterlagen veröffentlichen solle oder nicht. House, Lansing und McAdoo beschlossen, Abschriften Frank Cobb zur Verfügung zu stellen, der versprach, über die Herkunft der Information strengstes Stillschweigen zu bewahren und sie ab 15. August als sensationelle Alleinvertelung der „World“ in Satz gab. Es wurde allgemein angenommen, daß die Publikation dieser Dokumente dem englischen Geheimdienst zu danken sei.

Wie gewohnt, übermittelte House dem Präsidenten seine Ansicht schriftlich: „Vielleicht werden wir dadurch sogar in den Krieg gezogen, aber ich finde, daß eine Veröffentlichung notwendig ist. Sie wird Ihrer Einstellung neuen Nachdruck verleihen und Volksaufwiegler wie Mr. Bryan schwächen.“

Privatdiplomatie

Mit jeder neuen Aufdeckung deutscher Intrigen vertiefte sich Houses Überzeugung, daß die Vereinigten Staaten auf seiten der Alliierten in den Krieg gerissen werden würden. Er wollte das Eingreifen der Amerikaner

so einrichten, daß die Vereinigten Staaten die Bedingungen des späteren Friedens diktieren konnten.

In seinen Londoner Unterredungen mit Sir Edward Grey hatte er bereits den Gedanken eines Völkerbundes, der den Frieden garantieren sollte, gestreift. Zuerst aber mußte der Krieg beendet werden. Um in einer Welt, in der nur die Gewalt zählte, einen vernünftigen Frieden diktieren zu können, mußten die Vereinigten Staaten zumindest ein respekteinflößendes Heer besitzen. Josephus Daniels leistete mit Hilfe der Seefahrts-Liga und anderer kräftiger Kongreßunterstützung gute Arbeit beim Aufbau der Flotte. Das Heer war den Überlegungen dieses Samstages entsprungen.

In seinen Briefen an den Präsidenten bemühte sich House, durch Vorschläge, in die er taktvoll seine grenzenlose Bewunderung für Wilson einzuflechten verstand, seinen Freund zu der Erkenntnis zu bewegen, daß Kriegsbereitschaft not tat. Wilson scheute noch immer vor diesem Wort zurück. Bereitschaft hatte in seiner Vorstellung einen üblen Beigeschmack angenommen, da Theodore Roosevelt, den er allmählich als seinen Erzfeind betrachtete, sie in jeder seiner Ansprachen forderte.

Anfang August suchte der ehemalige Stabschef Oberst House in Manchester auf. Generalmajor Leonard Wood war ein Neu-Engländer, der von der medizinischen Fakultät Harvards zur Armee hinübergewechselt war. Ein kräftiger, breitschultriger Mann voll Begeisterung für das Frontleben, entdeckte er während seiner Dienstleistung beim Feldzug gegen Geronimo, daß ihm das Soldatentum besser zusagte als der Arztberuf. Er war es, der T. R. bei der Gestaltung der Rough Riders half und am San Juan Hill das Kommando führte. Als Militärgouverneur von Kuba unterstützte er Walter Reeds Forschungsarbeiten nach den Erregern des gelben Fiebers. Auf den Philippinen war er an der Beschwichtigung der Moros beteiligt.

Wood war das lebende Beispiel des neuen Nationalismus. Da er genauso wenig Talent dafür besaß, seine Meinung für sich zu behalten wie T. R., verlief seine Laufbahn beim Heer ziemlich stürmisch. Taft bestellte ihn für den neu geschaffenen Posten des Stabschefs. Nun richtete er Offiziersausbildungslager für den Krieg ein, mit dem er sicher rechnete. Da die demokratische Regierung ihm keinerlei Mittel zur Verfügung stellte, zahlten die jungen Offiziere ihr Schulgeld selbst. Er wollte den Präsidenten durch House davon überzeugen lassen, daß die reguläre Armee sofort zu voller Stärke auszubauen sei, und sprach der allgemeinen Militärpflicht nach Schweizer Muster das Wort.

Der unmittelbare Zweck seines Besuches war es, House zu bewegen, dem Präsidenten die Zustimmung abzuschmeicheln, ihn für eine Zeitlang als Beobachter an die Westfront zu schicken. Er versprach, die Öffentlichkeit von seiner Abreise nicht in Kenntnis zu setzen, und wies darauf hin, daß

die amerikanischen Offiziere keine Ahnung von der praktischen Kriegführung hatten.

House pflichtete dem General aus ganzem Herzen bei. Er leitete Woods Vorschläge an Wilson in Cornish weiter, erhielt jedoch keine Antwort. Vielleicht gab die Freundschaft zwischen Wood und T. R. für den Präsidenten bereits den Ausschlag.

Wilson blieb ein Mann der Worte. Er arbeitete lange Stunden an seiner verlassenen Schreibmaschine, um haargenau die treffendsten Formulierungen zu finden, die einerseits die Deutschen, andererseits die Engländer von ihrer Pflicht überzeugen würden, die Seerechte der Neutralen anzuerkennen. Die Machtpolitik ließ er unberücksichtigt. In Fragen der Tat ließ er gerne jemand anderen für sich entscheiden. Aber wie durfte er der Urteilskraft eines anderen vertrauen? Er entwickelte eine etwas gereizte Haltung seinen vielen Beratern gegenüber und sandte die Durchschläge ihrer Berichte mit abfälligen, mit Bleistift an den Rand gekritzelten Bemerkungen an Mrs. Galt weiter.

Einzig Edith Galt verstand sein einsames Ringen, das Richtige zu tun. Er hatte bereits seinen Töchtern von ihrer baldigen Vermählung erzählt. Die Töchter waren einverstanden.

Während der Präsident Mrs. Galt und die Damen seiner Familie zu sommerlichen Automobilfahrten einlud, um ihnen seine Lieblingsblicke auf die New-Hampshire-Seen zu zeigen, ließ er Oberst House den vollen Anprall eines neuen verwickelten Baumwollstreites mit England tragen. Der Präsident machte kein Hehl aus der Tatsache, daß er, sobald er ein zufriedenstellendes Zugeständnis der Deutschen über die Versenkung der „Lusitania“ erreicht habe, seine Aufmerksamkeit der anmaßenden Führung der englischen Blockade zuwenden würde.

Während Sir Edward Greys dringend benötigtenurlaubes, während dessen er seine Vögel beobachtete und sich am nordenglischen Dialekt seiner Bauernknechte in Falloden ergötzte, beschloß Asquiths Koalitionskabinet, Baumwolle von der Liste der freien Waren streichen, komme, was da wolle. Die Engländer hielten mehr neutrale Schiffe an als je zuvor. Sie hatten bereits zweihunderttausend Ballen amerikanische Baumwolle, die nach Rotterdam gehen sollte, beschlagnahmt. Um jedoch einen offenen Bruch zu vermeiden, erlegten sie die Tagesmarktpreise dafür.

Der Süden, in dem so viele gute Demokraten lebten, befand sich abermals in wilder Empörung gegen die Aussicht, daß Baumwolle zur Bannware erklärt würde. Lansing ließ durch Botschafter Page Vorwarnung ergehen. Es lag bei House, der die private Wertschätzung des englischen

Außenministers durch persönlichen Kontakt und durch Spring Rice gewonnen hatte, die Engländer davon zu überzeugen, daß nur eine großzügige Behandlung der Baumwollinteressen den Kongreß von jener Exportsperre für Kriegsmaterial abhalten könne, für die sich die deutschen Propagandakräfte so nachdrücklich einsetzten.

In zwei Telegrammen, die die Ermächtigung des Präsidenten trugen, legte House im halben Juli Sir Horace Plunkett die Klemme deutlich dar. Er versetzte Spring Rice mit der Vorstellung eines erbitterten Südens, der nach einem Waffenembargo schrie, in Schrecken.

Das englische Kabinett hatte Einsehen und verwirklichte den sogenannten Crawford-Plan, der seine Endfassung unter Beiziehung bedeutender Baumwollmakler und des Gouverneurs der New Yorker Bundesreservebank durch Sir Richard Crawford, den Botschaftsberater in Handelsfragen, erhielt. Das englische Finanzministerium würde Vertreter an die Börsen von Liverpool, New York und New Orleans schicken, um den Baumwollpreis zu stützen. Dafür sollte sich die Regierung der Vereinigten Staaten stillschweigend mit der Deklaration der Baumwolle als absolutes Sperrgut einverstanden erklären. Dieser Ausweg mochte die Engländer zwanzig Millionen Pfund kosten, aber das war ein vernünftiger Preis für die Verhinderung des Waffenembargos.

House und Spring Rice verhandelten beinahe täglich. Offiziell hatte der Präsident von diesen Vereinbarungen keine Kenntnis, praktisch aber bewilligte er durch Oberst House jeden einzelnen Schritt.

Kaum bekam von Bernstorff von dem Crawford-Plan Wind, bestürmte er das Außenministerium mit dem deutschen Angebot, drei Millionen Ballen zum Marktpreis zu kaufen, wenn die Vereinigten Staaten den Transport dieser Baumwolle nach Deutschland garantierte. An den Baumwollbörsen überbot eine Blockade die andere. Die Baumwollinteressenten schöpften neuen Mut. Wilson, der sich in seiner Rechtschaffenheit verletzt fühlte, verurteilte das deutsche Angebot als einen Bestechungsversuch am amerikanischen Volk.

Die Engländer hatten kaum eine glückliche Lösung des Baumwollfiebers erzielt, als sich die nächste Krise ankündigte. Das Pfund Sterling, das die Weltfinanz seit hundert Jahren regiert hatte, befand sich in Schwierigkeiten. Die Kredite der Engländer erschöpften sich.

McAdoo, der sofort erkannte, daß der amerikanische Kriegswohlstand von der Finanzierung der Rüstungsindustrie durch alliierte Kredite abhing, bemühte sich, den Präsidenten zur Aufgabe seines früheren Standpunktes zu bewegen, durch den er unter Bryans Einfluß in der Gewährung von Kriegsanleihen einen neutralitätswidrigen Schritt erblickt hatte.

Während McAdoo, für den als geldhungrigen Südstaatler ein kräftig anziehender Börsenmarkt, hohe Löhne und Konjunkturpreise für Baumwolle und Weizen ausschlaggebend waren, in Washington die Hebel in Bewegung setzte, kämpfte J. P. Morgan mit den Finanzkreisen New Yorks, die noch viele neutrale und selbst deutschfreundliche Elemente beherbergten. Allmählich wurden die Bestimmungen gegen die Diskontierung alliierter Wertpapiere durch die Bundesreservebanken gelockert.

Das deutsche Unterseebootkommando bestärkte die alliiertenfreundlichen Bankleute, indem es am 19. August, als ihr Außenamt eben im Begriffe schien, in der „Lusitania“-Angelegenheit mit der Sprache herauszurücken, den britischen Fünfzehntausend-Tonnen-Ozeandampfer „Arabic“, der sich auf der Fahrt von Liverpool nach New York befand, versenkte. Es gab vierundvierzig Tote, von denen zwei Amerikaner waren. Die Meldung stürzte den Präsidenten in qualvollste Unentschlossenheit. „Ich bedarf dringend Ihres Rates, was angesichts der Versenkung der ‚Arabic‘ zu tun ist“, schrieb Wilson an House.

„Der Präsident hat sich an mich gewendet, und ich habe mit meinem Rat nicht zurückgehalten“, trug House voll Stolz in sein Tagebuch ein. „Kein Bürger der Vereinigten Staaten übersieht deutlicher als ich die Schrecknisse des Krieges, und keiner ginge weiter, um ihn zu vermeiden, aber alles hat seine Grenzen. Unser Volk will den Krieg nicht“, schrieb er dem Präsidenten, „noch weniger aber will es, daß Sie die Stellung verlassen, die Sie angenommen haben. Ihre erste Note über die „Lusitania“ machte Sie nicht nur zum ersten Bürger Amerikas, sondern zum ersten Bürger der Welt. Wenn Sie durch irgendein Wort oder eine Handlung unseren Nationalstolz verletzten, würden Sie Ihre richtungweisende Stellung über Nacht verlieren.“

Der letzte Satz gefiel dem Präsidenten gar nicht. „Das ist alles richtig, nur zu richtig“, kritzelte er auf den Durchschlag, den er Mrs. Galt sandte. „Ich wollte, er hätte den Satz, den ich am Rande angezeichnet habe, nicht hinzugefügt. Meine Sorge gilt nicht meinem Ansehen, sondern dem richtigen Vorgehen. Du siehst, er berät mich überhaupt nicht“, fügte Wilson verdrießlich hinzu, „er schiebt die Entscheidung einfach mir zu.“

Der Oberst beriet ihn aber doch. Tatsächlich entdeckte der erfinderische Geist des Präsidenten eine Möglichkeit, den Rat des Obersten zu befolgen, ohne sich zu weit festzulegen. Er veranlaßte einen Pressebericht: Falls sich die Versenkung der „Arabic“ als das erwies, was sie nach ersten Meldungen zu sein schien, würde die Regierung der Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrechen. Das Ergebnis waren Schlagzeilen in der Presse und ein sofortiges Einlenken der Deutschen — zumindest in der Wilhelmstraße.

Am 1. September erschien ein übers ganze Gesicht liebenswürdig lächelnd-

der von Bernstorff in Lansings Büro im Außenministerium. Sein Außenamt, so verkündete er fröhlich, sei bereit nachzugeben. Lansing bestand auf einer schriftlichen Erklärung. Eine Stunde später war von Bernstorff mit der Versicherung in Form eines Briefes zurück: „Ozeandampfer werden von unseren U-Booten nicht ohne Warnung und ohne Sicherheitsvorkehrungen für das Leben der am Kriege Unbeteiligten versenkt werden, vorausgesetzt, daß diese Dampfer nicht zu flüchten oder sich zu widersetzen versuchen.“

Der Präsident und Mrs. Galt waren übergücklich. Der Schreibtisch im Weißen Haus bog sich unter Briefen und Telegrammen, die den Präsidenten beglückwünschten. Chefredakteure feierten die deutsche Zusicherung als großen diplomatischen Triumph.

Die bösen Vorahnungen des Obersten

In den bangeren Tagen, die dem Sieg des Präsidenten in der Streitfrage der „Arabic“ vorangingen, mag es ihm aufgefallen sein, daß er seinen Sonderbeauftragten, den Oberst, vernachlässigt hatte. Die Zeitungen, die sich im August, wenn Neuigkeiten knapp waren, gerne an jeden Strohalm klammerten, strotzten vor Vermutungen über einen eventuellen Bruch zwischen Wilson und seinem „stillen Teilhaber“. Am 31. August schrieb der Präsident an House:

„Liebster Freund!

Natürlich wußten Sie, wie die dummen und boshaften Lügen, die kürzlich in den Zeitungen über ein Zerwürfnis zwischen Ihnen und mir sprachen, aufzufassen waren, dennoch kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen einige Zeilen tiefster Zuneigung zu senden, um Ihnen zu versichern, wie sehr mich diese Meldungen gekränkt haben.“

Sosehr er bestrebt war, sein Land vor dem Krieg zu bewahren, näherte sich Wilson allmählich der Auffassung Houses. Am 3. September übergab er der Presse Briefe, die er sechs Wochen vorher an Kriegsminister Garrison und Marineminister Daniels geschrieben und sie damit beauftragt hatte, von ihren Stäben Pläne für eine „angemessene nationale Verteidigung“ zur Vorlage an den Kongreß, der im Dezember tagen würde, ausarbeiten zu lassen.

Er hatte sich endlich zu der Überzeugung durchgerungen, daß die Vereinigten Staaten für alle Möglichkeiten gewappnet sein mußten, falls die deutschen Versicherungen über den Einsatz der U-Boote sich als unverlässlich erwiesen. Zu diesem Zeitpunkt vertiefte sich das Mißtrauen der Bera-

ter des Präsidenten gegenüber dem „Arabic“-Versprechen des deutschen Oberkommandos der Marine, obwohl House überzeugt war, daß von Bernstorff sein Bestes tat. Die Aufdeckung von deutschen Intrigen fachten die stets vorhandenen Zweifel frisch an.

Als der holländische Ozeandampfer „Rotterdam“ Ende August Falmouth anlieh, stellten Beamte des englischen Geheimdienstes bei der Durchsuchung der Kabine eines amerikanischen Korrespondenten namens Archibold, der als Propagandist der Mittelmächte bekannt war, fest, daß er unter dem Schutz seiner amerikanischen Staatsbürgerschaft diplomatische Korrespondenz für das Habsburger Außenamt mit sich führte.

Durchschläge wurden sofort an Botschafter Page übersandt, der dem Präsidenten telegraphisch die wichtigsten Punkte durchgab.

Dr. Dumba brüstete sich damit, durch seine Agenten, die einen Großteil der fremdsprachigen Zeitungen finanzierten, unter den Arbeitern der Rüstungsfabriken Streiks anzuzetteln. In einem Privatbrief an die Frau Fritz von Papens, den der Österreicher gemeinsam mit seinen eigenen Botschaften beförderte, äußerte sich der deutsche Militärattaché in Washington unbedenklich. „Ich sage diesen idiotischen Yankees immer, sie sollten lieber den Mund halten.“

Die englische Propagandaabteilung verlor keine Zeit, Auszüge dieser Briefe in der amerikanischen Presse zu veröffentlichen. Der Präsident, Außenminister Lansing und Oberst House waren sich über den einzuschlagenden Weg einig. Telegraphisch wurde Wien aufgefordert, Dr. Dumba sofort abzurufen.

Dr. Dumba erlebte eine peinliche Szene mit Lansing, der sehr unangenehm werden konnte, wenn er auf dem hohen Rosse saß. Sein Abschied von Oberst House jedoch, der beim gesamten diplomatischen Korps die Stellung eines väterlichen Beichtvaters einnahm, hätte kaum herzlicher verlaufen können. „Was den unglücklichen Zwischenfall anbelangt, der mich zu meiner Abreise zwingt“, schrieb Dumba an House, „so befand ich mich ganz bestimmt im Unrecht, weil mir der Fehler unterlief, mich ertappen zu lassen.“

Im September hielten sich Oberst und Mrs. House zusammen mit ihrer Tochter und deren Mann einige Tage in Roslyn auf, ehe sie nach New York weiterfuhren, wo sie in der Dreiundfünfzigsten Oststraße eine neue Wohnung bezogen hatten. Den Präsidenten zu unterhalten war eine anstrengende Aufgabe, selbst wenn es sich nur um private Zusammenkünfte handelte. Woodrow Wilson liebte es genau wie Harun al Raschid, seinen Freunden unangemeldet ins Haus zu sneien.

House hatte Sorgen. Eine neue Mrs. Wilson stellte eine ernste Heraus-

forderung seines Einflusses dar. Er hegte berechtigte Bedenken, daß sie seinen Diensten gegenüber dem Präsidenten nicht das gleiche Verständnis entgegenbringen würde wie ihre geliebte Vorgängerin. Er hatte vorgeschlagen, dem Zeitungsklatsch über einen Bruch zwischen ihm und dem Präsidenten durch häufigere Treffen zu begegnen. Am 24. September ließ er sich von den Reportern bei seinem Besuch im Weißen Haus überraschen.

Die trüben Vorahnungen des Obersten waren nicht unbegründet. Als Edith Wilson „My Memoir“ veröffentlichte, stellte sich heraus, daß sie den Beratern des Präsidenten bereits mißtrauisch gegenüberstand. Sie schrieb die Veröffentlichung gewisser bössartiger Gerüchte über die Beziehungen des Präsidenten zu seiner Bermuda-Freundin Mrs. Peck einer Intrige Houses und McAdoos zu, um ihre Romanze zu zerstören.

Im Gegensatz zu dieser Annahme geht aus Houses Aufzeichnungen hervor, daß er eifrigst bemüht war, seinem teuren Freund zu beweisen, wie sehr er diese Verbindung begrüßte. Zwischen den engsten Vertrauten des Präsidenten hatte es geteilte Ansichten darüber gegeben, ob seine baldige Wiederverheiratung ihm bei seiner Kampagne um die Wiederernennung, die im Jahre 1916 stattfinden sollte, helfen oder schaden würde. House schrieb, er hätte bei den politischen Freunden taktvoll Umfrage gehalten und festgestellt, daß diese Wiederverheiratung dem Präsidenten in politischer Hinsicht nicht abträglich sein würde. Wichtiger als das war es, da die Meinung der Damen in derlei Fragen stark ins Gewicht fiel, daß die Frau Houses, Loulie, für das Paar eintrat.

„Ich habe einen Plan“, setzte der Oberst hinzu, „durch den Sie in der Lage wären, einander sooft Sie es wünschen zu sehen, ohne damit Gerüchten neue Nahrung zu geben.“

Am 7. Oktober erschien die „New York Times“ mit der Überschrift:

PRÄSIDENT WIRD DIE ENGE FREUNDIN SEINER TOCHTER
MISTRESS NORMAN GALT HEIRATEN. WIRD SICH AUCH FÜR DAS
STIMMRECHT DER FRAUEN EINSETZEN.

Am gleichen Tag nahm der Präsident abermals öffentlich für die Kriegsbereitschaft Stellung.

Als Mrs. Galt von den Reportern ausgeholt wurde, zog sie sich mit äußerstem Takt aus der Affäre: sie wich der Frage nach dem Wahlrecht der Frauen aus. Sie flüsterte ihrer besten Freundin zu, daß sie beinahe hoffe, Woodrow würde beim nächsten Wahlkampf verlieren; sie wolle den Mann heiraten und nicht den Präsidenten.

Im Weißen Haus mußten zusätzliche Beamte eingestellt werden, um die Glückwunschschriften zu beantworten.

Oberst House wurde es nicht müde, die Verlobten mit Aufmerksamkeit zu überschütten. Am Tage nach der Bekanntgabe ihrer Verlobung lud

er sie in seine New Yorker Wohnung zum Abendessen ein. Dieses Dinner stand im krassen Gegensatz zu der stillen Zurückgezogenheit, die sonst bei Oberst Houses kleinen Empfängen gewahrt wurde. Nachdem der Präsident und Mrs. Galt am Nachmittag mit dem Pennsylvania-Zug eingetroffen waren, unternahmen sie eine Rundfahrt auf der Manhattan-Insel. Ihrem Wagen folgten neun Autos, die dicht mit Beamten des Geheimdienstes und Reportern besetzt waren. Wohin sie auch fuhren, wurde ihnen von den Gehsteigen zugejubelt. Man räumte den Photographen jede Möglichkeit ein.

Die Gesellschaft des Präsidenten bestand aus Mrs. Galt und deren Mutter, Mrs. Bolling, beide mit breitkrepfigen, dunklen Hüten, Helen Bones, Dr. Grayson und Joe Tumulty. Die Damen stiegen im St.-Regis-Hotel ab. Die Polizei mußte ihnen eine Gasse bahnen, sooft sie das Hotel zu betreten oder zu verlassen wünschten.

Zum Abendessen schlossen sich ihnen die Tochter und der Schwiegersohn des Obersten, Mr. und Mrs. Gordon Auchincloss an. Es war ein festliches Ereignis. Überall prangten Blumen und Grünschmuck. Man hatte den Reportern vorher einen Blick auf Mr. Wilsons und Mrs. Galts große eingerahmte Porträts gestattet, die, von Rosen umrankt, auf einem Tisch in der neu gestalteten Bibliothek des Obersten standen.

Nach dem Essen führte der Oberst seine Gäste ins Theater. Obwohl der Präsident, der ernsten Dramen keinen Geschmack abgewinnen konnte, jedoch das Lustspiel liebte, das Stück bereits kannte, wollte er, daß Mrs. Galt „Grumpy“, den Lachschlager jener Saison mit Cyril Maude in der Hauptrolle, sah. Als die Gesellschaft ihre Logen betrat, erhob sich das Publikum von den Sitzen und klatschte.

Während der Monate seiner Verlobung war der Präsident schwerer erreichbar als je zuvor. Ohne Rücksicht auf die Wichtigkeit ihrer Anliegen glückte es nur den wenigsten Besuchern, über Tumultys Büro hinauszugelangen. Sooft Wilson eine Stunde von seiner offiziellen Korrespondenz abzweigen konnte, lud er Mrs. Galt zu Spazierfahrten ein, die stets durch die gleichen Straßen führten. Der Chauffeur des Weißen Hauses war auf eine feststehende Reihe von Ausfahrten beschränkt: Nummer eins, Nummer zwei, Nummer drei. Jede Fahrt hatte ihrem gewohnten Kurs zu folgen: der Präsident haßte Veränderungen.

An Tagen, an denen er nicht mit ihr zusammen sein konnte, schrieb er ihr weitschweifige Briefe. Ike Hoover, der Pförtner des Weißen Hauses, berichtet, daß der Präsident ständig die Bibliothek des Kongresses anrief, um sich vom genauen Wortlaut eines Gedichtes, das er zu zitieren wünschte, zu überzeugen. Er ließ eine direkte Telephonverbindung zwischen Mrs. Galts Haus in der Einundzwanzigsten Straße und seinem Arbeitszimmer legen.

Es geschah während des Sommers und Herbstes von Präsident Wilsons Verlobung, daß sich eine gewisse Enttäuschung in Houses Tagebuch einschlich: „Ich fürchte, die Selbstbeschreibung des Präsidenten als die eines Mannes mit einspurigem Gedankengang ist nur zu richtig. Ich sage das voll Bedauern, denn ich hege die tiefste Bewunderung für sein Urteil, seine Fähigkeit und seine Vaterlandsliebe.“ Oder später: „Er weicht Schwierigkeiten aus. Wenn ich ihm etwas Unerfreuliches vorlege, habe ich die größte Mühe, ihn zu einer Entscheidung zu bewegen. Der Präsident ist, wie ich schon oft erwähnt habe“, klagte House wieder, „zu nachlässig und erledigt die wichtigsten Dinge manchmal, ohne zu überlegen.“

Der Beginn des Hilfswerkes

Als Folge der Versponnenheit des Präsidenten in das Privatleben mit seiner zukünftigen Frau wandten sich immer mehr Personen, die den Kontakt mit der Regierung suchten, an Oberst House in New York. Anfang November stattete ihm Herbert Hoover seinen Abschiedsbesuch ab, ehe er zu seinem Hilfswerk nach London zurückkehrte.

Hoover war der Ingenieur, der das amerikanische Flüchtlingskomitee gegründet hatte, das dem Konsulat und der Botschaft in London bei der Finanzierung der vom Krieg überraschten Amerikaner während der ersten Augusttage zur Seite stand. Von dort erfaßte ihn das Hilfswerk für die Belgier, die durch die deutsche Weigerung, sich um den Lebensunterhalt der Zivilisten nach der Besetzung zu kümmern, von Hungersnot bedroht waren. Er sah sich nun als Oberhaupt der umfassendsten Wohlfahrtsaktion, die die Welt jemals erlebt hatte.

Obwohl der englische Geheimdienst der Marine ihn einmal als deutschen Spion verdächtigt hatte, berichtete Botschafter Page in seinen Briefen an House und den Präsidenten, daß die Engländer von Hoovers Tüchtigkeit in der Leitung des belgischen Hilfswerkes so beeindruckt waren, daß sie ihm die Staatsbürgerschaft und eine Position im Kabinett für seine Mithilfe bei ihren Kriegsproblemen anboten. Hoover soll darauf geantwortet haben, daß er bei Erlangung der englischen Staatsbürgerschaft sein amerikanisches Tempo sofort einbüßen würde.

Ein vollwangiger Mann mit stark gekraustem Haar und kalifornischem Akzent, war er noch als Anfangsvierziger als der junge Hoover bekannt. Er hatte viele erfolgreiche Abenteuer und Experimente auf wenige Jahre zusammengedrängt. Er stammte aus einer Familie verarmter Iowa-Quäker, wurde mit acht Jahren Waise und wuchs bei einem Onkel im Willamette-Tal in Oregon auf. Mit Ersparnissen von hundertsechzig Dollar, die von

seiner Tätigkeit als Lehrbursche in der Gutsverwaltung seines Onkels stammten, inskribierte er an der neuen Universität, die unter der Präsidentschaft David Starr Jordans in Palo Alto ins Leben gerufen wurde. Er bezahlte seinen Kurs für Bergbauingenieure aus dem Gehalt für seine Ferienarbeit als Geologe. Im geologischen Labor lernte er Lou Henry kennen, die er wenige Jahre später heiratete. Seine Ansätze zu administrativer Fähigkeit bewies er zuerst als Manager des Baseballteams und später, im Abschlußjahr, des gesamten Sportprogramms von Leland Stanford.

Nach bestandenen Abschlußprüfungen als Bergbauingenieur vermochte er keinen anderen Posten als den eines Karrenschiebers in einer Goldmine von Nevada zu zwei Dollar pro Tag zu finden, aber es dauerte nicht lange, da gehörte er dem Mitarbeiterstab eines der hervorragendsten Ingenieure von San Franzisko an. Mit dreiundzwanzig wurde er von einer englischen Firma als Fachmann für kalifornische Rationalisierungsmethoden in ihren Minen im westlichen Australien angestellt. Mit sechsundzwanzig war er in China und forschte im Auftrag der gleichen Firma nach Kohlenvorkommen. Als er zwanzigtausend pro Jahr verdiente, fand er, daß er nun heiraten konnte.

Lou Henry trat zum Quäkerglauben über. Das junge Paar hatte kaum ein Jahr in China gelebt, als es zusammen mit einer kleinen Gruppe von Europäern während des Boxeraufstandes in der Nähe von Tientsin von chinesischen Truppen belagert wurde und sich mit knapper Not in Sicherheit bringen konnte.

Hoover kehrte mit so wertvollen Kenntnissen der chinesischen Kohlenvorkommen nach London zurück, daß die Firma Berwick Moreing und Co. ihn als Teilhaber aufnahm. Mit vierunddreißig machte er sich selbständig und gründete als Bergbaukonsulent und Verwalter reformbedürftiger Besitzungen Büros in San Franzisko, London, Paris und Petersburg. Seine organisatorische Begabung führte ihn in jeden neuerschlossenen Teil der Erde.

Die Hoovers waren reich geworden. Ihre beiden Jungen wuchsen im Stanford-Internat heran. Sie besaßen ein Haus in London. Herbert Hoover entwickelte eine gewisse wissenschaftliche Neigung auf seinem eigenen Gebiet. Mit Hilfe seiner Frau, die eine gewandte Latinistin war, verfaßte er die erste verwendbare Übersetzung aus dem Renaissance-Latein von Agricolas *De re metallica*. Als Quäker brachte er es nicht fertig, sich dem öffentlichen Dienst zu entziehen. Als einer der Kuratoren von Leland Stanford war er einer der Grundpfeiler der Universität.

Der Kriegsausbruch überraschte ihn in London, wo er die Panama-Pazifik-Ausstellung vorbereitete, die in Kalifornien anlässlich der Eröffnungsfeierlichkeiten des Panamakanals stattfinden sollte. Er stellte sein ganzes Organisationstalent zuerst der Aufgabe zur Verfügung, in Europa festsit-

zende Amerikaner nach Hause zu bringen, und später stürzte er sich in das unwahrscheinlich schwierige Unterfangen, das besetzte Belgien mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Lebensmittel mußten gekauft, durch die Blockaden der kriegführenden Mächte geschleust und in einem Gebiet verteilt werden, das vom Feind besetzt war. „Ich habe es damals nicht erkannt“, schrieb er in seinen Memoiren, „aber am Montag, dem 3. August, war meine Laufbahn als Ingenieur endgültig vorbei. Ich befand mich auf dem glatten Pflaster des öffentlichen Lebens.“

Im Sommer 1915 war er wieder in Amerika. Das Hilfsprogramm war ursprünglich nur für die Überbrückung des ersten Winters der Belgier gedacht gewesen. Rund dreiundfünfzig Millionen Dollar der belgischen Regierungsgelder waren verausgabt und fünfzehn Millionen durch Spenden von Auslandsbelgiern, aus privaten amerikanischen Quellen und in England aufgebracht worden. Nun aber ließ sich nicht vorhersehen, wie lange der Krieg dauern würde. Die Lage in Belgien und Nordfrankreich war schlimmer als je zuvor. Die Bevölkerung wurde von den kämpfenden Truppen ins Elend gestoßen. Beinahe drei Millionen Menschen litten Not. Der ursprüngliche Plan hatte vorgesehen, Lebensmittel an jene zu verkaufen, die dafür zu zahlen imstande waren, aber je weiter die wirtschaftliche Lähmung fortschritt, desto weniger Menschen waren dazu in der Lage. Geld, und zwar viel Geld, mußte in Amerika aufgetrieben werden.

In London arbeitete Botschafter Page redlich an Hoovers Hilfsprogramm mit. An seinem Tische lernten Hoover und House einander kennen. Der Oberst unterstützte ihn von allem Anfang an, aber nun hatte House Hoover wissen lassen, daß sein Projekt in Amerika in Gefahr sei. Ein abgesetzter und verstimmtter Mitarbeiter erfüllte die Wandelhallen des Kongresses mit seinem Gerede über Hoovers selbstherrliche Verhandlungen mit den kriegführenden Regierungen. Es wurde behauptet, das belgische Hilfsprogramm handle wie ein souveräner Staat. Senator Lodge wollte Hoover zu Fall bringen und drohte mit einer Anklage nach dem Logan-Gesetz.

Kaum in Amerika angekommen, richtete House ein Treffen Hoovers mit dem Präsidenten ein. Hoover stieß bei Wilson auf größtes Verständnis. Der Umstand, daß Lodge Hoover feindlich gegenüberstand, sprach für ihn. Der Präsident empfahl öffentlich die Arbeit des belgischen Hilfskomitees und half, aus den Reihen einflußreicher New Yorker einen beratenden Ausschuß zur Flüssigmachung von Geldern auszuwählen.

Als T. R. Hoovers Schwierigkeiten zu Ohren kamen, lud er ihn zum Essen nach Oyster Bay ein und ließ ihn nicht mehr los. „Mr. Roosevelt behielt mich den ganzen Nachmittag bei sich und brach dadurch verschiedene Verabredungen.“ Als Hoover ihm von einer frostigen Unterredung mit

Lodge in Boston berichtete, lachte sich T. R. beinahe krank. Er sagte, Lodge erblicke hinter jedem Strauch eine Einbeziehung in die europäischen Verwicklungen. „Ich werde ihn an die Kandare nehmen“, sagte er.

Bei seinem Amerikabesuch, durch den er die Fortsetzung des belgischen Hilfsprogramms sicherte, galt Hoovers letzte Unterhaltung ebenso wie seine erste House. Für Oberst House wurde er zu einer wichtigen Wissensquelle über das Wesen des Krieges.

Hoovers Aufgabe ließ ihn viele Male die Fronten überqueren. Er war einer der wenigen Amerikaner, der den blinden, unvernünftigen Haß begreifen konnte, den die Kriegsgreuel auf beiden Seiten auslösten. Die Hinrichtung Edith Cavells, einer englischen Krankenschwester, die mitgeholfen hatte, Belgier und entflozene englische Kriegsgefangene aus Brüssel zu schmuggeln, hatte bei den alliierten Völkern neue Wutausbrüche entfacht. Trotzdem ließen sich House und der Präsident nicht in ihrer Überzeugung beirren, daß diese haßverblendeten Völker sich den Argumenten der Vernunft nicht verschließen würden. Hoover fand diese Hoffnung wirklichkeitsfremd, zumindest im gegenwärtigen Zeitpunkt. House bestürmte Hoover, die Deutschen von weiteren Bombardierungen Londons abzuhalten. Hoover wußte dazu wenig Ermutigendes zu sagen. Gleich nachdem er House über den letzten Stand der Dinge unterrichtet hatte, fuhr er an den Kai der Holland-Amerika-Linie, wo er die „Rotterdam“ erreichte, die zu Mittag abfuhr.

Das letzte Röcheln des Pazifismus

Wenn man in jenen Tagen den Atlantischen Ozean überquerte, kam das einer Reise zu einem anderen Planeten gleich. Nur die unerschütterliche Optimistin Jane Addams, die stärkste Persönlichkeit des Chicagoer Fürsorgewerkes, die einem Friedenskongreß der Frauen im Haag vorgestanden war, kehrte hoffnungsvoll zurück. Sie und eine Anzahl anderer pazifistischer Damen quälten House den ganzen Sommer hindurch, den Präsidenten zur Ernennung von Abgeordneten zu veranlassen, die sich mit anderen Neutralen zu einem ständigen Ausschuß mit dem Sitz in Den Haag verbinden und den kriegführenden Mächten so lange Friedensvorschläge vorlegen sollten, bis einer davon angenommen würde.

Mit allem Takt erklärte House den Damen, sie befänden sich im Irrtum, der Präsident kenne besser als sie die Methoden, die einen Frieden herbeiführen könnten.

Die Friedensbewegung ließ sich nicht unterdrücken. Friedensgesellschaften schossen im ganzen Land aus dem Boden. Herbert Hoovers alter Leh-

rer, David Starr Jordan aus Stanford, der Vorsitzende der amerikanischen Friedensgesellschaft, erschien in Houses Arbeitszimmer und bat um eine Unterredung mit Präsident Wilson, um die Resolutionen vorzulegen, die während eines Kongresses in San Franzisko angenommen worden waren. Einige Tage später war es David Starr Jordans Sekretär, ein glotzügiger, redseliger junger Mann namens Louis P. Lochner, der den Oberst eine Stunde lang beschlagnahmte, um für eine Dauervermittlung zu plädieren. In seiner Gesellschaft befand sich kein Geringerer als Henry Ford.

Henry Ford stand auf dem Gipfel seiner Laufbahn. Seine Modell-T-Autos rumpelten über jede Lehmstraße des Landes, seine Massenproduktion hatte das Transportwesen revolutioniert. Er hatte das Blatt gegen die Bankiers gewendet und gelernt, seine Konzerne selbst zu finanzieren. Fords „Fünf Dollar pro Tag“ hatten den Grundstein für die Lohnkonjunktur gelegt. Die Millionen flossen rascher ein, als er sie umzusetzen vermochte.

Fords Wirtschaftskonzept entsprach der Vorstellung eines ländlichen Mechanikers. Für die Gedankenwelt eines schlichten ländlichen Mechanikers aus dem amerikanischen Mittleren Westen war der Krieg glatter Wahnsinn. Warum konnten diese verrückten Europäer nicht Vernunft annehmen, das Morden und die Zerstörung bleibenlassen und sich an die Werkbank stellen? Wenn sie die Billionen, die sie an Schlachten und Vernichtung verschwendeten, für nützliche Produktion ausgaben, konnten sie innerhalb eines Jahres mehr Geld verdienen, als die einzelnen Landstriche, um die sie kämpften, wert waren.

Lochner und eine feurige ungarische Dame namens Rosika Schwimmer hatten Ford dazu überredet, Jane Addams' Plan für eine Dauervermittlung zu unterstützen. Angenommen, die Entsendung eines Ausschusses zur Beendigung des europäischen Krieges erfordere zwei Millionen Dollar: konnte er für seine Autos bessere Reklame machen?

House klagte in seinen Aufzeichnungen, daß der junge Lochner Mr. Ford nicht ein Wort einwerfen ließ. „Kaum hatte ich ihn in ein Gespräch über seine große Fabrik in Detroit und die Pläne für die Hebung des Lebensstandards seiner Arbeiter verwickelt, platzte der junge Mann wieder in unsere Unterhaltung. Soweit ich es beurteilen kann, ist Ford ein Genie auf dem Gebiet der Mechanik, der das Opfer aller Arten von Steckenpferdreitern werden könnte, die hinter seinem Gelde her sind.“ House fand Fords Vorstellungen über den Frieden „nicht durchdacht und belanglos“.

Statt Lochners Plan, der dahin ging, einen Dampfer zu chartern, um damit eine Friedenskommision nach Europa zu schicken, durch den Oberst im Keim ersticken zu lassen, schlug Ford dreist vor, House möge sich an dieser Überfahrt beteiligen. House verschwendete nicht einen Gedanken an diese

Zumutung. Aus Angst, deutsche Propagandakräfte könnten sich dieser Idee bemächtigen, schrieb er sofort an den Botschafter Gerard in Berlin und stellte fest, keinerlei Beziehung zu diesen Friedenspilgern zu unterhalten. „Es ist natürlich überflüssig, zu betonen, daß die Regierung weder direkt noch indirekt an diesem Vorhaben interessiert ist.“

Das Fordsche Friedensschiff entpuppte sich als wahres Volksfest für die Presse. Das Wort „Friede“ war bei gegenwartsnahen Amerikanern bereits so unmodern geworden wie bei den Engländern. Sarkastische Reporter hatten eine neue Zielscheibe für ihre Witzeleien gefunden.

Die Gesellschaft bestand aus dreiundachtzig Abgeordneten, einschließlich eines Staatsgouverneurs, dem bestens bekannten Reformler und Richter des Jugendgerichtes von Denver, Ben Landsey; Ben Huebsch, dem New Yorker Zeitungsverleger, und der reizenden Frauenrechtlerin Inez Millholland Boissevain. Die restliche Schar reichte von Geistlichen und berufsmäßigen Mitgliedern von Friedensgesellschaften bis zu schlicht und einfach Überspannten.

Das Büropersonal zählte fünfzig Köpfe. Unter ihnen befanden sich Propagandaleute aus der Ford-Organisation, die den Auftrag hatten, über dem Alten zu wachen. Die Presse war durch McClure, vierundfünfzig Reporter und drei Filmphotographen vertreten. Achtzehn Collegestudenten waren zur Mitreise eingeladen worden. Ein Laufbursche der Western Union wurde als blinder Passagier entdeckt und erhielt die Erlaubnis, sich dem technischen Personal anzuschließen. Als die „Oskar II“ die Ankerketten löste, ließ jemand auf Deck zwei Eichhörnchen los.

Ford, ein wortkarger Mann, der undeutlich sprach, löste einige Tage vor seiner Abfahrt das Gelächter der intellektuellen Presse aus, als er seinen Interviewern erregt zurief: „Bis Weihnachten haben wir die Jungen aus den Schützengräben geholt. Die Hauptsache ist es, den Militarismus zu zermalmen und die Jungen aus den Schützengräben zu holen. Krieg ist nur eine Frage der Bereitschaft. Kein Junge würde jemals einen Vogel erlegen, wenn er nicht zuerst einmal eine Schleuder oder ein Gewehr hätte.“

„Erwarten Sie wirklich, die Jungen bis zu Weihnachten herauszuholen?“ versuchte ein Reporter ihn festzunageln. Ford bedachte ihn mit seinem berühmten Grinsen. „Nun, es gibt ja auch noch Neujahr und Ostern und den Vierten Juli (*Tag der Unabhängigkeitserklärung*), nicht wahr?“

Ford erlebte eine bittere Enttäuschung, als sein guter Freund Thomas Edison sich weigerte, mit ihm zu fahren. Jane Addams berief sich auf eine Erkrankung. John Burroughs, der Naturforscher, ein weiterer von Fords alten Bekannten, begleitete ihn bis zum Schiff. Seine weiße Mähne flatterte im Winde, aber er sagte, zum Mitfahren fühlte er sich zu alt.

William Jennings Bryan, der anfänglich bereit zu sein schien, mitzukom-

men, hielt statt dessen am Hoboken-Dock eine ergreifende Rede. Er behauptete noch immer, er würde in Holland zu der Abordnung stoßen und ließ es sich angelegen sein, jedem einzelnen Pilger herzlich die Hand zu schütteln. Ein Pilgerpaar trug das Seine zur allgemeinen Heiterkeit bei, indem es, noch ehe das Schiff auf Fahrt war, sich im Erste-Klasse-Salon trauen ließ.

Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingefunden. Einer von Fords Propagandaleuten, ein Großmaul namens Bingham, ließ pazifistisches Gejubel durch sein Megaphon ertönen. „Sammelt euch, all ihr Freunde des Friedens!“ brüllte er.

Er sorgte für Hochrufe für Henry Ford, Jane Addams, Rosika Schwimmer, Thomas Edison und Richter Lindsey. Als das letzte Abfahrtstuten ertönte, sah man Henry Ford mit einem Armvoll roter Rosen an der Reling stehen und die Blumen Stück um Stück auf seine Freunde am Landungssteg hinunterwerfen. Ein Mann namens Ledoux war so gerührt, daß er ins Wasser sprang, nachdem die „Oskar II“ die Anker gelichtet hatte, und versuchte, hinter dem Schiff herzuschwimmen.

Bereitschaft

Am gleichen Tage, an dem die Zeitungen Anekdoten über Henry Fords Friedenspilger druckten, die New York auf der „Friedensarche“ verlassen hatten, brachten sie die Nachricht, daß Kapitän Boy-Ed, der deutsche Marineattaché, und Fritz von Papen auf Wunsch der Regierung der Vereinigten Staaten aus Washington abberufen worden waren. Dies war Wilsons Antwort auf den Passagierdampfer „Ancona“, der in Mißachtung der deutschen Zusicherungen im Falle „Arabic“ im Mittelmeer versenkt wurde, wobei viele Reisende den Tod fanden.

Die besonders brutalen Begleitumstände der Versenkung der „Ancona“, der Beschuß des Ozeandampfers und seine Torpedierung, ehe noch die Rettungsboote ausgesetzt werden konnten, riefen in der Presse Entsetzen hervor; trotz allem aber herrschte noch kaum echte Kriegsstimmung. Der Präsident witterte die Notwendigkeit einer schärferen Tonart. In seinen öffentlichen Reden begann er, den Kriegsgeiern das Wort „Bereitschaft“ wegzuschnappen.

Er fühlte sich besonders durch einige Bemerkungen getroffen, die T. R. nach einer Ansprache vor Leonard Woods Amateurkadetten in deren Ausbildungslager in Plattsburg vor den Reportern fallen gelassen hatte. Über den Regierungslogan „Wir müssen zu unserem Präsidenten stehen“ befragt, quäkte T. R. heraus: „Jeder Präsident hat nur dann das Recht auf

öffentliche Unterstützung, wenn er durch sein richtiges Verhalten der Öffentlichkeit wertvolle Dienste erweist. Die Präsidentschaft an sich räumt ihm diesen Anspruch durchaus nicht ein.“

Die nächste Äußerung nagte so an Wilson, daß er sie T. R. ebensowenig verzieh, wie er es Leonard Wood vergab, den Besuch T. R.s gefördert zu haben. „Die Rhetorik an die Stelle der Tat zu setzen, sich auf hochtrabende Worte zu verlassen, die durch keinerlei Taten erhärtet werden, verrät einen Geist, der nur im Reiche der Schatten und der Schande haust.“

Wilson's Antwort folgte in einer Rede vor dem Manhattan-Klub in New York: „Wir haben die Absicht, bereit zu sein, aber nicht für den Krieg, sondern einzig für die Verteidigung.“ Das Wort „Bereitschaft“ löste wilde Beifallsstürme aus.

Zur selben Zeit hieß Bereitschaft für den Präsidenten etwas völlig anderes als für die alliiertenfreundlichen Fanatiker, die durch eine sofortige tatkräftige Unterstützung der Franzosen und der Engländer die Niederlage Deutschlands verbürgt wissen wollten. Oberst House hatte dem Präsidenten eine Andeutung Sir Edward Greys weitergegeben, die neue Aspekte eröffnete und Wilson nachdenklich gestimmt hatte.

„Die Sicherheit vor künftigen Angriffskriegen ist es“, schrieb der englische Außenminister, „die für mich bei der angestrebten Vernichtung des Militarismus zu Lande und zur See den Ausschlag gibt. Was sind die Vereinigten Staaten bereit, zur Erreichung dieses Zieles zu unternehmen? Würde der Präsident einen Völkerbund vorschlagen, der sich verpflichtet, gegen jede vertragsbrüchige Macht Partei zu ergreifen? Ich kann nicht sagen, welche Regierungen zur Annahme eines derartigen Vorschlages bereit wären, aber ich bin überzeugt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die einzige ist, die diesen Vorschlag wirksam einbringen könnte.“

Ein versuchsweiser Plan, der sich langsam in den Unterredungen zwischen Oberst House und dem Präsidenten abzuzeichnen begann, sah vor, auf seiten der Alliierten zu intervenieren, wenn Deutschland, sobald der Zeitpunkt gekommen war, sich weigern sollte, eine Vermittlung anzunehmen. So könnte die Regierung ohne viel Blutvergießen einen Vermittlungsfrieden auf der Grundlage beschränkter Aufrüstung, Freiheit der Meere, schiedsgerichtlicher Entscheidung und der Unantastbarkeit von Verträgen erzwingen.

Oberst House entwarf in dem bombastischen Stil seiner Wachträume, die ihn zu seinem „Philip Dru, Administrator“ veranlaßt hatten, für den Präsidenten ein Bildnis seiner selbst als Friedensbringer der Welt. „Dies ist die Rolle“, schrieb ihm der Oberst am Tage seines Abschiedsgesprächs mit Herbert Hoover aus New York, „die Ihnen meines Erachtens in dieser Welttragödie bestimmt ist, und es ist die vornehmste Rolle, die einem Sterb-

lichen jemals zukam. Unser Land wird Ihnen auf diesem Ihrem Wege folgen, gleichgültig, welche Opfer er auch erfordern mag.“

House hatte sich in der Zwischenzeit um eine Zusage welcher Art immer seitens Grey bemüht. Von Spring Rice erreichte er nicht mehr als einen Schwall von Beschwerden darüber, wie sehr Amerikas Beharren auf neutralen Rechten der Sache der Alliierten schade. Sir Edward Greys letzter Brief drückte so tiefe Entmutigung über das Versagen der Verbündeten in Gallipoli, der Russen im Osten und der steigenden Verlustliste in den mattgesetzten Schützengräben im Westen aus, daß er ganz auf das Trugbild eines Völkerbundes vergessen zu haben schien, mit dem er den Oberst geködert hatte.

Nach Aussage Houses war auch Page zutiefst niedergeschlagen. Seine Briefe kreisten einzig um die wachsende Unbeliebtheit der Amerikaner in England. Die Engländer schienen jeden neuen Mißgriff ihrer Heeresstrategie der amerikanischen Öffentlichkeit anzulasten, die sich noch immer nicht zu ausreichender Empörung über die deutschen Greuelthaten bequem hatte. Bernstorff, der sich seit der Abberufung von Papens und Boy-Eds in einem Zustand der Panik befand, beeilte sich mittlerweile, House zu versichern, daß die deutsche Regierung einen Friedensboten des Präsidenten willkommen heißen würde.

Wie Noah von der Arche entschloß sich Präsident Wilson, eine weitere Friedenstaube von Washington ausflattern zu lassen. Vielleicht würde sie diesmal mit einem Ölzweig zurückkehren.

Der Oberst trat seine Fahrt als beglaubigter, wenn auch inoffizieller Stellvertreter des Präsidenten an. Seine Reisespesen wurden vom Fiskus getragen. House und seine Mitarbeiter erhielten ihre ersten Pässe. Um über Reisende, die als Agenten für die kriegführenden Mächte tätig sein mochten, eine Kontrolle zu haben, verlangte das Außenministerium nun, daß amerikanische Staatsbürger im Ausland Pässe bei sich führten.

Am 28. Dezember fuhren, mit sämtlichen diplomatischen Unterlagen ausgestattet, Oberst und Mrs. House und die unverzagte Miß Denton zum Dock der Holland-Amerika-Linie, um sich den winterlichen Meeren anzuvertrauen, in denen mittlerweile bereits viele Treibminen lauerten. Unter den Mitreisenden befanden sich der Schriftsteller Brand Whitlock, ehemaliger politischer Reformler und Bürgermeister von Toledo und überaus gefühlsbetonter US-Gesandter für Belgien (der dem kurz angebundenen und nüchternen Hoover ein Dorn im Auge war), und Kapitän Boy-Ed, der unter bewaffnetem Geleit der Engländer die Heimreise antrat.

„Als wir den Kai erreichten“, vermerkte House in seinem Tagebuch (das von Miß Denton pflichteifrig in die Maschine übertragen wurde), „trafen

wir dort die größte Schar von Reportern mit Photoapparaten und Filmkamas an, die ich jemals gesehen habe. Etwa fünfzig drängten sich herbei, um Material zu sammeln. Es war höchst angenehm, ihren Wünschen nachzukommen und für sie ungefähr fünf Minuten lang Modell zu stehen. Ehe wir den Kai verließen, hatte der Direktor der Holland-Amerika-Linie unser Gepäck aus der Kabine, die wir gebucht hatten, in eine Luxuskabine überstellen lassen, die aus einem Salon, zwei Schlafzimmern und zwei Bädern bestand.“

Erschöpfende Berichte über alles, was der Oberst gesagt und nicht gesagt hatte, erschienen am nächsten Morgen in den Zeitungen. Nein, der Oberst überbrachte keinerlei Aufträge des Präsidenten an seine ausländischen Botschafter. Er hatte weder Anweisung, für eine Vermittlung einzutreten, noch über den Frieden zu sprechen. Er würde weder den Engländern noch den Deutschen Forderungen stellen. Nein, das lag nicht in der Absicht des Präsidenten. Unter einem Schwall abschlägiger Antworten zog sich der Oberst in seine Luxuskabine zurück, als die Schiffssirene zu tuten begann. Ein einfallsreicher Reporter vertiefte die Verwirrung noch durch den Abdruck eines übereinander kopierten Photos, das Boy-Ed, Minister Whillock und Oberst House in scheinbar freundschaftlicher Unterhaltung zeigte.

Hochzeit in Washington

Zehn Tage bevor House und sein Kreis sich nach Falmouth einschifften, heirateten der Präsident und Mrs. Galt in Washington. Die Trauung war für acht Uhr abends in Mrs. Galts schmalem Backsteinhaus in der Zwanzigsten Straße angesetzt.

Es war ein kalter Tag, an dem die Regenschauer von Böen abgelöst worden waren. Nur die Angehörigen beider Familien hatten sich eingefunden, ergaben aber immerhin eine vierzig- bis fünfzigköpfige Gesellschaft. Mrs. Galt trug ein schwarzes Samtkleid. Die Zeremonie wurde von ihren beiden Lieblingsgeistlichen durchgeführt und fand unter einem mit Orchideen geschmückten Baldachin aus Farn statt, der von den Gärtnern des Wintergartens des Weißen Hauses in Mrs. Galts Salon errichtet worden war. Berge von Rosen begruben beinahe das kleine Haus unter sich.

Nachdem der Hochzeitskuchen angeschnitten war und die Angehörigen ihr Abendessen einnahmen, schlüpfen der Präsident und Mrs. Wilson in einen bereitstehenden Wagen mit zugezogenen Vorhängen und fahren zu einer kleinen Bahnstation zwischen Washington und Alexandria. Dort erwartete sie ein Privatabteil, das an einen Zug angehängt war, der sie in die Gartenvilla in Hot Springs, Virginia, bringen sollte. Mittlerweile setzte

sich die Limousine des Weißen Hauses mit dem Präsidentschaftswappen, ebenfalls mit geschlossenen Vorhängen, in die Gegenrichtung in Bewegung und wurde von einer Autoschlange von Reportern und Photographen verfolgt.

Der kleinen List, die auf Tumulty und Ike Hoover zurückging, war ein voller Erfolg beschieden. Abgesehen von einigen Beamten des Secret Service, die ihnen zum Schutz mitgegeben waren, gelang es dem Präsidenten und seiner Frau, unbemerkt ihren Zug zu besteigen, der sie in die Flitterwochen führte.

Sie sollten nicht lange unerkannt bleiben und wünschten das auch nicht einmal. „Wie sehr man sich auch an die Ehrerbietung gewöhnen mag“, schrieb Edith Wilson in „My Memoirs“, „die dem Amt des Präsidenten entgegengebracht wird, ist es doch immer aufs neue ein erregendes Erlebnis, allen Verkehr lahmgelegt und die Straßen frei gemacht zu sehen und den Jubel aus tausenden Kehlen zu vernehmen.“

IX. KAPITEL

Der Zwischenhändler des Präsidenten

Die Woodrow Wilsons kehrten nach einigen fröstelnd absolvierten Golf- und mehreren winterlichen Bergspaziergängen rund um die heißen Quellen wunderbar erfrischt nach Washington zurück. Da Wilsons Familienleben, das die oberste Notwendigkeit seines Lebens darstellte, unter der energischen Führung der neuen Mrs. Wilson wieder in geordneten Bahnen verlief, konnte er seine ganze Tatkraft für die Wiederwahl in der zweiten Amtsperiode einsetzen.

Wilson erwartete keinen leichten Sieg. Die Aussichten der Demokraten waren im Jahre 1916 weit davon entfernt, gut zu sein. Die republikanische Strömung, die sich in den Kongreßwahlen des Jahres 1914 bemerkbar gemacht hatte, war unvermindert kräftig.

Abgesehen von Bank- und Industriekreisen, die völlig im Waffenhandel versunken waren, und einigen wenigen Universitätsprofessoren und Publizisten aus dem Osten, die bereits im Banne der englischen Propaganda standen, die äußerst geschickt durch Sir Gilbert Parkers, Lenker der öffentlichen Meinung im Wellington House, über New York eingeschleust wurde, wünschte das Land den Frieden um beinahe jeden Preis.

Das amerikanische Volk sprach noch immer begeistert auf die Formulierung Präsident Wilsons Rede in Indianapolis an, die er zu Beginn des letzten Winters gehalten hatte: „Lassen Sie Ihre Blicke über die heimgesuchte Welt schweifen“, sagte er seinen Zuhörern, „von allen Großmächten der Welt setzt einzig Amerika seine Kräfte für das Wohl seines eigenen Volkes ein. Halten Sie es nicht für wahrscheinlich, daß die Welt sich eines Tages Amerika zuwenden und sagen wird: ‚Ihr hattet recht und wir unrecht. Ihr habt euren klaren Verstand bewahrt, während wir den Kopf verloren.‘“

Unter Houses schmeichlerischem Ansporn begann er sich selbst, ähnlich Houses Philip Dru, als den Führer zu sehen, an den eine des Kampfes überdrüssige Welt sich wenden würde; nicht zu seinem eigenen Ruhm, wie er

sich versicherte, wenn er abends und morgens in der Abgeschlossenheit seiner Selbsteinkehr kniend neben seinem Bett betete, sondern weil es eine von Gott auferlegte Verpflichtung war, der Menschheit zu dienen.

Um die Welt zu lenken, mußte er fortfahren, die Vereinigten Staaten zu lenken. Dazu aber mußte er für die zweite Amtsperiode gewählt werden.

Die heimgesuchte Welt

Als das Jahr 1916 zu Ende ging, konnte das amerikanische Volk mit einem gewissen Wohlbehagen in die Zukunft blicken. Die Zeitspanne der niedrigen Gehälter und der Arbeitslosigkeit, die den fanatischen Haß der Anarchisten und I. W. W.'s (Industrial Workers of the World) schürte, verkehrte sich zur Hochkonjunktur. Die Kriegsindustrie zahlte die höchsten bisher erlebten Löhne. Baumwollpreise waren gut, der Weizen stand hoch, die Effektenbörse war optimistisch, Schifffahrt, Fleischkonserven und Stahlindustrien blühten. Die Goldimporte für 1915 erreichten den einmaligen Gipfel von vierhundertundelf Millionen Dollar. Die günstige Handelsbilanz wurde auf neunzehn Milliarden gegenüber elf Milliarden im Jahre 1914 geschätzt. Die Risiken des Kriegshandels waren groß, genauso groß aber waren die Gewinne. New York hatte London als den Mittelpunkt der Weltfinanz überflügelt.

Über die Meere nach Europa blickend, konnten die Amerikaner überall „die totale Vernichtung der Wirtschaftsreserven des Lebens und der Hoffnung“ wahrnehmen, die Wilson in seiner Rede von Indianapolis beschrieben hatte.

Der Krieg spielte den Alliierten übel mit. Sämtliche Zensursherren, die Schreckensnachrichten aus der Post heraus schnitten, und die rosigen Schleier, mit denen die Propagandastellen immer wieder die Heereskommuniqués umhüllten, vermochten nicht die Tatsache zu verbergen, daß die Engländer an der Westfront eine halbe Million Menschen und die Franzosen an die zwei Millionen verloren und dafür vereinzelt tausend Meter granatzerfetzten Erdreiches an der flandrischen Front gewonnen hatten.

Die Deutschen erlitten bei der Verteidigung ihrer durch Nordfrankreich und Belgien verlaufenden Schützengräben geringere Verluste an Blut und Material, während die Masse ihrer Streitkräfte die Russen niedermetzelt und im Osten Hunderttausende von Kriegsgefangenen machte.

Im Grunde genommen war ganz Polen deutsches Gebiet. Längs der Donau hatten die Deutschen und Österreicher mit Hilfe der Bulgaren, die just in dem Augenblick auf deutscher Seite in den Krieg eingetreten waren, als die alliierten Diplomaten glaubten, sie in einer Vereinbarung zum

Kampf auf alliierter Seite festgelegt zu haben, die serbische Armee zerschlagen. Englische Schiffe nahmen ihre kläglichen Überreste an den Adria-häfen auf und brachten sie nach Korfu. Die Italiener taten kaum mehr, als ihr eigenes Gebiet am Isonzo zu halten.

Der Traum von Mitteleuropa hatte sich erfüllt. Die Deutschen beherrschten einen gewaltigen Landstrich, reich an Rohmaterialien, der sich von Warschau und Wien bis nach Konstantinopel und den Nahen Osten erstreckte.

Die Engländer verbuchten inzwischen ihren einzigen Erfolg bei der umsichtigen Evakuierung der geschlagenen verbündeten Truppen aus ihren unhaltbaren Stellungen auf der Halbinsel von Gallipoli.

Ihre Streitkräfte in Saloniki waren, obwohl es ihnen gelang, den neutralen König Konstantin in Griechenland ruhig zu halten, genauso schweren Verlusten durch die Malaria wie durch die Kugeln der Türken ausgesetzt.

Weiter ostwärts wurden General Towsends Truppen, die das Öl Mesopotamiens vor dem deutschen Zugriff bewahren sollte, unbarmherzig zwischen den Ruinen des uralten Ctesiphon hin- und hergejagt und auf die kaum zu verteidigenden Lehmhütten von Kut-el-Amara zurückgedrängt.

Auf den Meeren allerdings herrschten nach wie vor die Engländer. Die Nahkampfflotte der Deutschen war noch immer in den befestigten Häfen hinter Helgoland eingezwängt. Ein ungeheures Schiffsbauprogramm versorgte die Alliierten mit neuem Laderaum, aber der durchschnittliche Verlust von zweihundertfünfzigtausend Tonnen monatlich durch die U-Boote ließ sich selbst vom zuversichtlichsten Engländer schwerlich mit einem Lächeln abtun.

„Unsere Streitkräfte waren überall entweder zum Stillstand gebracht oder geschlagen worden und bedurften einer Umgruppierung, ehe ihnen neue Einsätze abverlangt werden konnten“, faßte Joffre das Jahr zusammen.

Auf den Exerzierplätzen Englands unterwies Lord Kitchener den besten Trupp junger Rekruten, die seine Feldwebel niemals gesehen hatten, in jenen Kriegsmethoden, die den Aufbau des Empires im neunzehnten Jahrhundert zuwege gebracht hatten. Im Kriegsministerium erhoffte man sich einschneidende Verbesserungen vom Kommandowechsel, durch den der stille Sohn des schottischen Tieflandes, Sir Douglas Haig, durch den redseligen Sir John French ersetzt wurde.

In Frankreich rief man bartlose junge, unerfahrene Jahrgänge zu den Fahnen.

In Deutschland ließen die Junker ihre Güter von russischen Kriegsgefangenen bestellen, während die preußischen Bauernjungen den Stechschritt

erlernten. Der nächste Frühling würde den Sieg bringen. „Das Jahr 1915 begann düster“, schrieb ein österreichischer Historiker, „aber es endete mit einem militärischen Erfolg solchen Ausmaßes, wie Europa ihn nicht einmal zu Napoleons Zeiten erlebt hatte.“

Oberst Houses Mission

Zwei Monate lang suchte House die europäischen Staatskanzleien heim. In London wurde er von den Mitgliedern des Asquith-Kabinetts bewirtet. In Paris drang er zum ersten Male in den geschlossenen Kreis französischer Politiker ein, indem er sich bei dem damaligen Premier, Aristide Briand, beliebt machte, einem Mann von beträchtlichem Verstand, dessen desillusionierte Gleichgültigkeit jedoch seine Karriere zerstörte.

Während seines Aufenthaltes in Berlin blieb der Oberst unter den Fittichen des Botschafters Gerard, da er fürchtete, sonst eines Tages am gleichen Tisch wie Admiral von Tirpitz zu sitzen, in dem er den Urheber der Greuel auf hoher See erblickte. Angefangen mit Bethmann-Hollweg, trugen alle Zivilisten der kaiserlichen Regierung ihre besten Salonmanieren zur Schau, wenn sie Oberst House aufsuchten. Zu diesem Zeitpunkte bemühten sich alle europäischen Oberhäupter, einen guten Eindruck beim Stellvertreter des Präsidenten zu hinterlassen, soweit sie dies erreichen konnten, ohne ihre Pläne abzuändern.

Brieflich und telegraphisch blieb der Oberst, der mit der Unterstützung Miß Dentons den Geheimschlüssel anwendete, den er und Wilson selbst ausgearbeitet hatten, um ein Durchsickern der Nachrichten vom Außenamt zur Presse zu vermeiden, das während Bryans Regime so lästig gewesen war, mit dem Weißen Haus in Verbindung. Der Präsident und die jetzige Mistress Wilson dechiffrierten emsig und ohne Zuziehung Dritter im Arbeitszimmer des Präsidenten die Nachrichten.

„Ich versuche, England und Frankreich eindringlich die Bedenklichkeit der Lage und das Wagnis vor Augen zu führen, das eine Fortsetzung des Krieges mit sich brächte“, schrieb House mit Diplomatenpost aus Paris.

Sein Anknüpfungspunkt bei den Franzosen war die Möglichkeit eines erzwungenen russischen Separatfriedens, der es den Deutschen erlauben würde, ihre gesamten Streitkräfte für einen Durchbruch an die Westfront zu werfen. Zum ersten Male begannen die Franzosen unter dem Siegel absoluter Verschwiegenheit einzugestehen, daß Friede nicht unbedingt das Wort eines Verräters sein mußte. Die französische Presse achtete die Verschlussheit des Obersten; er war die Sphinx im Schlapput.

Wieder in London, speiste House bei Lord Reading mit Asquith, Grey, Balfour und Lloyd George. „Während das Essen aufgetragen wurde“, schrieb er, „bewegte sich die Unterhaltung um allgemeine Dinge. Erst als sich der Butler zurückzog, gab es eine Diskussion über den Krieg, die Fehler, die begangen worden waren, und die möglichen Abhilfen.“

Der Oberst ließ mit seiner Vermutung, die Deutschen bereiteten einen Angriff auf Verdun vor, eine private Bombe platzen. (Seine Annahme bewahrheitete sich: eine Woche später begann das deutsche Sperrfeuer entlang der Maas, das die verzweifeltsten Kämpfe einleiten sollte, die bis dahin in der Kriegsgeschichte verzeichnet worden waren.) „Meiner Ansicht nach“, bemerkte House in seinem Tagebuch, „befinden sich die Deutschen noch immer auf dem Höhepunkt ihrer Tüchtigkeit, und wenn es ihnen gelingt, zu einem entscheidenden Schlag auszuholen, durchzubrechen und entweder Paris oder Calais zu erobern, könnte dies das Ende des Krieges bedeuten.“

Diese Meinung vertrat er auch vor dem englischen Kabinett. „Ich lenkte das Gespräch mit Absicht in diese Richtung, um ihre Zuversicht zu erschüttern und ihnen zu zeigen, wie ich das schon so oft versucht habe, auf welches Risiko sie sich einlassen, wenn sie unsere Vermittlung nicht anrufen.“

„Es war halb elf Uhr“, schrieb House weiter, „ehe wir zum eigentlichen Zweck unserer Zusammenkunft gelangten. Lloyd George setzte zum Sprechen an, ich fiel ihm ins Wort und sagte: ‚Sir Edward und ich haben bei unserem heutigen Vermittlungsgespräch eine Friedenskonferenz in Washington als undurchführbar erkannt, und ich habe versprochen, daß der Präsident über Einladung in Den Haag kommen und so lange bleiben wird, wie die Notwendigkeit es gebietet.‘“

„Es war nun Mitternacht, und der Premierminister schickte sich zum Gehen an. War unsere Unterredung auch nicht abschließend gewesen, so hatten wir doch zumindest im wichtigsten Punkt allgemeine Übereinstimmung erreicht, nämlich daß der Präsident zu einem Zeitpunkt, auf den man sich noch später einigen wollte, dem Krieg Einhalt gebieten und eine Konferenz fordern würde. Ich hatte nicht erwartet, mehr als das zu erreichen, und war ganz zufrieden.“

House frohlockte. Er war so mit sich zufrieden, daß er dem Modemaler Laszló Gelegenheit zu einem Porträt einräumte, auf dem er unter dem Schnurrbart sein unverbindliches Lächeln zeigte, das die Londoner Zeitungsleute so entzückte, und den grauen Filzhut aufhatte, der die Franzosen so faszinierte. Sir Edward Grey ging sogar so weit, den Tenor ihrer Unterredung in ein Memorandum aufzunehmen.

Der Kampf um Verdun dauerte bereits fünf Tage, als der Oberst, Mrs. House und Miß Denton mit der holländischen Linie nach New York zu-

rückführen. Das englische Kabinett maß dem Inhalt von Houses Diplomatmappe solche Bedeutung bei, daß ihn ein in der Passagierliste als sein Diener aufscheinender Geheimgent von Scotland Yard begleitete, nur um diese Dokumente zu beschützen.

Das Stillschweigen des Obersts beeindruckte die Reporter, die an Bord schwärmten, als das Schiff New York erreichte, derart, daß selbst die republikanische „Tribune“ schrieb: „House gelang es, zur gleichen Zeit ausweichend und vielsagend zu sein. Sein Blick bewies, daß sein Schweigen viel Humor verbarg. Er meisterte die schwierige Aufgabe, sowohl wortkarg als auch verbindlich zu sein, so ausgezeichnet, daß er selbst dann bei den Zeitungsreportern beliebt war, wenn er ihnen gar nichts verriet. Er ist ganz sicher einer der schlauesten Menschen.“

Sobald Oberst House in Washington eintraf, luden ihn der Präsident und die jetzige Mrs. Wilson zu einer Autofahrt ein. „Während dieser Autofahrt umriß ich jede Einzelheit meiner Aufgabe.“ Auf den Rückweg setzte ihn das Auto des Weißen Hauses beim Außenministerium ab, wo er sich für Lansing eine Stunde Zeit nahm, um ihn über den jüngsten Stand der Dinge in Kenntnis zu setzen.

Tags darauf bestätigte der Präsident die versuchsweise Vereinbarung mit Sir Edward Grey. Er selbst setzte das Telegramm auf, das House senden sollte: „Nach einigem Für und Wider hielt der Präsident kurzschriftlich seine Auslegung unserer Ansichten fest“, schrieb House, „setzte sich dann an seine Schreibmaschine und tippte seine Notizen herunter.“ Der Präsident ermächtigte House zu der Versicherung, daß er mit Sir Edward Greys Memorandum über dessen Verhandlungen mit Oberst House einverstanden sei. Er beschloß, in einer Zeile dieses Schriftsatzes das Wort „wahrscheinlich“ hinzuzufügen: „. . . wenn eine solche Konferenz stattfindet, wird sie den Frieden zu Bedingungen sichern, die für die Alliierten nicht unvorteilhaft sein werden; und wenn es ihr nicht gelingt, den Frieden zu sichern, werden die Vereinigten Staaten, falls sich Deutschland unvernünftig zeigt, *wahrscheinlich*“, fügte der Präsident ein, „die Konferenz als Kriegsteilnehmer auf seiten der Alliierten verlassen.“

Der Oberst fühlte sich voll und ganz gerechtfertigt. Er hatte der französischen und der englischen Regierung gesagt, „je weiter das Glück von den Alliierten zurückweicht, desto enger werden die Vereinigten Staaten zu ihnen stehen“. In einer Unterhaltung mit seinem geliebten Freund im Weißen Hause wiederholte er, was er ihm aus Europa geschrieben hatte: die Zeit der Vermittlung sei nicht mehr fern. „Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie nach Ablauf des Sommers einschreiten können.“

Im Gefühl seiner vollbrachten Aufgabe bestieg House den Zug, der ihn nach New York zurückbrachte. Dort ließ er sein Telegramm an Sir Edward

Grey in den Geheimschlüssel des Innenministeriums übertragen und nach England absenden. Als Lloyd George Jahre später seine Memoiren schrieb, behauptete er, daß es das von Wilson eingesetzte Wort „wahrscheinlich“ gewesen sei, an dem Houses Vermittlungspläne gescheitert waren.

Villas Überfall

Der Präsident überließ sein Vorhaben der Wiederherstellung des Friedens in Europa gänzlich dem Oberst seines Vertrauens. Ihn plagten andere Sorgen als die bevorstehende Wahl. Im Kongreß und in den Zeitungen kritisierten ihn einerseits Bryans Pazifisten und andererseits Roosevelts Zwischenrufer. Mexiko war ein Stachel im Fleisch.

Die Woodrow Wilsons hatten kaum ihre Koffer im Weißen Hause ausgepackt, als die verwickelte Lage Mexikos, die durch die Vermittlung der ABC-Mächte (*ABC-Mächte = Argentinien, Brasilien und Chile*) und die erfolgreiche Zerschlagung von Villas Banden durch die Anhänger verfassungsmäßiger Regierungsformen bei Saltillo im September vorigen Jahres als geklärt betrachtet worden war, plötzlich der Presse neue Schlagzeilen lieferte. Mexikanische Partisanen hatten, vermutlich über Villas Befehl, sechzehn amerikanische Bergleute, die unter dem Geleitschutz Carranzas reisten, in der Nähe von Chihuahua aus dem Zug geholt, ihnen die Kleider vom Leib gerissen, sie beraubt und erschossen.

Der Schrei nach sofortigem Eingreifen wurde von den Republikanern und Roosevelt-Anhängern und sogar einer beachtlichen Anzahl Demokraten laut. Der Präsident hielt das Außenministerium mit der Aussendung von Protestnoten an Carranza in Trab.

Zur selben Zeit unternahm Wilson eine Rednertour, bei der er vor einer begeistertsten Zuhörerschaft des Mittleren Westens, wo der Pazifismus am ausgeprägtesten war, einer vorsichtigen Bereitschaft das Wort sprach. Das einfache Volk ließ ihn sein Vertrauen fühlen. Briefe überschwemmten das Weiße Haus, die Wilsons Mäßigung priesen. „Sie bewahren uns vor dem Krieg, Herr Präsident. Wir glauben an Sie.“

Er hatte versucht, seinen Kriegsminister, Lindley Garrison, davon zu überzeugen, daß sich das Tempo der Regierung bei militärischen Vorbereitungen dem Tempo des Volkes anpassen müßte, aber Garrison war anderer Ansicht. Als er mit seinem Standpunkt, daß eine sofortige allgemeine Dienstpflicht nötig sei, nicht durchdrang, legte er sein Abschiedsgesuch vor. Sein Stellvertreter, Breckenridge, trat ebenfalls von seinem Posten zurück.

Wenige Tage später wurde Ida Tarbell, die in vielgelesenen Zeitschriften lobende Artikel über die Neue Freiheit geschrieben hatte, zum Abend-

essen ins Weiße Haus eingeladen. Sie erwähnte vor dem Präsidenten, daß sie in beklemmenden Zeiten lebten. „Keiner kann sagen, wie beklemmend sie sind“, antwortete der Präsident mit gepreßter Stimme. „Ich gehe nie zu Bett, ohne mir darüber klar zu sein, daß ich von Meldungen geweckt werden könnte, die den Krieg bedeuten. Noch ehe der Morgen dämmt, können wir uns im Kriegszustand befinden.“

Die Prophezeiung des Präsidenten erfüllte sich allzu rasch, als wenige Tage später der „Rote Mann“ in unmittelbarer Nähe zuschlug. Am 9. März unternahm Villa mit einigen hundert Berittenen vor Tagesanbruch einen Überfall auf die amerikanische Militärstation, die sich einige Meilen innerhalb der Grenze in Columbus, Neu-Mexiko, befand.

Villa haßte die Gringos, seit die Regierung den *Carranzista*-Truppen, die er bekämpfte, gestattet hatte, amerikanisches Gebiet per Bahn zu überqueren. Nach einer Reihe von Niederlagen mußte er etwas unternehmen, um sein Ansehen bei der Revolutionsarmee wiederherzustellen.

Sein Angriff war sorgfältig überlegt. Die amerikanischen Offiziere wurden durch Heckenschützen in ihren Häusern festgehalten. Während die Wachtposten unter dem diensthabenden Offizier eine Schar Mexikaner abwehrten, griff eine zweite Abteilung von hinten an. Die veralteten amerikanischen Maschinengewehre klemmten, die Schützen wurden getötet. Eine volle Stunde lang, in der Läden geplündert und niedergebrannt und alles, was sich bewegte, erschossen wurde, beherrschte Villa die Stadt, ehe er wieder vertrieben und (entgegen strenger Befehle des Kriegsministeriums) von zwei Abteilungen des 13. Kavallerieregimentes bis über die Grenzen Mexikos verfolgt wurde.

Acht Soldaten und acht Zivilisten wurden in Columbus getötet und mehrere verletzt. Die Armee meldete, sechzig tote Mexikaner in den Straßen der überfallenen Stadt gefunden zu haben.

Ein Pazifist im Kriegsministerium

Die erste Aufgabe, die Wilsons neuer Kriegsminister zu lösen hatte, sobald er sich zur Vereidigung in seinem Amt einfand, war eine Stellungnahme zu Villas Überfall. Wilson hatte nach einem treuen Demokraten Ausschau gehalten, den er an Garrisons Stelle setzen konnte, und dabei einen Mann nach seinem Geschmack gewählt. Newton D. Baker war ein fortschrittlicher Reformler und schon lange vor Baltimore ein Wilsonanhänger gewesen. Ihm ging der Ruf eines überzeugten Pazifisten voraus.

Er stammte von einer angesehenen Familie aus West Virginia. Obwohl

die meisten seiner Leute der Union angehörten, kämpfte sein Vater für die Konföderierten, gestand jedoch im Alter seinem Sohne, daß er glücklich über den Sieg der Nordstaatler sei. Dr. Baker war ein beliebter Arzt und besaß in Martinsburg, wo die Bakers zu den ersten Siedlern gehörten, einen ausgedehnten Freundeskreis. Als er in den Anfangstagen der John-Hopkins-Universität einen von Huxleys Vorträgen hörte, entschied er sich für dieses College als das für seinen Sohn geeignete. In Baltimore wohnte Newton in der gleichen Pension wie Woodrow Wilson, der damals Lehrer für Geschichte und Verfassung war. Er behielt Wilson gegenüber sein Leben lang ein wenig von der Einstellung des Schülers zu seinem Professor bei.

Baker studierte Rechtswissenschaft und war im Begriffe, eine bequeme Praxis in Martinsburg aufzuziehen, als ihm durch einen Freund seines Vaters, der unter Grover Cleveland Bundespostminister war, eine Stelle in der Postverwaltung von Washington angeboten wurde.

Von der Fortschrittlerbewegung erfaßt, ging er als Anwalt von Tom Johnsons Reformverwaltung nach Cleveland. Als Johnson starb, übernahm Baker sein Amt des Bürgermeisters. Wilson war von der geschickten Förderung, die Baker ihm während seiner Präsidentschaftskampagne in Ohio und bei der Tagung von Baltimore angedeihen ließ, so angetan, daß der Schulmeister im Staatswesen seinem Schüler im Jahre 1913 eine Stellung im Kabinett anbot. Baker zog es vor, Bürgermeister von Cleveland zu bleiben, um das Elektrizitätswerk der Gemeinde zu verwirklichen, das er seinen Wählern versprochen hatte.

Als er schließlich zu der Überzeugung gelangte, in den Dienst der Regierung treten zu müssen, erschien er im Büro des Ministers im alten War-State- und Navy-Gebäude, um den Amtseid abzulegen. Er sah damals mit sieben- undvierzig Jahren noch immer wie ein jungenhafter, netter, kleiner Mann aus. Er entwaffnete den zänkischen General Hugh Scott, den Stabschef und amtsführenden Minister, durch sein Geständnis: „Ich habe keinerlei Erfahrung und verstehe von diesem Posten nicht das geringste. Sie müssen mich wie einen Sohn behandeln.“

Die Planung eines Feldzuges gegen die mexikanischen Banditen war allerdings weit von der Reformierung der Verwaltung einer Stadt im Mittleren Westen entfernt. Trotz seines Rufes eines etwas verweichlichten Humanisten empfand Baker keinerlei Bedenken, den Präsidenten davon zu überzeugen, daß Villa bestraft werden mußte. Als erstes mußte ein Befehlshaber ernannt werden. Der im Range eines Generales stehende Funston sollte das Kommando über die gesamte Grenze beibehalten. Die alten Hauden rund um das Kriegsministerium versicherten dem neuen Minister einstimmig, daß Brigadegeneral Pershing der richtige Mann sei.

Der schwarze Jack

John Joseph Pershing hatte eine harte Schule hinter sich. Er wurde ein Jahr vor Beginn des Bürgerkrieges in einem Mietshaus für Bahnbedienstete in der Nähe von LaCledé, Missouri, geboren. Sein Vater war damals Streckenwärter bei der Hannibal- und St.-Joseph-Bahn. Während des Bürgerkrieges verdiente der alte Pershing als Marketender beim 18. Missouri-Infanterieregiment recht gut. Mit diesen Einnahmen eröffnete er einen Kaufladen, den er bei der Panik von 1873 wieder verlor. Danach reiste er als Vertreter für eine Konfektionsfirma und versuchte sich in allen möglichen, nicht sonderlich erfolgreichen Spekulationen. Trotzdem genoß er in seiner Gemeinde ein gewisses Ansehen, war Vorstand des Schulrates und Ehrenmitglied der Methodistenkirche von LaCledé. Er fand, die Kinder sollten für ihre Schulbildung arbeiten.

Jack Pershings brennendster Ehrgeiz galt der Rechtswissenschaft. Mit siebzehn begann er, als Lehrer an einer Volksschule für Neger ein wenig Geld zu verdienen, um sich seine Berufsausbildung im staatlichen Lehrerseminar leisten zu können. Sein Leben lang verstand er es gut, mit Negern auszukommen. Er war ein ruhiger, emsiger, starrköpfiger Junge und wollte so lange als Lehrer tätig sein, bis er genug Geld gespart hatte, um Jura studieren zu können.

Als der Kongreßdelegierte von LaCledé, der als Verfechter einer freien Währung und als Baptist an die Gleichberechtigung aller Tüchtigen glaubte, verkündete, er würde jenem Jungen, der die beste Prüfung ablegte, den Besuch der Militärakademie von West Point ermöglichen, griff Jack Pershing mit beiden Händen nach dieser kostenlosen Ausbildung. Er büffelte hingebungsvoll. Als er von achtzehn Bewerbern der Beste war, glaubte er sich den Anforderungen der Akademie noch immer nicht gewachsen und streckte seine mageren Ersparnisse, um sich ein Jahr lang an einer Militärschule in Highland Falls am Hudson vorzubereiten. Er war beinahe zweiundzwanzig, ehe er in die unterste Klasse West Points eintrat.

Obwohl er in seinen Studien bei weitem nicht hervorragend war, wurde Jack Pershing doch für sein gutes Reiten, sein tadelloses Benehmen und seine aufrechte Haltung bekannt. In seinem Abschlußjahr war er der Kapitän des Kadettenkorps. Nach den Schlußprüfungen diente er in den Kämpfen gegen die Apachen und die Siouxindianer.

Als die Indianer der Ebenen beruhigt waren, machte sich die Armee Leutnant Pershings Erfahrung als Lehrer zunutze und sandte ihn als Vortragenden für Heereswissenschaft an die Universität von Nebraska in Lincoln, wo seine Familie sich endgültig niedergelassen hatte und sein Vater wie gewöhnlich in hohem Ansehen bei der Methodistenkirche und beim Y. M.

C. A. (Verband christlicher junger Männer) stand. Pershing tat seinem alten Ehrgeiz Genüge und vollendete in Lincoln sein Studium der Rechtswissenschaft.

Später lehrte er in West Point Taktik. Während des spanischen Krieges diente er beim 10. Neger-Kavallerieregiment in Kuba und wurde für seine Tapferkeit in Santiago zum Titularhauptmann ernannt. Er kehrte aus Kuba mit dem Spitznamen „Schwarzer Jack“ zurück.

Während Roosevelts erster Amtsperiode trug Pershing, der mittlerweile Major geworden war, zur Niederschlagung des Moroaufstandes auf Mindanao bei. Er war einer der wenigen amerikanischen Offiziere, der die Sprache der Moros (*Moro: spanische Bezeichnung für einen islamitischen Malayenstamm.*) erlernte. T. R. war von dem knappen Stil seiner Berichte so entzückt, daß er ihn zurückrief und zum Generalstab versetzte.

Pershings Laufbahn bei der Armee hatte ihm keinen Müßiggang gestattet. Für Frauen hatte er niemals Zeit gehabt. Während seines Aufenthaltes in Washington warb er, der bereits Fünfundvierzigjährige, um Senator Warrens Tochter, die er auch heiratete. Diese Ehe mit der Tochter eines einflußreichen Kongreßmitgliedes, das früher einmal Gouverneur von Wyoming gewesen und nun Vorsitzender des Senatskomitees für Militärangelegenheiten war, tat Major Pershings Karriere keinen Abbruch. Bald wurde er als Attaché entsendet, um die Strategie des Russisch-Japanischen Krieges zu beobachten. Präsident Roosevelt übersprang die achthundert und etlichen Namen der Anwärter, die ältere Rechte hatten, um Pershing zum Brigadegeneral zu machen.

Als Gouverneur der Moro-Provinz auf die Philippinen zurückgekehrt, wurde er zu Beginn der mexikanischen Schwierigkeiten abberufen, um den Oberbefehl an der Grenze zu übernehmen. Da man annahm, daß dieses Kommando ein kurzfristiges sein würde, verblieben Mrs. Pershing und die Kinder in dem Wohnsitz, den man ihnen im Presidio in San Franzisko zugewiesen hatte. Am 27. August 1915 wurde der General in El Paso ans Telefon gerufen und mußte erfahren, daß seine Frau und seine drei kleinen Töchter in jenen Flammen den Tod gefunden hatten, denen die Militärstation zum Opfer gefallen war. Sein kleiner Sohn Warren war von einem Dienstmädchen gerettet worden.

Pershing war stets ein wortkarger, ernster Mann gewesen. Nach dieser Tragödie wurde er noch schweigsamer und noch grimmiger. Sein Haar, in dem sich die ersten silbernen Fäden gezeigt hatten, ergraute gänzlich.

Einem ehrgeizigen, übergenaue Soldaten konnte der mexikanische Feldzug wenig Erleichterung bieten. Von allen Aufgaben, die einem amerikanischen General jemals gestellt wurden, war die Verfolgung Villas die entmutigendste.

Die Bevölkerung hüllte sich in feindseligen Trotz. Die Verkehrsmittel bildeten ein Problem für sich. Der Feldzug stieß zweihundertfünfzig Meilen in den Wüstenstaat Chihuahua vor, ohne die Bahnen benützen zu dürfen. Die alten Maultiertrains der Armee waren zu langsam. Lastwagen mußten gemietet und gekauft, ihre Instandhaltung improvisiert werden.

Die Spionage bereitete ebenfalls schwere Kopfzerbrechen. Als der Zug tiefer ins Landesinnere drang, taten sich *Villistas* und *Carranzistas* zusammen, um dem Gringo das Leben sauer zu machen. Wenn die Konstitutionalisten auch froh waren, Villas Streitkräfte zerstreut zu sehen, rührten sie doch keinen Finger, um den Amerikanern zu helfen.

Überall stießen die Amerikaner auf Verrat und Betrug. Man hatte daran gedacht, von Flugzeugen aus die Nester bewaffneter Banden auszuforschen. Die wenigen Armeeflugzeuge erwiesen sich jedoch für anspruchsvollere Aufgaben als Schauflüge anlässlich einer Landesmesse völlig untauglich.

Im Kriegsministerium bewies hingegen Minister Baker, dessen Ernennung in den Kreisen der Berufsoffiziere mit Mißvergnügen aufgenommen worden war, eine Begabung für Blitzentscheidungen. Die Schnelligkeit seines Diktates erschöpfte einen Heeresstenographen nach dem anderen. Baker entdeckte erleichtert, daß er seine humanen Hemmungen abzuschütteln begann. Sein Motto hieß: Erledigen Sie die Sache. Als das Korps der Feldzeugmeister sich darauf berief, keine Ermächtigung für Lastautos zu besitzen, gab er Auftrag, sie dennoch zu kaufen. „Die Verantwortung trage ich.“

Es gelang Pershing nicht, Villa zu fangen, aber seine peinlich nutzlosen Vor- und Rückmärsche erwiesen sich als wertvolle Ausbildung für das reguläre Heer. Das Problem, zehntausend Mann in feindlichem Gebiet zu versorgen, lehrte das Kriegsministerium und Newton D. Baker Dinge über Beschaffung und Verpflegswesen, die sie sich nie hätten träumen lassen.

Der „Sussex“-Notenwechsel

Während amerikanische Soldaten sich bei der Verfolgung falscher Führer durch die versengten Wüsten Nordmexikos, wo hinter jeder Kaktusstaude Schützen lauerten, das Leben aus den Leibern schwitzten, runzelte der Präsident die Stirn über das neuerdings unverständliche Benehmen der Deutschen. Wenn auch Tirpitz' Rücktritt und Bernstorffs feierliche Bezeugung vor Oberst House eine neue Einsicht zu beweisen schien, so barg die Anfang März von der kaiserlichen Regierung erfolgte Ankündigung, daß sie bewaffnete Handelsschiffe als Kriegsschiffe behandeln würde, doch drohende Möglichkeiten.

Die Alliierten entdeckten, daß eine flinke Geschützmannschaft einem

U-Boot, das zu Warnzwecken auftauchte, beträchtlichen Schaden verursachen konnte. Sie lockten die U-Boote mit unschuldig wirkenden Frachtern, die sich als schwer bewaffnet erwiesen, an. In Amerika schlossen sich Friedensbewegungen Bryans Forderungen an, daß es Amerikanern verboten werden müßte, auf bewaffneten Handelsschiffen zu reisen. Der Streit hatte einen hysterischen Höhepunkt erreicht, als die Zeitungen am Morgen des 25. März die Nachricht der „Sussex“-Katastrophe brachten.

Die „Sussex“ war eine zwischen Calais und Dover pendelnde Fähre, die Frauen und Kinder an Bord hatte und als unbewaffnet bekannt war. Eine Explosion riß unmittelbar unter den weißen Klippen Albions den Bug vom Schiff. Es gab an die achtzig Tote. Man vermutete mit Bestimmtheit, daß sich unter den Opfern Amerikaner befanden, obwohl sich später herausstellte, daß dies nicht der Fall war. Das Außenministerium tobte. Lansing wollte von Bernstorff augenblicklich seinen Paß zurückgeben.

Oberst House fühlte sich zwar wieder einmal gesundheitlich nicht auf der Höhe, eilte aber sofort nach Washington, um beratend einzuspringen. Er war mit dem Außenminister einer Meinung. Der Präsident war in Gedanken versunken und gebrauchte Ausflüchte. „Aus der Art, wie er mich ansah“, vertraute House seinem Tagebuch an, „neige ich zu der Vermutung, daß er die Absicht hat, sich lieber hinter Ausreden zu verschanzen, als schlagartig in der neuen U-Boot-Krise zu handeln. Er scheint nicht zu wissen, daß seine Kritiker ihm den schwersten Vorwurf daraus machen, daß seine kühnen Worte stets nur von schwächlichen Taten gefolgt werden.“

Der Streit, was im Falle der „Sussex“ zu tun sei, dauerte Wochen. Der Präsident hörte auf Lansing und den diplomatischen Berater Polk. Er berief Baker und andere Kabinettsmitglieder einzeln und gemeinsam zu sich. Auf den Rat Houses legte er so großen Wert, daß der Oberst eine Zeitlang im Weißen Haus wohnte.

Endlich gab das Außenministerium eine Note heraus, deren endgültige Fassung wie gewöhnlich genauest vom Präsidenten persönlich mit seiner eigenen einsamen Schreibmaschine ausgefertigt wurde. Mit dieser Note wurde die deutsche Regierung vor einem Abbruch der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten gewarnt, falls die deutschen U-Boote nicht aufhörten, unbewaffnete Handelsschiffe anzugreifen.

Hauptsächlich dank von Bernstorffs Beharrlichkeit antwortete das deutsche Außenamt, daß seine Regierung „ihr äußerstes tun würde, die feindlichen Handlungen für den Rest der Kriegsdauer auf die Streitkräfte der Kriegsteilnehmer zu beschränken.“ Sie knüpften ihrerseits die Forderung an, die Vereinigten Staaten sollten die Engländer dazu zwingen, die Freiheit der Meere wiederherzustellen. Wilson nahm den ersten Teil der Bot-

schaft an und kümmerte sich nicht um den Rest. Er hatte die Deutschen mit der Formulierung seiner Note in die Verteidigung gezwungen. Sie übernahmen schwerfällig die Verantwortung für den „Sussex“-Angriff und machten sich erbötig, Schadenersatz für alle amerikanischen Verluste zu leisten. Das Ergebnis war, zumindest für die amerikanische Presse, ein weiterer diplomatischer Sieg des Präsidenten.

X. KAPITEL

Er bewahrte uns vor dem Krieg

Der Notenwechsel über die „Sussex“ löste bei Theodore Roosevelt neue Ausbrüche aus. Von einem Abstecher zu den Antillen neu gekräftigt, wo sich seine chronische Bronchitis gebessert hatte, an der er als Folge des Attentats litt, fegte T. R. wie ein Wirbelsturm durch den Mittleren Westen, um die Tagungen der Partei der Fortschrittler und der Republikaner vorzubereiten, die für Anfang Juni in Chicago angesetzt waren. Dorcas war seinen Plänen geneigt. Wenn er auch ein viel zu gewitzter Politiker war, um sich ehrliche Hoffnungen über eine Nominierung zu machen, ließ er sich doch von den Plänen seines Freundes anstecken. Die Kernzelle der Fortschrittler, die zu ihrem Parteisymbol den Elchbullen gewählt hatten und sich auch dementsprechend „Bull Moose“ nannten, hoffte, bei der Tagung der Republikaner ein Schachmatt zustande zu bringen, das von einer dramatischen Fusion der beiden Tagungen und der Ausrufung T. R.s als des einzigen Mannes gefolgt werden sollte, der imstande sei, diese Spaltung zu überbrücken und sich gegen Woodrow Wilson zu behaupten. Es würde dazu eines Wunders bedürfen, aber Wunder mochten geschehen.

Das Vorhaben erfüllte T. R. mit seinem alten Feuereifer. Im Planters Hotel in St. Louis sprang er zur Frühstücksstunde in der überfüllten Halle auf ein Sofa und griff in einer Stegreifrede die Bindestrich-Amerikaner an. Es gibt keine Englisch-Amerikaner oder Irisch-Amerikaner oder Deutsch-Amerikaner, brüllte er mit seiner kreischenden Stimme und ruderte heftig mit den Armen durch die Luft. Es gab einzig Amerikaner.

Im City Club schwang er sich auf den Rednertisch und beschuldigte Präsident Wilson, der mittlerweile für jene, die es gerne hören wollten, der Bereitschaft und dem Heeresdienst die Stange hielt, Worte zu verwenden, die so leer seien wie ein Ei, nachdem es ein Wiesel ausgesaugt habe. „Teddy, o Teddy, keiner ist wie du!“ sang jemand aus dem Publikum.

St. Louis war ein Zentrum deutscher Vereine und deutschen Biertrinkens

und hatte überdies eine streitsüchtige irische Bevölkerung, die über die englische blutige Unterdrückung des Osteraufstands wütend war, aber die dichtgedrängte Menschenmenge im City Club hob T. R. in den Himmel. Gegen jede bessere Einsicht zuversichtlich, kehrte er nach Sagamore Hill zurück.

Zu Heldentaten bereit

Zwei Tage später verdrängte die Meldung über die Seeschlacht vor dem Skagerrak die Lokalpolitik von den Titelblättern. „*Deutsche frohlocken über Jütland-Sieg, aber England ist ruhig*“, verkündete die „New York Times“.

Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheuer und die Entscheidung ungewiß. Als die Übertreibungen der Propagandabüros gesiebt wurden, ergab sich die ziemlich den Tatsachen entsprechende Bilanz, daß die Engländer drei schwere, fünf leichte Kreuzer und acht Zerstörer verloren hatten, zusammen einhundertzwölftausend Tonnen. Dazu kamen Verluste von sechstausendachthundert Mann, die tot oder verwundet waren. Die Deutschen hatten ein erstklassiges Kriegsschiff, einen neuen schweren Kreuzer, drei leichte Kreuzer und fünf Zerstörer eingebüßt, oder sechzigtausend Tonnen und dreitausend Mann. Die deutschen Panzerschiffe, die Artillerie und besonders ihre panzerdurchlöchernden Geschosse erwiesen sich als die besseren, aber die schwer angeschlagene deutsche Flotte zog sich in ihre schützenden Häfen zurück.

Die Engländer waren zwei Tage nachher wieder auf hoher See. Im Grunde genommen hatten sie einen Sieg errungen, behaupteten die Londoner Zeitungen. Die Deutschen hatten den relativ größeren Verlust erlitten. In Amerika versetzte Jütland sowohl den Anhängern der Deutschen als jenen der Alliierten gleichermaßen einen ernüchternden Schlag.

Die blutige Meldung, aus der deutlich hervorging, daß der europäische Krieg in der nächsten Zukunft nicht beendet sein würde, wurde von dem näherliegenden Wirbel der Präsidentschaftskampagne verschlungen.

In der ersten Juniwoche summt Chicago wie ein Bienenschwarm. Die Hotels waren von Abgeordneten der Bull Moose und der Republikanischen Partei überfüllt. Elf Stunden hindurch dröhnten die Straßen von den Blechkapellen einer „Bereitschaftsparade“ wider. Zehntausend Frauen marschierten für das Stimmrecht der Frauen durch den Regen.

Am gleichen Morgen, an dem die Republikanertagung im Kolosseum unter dem Vorsitz Senator Warren G. Hardings von Ohio eröffnet wurde, begann die Partei der Fortschrittler mit weniger Flaggenschmuck, aber um

so größerem Geschrei ihre Versammlung im Auditorium. Die Bull-Moose-Führer, die tief in geheimen Verhandlungen mit einem Ausschuß, der von den konservativen Republikanern bestellt worden war, steckten, wollten ihre erhitzten Abgeordneten daran hindern, Roosevelt zu früh zu nominieren. Bei der ersten Erwähnung seines Namens stimmten sie einen neununddreißig Minuten dauernden Jubel an. T. R. lauschte dem Gebrüll auf seiner privaten Telefonverbindung nach Sagamore Hill. Trotz der Begeisterung der Menge erkannte er bereits, daß diesmal kein Wunder geschehen würde.

Im März hatte er von Trinidad an die New Yorker „Evening Mail“ gekabelt: „Es wäre ein Irrtum, mich zu nominieren, wenn das Land nicht zu Heldentaten bereit ist, sondern sich nur Idealen widmen will, ohne diese Ideale durch entsprechende Maßnahmen zu verwirklichen.“

Keiner wußte besser als T. R., daß er sich mit seiner offenen Einbekennung eines Kriegsprogramms große Teile seiner Anhängerschaft zu Feinden gemacht hatte. Die Reformer, die seiner Führerschaft in früheren Wahlkämpfen so aufgeschlossen gegenüberstanden waren, hatten nun sehr gegensätzliche Ansichten darüber, wie „ihre Ideale durch entsprechende Maßnahmen zu verwirklichen“ seien. Die ländlichen und westlichen Fortschrittler, die in Wisconsin von La Follette und in Kalifornien von Hiram Johnson geführt wurden, waren entweder eindeutig Pazifisten oder standen jeder unbesonnenen Einmischung in die europäischen Streitigkeiten zweifelnd gegenüber. Nur die über gute Verbindungen verfügenden Bull Moozers aus den Finanz- und Industriezentren des Ostens waren für den Krieg auf seiten der Verbündeten, und sie waren schwer von jener Gruppe zu unterscheiden, die für die Nominierung Charles Evans Hughes unter dem Programm der Republikaner eintraten.

Der widerstrebende Richter

Hughes war ziemlich abgeneigt, seinen Namen der Tagung der Republikaner vorlegen zu lassen. Er war so gewissenhaft darauf bedacht, den Obersten Gerichtshof nicht in das Getriebe der Politik zu zerren, daß er sogar davon Abstand genommen hatte, selbst zu wählen. Oberrichter White, ein unverblümter und zänkischer alter Mann von schwacher Gesundheit, hatte Hughes mitgeteilt, er würde bald in den Ruhestand treten und erblicke in Hughes seinen Nachfolger. Präsident Wilson, dessen Töchter mit den jungen Leuten der Hughes-Familie freundschaftlich verkehrten, gab klar zu verstehen, daß Hughes, vorausgesetzt, er würde sich dem Rennen um die Präsidentschaft fernhalten und Wilson würde abermals gewählt werden, der nächste Oberrichter sein sollte.

Die Briefe des Expräsidenten Taft spielten eine bedeutende Rolle dabei, Hughes von seiner moralischen Verpflichtung zur Kandidierung zu überzeugen. Es war Taft, dem Hughes für seine Ernennung in den Obersten Gerichtshof verpflichtet war. Taft wußte, daß Hughes seiner Pflicht gegenüber der Partei mit der gleichen Gewissenhaftigkeit nachkam, wie seiner Pflicht als Mitglied der Baptistenkirche.

„... Die Demokratische Partei“, schrieb ihm Taft, „ist das, als was sie sich immer gezeigt hat — die organisierte Unfähigkeit des Landes. Ich bin kein Umstürzler, aber ich kann mich dieser Schlußfolgerung nicht entziehen. Die Republikanische Partei zerfiel im Jahre 1912 in zwei Lager. Die große Masse der Fortschrittler hat sich wieder in die Partei einschreiben lassen. Um sie jedoch festzuhalten und die anderen zu gewinnen, müssen wir einen Kandidaten haben, der beide Gruppen zu begeistern imstande ist und ihnen Vertrauen auf den Sieg einzufloßen vermag. Mr. Roosevelt ist gigantisch. Er ist ein Genie. In mancher Hinsicht fordert mir seine Genialität jetzt größere Bewunderung ab als je zuvor. Aber ich kann nicht glauben, daß er das Blatt des Gewinners in Händen hält.“

Taft beharrte auf der Meinung, daß T. R. nach Überwindung seiner ersten Enttäuschung Hughes unterstützen müßte. „Er hat sich in eine Lage gebracht, die ihn dazu zwingt, für Sie einzutreten, wenn Sie nominiert werden.“

Taft stand mit seiner Auffassung nicht allein. Aus allen Teilen der Republikanischen Partei trafen dringende Bitten ein, die Hughes Entschlossenheit wankend machten, das zurückgezogene und sorgenfreie Leben, das er so sehr genoß, fortzusetzen. Alle politischen Propheten wiederholten Tafts Äußerung: „Sie werden bestimmt gewählt werden, wenn Sie die Nominierung annehmen.“

Mrs. Hughes, die ihre Überzeugung, daß ihr Gatte ein vom Schicksal Ausgekorener sei, niemals verhehlte, erklärte ihm, ihn mit der Würde des Präsidenten bekleidet sehen zu wollen. Hughes fühlte seine Entschlossenheit dahinschwinden, aber er wußte auch, was die Präsidentschaft bedeuten konnte. „Wenn du mich in meinem Sarg siehst“, sagte er Mrs. Hughes mit einiger Bitterkeit, „dann denke daran, daß ich diese Bürde nicht auf mich nehmen wollte.“

Das Ende der Elchbullen

Die Wahl begann am dritten Tag der Tagung. Hughes, der über keinerlei persönliche Organisation, keine verschwenderischen Werbemittel, keine Abzeichen und keine Paniere verfügte, erzielte bei der alten Garde der Republikaner beim ersten Wahlgang im Kolosseum 253¹/₂ Stimmen gegen-

über Roosevelts 65. Im Auditorium strengten sich die Fortschrittler gewaltig an, eine vorzeitige Nominierung zu verhindern. Die „Friedensauschüsse“, die versuchten, hinter der Bühne eine Vereinbarung zu treffen, waren am toten Punkt angelangt.

Als die Versammlungen am Abend des 9. Juni vertagt wurden und Hughes noch immer 170 Stimmen zuwenig hatte, sagte der Richter, der sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte und vorgab, an seinen Fällen des Obersten Gerichtshofes zu arbeiten, ziemlich wütend zu seiner Frau: „Damit ist die Sache erledigt. Ich werde nicht nominiert werden. Ich gehe jetzt zu Bett.“

Am nächsten Tag setzten die konservativen Republikaner seine Nominierung durch. Hughes nahm mit einem Schreiben, das Woodrow Wilson für unnötig kurz angebunden erachtete, seinen Abschied vom Obersten Gerichtshof und nahm an. Die Fortschrittler nominierten in ihrer Verzweiflung Roosevelt.

T. R. gab vom Ende seiner Privatlinie in Sagamore Hill ausweichende Antworten. Er wollte weder ja noch nein sagen. Er machte die Ablehnung seiner Nominierung davon abhängig, daß Hughes gewisse Grundsätze annähme.

Die Tagung vernahm seine Ausflüchte mit „Ärger, Spott und Stöhnen“. Da der Neue Nationalismus rund um sie in Stücke fiel, zogen sich Roosevelts Anhänger verbittert aus Chicago zurück. Viele von ihnen, wie Mark Twains Freund, der Jurist Bainbridge Colby, unterstützten letzten Endes Präsident Wilson. Bull Moose war tot.

Gesegnet seien die Friedfertigen

Die Demokraten trafen sich inzwischen zu ihrer Tagung in St. Louis. Woodrow Wilson hatte sich eines zugkräftigen Schlagwortes T. R.s bemächtigt und griff die Bindestrich-Amerikaner an. Das Nationalkomitee plante, den Amerikanismus zum Kernpunkt des Wahlfeldzuges zu machen. Sämtlichen Musikkapellen der Tagung wurden Texte und Noten aller patriotischen Lieder zur Verfügung gestellt, und es war alles bestens vorbereitet, die alte Herrlichkeit bei jeder Gelegenheit hochleben zu lassen. Zur größten Überraschung der führenden Köpfe, die hinter den Kulissen blieben, sprachen die Abgeordneten auf einen völlig anderen Köder an.

Der ehrenwerte Martin H. Glynn, ehemaliger Gouverneur von New York, lieferte mit seiner Rede das Leitmotiv. Er hatte vorgehabt, die Sitzung mit einer Entschuldigung für die Zugeständnisse zu beginnen, zu denen sich Woodrow Wilson gezwungenermaßen zur Wahrung des Friedens bereit er-

klärt hatte, und wollte anschließend die Zuhörer mit dem Nationalbewußtsein zur Begeisterung hinreißen. Er zählte einige heikle Situationen auf, in denen es unter Washington, Jefferson, Adams, Van Buren und Franklin Pierce um amerikanisches Leben und amerikanischen Besitz gegangen war.

„Zur Zeit von Grants Präsidentschaft erschoss ein spanischer Befehlshaber kaltblütig den Kapitän der ‚Virginus‘, sechsunddreißig Mann der Besatzung und sechzehn Passagiere. Aber wir begannen keinen Krieg. Grant löste unsere Schwierigkeiten auf dem Verhandlungswege, genau wie es der Präsident der Vereinigten Staaten heute zu tun versucht.“

Zu Glynn's Verblüffung brach die Menge in begeistertes Klatschen aus. Sooft er seine Aufzählung der früheren Fälle der Friedenswahrung durch Schiedsspruch beenden wollte, rief die Menge „Weiter, weiter!“ Glynn erwärmte sich für seine Aufgabe. Er zitierte eine Krise nach der anderen. „Was taten wir?“ brüllten die Menschen. „Wir haben keinen Krieg geführt!“ gaben sie selbst die Antwort.

William Jennings Bryan, der in der für die Presse bestimmten Galerie saß, war so gerührt, daß er in Tränen ausbrach. Als er zu Beginn der Nachtsitzung auf die Rednertribüne gebeten wurde, erzielte er beinahe die gleiche Beifallsdauer wie Woodrow Wilsons Name, als er zum ersten Male fiel. Wie es einem guten Parteimitglied zustand, machte er aus seiner Rede eine Huldigung für den Präsidenten. Trotz ihrer Meinungsverschiedenheit über Mittel und Wege seien ihre Ziele die gleichen. Der Präsident hatte den Frieden erhalten.

Ollie James aus Kentucky war der ständige Vorsitzende. Senator James war ein großer, lauter Mann. Ein Reporter der „New York Times“ beschrieb ihn folgendermaßen: „Er hat das Gesicht eines Ringkämpfers, den Körper einer Eiche und die Stimme einer Orgel.“ Seine Eröffnungsworte lauteten: „Gesegnet sind die Friedfertigen, denn sie werden die Kinder Gottes genannt werden.“

Die Worte wurden mit frenetischem Jubel aufgenommen.

Er beschrieb den langen einsamen Kampf des Mannes, der sich im Weißen Haus darum bemühte, Amerikas Neutralität aufrechtzuerhalten und den Frieden zwischen den kämpfenden Völkern Europas wiederherzustellen. „Sollte diese Friedensliebe schlecht und schwächlich sein, so möge Gott sie segnen und die Herrscher der Welt darin unterweisen.“

„Die Abgeordneten erhoben sich nicht von ihren Stühlen“, schrieb der „Times“-Reporter, „sie sprangen hoch. ‚Weiter, Ollie, nur so weiter!‘ schrien sie.“

Der Senator schilderte den Sieg des Präsidenten im Falle der „Sussex“. „Ohne ein einziges amerikanisches Kind zur Waise, oder eine einzige amerikanische Mutter zur Witwe zu machen, ohne einen einzigen Gewehr-

schuß oder den Verlust auch nur eines Tropfen Blutes zwang er den fanatischsten Militärg Geist, der jemals über einem Schlachtfeld hing, zur Anerkennung amerikanischer Forderungen und amerikanischer Rechte.“

„Wiederholen!“ brüllte die Menge.

Ollie James ließ den Satz noch einmal über die Köpfe der Zuhörer donnern. Sie forderten eine abermalige Wiederholung. Dann klatschten sie zwanzig Minuten lang ununterbrochen. Dieser Beifall dauerte eine Minute länger als jener, den sie Woodrow Wilsons Namen gezollt hatten.

Spätnachts wurde Wilsons Nominierung, die eine ausgemachte Sache war, mit nur einer einzigen abweichenden Stimme durchgeführt. Als das Wahlprogramm am nächsten Tag festgelegt wurde, fügte jemand — wer, konnte später nicht mehr festgestellt werden — den Satz ein, der zum Tenor der Wahlwerbung wurde: „Er bewahrte uns vor dem Kriege.“

Ein blutiger Sommer

Während die Demokraten in St. Louis nach Frieden schrien, nahm das Weltgeschehen eine immer kriegerische Wendung. Herbert Kitchener, der britische Kriegsenker, ging mit der „Hampshire“ unter, die vor den Orkneyinseln auf eine Mine auflief. Die deutschen Truppen drangen mit einem großen Aufgebot an Menschen und Material auf die Befestigungen der vorspringenden Verteidigungslinie um Verdun ein, wo die Franzosen ihre Stellungen mit dem Mut der Verzweiflung behaupteten. Die Engländer wollten den Druck auf Verdun erleichtern und warfen die Rekruten, die Kitcheners Ausbilder gedrillt hatten, in einer tollkühnen Offensive an der Somme ins Gefecht.

In Mexiko versuchte Carranza, der angeblich von deutschen Agitatoren dazu verhetzt worden war, alle Kampfgruppen in einem heiligen Krieg gegen den Gringo zu vereinigen. Täglich forderte er Pershing auf, seine Truppen vom geheiligten Boden der mexikanischen Republik abzuziehen.

Von Mazatlán bis zum Golf von Mexiko wurden die Angriffe auf die Amerikaner so bedrohlich, daß der Präsident den Staatsgouverneuren befahl, die Bürgerwehr zu Hilfe zu rufen. Am 22. Juni wurde eine Gruppe junger Negersoldaten von Pershings 10. Kavallerieregiment in Carrizal von Carranzista-Streitkräften überfallen. Der mexikanische General, der die Falle gestellt hatte, fand dabei den Tod. Drei amerikanische Offiziere waren tot oder vermißt und dreiundzwanzig Kavalleristen und ein mormonischer Späher wurden gefangengenommen und nach Chihuahua gebracht.

Täglich wurden Noten zwischen Washington und Mexiko City gewechselt.

Die Nationalgarde, die nun über Bundesauftrag einberufen worden war, begann, entlang der Grenzen Stellung zu nehmen. Gesellschaften zur Wahrung des Friedens und südamerikanische Diplomaten boten ihre Vermittlung an. Am 29. Juni gab Carranza nach und kabelte seinen Leuten in Chihuahua, die gefangenen Amerikaner in Freiheit zu setzen. Die vierundzwanzig Mann wurden in einen Zug nach El Paso gesetzt.

Zwei Tage später, während die Meldung über die versandende Verdun-Offensive die Anhänger der Alliierten mit neuem Mut erfüllte, erfuhr das deutsche Ansehen in Amerika mit dem Auftauchen eines deutschen U-Boot-Handelsschiffes in der Chesapeakebai einen gewaltigen Auftrieb. Die „Deutschland“ hatte mir ihrer Ladung von Färbemitteln den Atlantischen Ozean trotz der englischen Blockade unbewaffnet und unversehrt überquert.

Ich würde dafür keinen Dollar geben

Wilson's Wahlwerbung kam nur langsam in Schwung. Die Gesundheit des Präsidenten ließ zu wünschen übrig. Tägliche Probleme fesselten ihn an seinen Schreibtisch im Weißen Haus. Vance McCormick, ehemaliger Bürgermeister von Harrisburg, Pennsylvania, und wie Newton D. Baker ein ländlicher Reformier aus dem Fortschrittlerflügel der Partei, übernahm den Platz des mürrischen McCombs als Organisator der Kampagne. Wilson beschrieb ihn begeistert als Dampfmaschine in Stiefeln, aber er hatte Schwierigkeiten, Finanziers für seine Wahlwerbung zu finden. Die Wetten in New York standen noch immer zwei zu eins für Hughes.

Henry Morgenthau, der vermögende Grundstückmakler und Finanzier, der als führender Wilson-Anhänger in begüterten Kreisen hervorgetreten war, seit eine Rede Wilsons ihn vor Jahren zu Tränen gerührt hatte, befand sich auf Urlaub von seiner Botschaft in der Türkei, um sich als Kassier zu betätigen. Aber trotz der Unterstützung durch Bernard Baruch, der wie ein neuer Komet am Himmel der Wallstreet emporschoß, sah er sich schweren Hürden gegenüber. Die Geldkreise begünstigten Hughes.

Josephus Daniels pflegte in späteren Jahren eine unterhaltsame Geschichte darüber zu erzählen, wie er als Freund Edisons und Henry Fords zugezogen wurde, um zu versuchen, diese Herren dazu zu bewegen, sich von einigen Banknoten zu trennen. Beide Männer waren zum Mittagmahl in Vance McCormicks Appartement im Biltmorehotel in New York eingeladen. Es wurden keinerlei alkoholische Getränke gereicht, aber als McCormick und Daniels versuchten, das Thema der Beiträge zur Wahlwerbung anzuschneiden, wurden die beiden großen Erneuerer des Maschinenbaues ausgelassen wie Kinder.

Über dem Tisch befand sich ein Luster mit großen geschliffenen Glaskugeln. Henry Ford rief Edison plötzlich zu: „Ich wette um jeden Betrag, daß ich diese Kugel von dem Luster herunterstoßen kann.“

Obwohl erst der erste Gang serviert worden war, wurde der Tisch zur Seite geschoben und Edison begann, mitten im Zimmer seine Beine gelenkig zu machen. Daniels Erzählung berichtet, daß der Hexenmeister der Elektrizität den höchsten Fußtritt ausführte, den er jemals gesehen hatte, und die Kugel in tausend Splitter zerschlug. Ford verfehlte das Ziel um den Bruchteil eines Zentimeters.

Für den Rest des Essens war Edison damit beschäftigt, sich seines Sieges über Ford zu freuen. „Sie sind ein jüngerer Mann als ich, aber ich bin der bessere Fußballer.“

Erst als die Eiscreme gereicht wurde, gelang es McCormick, die Aufmerksamkeit seiner Gäste wieder auf den Bedarf der demokratischen Wahlwerbung zurückzulenken. All seine hübschen Sprüche über die großartige Friedensarbeit des Präsidenten verpufften wirkungslos. Ford war seit dem Gehänsel, das er über den Fehlschlag seiner „Friedensarche“ im vorigen Winter hatte einstecken müssen, ziemlich schlecht auf das Wort Friede zu sprechen. „Diese ganzen Wahlausgaben sind Quatsch“, sagte er. „Ich würde keinem Wahlwerbeausschuß auch nur einen Dollar geben.“

Schließlich wurde er dafür gewonnen, eine Reihe Zeitungsanzeigen einzuschalten, die der Öffentlichkeit die Ford-Erzeugnisse in Erinnerung hielten und die Leser gleichzeitig darüber aufklärten, warum sie Wilson wählen sollten. Edison ließ sich von McCormick zu nicht mehr als der Äußerung hinreißen: „Man sagt, Wilson sei gestolpert. Vielleicht ist das richtig, aber ich bemerke, daß er meistens nach vorne stolpert.“

Der Achtstundentag

Eine Ursache der zugeknöpften Brieftaschen lag in Wilsons Berufung eines in Louiseville geborenen Bostoner Juristen namens Louis D. Brandeis an den Obersten Gerichtshof. Brandeis, ein etwas trockenes Ergebnis der Harvardschule für Rechtswissenschaft, verdankte seine Karriere seinem Kampf gegen Monopole und Trusts im Interesse der Käufer. Sein Schreckgespenst hieß Größe. Er war der fahrende Ritter des kleinen Mannes. Die Konservativen betrachteten seine gleißenden Verkündigungen mit Mißtrauen. Selbst der überaus duldsame Taft hielt seine Ernennung für „die allerschlimmste“, und jede konservative Stimme im Land erhob sich in dem bitteren Gefecht um die Bewilligung seiner Ernennung im Senat gegen ihn.

Ein weiterer Grund lag im La-Follette-Gesetz, das verbesserte Arbeits-

bedingungen für amerikanische Seeleute einführte und die Unterhaltskosten von Handelsschiffen unter der amerikanischen Flagge beträchtlich erhöhte. Die Unternehmer warfen dem Präsidenten seine stillschweigende Anerkennung dieses Gesetzentwurfes vor. Die dritte Ursache bildete die Ergänzung zu dem Clayton-Gesetz, das Gewerkschaften von den Verboten der Trustbildung ausnahm. Eine vierte war das Adamson-Gesetz, das den Achtstundentag und schiedsgerichtliche Verfahren bei Streitfragen mit Bahnarbeitern vorsah. Für den Großteil der Unternehmerschaft war der Achtstundentag unverändert das rote Tuch.

Das Adamson-Gesetz war als Normaßnahme in den drückenden Hundstagen einer Sommersitzung des Kongresses angenommen worden, um einem Streik der Bahnarbeiter zuvorzukommen, der die Arbeitseinstellung von vierhunderttausend Leuten und die Lahmlegung sämtlicher wichtiger Bahnen des Landes befürchten ließ. Seit Monaten hatte sich ein Generalstreik gegen die Arbeitsbedingungen und die niedrigen Löhne zusammengebraut. Er stellte einen Teil der Forderung der Arbeiterschaft nach einer Beteiligung an den Kriegsgewinnen dar.

Zu einer Zeit, in der die Bahnen mit Ausnahme der inländischen Wasserwege die einzigen Transportmittel für Lebensmittel, Kohle und Bedarfsartikel darstellten, war die Aussicht auf einen ausgedehnten Streik bedrohlich. Der Präsident wurde über dem Feilschen mit den Ausschüssen von Bruderschaften und Geschäftsleitungen grau und eingefallen. Vergeblich bemühte er sich, beide Seiten zu einer schiedsgerichtlichen Beilegung ihrer Meinungsverschiedenheiten zu bewegen.

Die Gewerkschaftsführer ließen sich nicht überzeugen. „Ich war entsetzt, eine ganz eigenartige Starrköpfigkeit und Härte an diesen Männern zu entdecken. Als ich ihnen die Not unseres Volkes für den Fall, daß es zu diesem Streik kommen würde, ausmalte, saßen sie ungerührt und offensichtlich gleichgültig in ihren Stühlen“, erzählte er Tumulty. „Ich bin am Ende meiner Weisheit.“

Von den Gewerkschaftsführern enttäuscht, versuchte er, mit den Direktoren der Bahnen auf einen grünen Zweig zu gelangen. Ein Ausschuß, der sich aus den verschiedensten Bahndirektionen zusammensetzte, war in dem dicht verhängten Blauen Salon des weißen Hauses versammelt. Nachdem die Herren eine Zeitlang auf reihenweise aufgestellten kleinen goldenen Stühlen in unfreundlicher Dunkelheit dagesessen waren, wurde am Ende des Raumes ein Vorhang zurückgezogen, und der Präsident erschien, ausgeruht und unternehmungslustig in seinem weißen Anzug in dem flutenden Sonnenlicht, das durch die hohen Fenster hinter ihm einfiel.

„Nicht in meiner Eigenschaft als Präsident der Vereinigten Staaten habe ich Sie nach Washington berufen, um mit Ihnen diese Frage zu erörtern“,

begann er seinen Appell, den Tumulty für ganz besonders ergreifend hielt. „Diese Berufung läge nicht in meiner Macht. Ich habe Sie bloß als Mitbürger eingeladen, um diese schwerwiegende und kritische Lage zu besprechen. Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß ich, stünde mir als Präsident dieses Recht zu, Ihnen sagen würde, daß ein Streik undenkbar ist und einfach nicht stattfinden darf. Ein das gesamte Land umfassender Streik im jetzigen Zeitpunkt würde für das amerikanische Volk grausame Hungersnot bedeuten. Die Menschen werden sich nicht stillschweigend einem Streik unterwerfen, der ihnen die lebenswichtigen Güter vorenthält. Die Reichen werden durch eine vorübergehende Stilllegung dieser breiten Adern des Handels und Verkehrs nicht zu leiden haben, denn sie können gegen das Schreckgespenst des Hungers und die Nöte dieser schwierigen Lage Vorräte einlagern. Es sind die unglücklichen Armen, Männer, Frauen und Kinder, die leiden und zugrunde gehen werden.“

Er trat näher an seine Zuhörer heran und fuhr in vertraulichstem Freundston fort. „Jenseits des Ozeans fechten die Alliierten unseren Kampf aus, den Kampf der Zivilisation. Sie können damit nicht ohne den Nachschub fortfahren, den ihnen die amerikanischen Bahnen zubringen. Wer kann sagen, meine Herren, ob sich nicht schon morgen eine Situation ergeben wird, die uns dazu zwingt, an den blutigen Greueln teilzunehmen? Ich weiß, daß die Dinge, um die ich Sie ersuche, unangenehm und unbequem sein mögen, aber ich bitte Sie nicht, Blutopfer auf sich zu nehmen. Unsere Jungen können jeden Augenblick dazu aufgerufen werden, dieses Opfer an unserer Stelle zu bringen.“

„Was zum Teufel meint er?“ fragte ein Bahndirektor den anderen, als der Präsident den Raum verließ.

„Ich nehme an, er hält es für unsere Aufgabe, den Streik zu verhindern.“

Keine Seite tat den ersten Schritt, also wandte sich Wilson an seine demokratischen Anhänger im Kongreß, und mit außerordentlicher Geschwindigkeit wurde durch Abgeordneten Adamson von Georgia ein Gesetz entworfen, das den Bahnarbeitern den Achtstundentag und einen Instanzenweg zur gütlichen Beilegung von Unzufriedenheiten einräumte. Das Adamson-Gesetz lief wie ein Blitz durch den Kongreß und wurde einige Monate später vom Obersten Gerichtshof unterstützt.

Die ländliche Angewohnheit des Collegeprofessors

Je höher sich der Berg von Schwierigkeiten auf seinem Schreibtisch anhäufte, desto tiefer verschanzte sich Woodrow Wilson in der Einsamkeit. Er besprach sich immer seltener mit seinen Kabinettsmitgliedern. Alles

mußte ihm schriftlich zugesandt werden. Mrs. Wilson wich nicht von seiner Seite. Zusammen brüteten sie über Begnadigungen, Gesetze, die dem Kongreß vorgelegt werden sollten, über den Wortlaut beabsichtigter Noten oder die Rohentwürfe seiner Reden und Bekanntmachungen.

Dr. Grayson, der als vorbeugende Medizin frische Luft und Bewegung predigte, ermunterte ihn zum Reiten und bestand auf dem täglichen Golfspiel im Kirkside-Klub. Mrs. Wilson lernte das Spiel, um ihrem Mann Gesellschaft zu leisten. Nie reichten die Stunden des Tages aus. Oft standen sie schon um fünf Uhr auf und arbeiteten, mit Ausnahme der Familienessen und der nötigen öffentlichen Verabredungen, bis elf oder zwölf Uhr nachts durch.

Walter Hines Page, der zu einer Konsultation aus England nach Hause gerufen worden war, traf an einem glühend heißen Augusttag in Washington ein, als die Bahnkrise sich immer stärker zuspitzte. House und der Präsident waren sich längst darüber einig, daß Page einen Amerikaaufenthalt nötig hatte, um das Londoner Kriegsfieber aus den Knochen zu schütteln. Der Botschafter, der sich seiner langen, beinahe herzlichen Verbindung zu Wilson durch all die Jahre entsann, traf übersprudelnd von Phrasen ein, von denen er hoffte, sie würden den Präsidenten den englischen Standpunkt verstehen lassen. Er war für ein langes vertrauliches Gespräch gewappnet und brannte darauf, eine private Botschaft Sir Edward Greys auszurichten.

„Auf seine Art war der Präsident äußerst höflich zu mir“, schrieb Page in seinen Aufzeichnungen. „Er lud mich einen Tag nach meiner Ankunft zu einem formellen Mittagessen ein. Anwesend waren der Präsident, Mrs. Wilson, Miß Bones, sein Schwager Tom Bolling und ich . . . nicht ein Wort über England. Nicht ein Wort über Außenpolitik oder Auslandsbeziehungen. Er äußerte, daß der drohende Bahnstreik seine Gedanken vollauf beschäftigte.“

Es wurde vereinbart, daß Page sich einige Tage Ruhe gönnen und wiederkommen sollte, sobald der Präsident Zeit hätte, ihn anzuhören.

Zwei Wochen später war Page abermals zum Mittagmahl im Weißen Haus geladen. Sein alter Freund hatte entzündete, übernachtige Augen, weil er die ganze Nacht hindurch an einer Sonderbotschaft gearbeitet hatte, die er am gleichen Nachmittag dem Kongreß vorlegen wollte. Für das Thema Europa fehlte die Zeit. Page unterhielt sich mit den Damen der Familie, die durch einige weitere Cousinen aus New Orleans Verstärkung gefunden hatten. Mr. Sharpe, der in Paris stationierte Botschafter, der in der gleichen Angelegenheit hier war, fand ebenfalls keine Gelegenheit, das Gespräch auf die europäische Politik zu lenken.

Nachdem das Essen hastig eingenommen worden war, wurde die Gesell-

schaft ins Kapitol geführt, um dem Ersuchen des Präsidenten an beide Häuser zu lauschen, das Adamson-Gesetz unverzüglich zu bewilligen. Page fand nicht einmal die Möglichkeit, seinem alten Freund Lebewohl zu sagen.

„Im Weißen Haus herrscht keinerlei Sinn für Geselligkeit“, schrieb Page in seiner Verstimmtheit. „Der Präsident hat um seinen Tisch einzig seine Verwandten versammelt. Es ist ziemlich unverständlich, warum ein geistig so hochstehender Mann keine bekannten Persönlichkeiten um sich hat. Hier handelt es sich wohl um eine ländliche Angewohnheit des Collegeprofessors, wage ich zu behaupten. Mr. Wilson sperrt die Welt aus, lebt viel zu abgeschlossen und kaut Erkenntnisse und Themen wieder, die er sich früher zugelegt hat, ohne neue Ansichten und frische Vorschläge von Männern und Frauen zu erhalten.“

„Der Präsident“, schrieb Page seinem Freund Laughlin im Außenministerium, nachdem er weitere zwei Wochen hingehalten worden war, „beherrscht die ganze Szene auf höchst ungewöhnliche Art. Die Männer seiner Umgebung (und er empfängt sie nur in geschäftlichen Angelegenheiten) sind sehr, sehr kleine Leute, oder noch schlimmer, sie sind die beschränkteste winzige Gruppe, der ich jemals begegnete. Er hat keine wirklichen Freunde. Niemand spricht frei und offen mit ihm.“

Page hatte seine Privatunterredung noch immer nicht erzielt. Seine Erklärungen, warum die Engländer den Geschmack an Houses Friedensvorschlägen verloren hätten, waren mittlerweile schal geworden, aber er war noch immer entschlossen, seine Bemerkungen anzubringen. „Ich fahre nicht eher nach London zurück“, beharrte er, „ehe der Präsident mit mir gesprochen oder zumindest ich ihm einiges gesagt habe. Wenn er nicht nach mir schickt, werde ich zu seinem Haus gehen und so lange auf der Vordertreppe sitzen, bis er herauskommt.“

Schließlich erhielt Page nach einem drängenden Brief durch Tumulty eine Einladung für „Shadow Lawn“. Shadow Lawn, in der Nähe von Long Branch, war das geräumige große Sommerhaus der Wilsons am Meer, mit breiten Balkonen und einem höhlenähnlichen Salon, der wie die Halle eines Ferienhotels mit einem goldenen Klavier und Statuen ausgeschmückt war. Dieses Haus diente Wilson als Stammsitz, denn er empfand Skrupel, seinen politischen Werbefeldzug vom Weißen Haus aus zu führen. Nach einem Essen im Kreise der Familie lauschte der Präsident der Erklärung seines alten Freundes über die tiefe Kluft, die seinem Erachten nach durch die Haltung des Präsidenten zwischen Amerika und England hervorgerufen wurde.

Page bemühte sich vergeblich, Wilson an einer Medaille zu interessieren, die von den Engländern zur Erinnerung an das an der „Lusitania“ begangene Verbrechen herausgegeben worden war, und wiederholte mit tiefem

Ernst seine mündliche Botschaft des englischen Kabinetts: Die Deutschen benützten die Bemühung um Vermittlung für ihre eigenen Zwecke; wenn die Deutschen einen Waffenstillstand zu den Bedingungen des Präsidenten vorschlugen, würden die Engländer ihn ablehnen.

Der Präsident verhielt sich höflich, aber unbeeindruckt. Das einzige, woran er interessiert zu sein schien, schrieb Page ziemlich naiv in sein Tagebuch, war die Beendigung des Krieges.

Page reiste nach dem Frühstück am nächsten Morgen ab. Er hatte den Eindruck gewonnen, daß Wilson mit den Gedanken und Strömungen des täglichen Lebens jede Verbindung verloren hatte. Ihr letzter Händedruck war endgültig. Das alte Vertrauen und die Freundschaft waren dahin. Sie trafen einander niemals wieder. „Ich halte ihn für den einsamsten Menschen der Welt“, sagte Page zu seinem Sohne.

Eine Wahl der Arbeiterschaft

Auf Shadow Lawn fand Wilson endlich Zeit, sich durch Senator Ollie James' dröhnende Ausführungen formell über die Nominierung seitens der Demokraten unterrichten zu lassen und seine Rede zur Nominierungsannahme zu entwerfen.

Die Parteistützen fühlten sich unsicher. Tumulty war übellaunig. Er sah, daß Hughes sich die Frage des Wahlrechtes der Frauen in den Kopf gesetzt hatte und das Adamson-Gesetz als Billigung einer Erpressung angriff. Die Republikaner würden die Stimmen der Deutschamerikaner erhalten. Am 11. September erwies sich Maine sogar als noch stärker republikanisch als gewöhnlich. Tumulty drängte auf nachdrücklichere Propaganda. Der Präsident ließ sich nicht irremachen. „Der Augenblick ist noch nicht gekommen“, versicherte er seinem Sekretär. „Lassen Sie sie ruhig ihr Pulver verschießen, dann erst werden wir unsere Kanonen gegen sie richten.“

In jenem September wurde der Präsident von einem neuen persönlichen Kummer heimgesucht. Seine Schwester, Mrs. Howe, starb. Einige Tage hindurch widmeten die Wilsons all ihre Gedanken dem Begräbnis in dem alten Wilson-Haus in Columbia, Südcarolina.

Als Wilson nach Shadow Lawn zurückkehrte, fand er Tumulty und seine Freunde aufs höchste beunruhigt. Richter Westcott, der ergebene Wilsonförderer, der die Nominierungsreden in beiden Sitzungen hielt, war in einer Senatsvorwahl in New Jersey unterlegen.

Der Präsident bewahrte seine zuversichtliche Haltung. „Ich glaube, daß die unabhängige Wahl“, so schrieb er seinem Bruder in Baltimore, „die Wahl des Volkes, das sich nicht äußert und den Politikern nicht bekannt-

gibt, wie es abstimmen wird, diesmal eine größere Rolle spielen wird als bei jeder vorhergegangenen Wahl, und dadurch läßt sich das Ergebnis überhaupt nicht voraussehen.“

Wenn der Präsident sich auch weigerte, sein Privatleben und das Mrs. Wilsons für die Photographen zur Schau zu stellen, gestattete er Tumulty doch, Pressekonferenzen einzuberufen. In Scharen trampelten seine Anhänger jeden Samstag nachmittag das Gras von Shadow Lawn nieder. Auf die Frage eines Besuchers, was Wilson von Hughes Kampagne hielt, erwiderte er: „Wenn Sie diesem Herrn eine ausreichend lange Schnur zur Verfügung stellen, wird er sich daran erhängen.“

„Töten Sie nie einen Mann, der Selbstmord begeht“, formulierte er es vor Bernard Baruch. „Dieser irregeleitete Herr gräbt sich langsam, aber sicher sein eigenes Grab.“

Im Oktober ließ er sich dazu überreden, den Mittleren Westen zu bereisen und vor begeisterten Menschenmengen in Omaha, Indianapolis und Cincinnati Reden zu halten. „Er bewahrte uns vor dem Krieg“, war der rote Faden aller Eröffnungsansprachen der Lokalpolitiker. Die Massen waren wie verrückt nach diesem Motto. Woodrow Wilson bemühte sich, es nicht unbegrenzt auszuschroten. „Ich kann das Land nicht vor dem Krieg bewahren. Sie sprechen von mir, als wäre ich Gott“, sagte er im Familienkreis. „Jeder beliebige deutsche Leutnant kann uns jederzeit durch eine vorsätzliche Provokation in den Krieg ziehen.“

Diesmal erfaßten Wilsons Vorahnungen die politische Lage treffender, als die Erwägungen der Berufspolitiker es taten. Hughes betrieb seinen Wahlfeldzug nur mit halbem Herzen. Es kostete ihn Überwindung, dem Präsidenten über Maßnahmen, denen er grundlegend zustimmte, Störfragen zu stellen. Daß er sich durch seine Ungeschicklichkeit seine privaten Beziehungen zu Hiram Johnson verscherzte, kostete ihn die dringend benötigten Stimmen der Fortschrittler in Kalifornien. Seine Reden erweckten den Eindruck der Haarspalterei bei Nebensächlichkeiten. Die Leute begannen zu sagen: „Oh, er ist bloß ein Wilson mit Backenbart.“

T. R.'s unbedachte Entscheidung für Hughes machte ihm nicht nur die Fortschrittler zu Gegnern, sondern sein Kriegsgebrüll brachte so manche Wilson-Stimme zustande. Die Menge lachte und johlte, wenn er sich über den „netten Mr. Baker, der strickt“, lustig machte und Wilson als den Mann beschrieb, „der die blutverschmierte Hand küßt, die ihn ohrfeigt“, aber Arbeiter und Farmer waren sich darüber im klaren, daß sie für den Achtstundentag und die Vermeidung des Kriegseintrittes stimmen würden. Als T. R.'s Wahlzug in Gallup, Neu Mexiko, Halt machte, schwang sich Roosevelt auf die hintere Plattform, um eine Menge von Bauern und Streckenarbeitern zu begrüßen. Gallup war eine Wehrbezirksstelle der Rough Ri-

ders gewesen und daher ungeteiltes Roosevelt-Gebiet. Die Bahnarbeiter schwenkten ihm Wilson-Bilder vor der Nase hin und her. „Ich halte große Stücke auf den Oberst, aber ich liebe Wilson“, brüllte jemand.

„Ich liebe keinen, der zu stolz zum Kämpfen ist“, biß T. R. zurück.

„Du bist ein Prachtkerl“, rief eine andere Stimme, „aber ich bin für Wilson.“

Das letzte Rennen der Wahlschlacht fand wie immer in Madison Square Garden statt. Der Nationalausschuß plante ein besonders großartiges Finale, das alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen sollte.

„Heute nachmittag wurden die letzten Vorbereitungen für den 1. November getroffen“, schrieb House in sein Tagebuch. „Ich hoffe, daß alles programmgemäß verläuft, obwohl die Gefahr einer Panne besteht, denn vieles wird vom Glück abhängen, da alles, was auf lange Sicht vorbereitet ist, spontan wirken muß. Die Spitze des Aufmarsches zum Beispiel muß um halb neun Uhr Ecke der Vierunddreißigsten Straße und der Fünften Avenue sein. Zwanzig Minuten vor neun muß der Präsident aus dem Waldorf-Hotel treten und sich zum Madison Square Garden begeben. Zwischen der Vierunddreißigsten Straße und der Madison Avenue muß er zehn Minuten stehenbleiben, um sich der jubelnden Bevölkerung zu zeigen und den Aufmarsch zu besichtigen. Glynn wird fünfzehn vor neun seine Rede im Garden beginnen. Der Präsident hat genau in dem Augenblick, in dem Glynn seine Rede beendet, die Rednertribüne zu betreten, um den begonnenen Applaus für Gott weiß wie viele Minuten auf sich zu lenken.“

Am nächsten Tag fand der Oberst seinen Freund von einem Anfall von Wahlfieber geschüttelt. „Der Präsident traf pünktlich um neun Uhr ein. McCormick und ich empfingen ihn und begleiteten ihn zur ‚Mayflower‘, die in East River vor Anker liegt. Wir sprachen eineinhalb Stunden auf ihn ein, und es war die hitzigste Unterredung, die ich seit langem mit ihm gehabt habe. Er bezeichnete New York als ‚von Grunde auf verfault‘ und reif, vom Erdboden gefegt zu werden. Er fand, daß McCormick und ich an New Yorkeritis litten und daß die Kampagne von einem anderen Standort aus geleitet werden sollte. Ohne New York war er sich seines Sieges völlig sicher.“

„Ich habe diese Geschichte so oft bei Kandidaten miterlebt, daß ich ihrer müde bin. Diese Leute lassen sich überall schmeicheln und so lange versichern, daß sie die Retter der Nation sind, bis sie anfangen, sich selbst in diesem Lichte zu sehen.“

„Es stimmt, daß wir den organisierten Reichtum gegen uns haben, und zwar in einer bisher nicht dagewesenen Verdichtung. Andererseits spielen wir die Arbeiterorganisationen gegen den Kapitalismus aus, und der Kampf ist kein unsauberer. Ich betrachte es als sehr sportlich, auch bei nachteiligem

Kräfteverhältnis anzutreten; die Vereinigten Staaten sind normalerweise republikanisch.“

In der Ungestörtheit seines Tagebuches konnte sich House einen leichten Seufzer über Wilsons schlechte Laune nicht verbeißen. „Der Präsident gemahnt mich an einen kleinen Jungen, dem die Mutter sagt, er sei lange genug auf seinem Steckenpferd geritten und solle nun den kleinen Charlie auch zum Zug kommen lassen. Seine Einstellung ist kaum anders als die T. R.'s, der es der Wählerschaft nie verziehen hat, daß sie ihn nicht weiterhin im Weißen Haus beließ.“

Der Präsident war zweifellos gereizt. Er schien House und McCormick dafür verantwortlich zu machen, daß die New Yorker Tageszeitungen sechzehn Einschaltungsspalten für Hughes und nur eineinhalb für seine Kandidatur gebracht hatten. „Bevor er jedoch ging“, fügte House hinzu, „legte er uns beiden die Arme um die Schultern und drückte seine Anerkennung für unsere Bemühungen aus.“

In der gleichen Nacht ging der Oberst in der Stadt spazieren. Als er nach Hause kam, spiegelten seine Eintragungen eine gehobene Stimmung wider. Er hatte „so viel Präzision gefunden, als sich unter den gegebenen Voraussetzungen erwarten ließ. Nachdem der Präsident die Avenue hinuntergeschritten war, kehrte ich zum Madison Square Garden zurück, der so voll gedrängt war, daß sich die Menge bis in die anschließenden Straßen zurückstaute. Ich warf bloß einen Blick hinein, um auf die Hochrufe zu hören und mich zu versichern, daß alles planmäßig verlief, dann begab ich mich nach Hause. Alle Berichte melden, daß es die größte Demonstration war, die einem Präsidenten oder einem Präsidentschaftskandidaten in der Stadt New York jemals bereitet worden ist.“

Überwältigender Sieg für Hughes

Der Wahltag — es war der 7. November 1916 — dämmerte mild und heiter heran. Die Zeitungen sagten eine rekordbrechende Wahlbeteiligung voraus. Überall standen die Wähler schon vor den Urnen Schlange.

Hughes wählte in New York. Der bärtige ehemalige Gouverneur, den noch immer die Würde seines vor kurzem abgelegten schwarzen Talares umgab, wurde um 7 Uhr früh auf seinem Weg zu einem kleinen Wahllokal in der Achten Avenue photographiert. Sein Wahlzettel trug die Nummer 13. „Das ist ein gutes Vorzeichen“, sagte er zu den Reportern.

Später nahm er an einem Mittagsbankett im Harvardklub zu Ehren von William R. Wilcox, dem nationalen Vorsitzenden der Republikanischen Partei teil, der, wie später zugegeben wurde, seine Wahlwerbung verpfuscht

hatte. Als er am frühen Nachmittag zum Standort der Republikaner im Hotel Astor zurückkehrte, erfuhr Mr. Hughes, daß der erste Wahlkreis, der über vollständige Wahlergebnisse verfügte, ihm eine eindeutige Übermacht gegenüber Präsident Wilson eingebracht hatte. Es handelte sich um New Ashford, Massachusetts. Die Zahlen lauteten: Hughes 16, Wilson 7. Der Kandidat soll sich befriedigt über die republikanische Strömung in Neu-England geäußert haben.

In haargenau dem gleichen Augenblick entdeckte Joe Tumulty in den provisorischen Regierungsbüros in Asbury Park, New Jersey, in den gleichen Zahlen eine demokratische Strömung. Er wies die Reporter darauf hin, daß Wilson in New Ashford gegenüber dem Jahre 1912 einige Stimmen hinzugewonnen hatte.

Als die Stunden verstrichen, zeigte sich Mr. Hughes, wie die Öffentlichkeit erfuhr, so erleichtert über die anwachsende republikanische Übermacht, daß er Mrs. Hughes zu einer Spazierfahrt in den Park führte, ehe er für einen späten Nachmittagsschlummer in sein Apartment zurückkehrte, das seine Parteigänger bereits Präsidentensuite zu nennen begannen. Er war von dem Lächeln und Reisen und öffentlichen Sprechen, dem Zuwinken und Händeschütteln vollkommen ermattet und obendrein stockheiser.

In Shadow Lawn sprang der Präsident am gleichen Morgen um 5 Uhr aus dem Bett, zog sein Rasiermesser an seinem alten Schleifriemen ab und rasierte sich. Nach einem zeitigen Frühstück fuhr er, mit Mrs. Wilson an seiner Seite, nach Princeton, um seine Stimme abzugeben. Mrs. Wilson hatte inzwischen vor dem alten Feuerwehrhaus zu warten. Das Frauenwahlrecht stand noch nicht in den Statuten von New Jersey. Als er aus dem Haus trat, empfing ihn eine Studentengruppe mit dem Princetonruß.

Obwohl er sich soviel wie möglich geschont hatte, machte sich auch an ihm die Anstrengung der Kampagne bemerkbar. In Washington war es noch heißer als gewöhnlich gewesen. Nach einem arbeitsreichen Sommer hatten die Wahlreden, obwohl öffentliche Ansprachen ihn meistens erfrischten, eine Strafe bedeutet. Mrs. Wilson machte sich wegen der rasenden Kopfschmerzen Sorgen, über die er klagte.

Nachdem er gewählt hatte, fuhr der Präsident auf direktem Wege nach Shadow Lawn zurück. Dort ließ er sich hinter seinem Schreibtisch nieder und verbuchte die Zahlen, die ihm Tumulty telephonisch durchgab. Er hatte Weisung erlassen, ihn mit unvollständigen Ergebnissen nicht zu belästigen.

Wie immer war Wilson bemüht, die Politik nicht in den Kreis der Familie eindringen zu lassen. Trotz aller seiner Anstrengungen lag jedoch erwartungsvolle Stille über dem Haus. Als sie auf der Treppe an ihm vorbeigingen, machten die weiblichen Familienmitglieder einander mit bewunderndem Flüstern auf seine gefaßte Haltung aufmerksam.

Der Tag wollte kein Ende nehmen. Wenn nichts anderes zu tun war, konnte der Präsident sich die Zeit immer noch damit vertreiben, Dokumente zu unterfertigen. Eine Unzahl von Papieren, einschließlich jeder Ernennung und Beförderung bei Heer und Marine, mußte die eigenhändige Unterschrift des Präsidenten tragen. Manchmal beliefen sich die zu leistenden Unterschriften in einer Woche auf tausend Stück. Die Unterzeichnung vorgelegter Dokumente beanspruchte jede freie Minute. Edith Wilson half ihm, indem sie die Eingaben sauber zu einem Stoß zusammenschichtete und sie ihm einzeln in endloser Kette zureichte.

Als sich der strahlende Nachmittag seinem Ende zuneigte, nahm Joe Tumultys Stimme am Telephon eine jungenhafte Zuversicht an. Vielleicht war der Osten zweifelhaft, aber der Mittlere Westen verbesserte sich von Stunde zu Stunde. Colorado und Kansas waren bereits sicher.

Der Schock trat zur Zeit des Abendessens ein. Der ganze Jubel war aus Tumultys Stimme gewichen. Hughes würde in Illinois und New York an der Spitze liegen.

Gegen neun Uhr drangen die Reporter in Tumultys Büro in Asbury Park ein. Tumulty und sein Sohn hockten an ihren Tischen und starrten trübsinnig aus dem Fenster. Die Journalisten brachten ihm einen Tagesbericht und erbaten seine Stellungnahme. Die New Yorker „World“ hatte die Niederlage zugegeben. Die „World“, die von einem persönlichen Freund, Frank Cobb, herausgegeben wurde, war Wilsons treuester Anhänger bei den ostamerikanischen Zeitungen. Tumulty hielt den Kopf mit der züversichtlichen Erklärung hoch: „Wilson wird gewinnen. Die Ergebnisse des Westens sind noch nicht eingelangt.“

In Wirklichkeit war Tumulty schwer erschüttert. So bald er die Reporter los werden konnte, rief er Shadow Lawn an.

Der Präsident hatte die böse Neuigkeit bereits von Grayson erfahren. „Tja, Tumulty, ich glaube, wir sind tüchtig geschlagen worden“, sagte er.

Grayson hatte versucht, ihn mit der Vorhersage eines Comebacks zu trösten, wie es Grover Cleveland erfahren hatte. Wilson antwortete mit einer seiner Lieblingsgeschichten von einem Kriegsveteran der Konföderierten, der nach Appomattox heimkehrte. Er hinkte. Sein Arm lag in einer Schlinge. Sein Haus und die Scheunen waren verbrannt, die Zäune niedergerissen, das Vieh fortgetrieben worden. Seine Familie war in alle Winde zerstreut. „Ich bin froh, gekämpft zu haben“, sagte er, nachdem er die Ruinen mit einem Blick umfaßt hatte, „aber ich soll verdammt sein, wenn ich noch jemals ein Land liebe.“

In New York wurde Mr. Hughes im Hotel Astor aus seinem Nachmittagschläfchen mit der Meldung geweckt, daß er der neue Präsident sein würde.

Die Scheinwerfer der „Times“ blinkten den Sieg der Republikaner. Auf dem Dach des Hotels blitzte der Name HUGHES in elektrischen Glühbirnen auf. Mitglieder des Union League Club marschierten mit einer Musikkapelle zum Times Square und forderten Mr. Hughes auf, die Wahl für sich in Anspruch zu nehmen. In Oyster Bay bezeichnete Theodore Roosevelt den republikanischen Sieg bereits als „eine Verteidigung der Nationalehre“.

Charles Evans Hughes war ein vorsichtiger Mann mit ausgeprägtem Anstandsgefühl. Bei der Formung seines Charakters hatten die ländlichen Landstriche des nördlichen New York eine große Rolle gespielt. Gegen sein besseres Wissen hatte er sich bereits dazu bewegen lassen, sein Amt am Obersten Gerichtshof niederzulegen, um gegen Wilson zu kandidieren. Weiter auf diesem Weg vorzustoßen, war er nicht bereit. Er bestand darauf, die Wahl nicht eher für sich in Anspruch zu nehmen als die Zählung in Kalifornien beendet war.

Mittlerweile mißglückte ein Siegesbankett im Biltmore Hotel, das unter dem Vorsitz Henry Morgenthau für die Demokraten vorgesehen war. Oberst House weigerte sich, an dem Mahl teilzunehmen. „Wenn ich eine Niederlage auch nicht erwartete“ — House hatte Wilson 230 Stimmen als sicher zugesagt, von denen nur mehr 35 fehlten und noch in der Hitze des Gefechtes aufgetrieben werden mußten — „so wollte ich doch nicht an einer derartigen Versammlung teilnehmen, ohne gewiß zu sein, daß der Präsident erfolgreich gewesen war.“ Morgenthau erzählte House hinterher, daß es „in den Annalen der Geschichte keine Festversammlung gegeben hat, die mehr an ein Begräbnis erinnerte als diese.“

Statt dem Bankett der Demokraten beizuwohnen, begab sich Oberst House zusammen mit Generalstaatsanwalt Gregory in die Bibliothek der Anwaltskammer, um die Bundesstatuten über den Rücktritt des Präsidenten zu studieren.

Der Ausgang des Krieges in Europa schien an einem dünnen Faden zu baumeln. Der Zeitpunkt war viel zu kritisch, um ein Interregnum in Washington zu gestatten. Wilson hatte beschlossen, sofort abzutreten, wenn er die Wiederernennung nicht erreichen konnte.

Dieser Gedanke sagte dem politischen Theoretiker genau so zu wie dem praktischen Politiker. Er war überzeugt, daß die amerikanische Regierung ähnlich der englischen Parteiregierung dem Volksbegehren gegenüber aufgeschlossen sein sollte, und zwar durch ein verantwortliches Ministerium. Er hatte diese Frage oft mit House durchgesprochen. Sein Rücktritt würde die Niederlage in eine verfassungsmäßig positive Geste verwandeln.

Damit keiner ihm vorwerfen könnte, er hätte in einem Anfall von Gekränktheit gehandelt, legte er zwei Tage vor der Wahl seine Absicht in einem Brief an Außenminister Lansing nieder.

„Wieder und wieder hat mich die Frage beschäftigt, was wohl meine Pflicht wäre, wenn Mr. Hughes gewählt würde? Vier Monate würden verstreichen, ehe er die Regierungsgeschäfte übernehmen dürfte und während dieser Zeit fehlte mir die moralische Unterstützung der gesamten Nation, die nötig ist, um unsere Beziehungen zu anderen Regierungen zu festigen und zu kontrollieren. Eine derartige Lage wäre ungemein gefährlich. Der Weg, den ich einzuschlagen gedenke, hängt von der Zustimmung und Mitarbeit des Vizepräsidenten ab; gelingt es mir, sein Einverständnis zu gewinnen, so würde ich Sie um Ihre Erlaubnis bitten, Mr. Hughes einzuladen, das Amt des Außenministers zu übernehmen, und anschließend gemeinsam mit dem Vizepräsidenten zurücktreten.“

Nach der damaligen Gesetzgebung war der Außenminister nach dem Präsidenten der erste Mann des Staates.

Es war eine auf großzügiger Ebene geplante Geste. House trug in sein Tagebuch ein: „Scheinbar wurden in den unsicheren Stunden der Nacht des Donnerstages sowohl der Präsident als auch Mrs. Wilson genau wie ich von dem Gedanken an den Knalleffekt ermuntert, den er für den Fall seiner Niederlage plante.“

Der mit Wachs versiegelte Brief, den Woodrow Wilson eigenhändig adressiert und mit dem unterstrichenen Vermerk „streng vertraulich“ versehen hatte, wurde Frank Polk überantwortet, einem langjährigen Vertrauten Houses, der als Diplomat im Außenministerium tätig war. Er überreichte das Schreiben Minister Lansing, als sie einander im Hauptquartier der Demokraten trafen, nachdem Lansing von seiner Fahrt in seine Heimatstadt Watertown, wo er seine Stimme abgegeben hatte, im Hotel Biltmore bei der Bartholomäusnacht, wie Henry Morgenthau es nannte, einlangte.

Die Wilson-Anhänger gingen untröstlich zu Bett. Überwältigender Sieg für Hughes, schrien die Schlagzeilen ihrer eigenen New Yorker „World“. Konservative, die Theoretikern, Erneuerern und alliiertenfreundlichen Fanatikern der östlichen Städte gleichermaßen mißtrauisch begegneten, begaben sich befriedigt zur Ruhe: Das Land war in guten Händen.

Oberst House lag um elf Uhr bereits im Bett. „Ich glaube, wahrheitsgetreu behaupten zu können, mir nicht einen Augenblick lang Sorgen gemacht zu haben“, vertraute er seinem Tagebuch an. „Hätte ich es, so wäre ich nicht imstande gewesen, die Spannung zu ertragen. Das soll nicht heißen, daß ich mir des Ergebnisses völlig sicher war, aber ich gestatte mir niemals, mich mit Dingen zu belasten, auf die ich keinen Einfluß habe.“

Der Oberst gab zu, bereits um fünf Uhr aufgewacht zu sein. Im Morgengrauen betätigte er schon emsig das neben seinem Bette stehende Telephon. Der ferne Westen hatte sich für die Demokraten entschieden. Sofort setzte

er sich mit den entmutigten Beobachtern in der Parteizentrale in Verbindung und drängte sie, die Gouverneure jeder zweifelhaften Provinz anzurufen und ihnen einzuschärfen, sich nicht um die Zeitungsberichte von Hughes' Wahl zu kümmern. So früh es sich mit dem guten Ton vereinbaren ließ, hetzte er den Generalstaatsanwalt Gregory aus dem Bett und überließ es ihm, sich über Bundesmaßnahmen den Kopf zu zerbrechen, die überall dort, wo das Wahlergebnis zweifelhaft war, die Wahlurnen vor Zugriff bewahren sollten.

Der kritische Staat war Kalifornien. Besonders für Südkalifornien war eine besondere knapp Kopf an Kopf liegende Wahl zu erwarten.

„Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan“, berichtete Meredith Snyder, der Reformdemokrat, der Bürgermeister von Los Angeles war, Josephus Daniels Jahre später, „ehe das Ergebnis der Wahl feststand. Knapp nachdem die Wahllokale geschlossen wurden, befahl ich, jede Wahlurne zu versiegeln und in jedes Wahllokal Polizeiwachen zu stellen, die Befehl hatten, unverzüglich auf jeden Mann zu schießen, der die Urnen auch nur berührte. Zusammen mit Kollegen suchte ich die ganze Nacht ein Wahllokal nach dem anderen auf. Wir hielten die denkbar umsichtigste Wache und jedem Wahllokal war ein erprobt verlässlicher Demokrat als Beobachter zugeteilt. Nichts blieb unversucht, um eine Manipulation an den Ergebnissen zu verhindern. Ich wußte, daß das Geschick der Präsidentschaft der nächsten vier Jahre in diesen Urnen entschieden war und ich bürgte mit meinem Leben, daß die Stimmen in ihrer unveränderten Zahl gezählt werden sollten.“

Im ganzen Lande erschreckten die demokratischen Wachtposten und kleinen Parteifunktionäre einander mit der Geschichte einer gigantischen Wallstreet-Verschwörung, die, von Millionären finanziert, die Wahl für die Republikaner stehlen sollte.

„Wir verloren keinen einzigen Staat, den ich im vorhinein als verlässlich demokratisch eingeschätzt hatte“, prahlte Oberst House in seinem Tagebuch. „Diese Tatsache erfüllt mich mit einigem Stolz. Der Präsident war gegenüber dem Wert der Organisation immer etwas ungläubig. Ich möchte wissen, was er nun davon hält.“

Am Morgen des 8. November, als Woodrow Wilson sich eben rasierte, klopfte seine Tochter Margaret an die Tür des Badezimmers und rief ihm zu, daß die New York „Times“ ein Extrablatt mit der Meldung herauszugeben beabsichtige, daß die Wahl zweifelhaft sei. Wilson dachte, sie wolle ihn zum besten halten. „Erzähl du das deiner Großmutter“, schrie er durch die Tür zurück.

In Asbury Park war Tumulty während seiner sorgenvollen Nachtwache durch die Telephonanrufe eines unbekanntenen Gönners aufgerichtet worden, der behauptete, vom Standort der Republikaner anzurufen. Die Re-

publikaner seien besorgt, berichtete die fremde Stimme immer wieder. „Geben Sie nicht auf.“

Um ein wenig frische Luft zu schöpfen, begab sich der Präsident mit Grayson zum Golfspiel. „Wie steht Ihr Spiel heute, Herr Präsident?“ erkundigte sich ein Bekannter auf dem Golfplatz. Wilson soll mit abwehrender Handbewegung geantwortet haben, daß Grayson ihm um drei voraus sei, er sich aber nichts daraus mache, da er sich seit den gestrigen Ergebnissen um vier Staaten verbessert habe.

Die Stimmenanzahl der Demokraten wuchs. Alles hing von der knappen Stimmenmehrheit in Kalifornien ab. Erst am 10. November wagte Vanc McCormick seinen Landespräsidenten zu kabela, Freudenfeuer zu entfachen und zu feiern.

In Shadow Lawn traf ein Telegramm von Wilsons Wahlpartner ein. Vizepräsident Thomas R. Marshall war ein Chauvinist aus Missouri und hatte eine Schwäche für klassische Zitate und Äußerungen, die er mit Pöckermiene im Stammtischjargon von sich gab. „S' ist nicht so tief wie ein Brunnen und nicht so breit wie eine Kirchentür“, kabela er, „aber es reicht, 's wird langen.“

Folgende Anekdote lief durch die Gänge des Pulitzer-Gebäudes: Ein Reporter, der am frühen Morgen versucht hatte, sich Zutritt zum Appartement Hughes zu verschaffen, um ihn um eine Erklärung zu bitten, war mit der Begründung abgewiesen worden, „der Präsident darf nicht gestört werden.“

„Schön, wenn er aufwacht, richten Sie ihm aus, daß er nicht länger Präsident ist“, antwortete der Reporter. „Wilson ist wiedergewählt worden.“

Die Geburt der Hydra

In diesem Kampfe stehen einander nicht die üblichen Heere gegenüber. Ganze Völker haben sich bewaffnet. Nicht ein Heer ist es also, das wir für den Krieg aufstellen und ausbilden müssen, sondern die gesamte Nation.

*Woodrow Wilsons Erklärung
zu seiner Einführung der
allgemeinen Wehrpflicht.
18. Mai 1917*

XI. KAPITEL

Das Ende der Vermittlung

Als unmittelbare Folge des Überfalles Villas befahl der Kongreß eine sofortige Erhöhung der regulären Armee auf einige fünftausend Offiziere und hundertdreiundzwanzigtausend Mann. Die Staaten hatten Auftrag, ihre Bürgerwehreinheiten zu voller Stärke aufzufüllen und der Präsident erhielt die Vollmacht, sie nach eigenem Ermessen im Bedarfsfalle zum Bundesdienst heranzuziehen. Die gesamte Nationalgarde wurde im März 1916 auf siebenundsechzigtausend Mann geschätzt, aber viele Regimenter brachten kaum die Hälfte ihres Sollstandes auf. Während die Marine die deutsche Flotte rasch einholte, war die amerikanische Militärmacht zu Lande im Verhältnis kleiner als die Hollands. Rekruten wurden schnellstens benötigt.

Der kleine Newton D. Baker, der eben erst seinen David- und Goliathkampf mit der ungeheuren Trägheit des Kriegsministeriums aufnahm, stellte einen Werbefachmann ein, der in Flugblättern und Anschlägen das Militärleben in den verlockendsten Farben schilderte. Eine jener Gruppen, die ganz Amerika mit ihrem Vorhaben, das Verhalten ihrer Mitbürger zu veredeln, überfluteten, finanzierte eine das Land bereisende Wanderschau gegen unvorsichtiges Autofahren und Arbeitsunfälle allgemeiner Natur. Diesem Zug, der unter dem Motto „Sicherheit über alles“ lief, wurde ein Werbeoffizier beigegeben.

Die Nationalgarde

Die Meldungen zum stehenden Heer vollzogen sich schleppend. Sieben Jahre dünkten im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten eine sehr lange Zeit. Die Munitionsfabriken winkten mit hohen Löhnen. Die Farmer erwarteten gute Preise. Die männliche Jugend zog ganz offensichtlich die Sicherheit dem Soldatentum vor.

Andererseits spornete Leonard Woods und Theodore Roosevelts Werbung für das Bereitsein die Begeisterung für die Meldung zur Bürgerwehr an. Militärlager in der Art von Plattsburg und die R. O. T. C. (Reserve Officers Training Camp) übten auf Collegeabsolventen eine gewisse Anziehung aus. Der Kampfgeist begann sich bei ihnen zu regen. Die Bürgerarmee traf der Schock des 18. Juni, an dem Präsident Wilson wenige Tage vor dem demütigenden Überfall in Carrizal die Miliz der einzelnen Staaten zur Dienstleistung an der mexikanischen Grenze heranzog, nicht ganz unvorbereitet.

Akademien und Colleges waren wegen Sommerferien geschlossen. Die jungen Burschen Amerikas waren von Kriegsneugier gepackt. Wenn sie ihre Zeitungen an der Sportseite aufschlugen, war es schwer, die täglichen Schlagzeilen zu übersehen. Die männliche Jugend gab ihre Suche nach Sommerarbeit auf und drängte zu den Meldestellen. Die Kasernen füllten sich mit etwas ratlosen jungen Männern, die in manchen Fällen urplötzlich aus ihren Betten einberufen worden waren. Viele Gardeangehörige mit Frauen und kleinen Kindern verließen Stellungen, auf die sie ursprünglich ihre Zukunft hatten aufbauen wollen.

Die Offiziere hatten vom Soldatentum nicht mehr Ahnung als die Gemeinen. Die vermutlich am besten vorbereitete Einheit war ein Regiment aus Illinois, das für eine Filmgesellschaft Kriegsmanöver durchgeführt hatte.

Die Ausrüstung war entweder knapp oder hoffnungslos überaltert. An die meisten Bürgerwehrregimenter wurden über Verlangen wollene Uniformen ausgefolgt, die für die trockene Hitze des Grenzlandes völlig ungeeignet waren. Gewehre und Munition waren nur in unzureichender Menge vorhanden. Maschinengewehre gab es wenige und meistens handelte es sich dabei um unbrauchbare Typen. Zur Lösung der Verpflegungsfrage hielten sich die meisten Einheiten an die alten Wagenzüge des Bürgerkrieges. Das Maultier wurde nach wie vor als das zweckmäßige Mittel für Militärtransporte angesehen. Der Quartermaster-General in Washington sollte die Mängel der Ausrüstung der Miliz der einzelnen Staaten beheben, aber das Kriegsministerium steckte in Requirierungssystemen, die sich im Feldzug gegen Geronimo als fehlerhaft und im spanischen Krieg beinahe als tödlich erwiesen hatten.

Die Verpflegung und Ausrüstung der Regimenter der Nationalgarde wurde zum Großteil dem guten Willen der einzelnen Staatsoberhäupter und dem Erfindungsgeist der Offiziere und Unteroffiziere überlassen, die plötzlich aus dem Zivilleben gerissen worden waren. Militärunterkünfte wurden auf ehemaligen Messengeländen und unbebauten Grundstücken improvisiert, Baracken für Küche und Bad wurden errichtet und Latrinen

gegraben. Durch Zufall und Gottes Ratschluß fanden ganze Züge voll aufgeregter junger Männer ihren Weg an die Grenze.

Die Mitglieder der Bürgerwehr, die gewohnt waren, sich als Freiwillige zu betrachten, sahen sich plötzlich dem Diensteid des Bundes gegenüber. Offiziere der regulären Armee überwachten die unbarmherzige Zeremonie. Ihr Befehl lautete: „Jeder Soldat, der sich weigert, bei Aufruf seines Namens vorzutreten oder die Hand zu heben und den Eid zu leisten, ist aus den Reihen zu stoßen und bis zur Einvernahme durch das Militärgericht unter Arrest zu nehmen.“

Die Bürgerwehr unterstand ab nun den Kriegsgesetzen. Über Nacht fanden sich ihre Mitglieder in der Zwangsjacke einer militärischen Kastenordnung, die allen Gewohnheiten der Demokratie zuwiderlief. Offiziere waren höhere Wesen, Soldaten Kulis, die lernen mußten, ohne mit der Wimper zu zucken, jedem Befehl zu gehorchen.

Dienstvorschrift. Reihe schließen. Aaaach-tung! Die Augen nach vorn! Links ausrichten! Euch wird das Lachen schon noch vergehen! Vorwärts marrsch!

Im Hochsommer schmachteten hunderttausend Mann von Brownsville bis San Diego in Zelten. Jungen, die davon geträumt hatten, nach Mexiko City zu marschieren, schoben nun unter den staubigen Mesquitenbäumen und Feigendisteln Wache. Die Sonne prallte mit dem Gewicht eines Schmiedehammers auf sie nieder. Sandstürme blendeten die diensthabenden Posten oder fegten ihnen die Mützen oder lose Kleidungsstücke davon und wirbelten sie auf Nimmerwiedersehen in die Luft. Die meiste Zeit war das Land trocken wie ein Glutofen, aber mit fortschreitendem Sommer prasselten Wolkenbrüche auf die Lagergrundstücke nieder und verwandelten die Wüste in ein Meer rutschigen Schlammes. Latrinengerüche über Mexikaner, die aus dem Hinterhalt über die Grenzen schossen, wollten nicht verstummen und ab und zu gab es richtige Alarme, bei denen sich Kompanien auf den Bauch warfen und das Feuer in die Dunkelheit eröffneten. Meistens zeigte sich, daß der Alarm nicht durch einen Banditenüberfall ausgelöst worden war, sondern durch einen Esel, auf dem ein mürrischer alter Indianer saß, der versucht hatte, heimlich die Grenze zu überschreiten, um seine Wassermelonen zu verkaufen.

Der große gemeinsame Kummer war die Haltung der Zivilisten gegenüber den Soldaten. Das mindeste, was die Mädchen verlangten, waren die Goldstreifen eines Leutnants, für alles übrige hatten sie nur ein Naserümpfen übrig. Die erste Auswirkung eines zwanzigjährigen fanatischen Einsatzes für die Prohibition war, daß die Kantinen nur zweieinhalbprozentiges Bier ausschenkten. Durstige Gemeine mußten Fusel zu Schleichhandelspreisen kaufen. Im Urlaub wurden sie von der Militärpolizei und den

Hilfsheriffen verfolgt. In Ysleta bei El Paso hing der Besitzer eines Tanzlokales folgendes Plakat heraus:

Tanzunterhaltung für Damen und Herren

Soldaten und Hunde verboten

Durch den Bau des Panamakanales, den Kampf mit dem gelben Fieber in Kuba und den Feldzug gegen die Aufrührer auf den Philippinen hatte das Sanitätskorps wie keine andere Armeeinheit gelernt, mit den Gesundheitsproblemen in wasserarmen Gegenden fertig zu werden. Die sanitären Bedingungen waren ausgezeichnet. Abgesehen von Sonnenbränden, Erschöpfungszuständen durch die Hitze, aufgesprungenen Lippen durch die trockene Luft und fallweise Ausbrüche von Geschlechtskrankheiten war der Gesundheitszustand der Truppen gut; besser, behaupteten die Gesundheitsbehörden, als er zu Hause gewesen wäre.

Die Meldungen über die militärische Tüchtigkeit der Bürgerwehr klangen weniger günstig.

Nachdem die Einheiten der Nationalgarde im Spätherbst 1916 ausgemustert wurden, veröffentlichte das Milizbüro des Kriegsministeriums die Ergebnisse einer Untersuchung auf die Kampf-tüchtigkeit:

„Die Antwort auf die Frage nach dem gegenwärtigen Stand der Bereitschaft und Tauglichkeit für den Felddienst von Einheiten der Infanterie lautete in 89 Prozent entweder ‚mittelmäßig‘, ‚schlecht‘, ‚ungeeignet‘, ‚unvollständig‘, ‚völlig unvorbereitet‘ oder ähnlich. 46 Meldungen von 102 berichteten, daß unter den günstigsten Voraussetzungen sechs Monate Feldübung nötig wären, um das Regiment einem mittelmäßigen Gegner gegenüberzustellen, und zwei Jahre, um es auf den Kampf mit ausgebildeten Truppen vorzubereiten; 10 Berichte besagten, es wäre zweifelhaft, ob die inspizierten Organisationen unter ihren gegenwärtigen Offizieren jemals einsatzbereit werden würden.“

„Von der Kavallerie berichteten ein Drittel der Meldungen, daß es sechs bis neun Monate dauern würde, die Einheiten zum Kampf gegen einen mittelmäßigen Gegner tauglich zu machen und schätzungsweise zwei bis drei Jahre gegen ausgebildete Truppen. In sechs anderen Meldungen wurde bis zur Einsatzbereitschaft eine Zeitspanne von vier bis sechs Monaten als nötig angegeben.“

„Bei der Feldartillerie fanden 30 Inspektionen statt — sechs bei Regimentern, acht bei Bataillonen und sechzehn bei separaten Batterien. In 17 Fällen wurden die Truppenteile als ‚für den Feldeinsatz ungeeignet‘ bezeichnet. Keine der Pionierorganisationen wurde als einsatzbereit befunden...“

Die reguläre Armee, die wohl in der Dienstvorschrift überlegen war, unterschied sich in ihrer Ausrüstung nicht wesentlich von der Bürgerwehr.

In einem Rechenschaftsbericht vor einem Kongreßausschuß wies U. S. Generalmajor Leonard A. Wood darauf hin, daß der regulären Armee Handgranaten und die dazugehörigen Gebrauchsanweisungen völlig mangelten, ebenso Minenwerfer, die im europäischen Krieg eine so gewichtige Rolle spielten. Maschinengewehre oder Funkgeräte waren kaum vorhanden; genauso fehlten Scheinwerfer, Flugzeugabwehrgeräte oder brauchbare Flugzeuge. Die Feldartillerie war unzureichend. Munition für Kleinkalibrowaffen knapp. Nichts war geschehen, um die Erzeugung der dringend benötigten automatischen Gewehre anzukurbeln. Die Küstenabwehrkanonen besaßen keine Feuerkontrollvorrichtungen. Die wenigen modernen leichten Gewehre der Armee waren von einem Lieferanten des englischen Heeres gekauft worden und die amerikanische Munition paßte nicht hinein.

Woods Eröffnungen wurden als Angelegenheit des Kriegsministeriums abgetan. Er kam nicht von der West-Point-Akademie. Seit wann kamen befehlshührende Generäle aus dem Sanitätskorps? Es war bekannt, daß er tief in die Sitzungen des Bull-Moose-Flügels der Republikanischen Partei verstrickt war. Als ihn ein Freund darauf aufmerksam machte, daß er seine militärische Laufbahn durch seine Kritik gefährde, antwortete er:

„Es ist mir klar, daß ich die Information, die man manchmal von mir verlangt, nicht geben kann, ohne scheinbar damit jene zu kritisieren, in deren Macht es liegt, mich abzusetzen, aber ich bin so ehrlich davon überzeugt, recht zu haben, daß ich absolut bereit bin, die Gefahr auf mich zu nehmen, mich bei den führenden Persönlichkeiten in Ungnade zu bringen, wenn das der Preis ist, den ich für mein Bestreben zahlen muß, den Männern dieses Landes beizubringen, wie sie sich zu verteidigen haben.“

Formulierung der Friedensbedingungen

Nach der Wahlkampagne von 1916 kehrte Woodrow Wilson mit der Überzeugung nach Washington zurück, daß sein Auftrag seitens des Volkes von ihm die sofortige Formulierung von Friedensbedingungen verlange, die den kriegsführenden Mächten irgendwie aufgezwungen werden mußten.

Körperlich war er erschöpft. Seine Migränen beunruhigten Edith und Dr. Grayson unverändert. Sein Kopf brummte noch von dem Geschrei politischer Reden. Er mußte seine Gedanken sammeln.

Kaum hatte er sich hinter seinem Schreibtisch niedergelassen, schrieb er ein Memorandum an Tumulty: „Bitte sagen Sie *allen*, daß der Präsident augenblicklich so sehr mit dringenden Arbeiten befaßt ist, daß es ihm unmöglich ist, Leute zu empfangen, es sei denn, es handle sich um Fragen, die nicht aufgeschoben werden *können*.“

Der Präsident war sich wohl bewußt, daß er rasch vorgehen mußte, ehe der vorschnelle Schuß eines deutschen U-Boot-Kommandanten ihn zu einer Kriegserklärung zwang. Er rechnete, daß die englische und französische Abhängigkeit von amerikanischen Lieferungen und amerikanischem Kredit ihm die Überhand über die Alliierten geben würde, wenn er nur den richtigen Weg fände, diesen Vorteil zu nutzen. Ein Drittel des Goldbestandes der Welt türmte sich bereits in den Tresorräumen der amerikanischen Banken auf. „Wir können in weitem Maße beschließen, wer zu finanzieren ist und wer nicht“, hatte er einer Zuhörerschaft erklärt, die sich während der Wahlwerbung in Shadow Lawn versammelt hatte.

Er berief den Oberst seines Vertrauens ins Weiße Haus, um das Drahtzieherspiel des letzten Winters zugunsten einer Vermittlung wiederaufzunehmen. Zum ersten Male zeigte House sich störrisch. Er war überzeugt, daß die Vereinigten Staaten längst auf Seiten der Alliierten hätten eingreifen müssen. Im gegenwärtigen Zeitpunkt konnte der Frieden nur für Deutschland von Vorteil sein. „Ich sprach ihm immer wieder zu, daß wir nicht für die Deutschen die Kastanien aus dem Feuer holen sollten.“

Ergebnislos brachen sie spätabends ihre Unterredung ab. Keiner wollte von seinem Standpunkt weichen.

Am nächsten Morgen erschien Woodrow Wilson nicht am Frühstückstisch. „Der Präsident verspätete sich entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, woraus sich auf eine schlechte Nacht schließen ließ“, trug House in sein Tagebuch ein. „Das tat mir leid, ließ sich aber nicht ändern. Ich hasse es, als sein Gast ins Weiße Haus zu kommen und ihn so aufzulegen.“

Houses Ansicht war, daß die Deutschen nun eine Vermittlung wünschten und die Welt mit einem neuerlichen U-Boot-Einsatz schreckten, um einen siegreichen Frieden zu erwirken. „Meiner Meinung nach“, schrieb House, „entspringt der Friedenswunsch des Präsidenten zum Teil seinem schottisch-presbyterianischen Gewissen und keiner persönlichen Angst, denn ich glaube, daß er sowohl über moralischen als auch physischen Mut verfügt.“

Wie die alten schottischen Protestanten glaubte Wilson an die Wirksamkeit des Wortes. Durch das richtige Wort konnten die Menschen dazu gebracht werden, das Licht zu sehen. Tagelang führten Kabinettsmitglieder und der treue Tumulty die Regierungsgeschäfte, so gut es ohne ihn ging, während der Präsident auf seiner eigenen Schreibmaschine in seinem Arbeitsraum immer wieder eine neue Note an die kriegsführenden Mächte aufsetzte, verwarf, umschrieb und verbesserte.

Der Krieg machte die Stellung der Neutralen unerträglich. „Meine Ziele, um den Krieg zu beenden, ehe es zu spät ist, seine Schäden wiedergutzumachen, sind“, warf er in Kurzschrift aufs Papier, ehe er seine Notizen in die Maschine übertrug:

„Den Frieden auf der Grundlage der Rechte der Schwachen sowie der Rechte der Starken, der Rechte der Völker genau wie jener der Regierungen von neuem zu erwägen;

„die Schaffung eines Völkerbundes, der auf einem Frieden zu basieren hat, der gegen jeden Bruch durch die gemeinsame Macht und durch ein Nachrichtennetz im Interesse aller garantiert ist.“

Nach den ersten Phrasen, die er unzufrieden hinkritzelte, schwollen die Absätze zu den langen, wohl ausgewogenen Sätzen an, die er bei öffentlichen Ansprachen so wirksam fand. Statt seine Rede an den Kongreß der Vereinigten Staaten oder eine Menschenmenge in Madison Square Garden zu richten, galt sie diesmal dem Weltparlament.

Er wies darauf hin, daß alle kriegführenden Völker behaupteten zu kämpfen, „um unabhängig und frei von Angriffen und Bedrohungen das Leben und den Wohlstand ihres Volkes entwickeln zu können. Muß dieser Wettkampf durch langsame Zermürbung und letztliche Erschöpfung entschieden werden?“ fragte er. „Ein nicht gutzumachender Rückschritt der Zivilisation kann der Welt weder Frieden noch ein sicheres Glück beschaffen.“

„Ich betrachte mich als Stellvertreter einer großen neutralen Nation, deren Interessen täglich in Mitleidenschaft gezogen werden, zu dieser Frage völlig berechtigt“, fuhr er fort. „Ich richte den dringenden Appell an Sie, unverzüglich Schritte zu unternehmen, um die Bedingungen zu formulieren, unter denen eine Bereinigung der Kriegsursachen erwartet werden kann.“

Während der restlichen Tage des Novembers und der ersten des Dezembers wurde der Wortlaut der Note des Präsidenten immer wieder durchgekaut und verbessert, um sie den Franzosen und den Engländern schmackhaft zu machen. House, Lansing und Polk verschworen sich im Außenministerium, die krassesten Ausdrücke zu mildern.

Als die endgültige Fassung schließlich gefunden war, hatten die Geschehnisse in Europa bereits jede mögliche Wirksamkeit dieser Note zunichte gemacht.

Der Fleischwolf

Keine Seite der kriegführenden Europäer war sich voll über ihre eigenen Schwächen im klaren. Beide Seiten hofften noch auf den Sieg. Im Osten hatte Brussilows Angriff die Schlagkraft des Habsburgerreiches zertrümmert. Andererseits ermutigten die Siege Rußlands, die zu einem Preis errungen worden waren, den vorderhand noch niemand überschlagen hatte, das zaristische Regime, Rumänien in den Krieg einzubeziehen und trugen damit ungewollt wesentlich dazu bei, Deutschland einen weiteren Sieg zuzuspielen.

Am 27. August 1916 erklärte die rumänische Regierung den Mittelmächten den Krieg. Am 6. Dezember standen die von Mackensens Heere in Bukarest. Die ergiebigsten Ölfelder Europas und die fruchtbaren Ebenen der unteren Donaulandschaft lagen für die Ergänzung der Verpflegung der deutschen Zivilbevölkerung und der Industrien offen, die durch die britische Blockade nach Rohmaterial hungerten.

Im Westen war 1916 das Jahr von Verdun. Trotz Joffres unrichtiger Entscheidung, daß Vaubans alte Festungen im modernen Krieg nur nutzlos seien, und trotz des Umstandes, daß die Franzosen für den Nachschub nur eine einzige Straße und eine elende Schmalspurbahn besaßen, die noch dazu beide teilweise unter Artilleriebeschuß lagen, während den Deutschen dreizehn Bahnlinien zur Nachschubbeförderung zur Verfügung standen, widerstanden die Franzosen einer Reihe von verzweifelt gekämpften Attacken.

Die Kämpfe hielten das ganze Jahr an. Joffre glich seine Einfalt durch seinen väterlichen Gleichmut aus. Er übertrug Pétain den Befehl über die Frontlinie von Verdun. Pétain leistete in der Heranbringung von Verpflegung und Munition Außergewöhnliches, aber General Nivelle war es, dem das Verdienst für zwei geschickte und nicht zu kostspielige Operationen zugeschrieben wurde, die im Herbst die Festungen von Vaux und Douaumont zurückgewannen und die deutschen Anstrengungen zunichte machten. Das Ergebnis lag bei rund einer halben Million Toten auf jeder Seite.

Die alte, mauerumgürtete, graue, zerschossene Stadt und die Voie Sacrée, über die man zu ihr gelangte, wurden das Symbol für alles, was den Franzosen heilig war. Nach solchen Opfern waren sie nicht mehr bereit, sich mit weniger als dem Sieg zufriedenzugeben.

Sir Douglas Haig, der aus dem schottischen Tiefland stammte und die englischen Kampftruppen befehligte, war das vollendete Produkt einer militärischen Ausbildung des 19. Jahrhunderts. Wie ein exakter Chronometer bewältigte sein routinemäßig arbeitender Verstand zur gleichen Stunde eines jeden Tages seines Lebens die gleichen Aufgaben. Zu dem Konzept dieses naiven frommen Mannes fanden neue Ideen keinen Zutritt. In seiner Jugend war er ein guter Polospieler gewesen. Er bewahrte sich einen rührenden Glauben an die Wirksamkeit der Kavallerie.

Um die Franzosen von dem Druck um Verdun zu befreien, verschwendete er die von Kitchener ausgebildeten Truppen in einer blutigen Reihe von Sturmangriffen auf den Höhen des Nordufers der Somme. Als Tanks, die den englischen Beitrag des Jahres zur Kriegswissenschaft darstellten, im September ihren ersten unbeholfenen Einsatz im Albert-Bapaume Abschnitt leisteten, begriff Haig nicht, daß sie die Kavallerie des zwanzigsten Jahrhunderts waren.

Statt seine Männer die vorteilhaften Stellungen halten zu lassen, die sie errungen hatten, trieb Haig sie weiter, bis seine Heere zu Jahresende in dem tödlichen Schlamm der jenseitigen Ebenen steckten. Zwar hatte er die Deutschen zum Preise von vierhunderttausend unersetzlichen Gefallenen zurückgeworfen, aber nur auf Stellungen, die leichter zu verteidigen waren als jene, die sie aufgegeben hatten.

Die deutschen Generäle waren so überzeugt, daß die Schlagkraft der Engländer erschöpft sei, daß sie zu Herbstbeginn anfangen, ihre besten Divisionen von den Linien zurückzuziehen, um sie an der Ostfront einzusetzen.

Als eine Division nach der anderen verstümmelt aus dem Fleischwolf von Verdun zurückkehrte, erhob sich in Frankreich der Ruf nach größerer Besonnenheit der Regierung. Briand baute sein Kabinett um und entthob den langsamen Joffre seines Kommandos. Joffre trat als Feldmarschall in den Ruhestand und wurde für die Propagandaabteilung die Verkörperung des Wunders der Marne. Der nunmehrige Kriegsminister Lyautey mit seinem in Marokko erworbenen Ruhm setzte große Hoffnungen auf Nivelle.

In England brach das Asquith-Kabinett angesichts der Metzgerrechnung der Somme ratlos zusammen. Lloyd George, der die Begeisterung der Menge mit seinen Reden von dem tödlichen Schlag angefacht hatte, übernahm die Führung. Seine erste Tätigkeit als Premierminister bestand darin, eiligst zu einer Versammlung der politischen Führer der Alliierten nach Paris zu fahren, die zeitmäßig mit einem Treffen der befehlshabenden Generäle und ihrer Stäbe im benachbarten Chantilly zusammenfiel. Jeder drängte auf eine einheitliche Befehlserteilung, aber keiner wußte, wie sie zustande zu bringen sei.

Premierminister Briand kam zur ersten Sitzung zu spät. Lloyd George fand ihn merkwürdig unaufmerksam. Er war so zerstreut und in Gedanken versunken, daß er kaum der Tagesordnung zu folgen vermochte. Wie sich herausstellte, kam er unmittelbar von einer Konferenz des ständigen Ausschusses der Abgeordnetenkammer über die Kriegsführung. Der zornige alte Mann, der den Vorsitz dieses Ausschusses führte, hatte ihm eine unertreuliche Viertelstunde bereitet. Der Name des alten Mannes war Clemenceau.

Friede ohne Sieg

Drei Tage nach dem Fall der rumänischen Hauptstadt bot das deutsche Außenamt, das sich seit dem Rücktritt des gemäßigten von Jagow in angriffslustiger Stimmung befand, in Floskeln, die seine Feinde unverschämt fanden, seine Teilnahme an einer Konferenz über Friedensverhandlungen

an. Die alliierten Kanzlerämter, die durch die Unwahrheiten ihrer eigenen Propaganda verwirrt waren, erblickten in Wilsons Note, die zehn Tage später eintraf, ein getreues Echo der deutschen Vorschläge. Für französische und englische Ohren trug der Ausdruck „Friedensvereinbarung“ abermals den Klang der Aufgabe und des Verrates.

Dennoch waren sich London und Paris peinlich bewußt, daß sie sich mit Washington gut zu verhalten hatten: die schleunige Bewilligung ungeheurer neuer Kredite war erforderlich.

Sir Robert Cecil, der das Außenministerium von Sir Edward Grey übernommen hatte, begab sich sofort nach Grosvenor Square, um Botschafter Page auszuhorchen. Page war zu diesem Zeitpunkte so vom Kriegsgeist durchdrungen, daß er jegliche Geduld mit den Friedensbemühungen des Präsidenten verloren hatte. Er sagte Sir Robert, daß eine Annahme der deutschen Vorschläge hieße, die Katze im Sack zu kaufen, und verleitete ihn zu der Annahme, daß die überwiegende Mehrheit in Washington der gleichen Ansicht sei. Page fuhr fort, seinem Außenministerium zu schreiben, für welch niederträchtige Spitzbuben die Amerikaner von den Engländern für ihre Nichtbeteiligung am Krieg gehalten wurden.

Es war eine Periode der zum Zerreißen gespannten Nerven. Spring Rice erlitt im Büro des Außenministeriums einen seiner Wutanfälle. Lansing verteidigte wie gewöhnlich den amerikanischen Standpunkt, daß die Meere für den neutralen Handel offen sein müßten. Die Frage, die eine „peinliche Szene“ auslöste, wie Lansing es in seinem Tagebuch beschrieb, ging dahin, ob englische Geschützmannschaften auf Handelsschiffen als Marine- oder Zivilpersonal zu betrachten seien.

Am Höhepunkt einer jener Diskussionen über die Auslegung der Gesetze, die Lansing so ungemein genoß, rief Sir Cecil aus: „Ihr Vorschlag läuft darauf hinaus, uns an der ordnungsgemäßen Bedienung unserer Geschütze zu hindern.“ Der kleine Mann war totenblaß und zitterte heftig.

Lansing gab keine Antwort. Beide Männer erhoben sich.

„Wenn Sie diesen Weg des unbeteiligt Zusehens weiterverfolgen, während hilflose Menschen ermordet und dreihundert Meilen vom Festland in offene Boote verladen werden, Sir, dann wird man Sie für diese Haltung persönlich verantwortlich machen“, brüllte Sir Cecil. „Jawohl, Sie und der Präsident werden dafür persönlich einstehen müssen.“

„Ich blickte ihm ins Gesicht, als er diese Worte ausstieß“, schrieb Lansing, „und war vermutlich unfähig, mein Erstaunen und meinen Ärger über diesen Ausfall zu verbergen. Ich erwiderte gar nichts. Schließlich sagte ich: ‚Herr Botschafter, darf ich Ihnen empfehlen Platz zu nehmen und sorgfältig zu überlegen, was Sie mir eben gesagt haben.‘“

Lansing, der bis in die Fingerspitzen von der über jeden Zweifel erhabenen Redlichkeit seiner Haltung erfüllt war, setzte sich mit finsternen Blicken wieder an seinen Tisch.

Die Lippen des englischen Botschafters bebten über dem dürrtigen Knebelbart. Seine Blicke senkten sich. Lansing vermeinte, Tränen in seinen Augen zu bemerken. Seine Hände öffneten und schlossen sich nervös.

Der kleine Mann begann, sich mit peinlicher Überschwenglichkeit zu entschuldigen: „Es tut mir so leid . . . ich hätte das nicht sagen dürfen. Ich habe es nicht so gemeint. Ich kann es kaum ertragen, wenn ich an diese entmenschten Deutschen denke, die unsere Schiffe versenken. Meine Frau könnte sich auf einem dieser Schiffe befinden.“

Lansing, der nicht der Mann war, einen geschlagenen Mann so billig laufen zu lassen, bemerkte grimmig, daß es schwierig sein würde, Spring Rices Worte zu vergessen. Trotzdem stimmte Lansing, genau wie die übrigen Mitglieder des Wilson-Kabinetts, mit dem englischen Botschafter überein. Einen Tag später machte er in sein Tagebuch die Eintragung: „Für mich kann der Krieg nicht früh genug ausbrechen, denn ich weiß, daß er eines Tages kommen muß.“

Präsident Wilson sagte seinen Vertrauten nach wie vor, daß er alles Menschenmögliche tun würde, um den Krieg zu vermeiden. Wie Jefferson mit seinem Plan einer Handelssperre, träumte er von einem wirksameren Weg, den Willen des Volkes allen Hindernissen zum Trotz durchzusetzen. Zu einem letzten Versuch entschlossen, begab er sich abermals an seine einsame Schreibmaschine. Seine letzten Vorschläge fielen auf Treibsand, der gefährlicher war, als er oder seine Berater ahnten.

In deutschen Regierungskreisen bewirkte die Verwerfung ihres Verhandlungsangebotes die Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges. Die Admiräle und Generäle, die über die Tragweite der Tonnageverluste der Alliierten bedeutend besser unterrichtet waren als die Ratgeber Wilsons, waren überzeugt, England innerhalb weniger Monate in die Knie zwingen zu können. Die militärischen Gehversuche der Amerikaner entlang der mexikanischen Grenze waren sorgfältig zur Kenntnis genommen worden. Wenn die Amerikaner nicht die Kraft hatten, eine Handvoll Banditen daran zu hindern, in amerikanisches Gebiet einzufallen und ihre Staatsbürger umzubringen, brauchte man sie in Europa, viertausend U-Boot-verseuchte Meilen von ihren Küsten entfernt, bestimmt nicht zu fürchten.

Während Wilson die Ansicht Houses über die „Aalglätte“ der Deutschen teilte, hatte sich ein tiefes Mißtrauen gegenüber der alliierten Führung in ihm eingenistet. Täglich stolperte er über die Schwarze Liste neutraler Firmen,

die im Verdacht standen, Handel mit Deutschland zu betreiben. Durch diese Liste hatten die englischen Behörden im Grunde eine Diktatur über den amerikanischen Überseehandel errichtet. Mehr als je von der Notwendigkeit der Neutralität überzeugt, tat er sein Bestes, um dem zufällig geprägten Slogan gerecht zu werden: Er hat uns vor dem Krieg bewahrt.

Er machte sich an den Entwurf einer neuen prinzipiellen Erklärung. Diesmal würde er sich über die Häupter der Regierungen direkt an die Völker wenden.

Bevor der amerikanische Präsident noch seine Grundsätze zur Gänze zu Papier gebracht hatte, ging aus den mittlerweile in Europa gefallenem Entscheidungen klar hervor, daß seine Worte auf taube Ohren stoßen würden. Am 9. Jänner 1917 erließ Kaiser Wilhelm unter entsprechender Geheimhaltung eine Botschaft an die deutsche Flotte: „Wir befehlen, daß ab 1. Februar der unbegrenzte Unterseebootkrieg mit größtem Nachdruck aufgenommen wird. Sie werden unverzüglich alle dazu notwendigen Maßnahmen treffen, jedoch darauf bedacht sein, daß diese Absicht dem Feind und den neutralen Mächten nicht vorzeitig zur Kenntnis gelangt.“

Am 15. Jänner verständigte Kanzler von Bethmann-Hollweg über die amerikanische Botschaft in Berlin, die von Bernstorff die Benützung ihrer Nachrichtenübermittlung zur Durchgabe von Friedensvorschlägen zur Verfügung gestellt hatte, seinen amerikanischen Gesandten mit einer verschlüsselten Botschaft vom Entschluß des Kaisers. Von Bernstorff machte sich sofort ans Werk, die deutschen Pläne auszuführen, wenn er auch mit Lansing und House ungemein zuvorkommend über einen Frieden durch Vermittlung plauderte. Er verständigte die Kapitäne deutscher Schiffe, die in amerikanischen Häfen interniert waren, die Motoren ihrer Fahrzeuge über Befehl auf der Stelle betriebsunfähig zu machen, und übersandte, ebenfalls unter Benützung der Kabelvorrichtungen des amerikanischen Außenministeriums dem deutschen Gesandten in Carranzas Regierung in Mexiko City folgendes Telegramm:

Washington, am 19. Jänner 1917

„Deutsche Legation

Mexiko City

Nr. 130 (benützte Codezahl)

„Außenamt kabela 16. Jänner:

Nummer 1. Streng geheim. Selbst entschlüsseln.

„Wir beabsichtigen, am 1. Februar den uneingeschränkten U-Bootkrieg zu beginnen. Dennoch werden wir uns bemühen, die Vereinigten

Staaten neutral zu halten. Für den Fall, daß uns dies nicht gelingen sollte, schlagen wir Mexiko ein Bündnis auf folgender Grundlage vor: Gemeinsame Kriegsführung; gemeinsamer Friedensschluß; großzügige finanzielle Unterstützung; unsere Einwilligung, daß Mexiko das seinerzeit verlorene Gebiet in Texas, Neu Mexiko, Arizona, zurückerobert. Abmachungen über Einzelheiten bleiben Ihnen überlassen. Teilen Sie dies unter strengster Geheimhaltung dem Präsidenten (Carranza) mit, sobald der Kriegsausbruch mit den Vereinigten Staaten feststeht, fügen Sie den Vorschlag hinzu, Japan zum unverzüglichen, spontanen, parallelen Einsatz aufzufordern und bedienen Sie sich gleichzeitig seiner Vermittlung zwischen uns und Japan. Bitte machen Sie den Präsidenten aufmerksam, daß der rücksichtslose Einsatz unserer U-Boote die Aussicht bietet, England innerhalb weniger Monate zum Frieden zu zwingen. Bestätigen Sie Empfang. Zimmermann. Ende des Telegrammes.“

Der Geheimdienst der englischen Marine, der diesen speziellen deutschen Code entschlüsselt hatte, hörte die Meldung zur gleichen Zeit ab, in der sie in Mexiko City einlangte, aber aus Gründen, die ihnen selbst am besten bekannt waren, ließen sich die Behörden in London Zeit, die entschlüsselte Nachricht an Washington weiterzuleiten.

Am 22. Jänner war der Präsident zur Vorlage der so sorgfältig entworfenen Deklaration bereit. Im letzten Augenblick entschied er sich, seinen Aufruf in die Form einer Ansprache an den Senat zu kleiden. Kein Präsident war allein vor dem Senat erschienen, seit George Washington sich in seiner zweiten Amtsperiode nach einer hitzigen Debatte mit dieser Körperschaft gekränkt zurückgezogen hatte. Der Historiker Wilson schuf abermals einen Präzedenzfall, um seinen Eröffnungen Gewicht zu verleihen.

Es war ein Montagmorgen. Der Senat trat um zwölf Uhr zusammen. Das Weiße Haus verständigte ihn erst eine Stunde vorher vom Besuch des Präsidenten.

„Am achtzehnten Dezember vergangenen Jahres“, berichtete Wilson den Senatoren in seinem klangvollen Tenor, „habe ich eine gleichlautende Note den Regierungen jener Staaten, die sich nun im Kriegszustand befinden, zu Gehör gebracht und sie ersucht, die Bedingungen zu nennen, unter denen sie es für möglich erachteten, Frieden zu schließen.“

Obwohl eine gewisse Phantasie dazu erforderlich war, behauptete er, daß im Grunde die Bedingungen seiner Note von beiden Seiten angenommen worden waren. „Wir sind einer definitiven Erörterung des Friedens, die den gegenwärtigen Krieg beenden wird, um dieses Einverständnis nähergerückt. Ein solches Übereinkommen muß bald zustande kommen. Es ist richtig, daß

unsere Regierung, ehe es zu einer derartigen Abmachung kommt, aufrichtig die Bedingungen umreißen sollte, unter denen sie sich dazu berechtigt fühlt, unser Volk um die Einwilligung zur feierlichen Beteiligung an einer Friedensliga zu ersuchen. Ich stehe hier, weil ich versuchen will, diese Bedingungen zu nennen.

„Zuerst muß der gegenwärtige Krieg beendet sein. Die Verträge und Abkommen, die ihm ein Ende setzen, müssen Bedingungen enthalten, die einen Frieden schaffen, der es wert ist, garantiert und gehütet zu werden. Es darf kein Gleichgewicht der Macht geben, sondern eine Gemeinsamkeit der Macht: keine organisierten Rivalitäten, sondern einen organisierten allgemeinen Frieden.“

Er hätte, so sagte er, von jeder Gruppe der Kriegführenden die Zusicherung erhalten, daß sie nicht beabsichtigten, ihre Widersacher total zu vernichten. Er mußte nun allen Beteiligten die Bedeutung dieser Zusicherung erläutern:

„Vor allem bedeuten sie, daß es einen Frieden ohne Sieg geben muß. Einzig ein Friede zwischen Gleichgestellten hat Aussicht, dauerhaft zu sein. Die Gleichheit der Völker muß eine Gleichheit der Rechte sein. Kein Friede kann oder soll Beständigkeit haben, der sich nicht dem Grundsatz unterwirft, daß die Regierungen, die ihnen zustehende Macht vom Einverständnis der Regierten ableiten.“

Ich schlage deshalb vor, daß die Völker die Doktrin des Präsidenten Monroe als Weltdoktrin annehmen: daß kein Volk seine Staatsform auf irgend eine andere Nation oder ein anderes Volk auszudehnen sucht, daß aber jedes Volk die uneingeschränkte Freiheit haben soll, seine eigene Staatsform zu wählen, ebenso wie seine eigene Methode, sich unbehindert, unbedroht und furchtlos zu entwickeln.“

Seine Schlußworte waren ergreifend: „Ich schlage eine Regierung durch Billigung der Regierten vor; weiters jene Freiheit der Meere, die Repräsentanten der Vereinigten Staaten in fortgesetzten internationalen Konferenzen forderten, und jene Mäßigung der Aufrüstung, die aus Heer und Flotte bloße Ordnungskräfte macht. Dies sind amerikanische Grundsätze, amerikanische Methoden. Es sind die Grundsätze der Menschheit, und sie müssen erhalten bleiben.“

Als erster Senator sprang La Follette von Wisconsin auf und klatschte. Demokraten und Fortschrittler brachen gemeinsam in Jubel aus. Einige Republikaner wurden derart mitgerissen, daß sie später erklären mußten, sie hätten mehr der Beredtsamkeit des Präsidenten Beifall gezollt als seinen Vorschlägen.

Die Phrase „Friede ohne Sieg“, die als Wimpel über den Hoffnungen der

Liberalen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten flattern sollte, war einem Leitartikel der Zeitschrift „The New Republic“ entnommen, die von einem reichen Fortschrittler namens Willard Straight finanziert wurde. Mit dieser Zeitung bemühte sich eine Gruppe begeisterungsfähiger junger Optimisten, das fadenscheinig gewordene Gespinnst des Neuen Nationalismus und der Neuen Freiheit in den Neuen Liberalismus umzuweben.

Der Herausgeber Herbert Croly schrieb, daß es der feierlichste Augenblick seines Lebens gewesen sei, als er den Präsidenten jene Worte aussprechen hörte. Lowes Dickinson in England nannte diese Rede „vielleicht das bedeutendste internationale Dokument der gesamten Geschichte.“ Woodrow Wilsons Oberhoheit über alle akademisch gebildeten Idealisten der gesamten englischsprechenden Welt war von nun an gesichert.

Graf von Bernstorff bedauert

Am letzten Tage des Jänners, als die Sentiments des Präsidenten in den Leitartikeln der amerikanischen Presse beifälliges Echo auslösten, rief Botschafter von Bernstorff das Außenministerium um zehn Uhr vormittags an, um eine Verabredung für den Nachmittag des gleichen Tages mit Minister Lansing zu treffen. Vorher hatte er der Besatzung internierter deutscher Schiffe Befehl erteilt, die Schiffsmotoren zu demolieren. Auf seinem Schreibtisch lag Bethmann-Hollwegs Schreiben, mit dem der neue deutsche Versuch, Großbritannien unter Blockade zu nehmen, angekündigt wurde.

Lansing gab den Verlauf dieser Unterredung sorgfältig in seinen Memoiren wieder:

„An jenem Nachmittag war ich mit einem Brief an den Präsidenten über die Bewaffnung von Handelsschiffen beschäftigt, weil Deutschland zweifellos im Begriffe stand, einen abermaligen heftigen U-Boot-Krieg vorzubereiten. Ehe ich meinen Brief noch beendet hatte, wurde mir der deutsche Botschafter gemeldet. Ich bemerkte, daß er nicht mit seiner gewohnten Selbstsicherheit lächelte, obwohl er genauso beschwingt wie immer ging. Nachdem er mir die Hand geschüttelt und sich in einen großen Fauteuil neben meinem Schreibtisch niedergelassen hatte, entnahm er einem Briefumschlag einige Papiere. Er fragte mich, ob er sie mir vorlesen oder ob ich sie selbst lesen wollte, ehe er irgend etwas darüber sagte. Ich erwiderte, daß ich die Schreiben selbst lesen würde, was ich langsam und sorgfältig tat, da ich erkannte, daß sie vermutlich die schwerste Krise heraufbeschwören würden, der die Regierung bisher gegenüber gestanden war. die Note verkündete die Neuaufnahme des rücksichtslosen U-Boot-Krieges am nächsten Tage.“

Lansing bemerkte, daß er die Lage mit größtem Ernst betrachtete, es aber vorzöge, sich nicht sofort dazu zu äußern. Von Bernstorff stammelte sein privates Bedauern.

„Ich nehme an, daß Sie bedauern“, erwiderte Lansing, „denn Sie wissen, wohin das führen wird.“ Er fügte hinzu, daß er dem deutschen Botschafter keine persönlichen Vorwürfe mache.

„Das sollten Sie auch nicht“, sagte dieser mit sichtlicher Erregung. „Sie wissen, daß ich unablässig für den Frieden gearbeitet habe.“

Lansing antwortete trocken, er hege nicht den Wunsch, die Angelegenheit weiter zu besprechen. Von Bernstorff reichte ihm die Hand und ging, „nicht länger der sorglose, flotte Mann von Welt, als den man ihn kannte. Mit dem kläglichen Versuch eines Lächelns verneigte er sich, als ich „Guten Abend“ sagte, wandte sich um und verließ den Raum.“

Als der Außenminister nach dem Abendessen im Weißen Haus eintraf, befand sich der Präsident in einem Zustand höchster Unruhe. Wilson hatte sich noch immer nicht zu einer eindeutigen Haltung durchgerungen. Er hielt von Bernstorffs Beteuerungen, daß Deutschland noch immer einen vermittelten Frieden wünschte, für einen Teil der zivilen Meinung in den Regierungskreisen um den Kaiser. Bedeutete diese Note, daß die Militaristen völlig im Sattel waren?

Lansing drängte erneut auf sofortigen Abbruch der Beziehungen. Wie immer hörte ihm der Präsident aufmerksam zu. Er wollte eine Kabinettsitzung einberufen. Lansing hatte den Eindruck, Wilson warte auf irgendeine offenkundige Handlung.

Der Außenminister begab sich schwer enttäuscht nach Hause. „Fließt in den Adern der Amerikaner nicht länger vaterlandstreues Blut? Haben wir vergessen, daß Amerikaner unser Erbe der Freiheit mit ihrem Leben besiegelt haben und daß darin eine heilige Verpflichtung liegt, die wir unverletzt für die kommenden Generationen hochhalten müssen?“ hatte er nach der Versenkung der „Lusitania“ in sein privates Tagebuch geschrieben. Das Zögern des Präsidenten entfesselte in ihm eine neue Sturmflut auf-rührerischer Gedanken. Robert Lansing hatte in dieser Nacht einen unruhigen Schlaf.

Am 1. Februar fegte die deutsche Note alle anderen Meldungen von den Titelseiten. Die Schifffahrt über den Atlantik war gelähmt. Houses Freund, Dudley Field Malone, übernahm die Aufgabe, den Hafen von New York zu schließen. Berichte von überfüllten Hafentmagazinen und von Waren, die sich in Ausladebahnhöfen stapelten, trafen ein. Die Effektenbörse sackte ab. Während überzeugte Alliierten-Freunde ihre wütenden Stimmen in den Zeitungen der Ostküste erhoben, hielten Pazifistengruppen Versammlungen ab und bestürmten den Präsidenten, der Provokation nicht nachzugeben.

Die Leitartikel ergingen sich in ängstlichen Mutmaßungen, wie die Deutsch-Amerikanischen Gesellschaften sich im Falle eines Krieges verhalten würden. Würden die Vereinigten Staaten einer ähnlichen Situation wie jener des Osteraufstandes gegenüberstehen?

Oberst House soll sich einem Schwarm von Reportern, der ihn an der Pennsylvania Station erwartete, dadurch entzogen haben, daß er sich heimlich über eine Hintertreppe in sein Abteil im Nachtzug nach Washington schwindelte.

Der Oberst fand den Präsidenten „traurig und niedergedrückt. Der Präsident sagte, ihm sei zumute, als hätte die Welt plötzlich entgegengesetzten Kurs eingeschlagen und begonnen, statt von Osten nach Westen, vom Westen nach Osten zu laufen, so daß er sein Gleichgewicht nicht wiederfinden könne. Am längsten befaßten wir uns mit der Frage, ob Bernstorffs Paß sofort zurückzugeben sei oder es klüger wäre, abzuwarten, bis die Deutschen eine offenkundige Handlung setzten. Als Lansing kam, wurde diese Diskussion abermals aufgenommen, und wir waren alle der Ansicht, daß ihm sein Paß am besten unverzüglich zurückgegeben werden sollte.“

Die Berater des Präsidenten bemühten sich, ihn davon zu überzeugen, daß ein Abbruch der Beziehungen Deutschland möglicherweise zur Besinnung bringen würde. Lansing wurde in sein Büro zurückgesandt, um eine Erklärung auszuarbeiten.

Selbst damals beharrte der Präsident vor House darauf, daß er es nicht zulassen würde, daß dieser Bruch zum Kriege führte. Er nannte Deutschland einen „Irren, der an die Kandare gelegt werden müßte“. House fragte, ob es den Alliierten gegenüber anständig sei, ihnen diese Arbeit ungeteilt zu überlassen. „Er zuckte merklich zusammen“, diktierte House seine Privataufzeichnungen der unentbehrlichen Miß Denton.

Der Oberst beschrieb die Vorfälle des nächsten Tages in seinem Tagebuch mit einem gewissen Schwung: „Wir saßen am Morgen lustlos beisammen, bis Lansing eintraf. Der Präsident ordnete nervös seine Bücher und ging im Zimmer auf und ab. Mrs. Wilson sprach über Golf und fragte, ob ich glaubte, es würde einen schlechten Eindruck erwecken, wenn der Präsident zum Golfplatz ginge. Ich fand, das amerikanische Volk würde der Ansicht sein, er sollte zu einem derartigen Zeitpunkt nichts Belangloses tun.

„Während großer Regierungskrisen dieser Art hat die Öffentlichkeit keine Vorstellung, was sich hinter den Kulissen abspielt. Ist die Entscheidung einmal gefallen, kann man nichts weiter tun, als die Zeit abzuwarten, bis der Vorhang hochgeht. Mittlerweile schlugen wir mühsam die Zeit tot. Der Präsident schlug schließlich ein Pool-Spiel vor.“ House pflegte später seinen Freunden zu erzählen, was für schlechte Kartenspieler sowohl er als auch

der Präsident waren. Gegen Ende des zweiten Spieles wurde Lansings Besuch angekündigt.

„Der Präsident, Lansing und ich kehrten ins Arbeitszimmer zurück. Lansing stand unseren Gedankengängen so nahe, daß es wenig zu besprechen gab. Er las, was er geschrieben hatte, und wir akzeptierten es.“

In der Kabinettsitzung des gleichen Nachmittages erwoß der Präsident nochmals alle Für und Wider. Die Kabinettsmitglieder waren unruhig. Houston und McAdoo wollten Taten sehen. Der lustige Franklin K. Lane schrieb einem Freund: „Er handelt stets richtig, schiebt sich aber langsamer vorwärts als ein Gletscher, und die Lage wird äußerst unerfreulich, sooft eine Tat erforderlich wird.“

Lansing mengte sich nicht ein. Seit seiner Unterredung mit dem Präsidenten und Oberst House am gleichen Morgen war er überzeugt, daß der Präsident seinen Entschluß gefaßt hätte. „In dieser Nacht schlief ich tief“, bemerkte er in seinem Tagebuch, „denn ich war sicher, daß der Präsident machtvoll handeln würde.“

Eine kleine Gruppe halsstarrer Männer

Am nächsten Tage erklärte der Präsident beiden Häusern des Kongresses, weshalb er von Bernstorff seinen Paß zurückgeben mußte. Seine Ausführungen ernteten Beifall. Nur die Fortschrittler enthielten sich jeder Äußerung.

Die Beziehungen des Präsidenten zum Kongreß hatten sich während des Winters laufend verschlechtert. Obwohl der Senat noch immer verläßlich demokratisch war, hatte das Haus eine Spaltung von 213 zu 213 erfahren. Selbst seinen getreuesten Anhängern ging die geschlossene Zielsetzung der glücklichen Tage der Neuen Freiheit verloren. Die chauvinistischen Republikaner scharten sich in ergrimmter Kampfpose um Senator Lodge von Massachusetts. Die Fortschrittler, die früher einer Zusammenarbeit so willig gefolgt waren, zeigten sich widerspenstig.

Mitte Jänner, nach monatelanger Druckausübung durch das Weiße Haus, die Tumulty so meisterhaft unter Glacéhandschuhen zu verstecken verstand, erfuhren der Präsident und Mrs. Wilson zu ihrer Erleichterung, daß die Ernennung ihres lieben Freundes Dr. Grayson zum Konteradmiral endlich vom Senat bewilligt worden war. Seine Beförderung ließ ihn eine Warteliste von hundertundeinem Namen überspringen. Der Kampf hatte Monate gedauert. Die legislativen Berater Wilsons hatten der Erfüllung dieser Laune des Präsidenten manche Nacht geopfert. Dr. Graysons Ernennung schuf im Senat böses Blut.

Wilson griff Lansings Vorschlag auf, Handelsschiffe zu bewaffnen, damit sie sich ihren Weg über die Seestraßen erkämpfen und es damit den Methoden der „bewaffneten Neutralität“ der skandinavischen Länder während der napoleonischen Kriege gleichen sollten. Der Präsident nahm an, daß er bereits die Vollmachten eines Oberbefehlshabers besäße, wünschte jedoch die Zustimmung des Kongresses zu seinem Vorhaben. Das Gesetz zur bewaffneten Schifffahrt wurde vorgelegt.

Dieses Gesetz fand zwar die Billigung des Abgeordnetenhauses, verfiel jedoch im Netz der Machtstrategie der Republikaner, die danach lechzten, im Jahre 1920 wieder ans Ruder zu gelangen. Die republikanische Führung hatte nicht die Absicht, der demokratischen Verwaltung nach der zweiten Amtseinsetzung des Präsidenten freie Hand zu lassen. Sie wollte eine Sondersitzung erzwingen. Die Fortschrittler im Senat, die während des langen Kampfes um die Verstaatlichung der Schifffahrt in Notstandszeiten auf seiten des Präsidenten gestanden waren, widersetzten sich dem Plan der bewaffneten Handelsschiffe, weil sie darin den ersten Schritt zum Krieg gegen Deutschland im Interesse des englischen Handels und der New Yorker Banken erblickten. Das hieße, das Dollarzeichen auf die amerikanische Flagge setzen, sagte Norris von Nebraska.

La Follette von Wisconsin erkor die Bewaffnung der Handelsschiffe zur brennenden Streitfrage im Kampf um den Frieden. Hatte er sich einmal für eine Ansicht entschieden, dann kannte er keinerlei Kompromisse, sondern nur eine grelle Schwarzweißzeichnung. Als offenbar wurde, daß das Gesetz genügend Stimmen zur Annahme erhalten hatte, verwandelte sich seine leidenschaftliche Anklage in Obstruktion.

Zwölf Männer beschlossen, trotz der aufbrandenden Beschimpfungen, denen sie sich dank dem Kriegsgeist, der das Land nun erfaßt hatte, ausgesetzt sahen, auszuharren, bis der Vierundsechzigste Kongreß am Tage der Angelobung des Präsidenten zu Ende ging.

Die Verhinderung der Beschlußfassung löste große Bitterkeit aus. Gerüchte aus dem Kapitol wollten wissen, daß Ollie James von Kentucky einmal drohend durch den Saal auf La Follette zugegangen war und dabei die Hand auf seiner Revolvertasche gehalten haben soll. Die obstruierenden Senatoren wurden von der Presse unbarmherzig angegriffen, und es erschienen Schlagzeilen wie „Koketterie mit dem Verrat“, „Schurken, die das Volk verraten“ oder „La Follette und seine kleine Gruppe von Abtrünnigen.“ Studenten der technischen Hochschule von Massachusetts hängten La Follettes Abbild an den Galgen. Er wurde von Professoren der Columbia-Universität schärfstens kritisiert. Selbst zu Hause in Wisconsin feindeten ihn ehemalige Anhänger an.

Der öffentliche Zorn vertiefte sich noch durch die Bekanntgabe des Zim-

mermann-Telegrammes. Am 25. Februar wurde Page in London eine Übersetzung überreicht. Er kabelte den Inhalt prompt nach Washington, wo Polk und Lansing eine Suche nach dem Original der Chiffrenachricht in der Ablage des Telegraphenamtes veranlaßten. Original und Übersetzung stimmten überein. Lansing eilte ins Weiße Haus, um dem Präsidenten das Telegramm zu zeigen.

Lansing meldete in seinem Tagebuch, daß Mr. Wilson „mehrere Male während des Durchlesens ausrief „O Gott!“. Zu Anfang wollte er an eine Fälschung glauben. Es traf ihn empfindlich, von dem flinkzüngigen von Bernstorff überlistet worden zu sein.

Nachdem er überzeugt war, daß es sich bei dem Zimmermann-Kabel um keine Fälschung handelte, beschloß der Präsident, daß das Außenministerium die Nachricht an die Presse durchsickern lassen sollte. Der Direktor des Washingtoner Büros der Associated Press mußte schwören, über die Quelle des Textes völliges Stillschweigen zu bewahren, und am 31. März prangte das Telegramm auf den Titelblättern der amerikanischen Zeitungen.

Das Zimmermann-Telegramm, dessen Echtheit vom deutschen Außenamt bald mit typischer Plumpheit zugegeben wurde, erwies sich als ungeheure Hilfe für Präsident Wilsons schwierige Lage vor dem Kongreß wegen des Gesetzes zur Bewaffnung von Handelsschiffen. Es verwandelte La Follettes Obstruktion in eine sinnlose Geste. „Durchgekämpft bis zum Ende“, kabelte der alte Recke der Rechtschaffenheit seiner Frau, als der Vierundsechzigste Kongreß sich am Tage der Angelobung auflöste. „Stimmung hier gespannt. Muß mich für die nächste Zeit mit Unverschämtheiten abfinden.“

Der Rote Mann hatte gesiegt.

In seinem Herzen haßte Woodrow Wilson den Krieg noch genauso wie es jene Senatoren taten, die er als „eine kleine Gruppe halsstarriger Männer, die nichts als ihre eigene Ansicht repräsentierten“, angeprangert hatte. Er hatte ständig die Werbung um die Einsatzbereitschaft gezügelt, die das Kriegsfieber aufpeitschte. Er versuchte sogar, die Militärakademie davon abzuhalten, Pläne für einen möglichen Feldzug in Europa auszuarbeiten. Noch Anfang Jänner 1917 sagte er zu House: „Unser Land hat nicht die Absicht, sich in diesen Krieg verwickeln zu lassen. Es wäre eine Sünde wider die Zivilisation, wenn wir uns beteiligten.“

In seiner Verzweiflung ließ er in letzter Minute seinen alten Freund Frank Cobb aus New York kommen und verbrachte beinahe die ganze Nacht im Gespräch mit ihm.

„Es würde bedeuten“, sagte er dem Herausgeber der „New York World“, „daß wir gemeinsam mit der übrigen Menschheit den Kopf verlieren und

aufhörten, Recht und Unrecht abzuwägen. Damit würde ein Großteil der Bevölkerung dieser Hemisphäre der Kriegsverblendung unterliegen, das Denken einstellen und seine Kräfte dem Zerstörungswerk widmen. Gleichschaltung wäre dann die einzige Tugend. Und jeder, der sich gegen die Gleichschaltung zur Wehr setzt, wird den Preis dafür zu zahlen haben. Führen Sie dieses Volk erst in den Krieg, und es wird vergessen, daß es jemals so etwas wie Toleranz gab. Wenn es irgendeine Alternative gibt, dann wollen wir sie doch um Himmels Willen ergreifen.“

Wir werden nicht den Weg der Unterwerfung wählen

Die deutschen Behörden machten jede Alternative zum Krieg unmöglich. Sie verloren keine Zeit, die amerikanische Öffentlichkeit vor vollendete Tatsachen zu stellen, um den Präsidenten zu einer Entscheidung zu zwingen. Im Februar versenkten die U-Boote 781.500 Bruttoregister-tonnen, einschließlich zweier amerikanischer Schiffe, die rechtzeitig gewarnt wurden, so daß sich ihre Besatzungen in Sicherheit bringen konnten. Als der Ozeandampfer „Laconia“ der Cunard-Line torpediert wurde, fanden zwei Amerikanerinnen den Tod.

Der Präsident berief eine Sondersitzung des Fünfundsechzigsten Kongresses für den 2. April ein.

Oberst House kam einen Tag vorher mit dem Nachtzug aus New York an. Als er zur Frühstückszeit im Weißen Haus erschien, waren der Präsident und Mrs. Wilson bereits aufgestanden, um noch ein wenig Golf zu spielen. Woodrow Wilson hatte eine schlaflose Nacht hinter sich. Wieder klagte er über heftige Kopfschmerzen.

Während der Präsident mit seiner kleinen Gruppe auf dem Golfplatz war, wurde Oberst House von den Kabinettsmitgliedern belagert, die sich telefonisch erkundigten, was der Präsident in seiner Rede, die er zu halten beabsichtigte, sobald die beiden Häuser sich konstituiert hätten, sagen würde.

Da Oberst House damit überfragt war, vertröstete er die Anrufer mit unverbindlichem Gemurmel. Erst nach dem Mittagmahl kam der Präsident dazu, sein Manuskript mit seinem Freund House durchzubesprechen. „Keine seiner bisherigen Reden hat mir größere Genugtuung verschafft“, schrieb House. Obwohl andere den Präsidenten für unnatürlich gefaßt hielten, nahm House Anzeichen von Nervosität wahr, als sich der Nachmittag endlos dahinzog. „Jeder von uns schlug nur die Zeit tot, bis er ins Kapitol gerufen wurde.“

Nach dem gewohnten Abendessen im Familienkreise fuhren der Präsi-

dent und seine Getreuen zum Kapitol. Es war eine sturmgepeitschte Regen-
nacht, in der Blitze ängstlich hinter schweren Wolken aufzuckten. Minister
Baker hatte zwei Kavallerieeinheiten abbefohlen, um den Präsidenten zu
schützen. Die naßglänzenden Straßen Washingtons waren mit Schaulustigen
gesäumt, die ihn in dieser Stunde der Not vorbeifahren sehen wollten. Die
Gänge des Kapitols waren vorzeitig voll, und Tausende standen im Regen,
während der Präsident vom Kongreß eine gemeinsame Resolution verlangte,
die den Kriegszustand zwischen den Vereinigten Staaten und dem deut-
schen Kaiserreich erklärte.

Mit Ausnahme La Follettes, der mit verschränkten Armen und tiefen,
grimmigen Falten um sein Bulldoggenkiefer dastand, trugen beinahe alle
Kongreßmitglieder und selbst die Richter des Obersten Gerichtshofes kleine
amerikanische Fähnchen in den Rockaufschlägen.

Der Eintritt des Präsidenten wurde mit Hochrufen und Beifall begrüßt.
Mit noch kühlerer und klarerer Stimme als gewohnt, schilderte er seine
Bemühungen, den Frieden angesichts der immer unverschämteren deut-
schen Herausforderungen zu bewahren. Er beschrieb die Möglichkeiten, die
ihm außer dem Krieg noch geblieben waren. „Es gibt eine Entscheidung, die
wir nicht treffen können, deren wir nicht fähig sind: Wir werden nicht den
Weg der Unterwerfung wählen.“

In diesem Augenblick ließ der Vorsitzende des Obersten Gerichtshofes
seinen Filzhut fallen, den er in der Hand gehalten hatte, hob die Arme
über sein altes, weißhaariges Haupt und klatschte laut in die Hände. Der
Rest des Satzes ging im Gebrüll unter, während der Gerichtspräsident seine
Arme über dem Kopf hielt, als dirigierte er die Hurrarufe.

„Wir werden“, fuhr der Präsident fort, „für den endgültigen Frieden der
Welt und die Befreiung aller Völker kämpfen. Die Welt muß für die Demo-
kratie reif gemacht werden.“ Die Hochrufe innerhalb des Kapitols wurden
von der Menschenmenge aufgenommen, die unter den tropfenden Bäumen
in den regennassen Gartenanlagen stand.

„Dieser Aufgabe können wir unser Leben und unser Glück, alles, was wir
sind und haben, mit dem Stolze jener widmen, die wissen, daß der Tag
angebrochen ist, an dem Amerika das Vorrecht genießt, Blut und Kraft
für jene Grundsätze zu wagen, die Amerika entstehen ließen. Möge Gott
uns auf diesem einzigen uns offenstehenden Wege helfen!“

Präsident Wilson nahm den tosendsten Beifall seiner Laufbahn entgegen.
Selbst Senator Lodge drückte ihm die Hand. Als er sich schließlich von
dem Händeschütteln und den Gratulationen der Anwesenden befreien
konnte, wurde er zum Weißen Haus durch Straßen zurückgeführt, die eng
von jubelnden Menschenmassen besetzt waren. Bis zur Pennsylvania Ave-
nue winkten sie ihm zu.

Im Weißen Haus angelangt, setzte er sich am Ende des langen Konferenztisches im Kabinettsaal nieder. Tumulty, der als einziger bei ihm war, entsann sich, daß er lange Zeit schweigend und blaß dort verweilte.

„Überlegen Sie nur, welchem Ziel sie Beifall klatschen“, äußerte er sich endlich. „Meine heutige Erklärung war eine Todesbotschaft für unsere jungen Männer. Wie merkwürdig scheint es doch, daß sie dazu applaudierten.“

Dann begann er Tumulty zu erzählen, daß er schon längst die Nutzlosigkeit der Neutralität erkannt habe, aber auf den Kriegswillen des amerikanischen Volkes habe warten müssen. „So lange dieses Kapitel nicht beendet ist, wird unser Leben voll Tragik und Kummer sein.“

Mit gebrochener Stimme begann er seinem Sekretär Ausschnitte von Leitartikeln vorzulesen, die seinen Kurs richtig hießen. Besonders der Brief eines Redakteurs einer Zeitung in Springfield, Massachusetts, ging ihm nahe: . . . „Nach all der politischen Erfahrung und den Konflikten der letzten Jahre bin ich mir eines sehr ausgeprägten und doch sonderbaren Empfindens bewußt, trotz der unermesslichen und ziemlich beklemmenden Entfernung, die unsere Standpunkte im Leben und in der Arbeit trennen, mit Ihnen herangereift zu sein.“

„Dieser Mann hat mich verstanden und sympathisiert mit mir“, erinnerte sich Tumulty an die Worte des Präsidenten. Bei diesem Satz zog der Präsident sein Taschentuch hervor, wischte sich große Tränen ab, die in seinen Augen standen, dann legte er sein Haupt auf den Konferenztisch und weinte wie ein kleines Kind.

XII. KAPITEL

Organisation bis ins letzte

Am Tag des Kriegseintritts der Vereinigten Staaten näherte sich die Lage der Alliierten ihrem Tiefpunkt, wenn auch Zensur und Propaganda die Tatsachen so vernebelten, daß niemand in Washington sie klar zu erkennen vermochte.

Brussilows schwere Offensiven hatten die russischen Armeen erschöpft. Ihre Schlagkraft war erlahmt. Durch den fortschreitenden Zerfall des Romanow-Regimes lockerte sich für Deutschland während des Winters der militärische Anprall aus dem Osten.

Russen aller Stände legten Protest gegen die Unfähigkeit, die Bestechlichkeit und die rücksichtslose Härte der Kriegsführung ein. Die russische Soldateska war an dem Punkt angelangt, da sie die größere Überlebenschance im Kampfe gegen ihre eigene Regierung statt gegen die Deutschen erblickte.

Der Aufstand am Jahrestag

Der Ausbruch begann im Jänner in Petersburg mit einem Druckerstreik anlässlich des Jahrestages der mißglückten Revolution, zu der es wegen des Versagens der Russen im Krieg gegen Japan gekommen war. Unfähig, allein zu einem Entschluß zu gelangen, zog der Zar beinahe jedermann zu Rate. Zuerst wurde er dazu überredet, die Duma einzuberufen, die kaum mehr als eine Konsultativversammlung von Standespersonen war. Er hoffte, damit eine gewisse Unterstützung seitens des Volkes zurückzugewinnen. Die Duma verlangte unverzüglich die Entfernung von Verrätern und Defraudanten vom zaristischen Hof. Plötzliche Streiks lähmten Petersburg. Der Haushalt des Zaren wurde von Panik ergriffen und die Duma sofort aufgelöst.

Den Räten des Zaren fiel daraufhin nichts Besseres ein, als ihm zuzu-

reden, jenen General Iwanow einzuberufen, der den Volksaufstand von 1905 niedergeschlagen hatte und der mittlerweile ein aufgedunsener und übel-launiger alter Mann geworden war. Das Ergebnis war eine Revolte der zaristischen Garde. Von der Front zurückgeholte Truppen, unter ihnen auch die stets ergebenen Kosaken, schlossen sich der Empörung an. Unter der Frühlingssonne schmolz zugleich mit dem Schnee auch die Autorität des Zaren dahin.

Die streikenden Arbeiter wählten zu ihrer Vertretung einen sowjetischen oder allgemeinen Rat. Die baltische Flotte nahm den Revolutionsruf auf. Unter Absingen der „Marseillaise“ im Gedenken an die Bastille, führten Matrosen den Sturm auf die Kasematten von Peter und Paul an. Gefängnisse wurden geöffnet, politische Gefangene befreit, Verbannte heimgerufen. Sowjets bildeten sich plötzlich in Fabriken, in Provinzstädten und in Moskau. Rußland wurde zu einem ungeheuren Debattierklub. Auf dem Lande steckten die Bauern flink die Felder ihrer Gutsherren ab. Ganze Heeresdivisionen lösten sich auf, verhafteten ihre Offiziere und zogen in Scharen in die Städte.

Mitte März dankte der Zar ab. Die zaristische Familie wurde in ihrem Sommerpalast in Haft gehalten. Was von der ursprünglichen Regierung überlebte, befand sich in den Händen eines provisorischen Ausschusses der aufgelösten Duma, der ein junger redegewandter Jurist namens Kerensky als Justizminister vorstand.

Die Revolution begann mit den Klängen der Marseillaise. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Rußland wollte sich die westlichen Demokratien zum Vorbild nehmen.

Die liberale Presse Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten begrüßte diese Februarereignisse mit Begeisterung. Der einzige Schönheitsfehler der Theorie, auf der die demokratische Propaganda fußte, daß nämlich die Alliierten und die verbündeten Nationen für Selbstverwaltung und Menschenrechte gegen die militärische Autokratie des Kaisers kämpften, war der, daß ihr russischer Verbündeter die grausamste und rückständigste aller Autokratien verkörperte. Sobald eine parlamentarische Regierung in Rußland den Sieg davon trug, konnte der Krieg mit reinem Gewissen fortgesetzt werden.

Die deutschen Behörden waren über diese Entwicklung sogar noch entzückter als die Alliierten. Für sie bedeutete die Revolution den Höhepunkt der Korruption und des Verfalles des zaristischen Regimes, der ihnen an der Front so vorzügliche Dienste geleistet hatte.

Sie konnten daher dringendst benötigte Truppen nach dem Westen abziehen, wo trotz all ihrer überlegenen Methoden und ihrer vorteilhaften Stellungen die Divisionen des Kaisers durch den Zermürbungskrieg dezi-

miert wurden. Sie mußten sich Gewißheit verschaffen, daß die Auflösung des russischen Militärapparates eine sofortige und vollständige war.

Der versiegelte Zug

Die freie Schweiz hatte seit Jahren den Hafen geboten, in dem die Vorläufer einer neuen Gesellschaft, die Not und Ungerechtigkeit von der Erde verbannen sollte, ihre Programme über den Aufstand und die Führung der Massen entwickelten. Die Exilrussen mit dem radikalsten Programm für die Vernichtung bestehender Institutionen scharten sich um die Zeitung „Der Sozialdemokrat“, die in Zürich von W. I. Uljanow und seiner Frau herausgegeben wurde. Sie vertraten jenen Teil des sogenannten Mehrheitenflügels der alten russischen sozialdemokratischen Partei, der nach dem Fehlschlag der Revolution von 1905 in die Verbannung getrieben worden war. Diese „Bolschewiken“ hatten sich von den „Menschewiken“ in einer jener zahlreichen erbitterten Spaltungen gelöst, die die internationale sozialistische Bewegung kennzeichneten. Uljanows Artikel zeugten von klarer Entschiedenheit. Er genoß das Ansehen der gefährlichsten Revolutionäre. Seine Artikel zeichnete er mit dem Decknamen, den er in den Untergrundmanövern der Partei verwendete: Lenin.

Seit Jänner fieberte Lenin darauf, nach Rußland zurückzukehren. Als die Alliierten ihm ein Visum in eines der skandinavischen Länder verweigerten, nahm er das Angebot eines deutschen Agenten an, das Vaterland in einem „versiegelten Zug“ zu durchqueren. Ihrem Grundsatz militärischer Greuelthaten getreu wollten die deutschen Behörden den sozialen Umschwung in Rußland möglichst total vollzogen wissen. Genau wie sie Pyromanen auf die Weizenfelder ihrer Feinde hetzten, so ließen sie eine Schar von Revolutionären auf das zusammenbrechende Romanow-Reich los. Um ganz bestimmt gegensätzliche Meinungen aufeinanderprallen zu lassen und so eine Beruhigung der Revolution zu vermeiden, sandten sie einen Monat später eine Oppositionsgruppe unter dem Menschewiken Martow nach.

Am 3. April des alten russischen Kalenders stieg ein untersetzter Mann mit nett zurechtgestutztem Bart, vorstehenden Backenknochen unter großen grauen Augen, die in einem überaus großen Kopf weit auseinanderlagen, von einem ankommenden Zug auf dem Finnland-Bahnhof in Petersburg aus. Er wurde von einer Schar von Abgeordneten verschiedener Revolutionskomitees empfangen, die jeden Häuserblock der Hauptstadt Peter des Großen mit ihren zankenden Stimmen erfüllten.

Ein unpassender Blumenstrauß wurde ihm in die Arme geschoben, und

er wurde in den prunkvollen Salon geführt, der vor einem knappen Monat den Mitgliedern der zaristischen Familie als Wartezimmer gedient hatte.

Er hörte den Willkommensreden kaum zu. Seine Augen hafteten auf der Menschenmenge, die er durch die Fenster sah.

Er bedankte sich mit den schwunglosen Phrasen sozialistischer Rhetorik, und begrüßte die russische Revolution als den Anfang der Erhebung des internationalen Proletariats gegen seine Ausbeuter und Schlächter. Er leugnete jeden russischen Patriotismus und das Interesse an jeder Art von Kriegen mit Ausnahme des Klassenkrieges und pries „die weltweite sozialistische Revolution.“

Die scharfe Luft der Newa strich süß um Lenins Nase, als er auf die hochrufenden Soldaten, Matrosen, Studenten, Fabriksarbeiter und den Konvoi gepanzerter Autos blickte, der zu seinem Schutz aufgefahren war. Das war der Augenblick, auf den er sich sein ganzes Leben vorbereitet hatte. Er würde dafür sorgen, daß die „Marseillaise“ der „Internationalen“ wich. Unverzüglich machte er sich daran, die Macht an sich zu reißen.

Nivelles Plan

In Frankreich und England begann das Jahr 1917 in zuversichtlicher Stimmung. Lloyd George, der Verfechter des vernichtenden Schlages, eilte von der Wintersitzung der politischen Führer der Alliierten in Paris zu einer Versammlung in Rom und wieder zurück nach London. Er war voll Hoffnung. Endlich hatten die Franzosen einen Befehlshaber gefunden, der einen Durchbruch an der Westfront plante.

Robert Georges Nivelle, der Held der Rückeroberung der Festungen von Verdun, war ein flinker Mann mit Schlitzaugen und einem schmalen Schnurrbärtchen. Er wurde Lloyd George in dessen Abteil vorgestellt, als der Zug Frankreich durchquerte. Der englische Premierminister war vom ersten Blick an mit dem zungenfertigen General einverstanden. Nivelle war Protestant, und seine Mutter war Engländerin. Er wirkte kaum wie ein Ausländer und beherrschte beide Sprachen fließend. „Endlich ein General, dessen Plan mir verständlich ist“, sagte Lloyd George.

Nivelles Plan ging dahin, den coup de main von Verdun auf gigantischer Ebene gegen die deutsche Linie entlang der Aisne zu wiederholen. Die Engländer sollten mit ihrer Linken nach Arras schwenken, und die Franzosen wollten mit einem kräftigen Schlag östlich von Soissons folgen. Man erhoffte sich den Zusammenbruch der Front innerhalb von achtundvierzig Stunden. Die erste Phase sollte die vorgeschobenen Kampflinien von Arras-

Soissons abtrennen. In vier Tagen würden die Deutschen auf die Maas zurückgeworfen sein. Einer Einladung nach London folgend, beschrieb Nivelle seinen Plan dem englischen Kabinett und anschließend beim Abendessen „einigen Personen beiderlei Geschlechts“, wie es der englische Stabschef nannte. Lloyd war so beeindruckt, daß er Nivelle versprach, Haig seinem Befehl zu unterstellen.

Sowohl der englische Generalstabschef als auch Sir Douglas Haig wurden durch diese Nachricht an den Rand der Verzweiflung getrieben. Mit vielen Schmeicheleien wurden sie dazu bewogen, sich Nivelles Instruktionen für diese einzige Operation zu unterwerfen. In seinem Tagebuch bezeichnete Haig eines von Nivelles Schreiben als jene Art eines Briefes, den kein Gentleman jemals entworfen hätte. Trotz, aber getreu fügte sich das englische Kommando.

Nivelles Plan hatte sich mittlerweile in der französischen Parteipolitik verstrickt. Er wurde in der Kammer und in den Zeitungen erörtert. Die deutschen Generäle bedurften kaum weiterer Informationen, als sie am 15. Februar einen Unteroffizier abfingen, in dessen Rocktasche ein Divisionsbefehl steckte, der einen Großteil der geplanten Operation enthielt. Am 3. März fiel ihnen Nivelles vollständiges Merkblatt in die Hände, das, um jeden Irrtum zu vermeiden, großzügig unter den französischen Befehlshabern an der Front in Umlauf gebracht wurde.

Zehn Tage nach dem Abfangen der französischen Schlachtpläne begann Ludendorff einen geordneten und sorgfältig überlegten Rückzug von den in Frage stehenden Vorposten auf eine bedeutend verkürzte Frontlinie, die von den Deutschen nach ihrem mächtigen Hindenburg benannt wurde.

Der Deckname der Truppenverschiebungen war Alberich, nach dem boshaften Zwerg aus dem Nibelungenlied. Beim Rückzug rissen die Deutschen die Straßen auf, zerstörten jedes Haus, vergifteten jeden Brunnen und ließen an jeder Straßenkreuzung Minen explodieren. Obstbäume wurden gefällt, Rinder geschlachtet. Wo immer ein Haus stehen gelassen worden war, enthielt es eine Minenfalle.

Die englischen und französischen Befehlshaber waren so mit Nivelles Plan beschäftigt, daß sie die Deutschen unbehindert zurückweichen ließen. Englische Pioniereinheiten hatten alle Hände voll zu tun, die Straßen durch ein Gebiet unvergleichlicher Verwüstungen wiederherzustellen, das die Deutschen hinterlassen hatten.

Trotz behutsamer Proteste englischer Generäle, trotz Briands Sturz und des Aufstieges des achtzigjährigen Ribot zum Regierungsoberhaupt in Paris und trotz der Zweifel Paul Painlevés, des neuen Kriegsministers, gelang es Nivelle, die Politiker an jeder nüchternen Überlegung zu hindern. Als darauf hingewiesen wurde, daß nach dem deutschen Rückzug keine vor-

geschobene Front mehr vorhanden sei, die man abriegeln könnte, zuckte Nivelle die Achseln und erwiderte, daß der Durchbruch damit nur um so müheloser erfolgen würde.

Es war Spätfrühling. Kalter Regen wechselte mit Eis und Schnee ab. Die Offensive wurde wegen des schlechten Wetters von einem Tag auf den anderen verschoben, wodurch die Deutschen Zeit gewannen, die Betonbunker für Ludendorffs neu aufgezoogene Verteidigungslinie mehrreihig zu errichten. In den Schluchten des Kalkplateaus der Aisne gruben sie Tunnels oder vergrößerten natürliche Höhlen für Geschützstände. Nie war ein Heer auf einen Angriff besser vorbereitet gewesen.

Am 6. April, dem Tage, an dem die Vereinigten Staaten den Krieg erklärten, fingen die Deutschen die in allen Einzelheiten ausgearbeiteten Befehle für Nivelles Fünfte Armee ab, die den Angriff einleiten sollte. Die Vorbereitungen liefen in den französischen Hauptquartieren unbeschadet weiter.

Nivelle war von der Vollkommenheit seines Planes so berauscht, daß er sich weigerte, auch nur die kleinste Einzelheit daran zu ändern.

Am 9. April begannen die Engländer gegenüber von Arras mit ihrem Beitrag zu dem Schauspiel. Nach einem der schwersten Artilleriefuer der Geschichte (achtundachtzigtausend Tonnen Geschoße hagelten auf die deutschen Stellungen) und einem Vergeltungsangriff stießen die Engländer mit zwölf Divisionen und sechzig Tanks vor. Die Kanadier eroberten den Hügel von Vimy, um den so lange gekämpft worden war, aber jeder weitere Vorstoß der englischen Truppen scheiterte an den deutschen Bunkern.

Haig, der wohl oder übel einen Versuch der Tanks hatte zulassen müssen, setzte seine geliebte Kavallerie ein, um den Durchbruch zu erzwingen. Nur wenige Schwadronen hatten Gelegenheit zum Kampf. Haigs Angriff wurde als Ablenkungsgefecht für Nivelle noch lange fortgesetzt, als es kaum mehr nennenswerte Vorteile dadurch zu erringen gab. Die Engländer verloren vierundachtzigtausend Mann, die Deutschen fünfundsiebzigtausend.

Am 16. April, einem Tag mit Eis- und Schneeschauern, begann Nivelles Offensive. Fortgesetzte Verzögerungen hatten den Deutschen Gelegenheit eingeräumt, achtzehn neue Divisionen von der Ostfront heranzubringen. Die französische Luftaufklärung war schwach. Durch eine unwahrscheinliche Fehlberechnung warteten noch Hunderte von Nivelles Piloten in Le Bourget auf die Zuteilung neuer Flugzeuge. Die französischen Tanks wühlten sich durch den Schlamm.

Der Angriff erwies sich vom ersten Augenblick an als Katastrophe. Die Senegaltruppen, auf die man große Hoffnungen gesetzt hatte, froren und rannten davon. Die französischen Divisonen kämpften mit ihrer gewohn-

ten Tapferkeit. Am ersten Tag eroberten sie sechshundert Yard Boden. Nivelle hatte sechs Meilen vorhergesagt. Statt eines Durchbruches lief sich die Operation zu einem zähen Gefecht um jeden Fußbreit Erde fest. Mit erstem Mai besaßen die Franzosen, nach dem Verlust von einhundertundachtzehntausend Mann einen Stützpunkt auf der Hochfläche des Chemin des Dames.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Painlevé seinen ganzen Mut zusammengenommen und forderte die Abdankung Nivelles. Nivelle wehrte sich. Der alte Ribot fuhr in höchster Ratlosigkeit hinter der Front hin und her und fragte alle Generäle, englische und französische, was sie von Pétain als Nachfolger hielten. Im französischen Hauptquartier in Beauvais brüllten Nivelle und seine Untergebenen Gouraud und Micheler, beide Verduner Helden, einander so an, daß ihre gegenseitigen Beschuldigungen von den draußen stehenden Ordonnanzen gehört wurden. Erst am 15. Mai gelang es, Nivelle seines Kommandos zu entheben.

Nivelles Versagen erschütterte die Moral der französischen Truppen. Die russische Revolution füllte die Zeitungsspalten mit klingenden Phrasen über die Menschenrechte. Sozialisten und Syndikalisten begannen, sich an die alten Losungsworte des Ersten Mai zu erinnern, die in dem Vaterlandstaumel des Kriegsbeginnes vergessen worden waren. Mit einem Male hatte es der französische *poilu* satt, sich *pour la patrie* in die deutschen Maschinengewehrgarben jagen zu lassen. Infanterieregimenter weigerten sich anzugreifen. Rote Fahnen tauchten auf. Militärpolizisten, die den Auftrag hatten, die Meutereien zu ersticken, wurden brutal abgeschlachtet. In einem Lager hinter der Front wurden Gendarmen auf die Fleischhaken des öffentlichen Schlachthauses geknüpft.

Ganze Kompanien desertierten. Selbst Elitekampftuppen ernannten Räte und entwarfen Forderungslisten. Woodrow Wilsons Ruf nach einem vermittelten Frieden, der von den Petersburger Sowjets und den Sozialisten neutraler Länder wiederholt worden war, wurde in die Forderungen der französischen Truppen aufgenommen. Außerdem verlangten sie regelmäßigen Urlaub, bessere Lebensbedingungen und vernünftige Planung seitens des Hauptquartiers.

Präsident Wilson träumte davon, das Volk über die Köpfe seiner Regierung aufzurufen. Das Volk hatte ihn gehört.

Ende Mai waren vierundfünfzig Divisionen, etwa eine dreiviertel Million französischer Soldaten, von der Meuterei ergriffen. Die Zensur, der es nicht gelungen war, die Angriffspläne Nivelles geheimzuhalten, enthielt den Deutschen, den eigenen Verbündeten und selbst den Franzosen erfolgreich die Kenntnis über die Revolten vor. Den Eingeweihten erschien

das französische Heer als Kampfmacht verloren. Schwere Herzensübertragung Haig, der an sich kein Vertrauen zu Ausländern hatte, seinen Truppen die harte Aufgabe, die Deutschen für den Rest des Sommers nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Der Nachfolger Nivelles, Henry Pétain, der sich ebenfalls bei Verdun einen Namen gemacht hatte, war der Aisne-Offensive von Anbeginn ablehnend gegenübergestanden. Er war ein kalter, abweisender Mann, ein überzeugter Katholik und gehörte dem traditionsbewußten, antidemokratischen Sektor des Offizierskorps an, war aber Soldat genug, um die Bedürfnisse der Kampftruppen zu verstehen.

Einige mußten erschossen werden, *pour encourager les autres*, wie Napoleon es formuliert hatte, aber das Kriegsgericht hatte Befehl, Kläger und Beklagte gleichermaßen anzuhören. Während das Kriegsgericht im Gange war, wurden zweihundertfünfzig als besonders gefährlich angesehene Aufrührer in einen ruhigen Abschnitt gesandt und von ihrer eigenen Artillerie erschossen. Einheiten, die die „Internationale“ besonders laut antimmten, wurden an vorgeschobenen Posten eingesetzt, wo die deutschen Maschinengewehre sie bald zum Verstummen brachten. Hundert angebliche Anführer wurden in die Kolonien verbannt. Nur dreiundzwanzig Aufrührer wurden zum Tode verurteilt und unter Trommelwirbel und allem Drum und Dran militärischer Rechtsprechung öffentlich vor die Exekutionspelotons gestellt.

Pétain reiste während der Sommermonate von einer Division zur anderen, unterhielt sich mit Offizieren und Mannschaft, versprach bessere Bedingungen, die er auch sofort schuf, und häufigere Urlaube. Es würde kein sinnloses Gemetzel mehr stattfinden. Die Amerikaner kämen. Tanks waren die Werkzeuge des Sieges. Er versicherte jedem: „Wir müssen auf die Amerikaner und die Tanks warten.“

Katz und Maus

Die Nachricht von der kommenden Kriegserklärung traf Theodore Roosevelt bei der Jagd nach dem Teufelsfisch im Golf von Mexiko an. In seiner Gesellschaft befand sich ein Tabakhändler aus Virginia namens Russel Coles, dessen Steckenpferd Haie und Mantas waren. Coles hatte als Ausgangspunkt für seine Fischzüge nach Haien und Mantas ein Wohnboot im Charlotte-Hafen vor Anker liegen. Die Riesenrays, die fallweise vor der Küste Floridas zu sehen waren, waren den Küstenbewohnern als Mantas bekannt, aber T. R. fand es bedeutend spannender, die Reporter damit zu verwirren, daß er die häßlichen Ungeheuer „Teufelsfische“ nannte. Als er

das kleine Zubringerboot bestieg, mit dem er zu den Fischgewässern von Punta Gorda gelangen sollte, machte er seinem Herzen in einer Tirade gegen die Pazifisten Luft.

Der Fischzug war ein Erfolg. T. R. gelang es, seine Harpune ganze zwei Fuß durch die harten Knorpel des glatten Rückens eines Tieres zu stoßen. Das mit Widerhaken versehene Eisen hielt fest. Nachdem das Boot eine halbe Meile geschleppt worden war, holten die vier „zweihändigen“ Männer von Coles Mannschaft das wild um sich schlagende Tier bis zu der Stelle ein, wo es unter heftigem Spritzen, Hochschnellen und Blutverlust im Salzwasser durch Hiebe und Stiche mit einer eigens für diesen Zweck entworfenen Stahllanze getötet wurde. Als er endlich tot war, ergab eine Messung des Riesenmantas eine Länge von sechzehn Fuß und acht Inches von einer Flosse zur anderen. „Hübscher Zeitvertreib, aber einem Schwächling nicht zu empfehlen“, äußerte sich T. R. vor seinen Zeitungsfreunden.

Nach einigen Tagen dieser Art von Entspannung gewann der Politiker in T. R. die Oberhand über den Fischer, und er fand, daß es Zeit sei, sich auf den Schauplatz des Geschehens zurückzubeegeben.

Im Zug, der ihn nach dem Norden führte, hatte er zwei Meldungen zu überdenken. Woodrow Wilson ersuchte den Kongreß um eine Kriegserklärung gegen Deutschland. Das war ausgezeichnet.

Die zweite Nachricht verhieß Böses für T.R.s innigste Hoffnungen. Wilsons Kriegsminister entzog seinem guten Freund Leonard Wood den Befehl über den Ostabschnitt, wo er bei der Erstellung der Plattsburger Lager und der Ausbildung der unter seinem Befehl stehenden Einheiten Sklavenarbeit geleistet hatte, um die Rekruten, so gut es bei der knauserigen Ausrüstung, die ihm zur Verfügung stand, möglich war, auf den Krieg vorzubereiten. Er war sogar so weit gegangen, einzelne Kompanien mit Besenstielen exerzieren zu lassen, als das Kriegsministerium keine Gewehre beizustellen vermochte.

Wenn Wood auch öffentlich seiner Meinung nicht Ausdruck verleihen durfte, war er doch T. R. in dessen privaten Anklagen des Wilson-Mottos vom „Frieden um jeden Preis“ um nichts nachgestanden. Nun rächte sich die Regierung und teilte General Woods Kommando in drei Teile auf und schlug Manila, das als Endstation unerwünschter Offiziere berüchtigt war, als das passende Feld für seine Talente vor. Wood, der den Rang eines Generalmajors der Armee bekleidete, bestand darauf, den Befehl über das neue Süd-Ost-Gebiet, mit dem Sitz in Charleston, South Carolina, zu erhalten, wo er zumindest die Ausbildung der Truppen fortführen konnte.

Die Bedeutung dieses Schachzuges war klar. Wood wurde für die Befähigung einer Kampfgruppe in Europa nicht in Betracht gezogen.

Diese Verbannung des populärsten Heerführers des Landes bedrohte

den Plan, eine Division Freiwilliger aufzustellen, dem sich T. R. seit der deutschen Ankündigung des totalen U-Boot-Krieges mit Einsatz aller Kraft gewidmet hatte. Männer aller Schichten, einschließlich abgedankter Offiziere, waren seinem Aufruf nachgekommen. Eine Division reichte gar nicht aus, sie alle zu erfassen. Nun hatte er die Absicht, vier Divisionen aufzustellen.

Der alte Traum vom Heeresruhm war ihm zur fixen Idee geworden. San Juan Hill genügte nicht. Obwohl noch nicht ganz neunundfünfzig Jahr alt, mußte T. R. sich eingestehen, daß die Fieberanfalle, die er sich im Amazonas-Becken zugezogen hatte und die Schußverletzung oberhalb der Lunge seine alte eiserne Gesundheit geschwächt hatten. War er für den Frontdienst nicht mehr widerstandsfähig genug, so konnte er zumindest andere mit seiner Begeisterung anstecken. Trotz aller vernünftigen Einschränkungen konnte er sich nicht von seinem Wunschtraum losreißen, der ihm sein Bild als Anführer eines letzten Angriffes vorgaukelte, der den angemessenen Höhepunkt eines verschwenderischen Lebens bildete und mit einer Ruhmesgloriole endete, während die Fahne auf einem letzten, granatenzerfetzten Hügel gehißt wurde.

Im Zug nach dem Norden beschloß T. R. eine persönliche Aussprache mit dem Präsidenten. Er unterbrach seine Reise in Washington und stattete dem Weißen Haus unangemeldet seinen Besuch ab. Der Präsident befand sich bei einer Kabinettsitzung. T. R. plauderte ein Weilchen mit seinem alten Haushofmeister und fuhr dann, ehe er sich zu seinem New Yorker Zug begab, zum Kapitol, um Henry Cabot Lodge aufzusuchen.

Der Anlaß des Besuches war ein Glückwunsch, den er dem zweiten „Gelehrten in der Staatskunst“ anlässlich eines erfolgreichen Faustkampfes überbringen wollte, der, den Zeitungen zufolge, in einem Gang des Senatsgebäudes mit einem jungen Pazifisten stattgefunden hatte, der während eines Wortwechsels über Kriegsstrategie den Senator von Massachusetts einen Feigling geheißt hatte. Lodge, der bedeutend älter war als T. R., holte aus und schlug den Pazifisten nieder. Neu-England rief Bravo. Die alliiertenfreundliche Presse bauschte den Vorfall zu heldenhaften Ausmaßen auf.

Lodge selbst äußerte sich nicht über die Angelegenheit. Er brummelte bloß vor einem Freund, daß „die Öffentlichkeit nach einem im öffentlichen Dienst verbrachten Leben plötzlich in mir den großen Mann erkennt, wenn ich einen Friedensbruch begehe“.

„Der gute alte Brahmane“, rief T. R. vor einem seiner ‚Zeitungskabinette‘ aus, „das sieht ihm wieder ähnlich! Der Gelehrte im Staatswesen brachte es einfach nicht über sich, zuzugeben, daß er in einen Faustkampf verwickelt war.“

Der Präsident und seine Berater steckten die Köpfe über der Frage zusammen, was mit T. R. zu tun wäre. Nach erschöpfenden Beratungen mit Baker und den Stabschefs hatte Wilson bereits beschlossen, Wood zu übergehen und John. J. Pershing als Kommandanten jenes amerikanischen Truppenkontingentes einzusetzen, das nach Europa entsandt werden mußte. Obwohl Pershing durch sein vergebliches Bemühen, Villas habhaft zu werden, bei der Presse in üblem Lichte stand, war sich das Kriegsministerium völlig darüber im klaren, daß er seinen Ruf als Militarist aufs Spiel gesetzt hatte, um den aus Washington kommenden Befehlen peinlichst genaue Folge zu leisten. Wilson erblickte in Pershing den richtigen Mann.

Als Angehöriger der Armee mußte Wood den Dienstvorschriften folgen; T. R. jedoch war nicht nur ehemaliger Präsident und der volkstümlichste Anführer der Kriegsdreier, sondern obendrein ein eventueller Kandidat für die republikanische Nominierung im Jahre 1920. Er mußte aus dem Wege geräumt werden, aber mit größter Behutsamkeit. Wilson durfte nicht außer acht lassen, daß er der Unterstützung des Kongresses bedurfte, um seine Kriegsmaßnahmen durchzusetzen, besonders die Militärdienstpflicht, die ganz bestimmt bei vielen höchst unpopulär sein würde. Eine Besprechung wurde arrangiert.

Einige Tage später traf T. R. abermals in Washington ein. Er ließ sich im Hause seiner Tochter Alice Longworth nieder. Als Gattin eines bedeutenden Kongreßmitgliedes und als witzige und scharfsinnige Frau bildete ihr Haus die letzte Zuflucht der alten Washingtoner Gesellschaft aus den Tagen John Hays und Henry Adams. Schlagartig wurde das Longworth-Haus der Mittelpunkt politischer Vermutungen.

Am 10. April erschien Theodore Roosevelt um zwölf Uhr an der Vordertür des Weißen Hauses. Wie immer glich seine Stimmung einem Wirbelsturm. Tumulty begrüßte ihn im Blauen Salon. Er klopfte Tumulty auf den Rücken und beglückwünschte ihn zu seiner sechsfachen Vaterschaft. Dann wurde er unverzüglich in das Büro des Präsidenten geführt. Woodrow Wilson und Theodore Roosevelt unterhielten sich fünfundvierzig Minuten lang unter vier Augen. Beim Weggehen hörte man T. R. Tumulty mit einem Posten beim Hauptquartier seines Stabes in Frankreich witzeln. Es würde kein gefährliches Amt sein, das könne er Mrs. Tumulty und den sechs Kindern versichern. Tumulty konterte lachend, er hätte beinahe Lust anzunehmen.

Auf den Treppen des Weißen Hauses fand T. R. dreißig wartende Reporter, die von einer etwa dreihundertköpfigen Menschenmenge umringt waren. Er ließ seine Zähne und Augengläser blitzen, reckte die Brust für die Photographen vor und verkündete, die Unterredung sei prima gewesen. Der Präsident sei ein ungemein höflicher und aufmerksamer Mann.

T. R. hatte Wilson versichert, daß die Vergangenheit begraben wäre und er ihm in diesem Notstand seine volle Unterstützung angedeihen ließe. Er bat dringend um die Ermächtigung, seine Division aufstellen zu dürfen, und bemühte sich, entwaffnend lustig zu sein. Wenn der Präsident ihn ziehen ließe, verspräche er, niemals wieder zurückzukehren. Jedenfalls versicherte er, für die Erlassung des Militärdienstgesetzes zu sein und sofort darangehen zu wollen, dieses Gesetz durch den Kongreß be-willigen zu lassen.

Er unterbrach sich und wandte sich an Tumulty, der aufmerksam jedem Wort lauschte. „Wenn ich etwas sage, was ich nicht sagen sollte, dann haben Sie die Güte, mich zu berichtigen“, sagte er und winkte mit beiden Armen. Dann wandte er sich wieder an die Reporter und sagte: „Ich stehe bereits unter Befehl.“

„Ich beglückwünschte ihn zu seiner Kriegsbotschaft“, setzte er später in einer privaten Plauderei fort, „und versicherte ihm, daß sie bei ihrer Einhaltung auf einer Stufe mit den großen Staatsakten der Welt stehen würde. Und ich sagte ihm, ich wünschte mir eine Möglichkeit, an der Verwirklichung dieser Kriegsbotschaft mitzuarbeiten. Wenn Tumulty mitkäme“, ließ er seine Stimme mit heiserem Geflüster absinken, „fungierte er vermutlich als eine Art Spürhund, um Wilson über alles zu unterrichten. Ich werde einen Platz für ihn bereit haben, aber der wird anders aussehen, als er denkt.“

„Hätte irgendein anderer Mensch so zu mir gesprochen wie er, würde ich mich sicher fühlen“, erzählte er seinen Freunden, die sich seinethalben im Hause seiner Tochter eingefunden hatten, „aber ich sprach mit Mr. Wilson. Er hat jedenfalls die Tür offengelassen.“ Leute, die sich einen Vorteil davon versprochen, verloren keine Zeit, diese Bemerkungen unverzüglich ans Weiße Haus weiterzugeben.

Am gleichen Nachmittag und den ganzen nächsten Tag über hielt T. R. bei den Longworths offenes Haus. Newton D. Baker war der erste Besucher. Höflich hörte er jeder Ausführung T. R.s zu. „Ich unterhielt mich ausgezeichnet mit Baker“, berichtete T. R. seinen Zeitungsfreunden. „Wenn ich ihn eine Zeitlang bei mir hätte, könnte ich ihn um den Finger wickeln. Er wird genau das tun, was Wilson ihm zu tun aufträgt und so denken, wie Wilson es von ihm erwartet. Er hat blindes Vertrauen zum Generalstab und den Absolventen der West-Point-Akademie. Er weiß nicht, daß ein Schafskopf selbst nach genossener Ausbildung in West Point, oder auch Harvard, unveränderlich ein Schafskopf bleibt.“

Es war wie in alten Zeiten. Die Botschafter statteten ihre Besuche ab, wobei Jusserand und sein geliebter Spring Rice, alte Mitglieder des „Ten-niskabinetts“, an der Spitze standen. Weiters kamen Senator Lodge und

Leute vom Rat für Nationale Verteidigung, Kongreßmitglieder von den Senatsausschüssen für militärische Angelegenheiten und House. Er belehrte sie alle über die Notwendigkeit der Militärpflicht und der Bildung von vier Freiwilligendivisionen zum sofortigen Einsatz, die er selbst aufstellen und die von General Wood ausgebildet und angeführt werden würden.

Roosevelts verlorene Division

Als der Kongreß den Gesetzesentwurf über die Militärpflicht annahm, waren T. R.s vier Freiwilligendivisionen, trotz heftigen Gegenwindes seitens des Weißen Hauses, in diesem Gesetz verankert. Der Nachsatz besagte, daß es dem Gutdünken des Präsidenten überlassen blieb, diese Divisionen in den aktiven Dienst zu übernehmen. Wilson äußerte sofort, daß dies ein Krieg für Berufssoldaten und nicht für Amateure sei.

General Wood, der anlässlich seiner Inspektion der Truppenlager im Süden Amerikas als Held gefeiert worden war, vertraute seinen Freunden an, daß das Kriegsministerium mit ihm Politik triebe. T. R. schnaubte auf Samagore Hill, erließ jedoch eine Erklärung, daß er sich der höheren Autorität beuge, und entließ die Freiwilligen, die bereit gewesen waren, unter ihm zu dienen.

Sobald Pershing verständigt worden war, daß er die ersten Truppen in Frankreich anführen sollte, gab er dem Kriegsminister privat zu verstehen, daß ihm weder Wood noch Roosevelt in Europa willkommen wären. Sie würden bloß Schwierigkeiten machen. Beide waren körperlich untauglich. Bakers Beamte im Kriegsministerium begannen Geschichten darüber auszustreuen, daß T. R.s Bronchitis das französische Klima niemals aushalten würde und daß Leonard Wood einen Kopfschuß hätte.

Tumulty, der einen Stimmungsumschwung der Wähler wegen des Abschiebens der beiden beliebtesten militärischen Erscheinungen auf totes Gleis befürchtete, befürwortete lange und nachdrücklich eine andere Entscheidung. Er bat seinen Chef dringend, für die beiden irgendeinen ehrenvollen Posten finden zu lassen.

Als Joffre in seiner Mission in Washington eintraf, sagte er, daß er sofort Freiwillige brauche. Pétain bat von Frankreich aus um Freiwillige, Clemenceau schrieb dem Präsidenten eigens, um den moralischen Wert einer Rooseveltaktion hervorzuheben. Bryce schloß seine Bitte an.

Wilson hatte seine Entscheidung getroffen. War dies einmal geschehen, so ließ sich nicht mehr daran rütteln.

„Die Wahrheit ist“, schrieb T. R. in seiner bitteren Enttäuschung an einen Freund in Arizona, „daß Wilson aus diesem Krieg nur seinen eigenen

Vorteil auf politischem Gebiet schlagen will. Er war stets stärker daran interessiert, Wood und mich daran zu hindern, dem Volke zu dienen, als diese Dienste selbst zu leisten.“

Viele Stimmen aus beiden Parteien gaben T. R. recht. Einer der bekannteren Roosevelt-Freiwilligen, John M. Parker, ein Baumwollkommissionär und fortschrittlicher Demokrat aus New Orleans, der als gewichtiger Mann während Wilsons Wahlwerbungsreisen im Süden aufgetreten war, machte es sich zur Aufgabe, Woodrow Wilson seine Meinung und die vieler anderer mitzuteilen.

„Herr Präsident“, sagte Parker, der über zu starken politischen Nachdruck verfügte, als daß man ihm eine Unterredung verweigern konnte, „Sie ziehen gegen die Autokratie zu Felde, dabei gibt es heute in der zivilisierten Welt keinen größeren Autokraten als Woodrow Wilson.“

Wilsons Behandlung General Woods und Oberst Roosevelts zerstöre das Vertrauen in seine Kriegsführung, fuhr Parker fort. „Sie sollten erkennen, daß Sie nichts weiter als ein einfacher amerikanischer Staatsbürger sind, der gegenwärtig durch die Wahl des Volkes auf den Präsidentenstuhl erhoben wurde. Als Mensch, der freudig Zeit und Geld opferte, um zu Ihrer Förderung das Land zu bereisen, fühle ich mich zu einer Kritik berechtigt, denn Sie sind mein Angestellter, genau so wie Sie der Angestellte des Volkes sind. Denken Sie daran, daß es das Geld des Volkes, daß es seine Söhne sind, die diesen Kampf ermöglichen. Ich bitte Sie, hier keine politischen Spiele zu betreiben.“

Tumultys Berichten nach soll der Präsident die Beherrschung nicht verloren haben.

„Sir“, erwiderte er, „ich betreibe keine politischen Spiele. Nichts könnte mir zu größerem Vorteil gereichen, als den von Ihnen vorgeschlagenen Weg zu beschreiten.“

Es wies darauf hin, daß die Engländer Kitchener, ihren berühmtesten General, zur Ausbildung der Truppen verwendet hatten. „General Wood wird hier gebraucht. Oberst Roosevelt ist ein bewundernswerter Mann und ein vaterlandstreuer Staatsbürger, aber kein Stratege.“

Nach fünfzehn stürmischen Minuten nahm Parker seinen Hut und ging ins Shoreham-Hotel zurück, um jedes einzelne Wort, das gewechselt worden war, niederzuschreiben. Mittlerweile schloß Roosevelt, der sich tobend auf Sagamore Hill zurückgezogen hatte, beinahe jedem Brief seiner ungeheuren Korrespondenz eine Phrase an, die ihm wohltat: „Dieser Krieg unter der Führung Wilsons gemahnt an den Bürgerkrieg unter Buchanan.“

Wehrdienst nach Eignung

Der Kongreß nahm das Militärdienstgesetz am 18. Mai an. Am nächsten Tag erließ Präsident Wilson eine Proklamation, die auf einem Entwurf beruhte, den Newton D. Baker zu Beginn des Monates aus dem Kriegsministerium eingesandt hatte.

Die Proklamation zitierte Abschnitt fünf des Erlasses, den die Unterschrift des Präsidenten eben zum Gesetz gemacht hatte: „Jede männliche Person im Alter von einundzwanzig bis einschließlich dreißig Jahren unterliegt laut Verordnung des Präsidenten der Meldepflicht. Über Aufruf des Präsidenten und andere öffentliche Bekanntmachungen, die von ihm oder in seinem Auftrag erlassen werden und Zeit und Ort für diese Meldepflicht angeben, sind alle männlichen Personen der angegebenen Altersstufen, mit Ausnahme von Offizieren und Mannschaft der Armee, der Marine, der Nationalgarde und der Flottenmiliz, solange sie im Dienste der Vereinigten Staaten stehen, verpflichtet, sich einzufinden und der Meldung, wie sie in diesem Gesetz vorgesehen ist, nachzukommen.“

Der Meldepflicht nicht Folge zu leisten, war strafbar und wurde mit einem Jahr Gefängnis und nachfolgender zwangsweiser Meldung geahndet.

Woodrow Wilson fuhr fort, einige typische Variationen über das Thema „Wehrdienst nach Eignung“ zu entwickeln, ein beschönigender Ausdruck für die Militärdienstpflicht, den man als die schmackhafteste Bezeichnung für die amerikanische Öffentlichkeit gewählt hatte.

„Das gesamte Volk muß eine Mannschaft bilden, in der jeder die Rolle zu spielen hat, für die er sich am besten eignet. Aus diesem Grunde hat der Kongreß vorgesehen, daß alle Amerikaner durch ein Auswahlssystem für den Krieg erfaßt werden sollen: jeder einzelne wird in jener Waffengattung eingesetzt werden, in die ihn einzuberufen dem allgemeinen Wohle am besten dient.“

Er bereitete die Öffentlichkeit auf die Freistellung von Farmern, Eisenbahnern, Matrosen und kriegswichtigen Arbeitern in der Rüstungsindustrie vor.

„Der hier genannte Tag ist der Tag, an dem sich alle für die Zuweisung ihrer Aufgaben einfinden werden. Aus diesem Grunde ist dieser Tag dazu auserkoren, als einer der denkwürdigsten Augenblicke in unsere Geschichte einzugehen.“

Hier sprach der Historiker Wilson. Er war sich völlig darüber im klaren, daß das Gesetz über den Wehrdienst nach Eignung, das durch das Spionagesgesetz ergänzt wurde, an dem der Kongreß arbeitete, ihm mehr Macht einräumte, als je ein Präsident vor ihm besessen hatte.

Die schleppenden Meldungen zum Militär während des letzten Jahres des

kriegsbedingten Wirtschaftsaufschwunges und der hohen Löhne hatten zusammen mit dem, was sie über das Versagen der Einberufungen in England gelesen hatten, Wilson und sein Kriegsministerium davon überzeugt, daß die einzige Möglichkeit ein Heer aufzustellen, das groß genug war, um sein Gewicht im gegenwärtigen Krieg fühlbar zu machen, in der Militärdienstpflicht bestand. Eine große Anhängerschaft der gemäßigten republikanischen Tendenz unter Leitung von William Howard Taft, dessen Kanzel die Liga zur Erzwingung des Friedens war, hatte schon seit längerem eine allgemein militärische Ausbildung nach Schweizer Vorbild gefordert. Lange vor der Kriegserklärung hatte sich der Chef des Heeresjustizwesens, ein magerer kleiner Mann aus Missouri namens Enoch Herbert Crowder, mit einem Wehrpflichtgesetz befaßt.

Wehrpflicht war eine bittere Pille für Wilsons Demokraten. Ein ausgehobenes Heer hatte lange Zeit ebenso als Anathema gegolten, wie etwa der Alkohol bei Bryan und seinen Anhängern. Champ Clark, der Sprecher des Repräsentantenhauses, stellte bei Eröffnung der Debatte fest, daß seiner Meinung nach ein zum Militärdienst Gezwungener eine beschämende Ähnlichkeit mit einem Gefangenen aufweise.

Während Crowders Gesetzesentwurf mit Hilfe der Republikaner den widerwilligen Kongreßmitgliedern gewaltsam in den Rachen geschoben wurde, befand sich das Büro des Chefs des Heeresjustizwesens in einem Fieber angespannter Tätigkeit. Das neuartigste Merkmal dieses Gesetzesentwurfes, durch den die Entgegennahme der Meldung und Zuteilung zu einer Truppeneinheit in den Händen der gleichen zivilen Behörden lag, die auch die Meldungen für die Wahlen entgegennahmen, war zum größten Teil auf Crowders Stellvertreter Major Johnson zurückzuführen, einen nicht zu unterdrückenden jungen Kavallerieoffizier, der genau wie sein Vorgesetzter in der Freizeit seiner militärischen Laufbahn Rechtswissenschaft studiert hatte. Hugh Johnson ließ es sich angelegen sein, unauffällig die Staatsgouverneure und die Sheriffs von ungefähr zehntausend Provinzen darauf vorzubereiten, was von ihnen erwartet würde, sobald der Augenblick gekommen war. Er stieß beinahe überall auf Hilfsbereitschaft. Gleichzeitig kümmerte er sich im geheimen und, ehe die dafür notwendigen Mittel zugeteilt worden waren, um die Herstellung von zehn Millionen Meldeformularen in der Staatsdruckerei.

Minister Baker hatte den Präsidenten davon überzeugt, daß zwischen der Annahme des Gesetzes und dem Meldetag möglichst wenig Zeit verstreichen dürfe, um der Opposition die Gelegenheit zu nehmen, sich zu organisieren. Beiden verursachte die Erinnerung an die blutigen Aufstände gegen Lincolns Einberufung im Bürgerkrieg schlaflose Nächte. Sie fürch-

teten die Reaktion der vielköpfigen Schar feindlicher Ausländer, die sich in deutschen Vereinen und fremdsprachigen Gesellschaften zusammengeschlossen hatten. Das Benehmen der Iren ließ sich nie vorhersehen. Auch mit den Sozialisten mußte man nach wie vor rechnen, wenn sich ihre Stimmen auch bei der letzten Wahl verringert und ihre Führung über der Kriegsfrage gespalten hatte. Unruhen wurden von den Friedensligen der Frauen und der pazifistischen Randgruppe der Arbeiterbewegung, vom I. W. W. und eingewanderten Anarchisten befürchtet, die durch Hetzer wie Emma Goldman bis zur Weißglut gegen den kapitalistischen Krieg aufgeputscht worden waren.

Das Büro des Chefs des Heeresjustizwesens arbeitete schnell. Ehe die Tinte auf der Proklamation des Präsidenten noch trocken war, ging der Einberufungsapparat seiner Vollendung entgegen. Crowder wurde zum Chef der Militärpolizei ernannt, um die Einberufungen durchzuführen.

Die Kandare

Zur gleichen Zeit mobilisierte das Justizministerium, ohne die zusätzlichen Ermächtigungen zur Drosselung der Redefreiheit abzuwarten, die von den Verwaltungsjuristen in die Gesetzesvorlage über Spionage, die im Kongreß so hitzige Debatten auslöste, eingebaut worden war, eine Abteilung von Sonderbeauftragten, deren Aufgabe es war, jede Anstiftung zur Auflehnung gegen die Militärdienstpflicht im Keime zu ersticken. Generalstaatsanwalt Gregory verkündete aus Washington, daß „jedes gesprochene oder geschriebene Wort, das gegen das Einberufungsgesetz gesprochen oder geschrieben wird, sofortige Verhaftung der verantwortlichen Personen nach sich zieht“.

In New York wurden zwei Studenten der Columbia-Universität und eine Bernard-Studentin verhaftet, weil sie einen Einspruch gegen die Wehrpflicht verfaßt hatten. In Columbus, Ohio, wurden weitere Studenten und ein Drucker wegen Verbreitung eines Plakates gegen den Krieg festgenommen. Sie wurden des Verrates angeklagt. Bei einer Sozialistenversammlung in Topeka, Kansas, erfolgte eine Razzia. In Kansas City wurden die drei Brüder Browder zusammen mit verschiedenen anderen Personen abgeführt, weil sie öffentlich erklärt hatten, sie würden sich weigern, der Meldepflicht nachzukommen. In Wichita Falls, Texas, wurden die Mitglieder einer Sozialistengruppe, die sich Schutzliga der Farmer und Arbeiter nannte, ins Gefängnis geworfen. Acht Leute, die sich vor der Einberufung hatten drücken wollen, wurden in Cedar Rapids, Iowa, aufgegriffen und etliche in kleinen Städten Wisconsins.

In New York schüchtern die Polizei kampfunwillige, eingewanderte Ausländer und die jungen Radikalen ein, die an den überfüllten Massentreffen der Liga der Gegner der Militärpflicht in Madison Square Garden und im Hunts Point Casino in den Bronx teilnahmen. Der Präsident erachtete es für notwendig, eine neue Proklamation zu erlassen, mit der er Drückeberger, die versuchten, das Land zu verlassen, und Hetzredner gegen die Meldepflicht verwarnte.

Entflammte Patrioten begannen, das Gesetz in eigene Hände zu nehmen. Soldaten und Matrosen suchten Pazifistenversammlungen auf, um die Redner niederzupfeifen. Mehr als einer verlor seine Stellung, weil sein Englisch nicht akzentfrei war. In Racine, Wisconsin, zwangen die Arbeiter einer Zinnfabrik einen Maschinisten, der sich murmelnd gegen die Wehrpflicht ausgesprochen hatte, auf den Knien über den Boden zu kriechen und die amerikanische Fahne zu küssen.

Auf Capitol Hill brandete ein Kampf über die Pressezensur hoch. Wilson bestand auf der Einsetzung einer Klausel im Entwurf des Spionagegesetzes, die ihm die Befugnis der Pressezensur einräumen würde. Das war selbst seinen getreuesten Anhängern unter den Journalisten zuviel. Briefe und Telegramme gegen die Pressezensur häuften sich auf Tumultys Schreibtisch. Er wurde an den üblen Geruch erinnert, den die Ausländer- und Aufstandsgesetze in den Geschichtsbüchern hinterlassen hatten. Selbst die kriegshetzerische „New York Times“ veröffentlichte Leitartikel gegen die Zensur. Tumulty, der wie üblich das Gras wachsen hörte, legte seine Meinung schriftlich nieder. „Ich weiß, wie sehr Ihnen eine strenge Zensur am Herzen liegt, aber ich würde meine Pflicht vernachlässigen, wenn ich Sie nicht darauf aufmerksam machte, daß allmählich eine bittere Ablehnung der ganzen Angelegenheit heranreift.“

Als das Haus die Zensur überstimmte, lud Wilson, in der Hoffnung, die Zensur könnte vom Senat wieder im Gesetz eingeschlossen werden, einige seiner tatkräftigsten Widersacher aus der alten Garde der Republikaner ins Weiße Haus. Henry Cabot Lodge schrieb, nachdem er sich zusammen mit Senator Gallinger und Senator Knox zwei Stunden lang mit dem Präsidenten unterhalten hatte, in sein Tagebuch: „Der Präsident hat endlich erkannt, daß er ohne die Republikaner seine Gesetzgebung nicht erzwingen kann. Er war überaus höflich und redete ausgezeichnet, wie er es immer tut, soweit es sich um das Sprachliche handelt. Wir erörterten hauptsächlich Staatseinkommen, Lebensmittelkontrolle und Zensur. Diese beiden letzten Themen stammten von ihm.“ Selbstgerecht fügte Lodge hinzu: „Wir sagten ihm in aller Freundschaft manche Wahrheiten, die er von jenen hätte hören sollen, die ihn umgeben.“

Trotz der Verbindlichkeit, mit der der Präsident die Besprechung führte, haßte Lodge diesen Mann noch immer. „Ich habe heute abend sein Gesicht beobachtet und studiert wie schon oft vorher — eine sonderbare Mischung von Scharfsinn, Intelligenz und ungeheurer verborgener Ängstlichkeit — ein guter Beobachter kann jederzeit einen gerissenen, hinterhältigen und bösen Ausdruck entdecken. Der Mann ist genau das, was er immer war. Das Land bedeutet ihm einzig in seiner Beziehung zu Wilson etwas.“

Schließlich mußte sich der Präsident mit dem Entwurf eines Spionagegesetzes zufriedengeben, das der Befugnis der Pressezensur beraubt war. Wie die Praxis ergab, wurde die Präsidentschaft durch die umfangreiche kriegsbedingte Gesetzgebung mit so vielen Ermächtigungen ausgestattet, daß eine Zensur kaum nötig war. So lange der Krieg währte, wurden die meisten Meldungen, die in den Zeitungen erschienen, vom staatlichen Büro des Nachrichtendienstes herausgegeben.

Absatz 3 des Spionagegesetzes enthielt eine Klausel, die sich von den Gerichten als wirksame Einschränkung der freien Meinungsäußerung in Kriegszeiten anwenden ließ: „... und jeder, der, solange sich die Vereinigten Staaten im Kriegszustand befinden, absichtlich Insubordination, Verrat, Meuterei oder Dienstverweigerung bei Heer und Marine der Vereinigten Staaten verursacht oder zu verursachen sucht, oder mutwillig und zum Nachteil der Vereinigten Staaten der Anwerbung für den Militärdienst entgegenwirkt, wird mit einer Strafe von höchstens 10.000 Dollar oder Gefängnisstrafe von höchstens zwanzig Jahren oder beidem belegt werden.“

Führen Sie dieses Volk erst in den Krieg . . .

Der Stellungstag verlief ruhig. Im ganzen Lande stellten sich die Männer mit der gleichen Gelassenheit wie an den Wahltagen vor den Wahllokalen ihrer Kreise zur Meldung an. Das Statistische Amt hatte die Zahl der dienstpflichtigen Männer im ganzen Lande auf etwas mehr als zehn Millionen geschätzt. Nachdem alle Anmeldungen abgegeben worden waren, ergab sich, daß sich mehr als neun Millionen sechshunderttausend gestellt hatten. Die Nachzügler würden rechtzeitig erfaßt werden, verkündete das Justizministerium.

Die Regierungspresse pries das Ergebnis als einen Volksbeschluß, der das Vorgehen Wilsons bejahte. Die republikanischen Zeitungen stimmten in den Lobgesang ein.

Die Morgenblätter des 6. Juni hatten nur wenige Störungen der allgemeinen Ruhe zu melden. In Butte, Montana, wurde ein kleiner Auf-

stand durch den Umzug einer irischen Gesellschaft verursacht. Ein radikaler Finne hielt eine Rede, die niemand verstehen konnte. Der Bürgermeister, der vom Dach eines Hauses auf die Unruhestifter einsprach, veranlaßte die Menschenmenge sich zu zerstreuen, ehe das Schießen begann. Eine Meldung aus Flagstaff, Arizona, behauptete, die Navahos hätten den Offizier verjagt, der erschienen war, um sie in ihren Reservaten zu erfassen. In New Mexiko wurde der Gouverneur des Santo Domingo pueblo verhaftet, weil er sich weigerte, eine Namensliste seiner Leute vorzulegen. In Ignacio, Colorado, hatten sich die Utas beim ersten Gerücht der Dienstpflicht in die Berge zurückgezogen und es hieß, daß sie sich mit Alkohol eingedeckt hätten und Kriegstänze abhielten. In Phönix erklärten dreihundert russische Duchoborzen dem Sheriff höflich, aber entschieden, daß ihnen ihre Religion niemals gestatten würde, sich für den Krieg anwerben zu lassen.

Abgesehen von diesen wenigen Ausnahmen meldeten sich die jungen Männer Amerikas zur Zählung. Mit der Erfassung zum Wehrdienst verbreitete sich die Kampflust. „Führen Sie dieses Volk erst in den Krieg und es wird vergessen, daß es jemals so etwas wie Toleranz gab“, hatte Woodrow Wilson zu Frank Cobb gesagt. Seine Worte erwiesen sich als hellseherisch.

Die Geheimregierung

Mit dem Fortschreiten des Sommers von 1917 erwachte Washington, das bisher eine der schläfrigsten Hauptstädte gewesen war, zu ungeahnter Geschäftigkeit. Neue Gesichter füllten täglich den großen Wartesaal des neu erbauten Union-Bahnhofes. Als die Regierungsstellen nicht mehr in der Lage waren, der ungeheuren kriegsbedingten Arbeiten Herr zu werden, mußten neue Abteilungen ins Leben gerufen werden. Jedes neue Amt importierte Angestellte. Die Regierung übernahm ein Wohnhaus nach dem anderen für Bürozwwecke, ohne für die Leute, die an diesen neuen Stellen arbeiten sollten, Wohnmöglichkeiten bereitzustellen. Es entwickelte sich eine Wohnungsnot. Alle Hotelzimmer waren besetzt. Industrielle, die zu Hilfe geeilt kamen, mußten in ihren Privatwagen wohnen, die in den Verladebahnhöfen abgestellt waren. Jede Pension war voll belegt. Leitartikel der Zeitungen bestürmten angesehene Bürger, ihr Scherflein durch die Vermietung von entbehrlichen Zimmern an junge Sekretärinnen beizutragen.

Zehntausend zusätzliche Angestellte für diesen Sommer erwartet, lautete eine Überschrift des „Evening Star“. Laut dem Statistischen Amt stieg die Bevölkerung des Distriktes in einem Jahr um vierzigtausend an.

Die Saumseligkeit der Bundesregierung ließ sich nicht leicht ausmerzen.

Besonders das Kriegsministerium erwies sich als unfähig, seine Probleme zu bewältigen. Zivilisten mußten herangezogen werden. An rasches Arbeiten gewöhnte Direktoren der Privatindustrie drangen in bequeme Ämter ein, in denen in hohen alten Zimmern, deren Fensterläden die Hitze ausschlossen, kränkliche alte Obersten, häufig Überbleibsel aus den Indianerkriegen, jahrelang inzwischen vergilbte Aktenstücke unter langsam surrenden Ventilatoren hin- und hergeschoben hatten, wobei ihnen verarmte Damen aus Konföderiertenfamilien als Sekretärinnen keine wesentliche Hilfe leisteten, wenn sie auch mit einigem Stolz von sich behaupteten, „im Amt“ zu sein. Antreiben aber ließen sie sich nicht. Überdies schlossen die Büros täglich um vier Uhr nachmittags. Ein Mann, der von einer betriebsamen New Yorker Firma angefordert worden war, um dem Stabschef bei der Lösung eines Beschaffungsproblems zu helfen, und daraufhin sein gesamtes Personal nächtelang mit der Ausarbeitung der Zahlen und Unterlagen beschäftigte, fuhr kopfschüttelnd zu seinen Geschäftspartnern zurück: der alte General war, als er mit seiner Erklärung ungefähr in der Mitte angelangt war, in seinem Sessel eingenickt.

Eines der bedeutendsten Wunder des europäischen Krieges bestand in den Augen der amerikanischen Oberhäupter in der wirksamen Mobilisierung der amerikanischen Industrie. Jahrelang hatten die Befürworter der Bereitschaft für die Einführung irgendeiner im Rohbau geschaffenen Vermittlungsstelle plädiert, die im Ernstfall die Verbindung zwischen dem Kriegsministerium und jenen Industrien herzustellen vermochte, die Kriegsmaterial erzeugten. Die Marine hatte bereits einen zivilen Beratungsausschuß, der nach außen hin durch Thomas A. Edison vertreten wurde und sich mit der Prüfung aller eventuellen Quellen für Kriegsmaterial befaßte.

Die Abneigung gegen militärische Maßnahmen jeder Art war in der Wilson-Regierung und auf Capitol Hill so stark ausgeprägt, daß die ersten Schritte zur Schaffung eines Kuratoriums für Landesverteidigung beinahe heimlich erfolgen mußten.

Dr. Hollis Godfrey, ein Ingenieur aus Massachusetts und Autor von Jugendbüchern, der Präsident des Drexel Institutes in Philadelphia war, hatte seit seinem Englandbesuch im Jahre 1906, als er Campbell-Bannerman und den jungen Winston Churchill um die Schaffung eines Kriegsrates für das britische Empire kämpfen gesehen hatte, unablässig einen Plan für die Erfassung der Industrie unter einem derartigen Rat verfochten.

Mit der Verschlechterung der Beziehungen zu Deutschland begann Doktor Godfrey's Plan mehr als eine hypothetische Bedeutung anzunehmen. Mit neuem Schwung stürzte er sich in diese Aufgabe und es gelang ihm, Kriegsminister Garrison dafür zu interessieren, der sich in rücksichtslosem

Einsatz seiner Person bemühte, die Wilson-Verwaltung zur Bereitschaft zu bewegen. Die Vorsitzenden des Senates und Parlamentsausschüsse für militärische Angelegenheiten bewilligten das Projekt und Elihu Root, der als McKinleys Kriegsminister versuchte, die Verwaltung des Heeres unter einem Generalstab zu zentralisieren, verfaßte einen Gesetzesentwurf. Minister Baker schob die Verworrenheit und die Enttäuschungen des Feldzuges gegen Villa beiseite, um den Plan zu überprüfen und erteilte ihm seine Zustimmung. General Wood und T. R. schlugen für dieses Vorhaben laut die Trommel.

Die Aufmerksamkeit des Präsidenten auf das geplante Kuratorium zur Landesverteidigung zu lenken, war ein heikles Unterfangen. Alles, das die Zustimmung Leonard Woods hatte, roch nach den Quälgeistern Wilsons in der republikanischen Presse. Man hielt es für ratsam, Dr. Godfrey Oberst House in seiner New Yorker Wohnung aufsuchen zu lassen. House hieß den Plan gut, überarbeitete ihn ebenfalls und legte ihn, als er den Zeitpunkt für gekommen erachtete, dem Präsidenten vor. Er ging so sachte zu Werk, daß Woodrow Wilson ausgerufen haben soll: „Diese Gemeinschaftsarbeit ist hervorragend! Sie bedeutet haargenau, Erziehungsgrundsätze in der Regierung einzuführen. Ich bin aus ganzem Herzen dafür.“

Das Kuratorium für Landesverteidigung mußte von seinen Begründern aus Angst, pazifistische Reden heraufzubeschwören, im Kongreß sogar noch behutsamer in Gang gebracht werden. In aller Stille wurde im Gesetz über die Landesverteidigung ein Passus eingesetzt, der dem Präsidenten im Falle eines Krieges die Befugnis zur Heranziehung von Industrie und Verkehrsmitteln einräumte. Das gleiche Gesetz zerstreute das Mißtrauen der Antimilitaristen, indem es der zentralen Heeresplanung einen Knüppel vor die Füße warf. Der Generalstab wurde zahlenmäßig verkleinert und mehr als die Hälfte seiner Mitglieder durften nicht in Washington stationiert sein.

Das nachfolgende Heereszuweisungsgesetz errichtete ein Kuratorium für Landesverteidigung, das aus den Kriegs-, Marine-, Innen-, Landwirtschafts-, Handels- und Arbeitsministern bestand. Es wurde für unbezahlte beratende Kommissionen von Geschäftsleuten, Erzeugern und Technikern Vorsorge getroffen.

McAdoo, der seine Finger bei der Unterbreitung der Gesetzesvorlage im Spiel gehabt hatte, hielt das Schatzamt heraus und berief sich mit einiger Berechtigung darauf, daß er bereits mehr Arbeit hatte, als er bewältigen konnte. Er schlug die Berufung Walter S. Giffords, eines unauffälligen jungen Harvardabsolventen aus Salem, Massachusetts, der es mit dreißig Jahren durch seine stille Klugheit zum Chefstatistiker der amerikanischen Telephon- und Telegraphengesellschaft gebracht hatte, zum Direktor und

Grosvenor B. Clarkson als Sekretär vor. Die Errichtung dieser neuen Bundesstelle löste im Kongreß und in der Presse wenig Echo aus.

Der Präsident bezeichnete es als Aufgabe des Kuratoriums, untergeordnete Kommissionen besonders qualifizierter Personen, die fähig sind, die Hilfsquellen des Landes bis ins letzte heranzuziehen, zu unterhalten. Er fügte hinzu, daß diese Ausschüsse überparteilich sein würden. Minister Baker, der seine mausartige Erscheinung als ständiger Vorsitzender zu den ersten Sitzungen beitrug, schien darauf geachtet zu haben, daß dieser Grundsatz eingehalten wurde.

Als der Republikaner Clarkson seine Geschichte des weitverzweigten Organisationsnetzes, das sich aus diesen tastenden Anfängen entwickelte, niederschrieb, betonte er immer wieder im Brustton der Überzeugung, daß er nicht in der Lage sei, sich „eines einzigen Falles zu erinnern, in dem Mr. Baker oder das Kuratorium ihn ersucht hätten, eine Ernennung oder einen Regierungsbeschluß aus persönlichen oder parteipolitischen Erwägungen durchzuführen. Hier wurde in einer Krise eine Überparteilichkeit bewiesen, die der Schreiber vor seiner Tätigkeit in Washington nicht für möglich gehalten hätte. Das Verdienst Mr. Bakers“, fügte er hinzu, „wird dadurch um nichts geschmälert, daß seine Haltung die Einstellung des Präsidenten widerspiegelte. Die Politik hatte im Aufbau des amerikanischen Kriegsapparates einfach keinen Zutritt.“

Das Kuratorium für Landesverteidigung, eine an sich formale und inaktive Körperschaft, erwies sich unter den ständig anwachsenden Forderungen des Kriegsapparates als fruchtbarer Vater einer Reihe von Kommissionen, die, nach Faustregeln vorgehend, ohne theoretische oder gesetzliche Grundlage die amerikanische Industrie nach den Worten des Präsidenten „bis ins letzte“, für die Kriegserfordernisse organisierte.

Als erstes entstand das Beratende Komitee. Am 7. Dezember 1916 wurde eine Gruppe etwas verwirrter Wirtschaftsmagnaten in einem Washingtoner Hotelzimmer versammelt. In steifen Hüten und Mänteln wurden sie mit den zuständigen Kabinettsbeamten auf den Stufen des Kriegsministeriums fotografiert: neben Dr. Godfrey, dem Urheber dieses Planes, stand Daniel Willard von der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn; Howard E. Coffin von der Hudson-Motor-Gesellschaft, ein Meister der Bereitschaft, der so tatkräftig war, daß seine Kollegen von ihm sagten, er erweckte den Eindruck eines Wirbelsturmes, sooft er ins Zimmer trat; der scheue Julius Rosenwald von Sears, Roebuck und Co., der im gleichen Maße wie Henry Ford ein Besessener der Massenerzeugung war; Dr. Franklin Martin von der Amerikanischen Hochschule für Chirurgie; der pfffige alte Zigarrenfabrikant Samuel Gompers, der die Amerikanische Arbeitervereinigung nach seiner eigenen

Vorstellung geschaffen hatte; und Bernard Baruch. Auf die Frage eines Reporters, welche Art von Geschäft er betreibe, antwortete Baruch kurz: „Spekulation“.

Als die Journalisten sich langsam einen Begriff über die Wirkungsbereiche der Direktoren der einzelnen Kommissionen machten, die sich vom Kuratorium für Landesverteidigung abgeleitet hatten, kennzeichneten sie die Mitglieder dieser Ausschüsse nach den Worten des Präsidenten als „Ein-Dollar-pro-Jahr-Verdiener“. „Sie dienen der Regierung unentgeltlich, wobei die Pflichterfüllung ihr einziges Ziel und die Vaterlandsliebe ihr einziger Beweggrund ist.“

Die verschiedenen Beschaffungsämter des Kriegsministeriums, die im Namen der Meldeabteilung oder der Pioniere oder des Sanitätskorps ausgetretene Bahnen beschritten, erwiesen sich als unfähig, auch nur den Bedürfnissen einer Streitmacht von ungefähr einhundertunddreißigtausend Mann, die vor der Annahme des Gesetzes zur Landesverteidigung existierte, nachzukommen. Das Feldzeugmeisterkorps umfaßte rund sechzig Mann. Viele seiner Methoden stammten noch aus dem Bürgerkrieg.

Mit der Übernahme der Nationalgarde und der Aussicht auf ein zu erwartendes größeres Heer mußten die nötigen Dienststellen improvisiert werden, sollten die Truppen Schuhe, Uniformen und Gewehre haben. Das Beratende Komitee zog ständig neue Wirtschaftspraktiker nach Washington, um diese Dienststellen zu schaffen.

Ein unzufriedenes republikanisches Kongreßmitglied namens George Scott Graham aus Pennsylvania, stellte im Jahre 1919 Nachforschungen über diese „Geheimregierung der Vereinigten Staaten“, wie er sie nannte, an und berichtete, nachdem er die Akten des Beratenden Komitees gelesen hatte: „Eine Prüfung dieser Niederschriften enthüllt die Tatsache, daß scheinbar ein Ausschuß von sieben durch den Präsidenten gewählten Männern das gesamte Einkaufsprogramm der Kriegsvorräte entworfen, eine Pressezensur geplant, ein System der Lebensmittelkontrolle aufgestellt und Herbert Hoover als dessen Direktor eingesetzt hat, weiters ein Schema zur Ausnützung des Tageslichtes und mit anderen Worten, praktisch jede Kriegsmaßnahme beschlossen hat, die der Kongreß im nachfolgenden verfügte. Dies alles vollzog sich Wochen und sogar schon Monate, ehe der Kongreß der Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg erklärte, hinter verschlossenen Türen.“

Grosvenor Clarkson sah in diesen Worten ein so hübsches Kompliment für seine Organisation, daß er sie in seinem „Industrial America in the World War“ zitierte.

Die „Ein-Dollar-pro-Jahr-Verdiener“

„Verantwortungsscheu und Unselbständigkeit sind der Fluch der Bürokratie“, schrieb der gleiche Mr. Clarkson, als er nach seiner Tätigkeit als Sekretär sowohl des formalen Kuratoriums, dessen einzige Aufgabe es war kraft des Auftrages des Präsidenten die Gesetzesvorschläge der Hilfskommissionen zu unterfertigen, als auch des so allgewaltigen Beratenden Komitees, der Historiker dieser beiden Körperschaften wurde. Die Wirtschaftsgrößen, die sich in jedes kleinste Hotelzimmer Washingtons zwängten, um die Subkommissionen zu besetzen, die sich ständig von der ursprünglichen Körperschaft absplitterten, hatten eines gemeinsam: Furcht und Abscheu vor bürokratischen Methoden.

Sie waren in der Schule prompter Erledigung herangewachsen. Ihr System war es, einen fähigen Mann für jede Aufgabe zu finden und ihn seine Arbeit nach eigenem Kopf und ohne Rückfragen durchführen zu lassen. „Meiner Vorstellung von Organisation“, sagte Herbert Hoover dem Präsidenten, als er von seinem Belgischen Hilfswerk nach Washington berufen wurde, um die Lebensmittelverwaltung zu übernehmen, die sich aus einem der Projekte des Beratenden Komitees entwickelte, „entspricht es, sich über ein Problem ein Urteil zu bilden, dann den besten Mann oder die beste Frau des Landes kommen zu lassen, der oder die über die nötige Erfahrung verfügt, ihm ein Zimmer, einen Tisch, Sessel, Bleistift, Papier, Abfallkorb und den ausdrücklichen Befehl zu geben, sich andere Leute zu Hilfe zu holen und dann die Aufgabe zu bewältigen.“

Den ganz enttäuschenden Sommer des Jahres 1917 hindurch pflügten sich leitende Industrielle, die unter großen persönlichen Opfern nach Washington geeilt waren, schwitzend durch lange Stunden in luftlosen Büros, um trotz Durcheinander und Entmutigungen jeder Art den Grundstock für die brauchbaren Arbeitsweisen des folgenden Jahres zu legen. Im Beratenden Komitee sprach man bereits von einer Heeresstärke von einer Million Mann.

Zuallererst mußten die bereits bestehenden Beschaffungsmethoden geändert werden. Heer, Marine und die alliierten Einkaufsstellen durften beim Ankauf knapper Lebensmittel nicht gegeneinander bieten. Jedes Mittel, vom Appell an die Vaterlandsliebe bis zur brutalen Gewalt, mußte angewendet werden, um dem katastrophalen Preisanstieg zu begegnen. Ein Vorrangssystem und eine Verrechnungsstelle mußten geschaffen werden, wo der Bedarf der verschiedenen Militärformationen der Alliierten veranschlagt werden konnte. Nachschublinien zwischen Washington und den lokalen Ausschüssen der verschiedenen Industrien und den Handelskammern mußten aufrecht erhalten werden. Die Bahnen mußten dazu bewogen

werden, die gegenseitige Konkurrenz, die durch das Shermangesetz begünstigt wurde, aufzugeben. Schiffe, aus Holz, aus Eisen, aus Stahl — aus jedem Material, das sich auf dem Wasser hielt — mußten in einer Menge und einer Geschwindigkeit gebaut werden, die sich bisher niemand hatte träumen lassen.

Widersprüche und Verdopplungen waren unvermeidlich. Jede Stelle neigte dazu, ohne Rücksicht auf die Arbeit des Nachbarn ihre eigenen Schwierigkeiten zu beseitigen. „Wir verwendeten die Worte ‚Koordinierung‘ und ‚Zusammenarbeit‘ bis sie fadenscheinig geworden waren“, schrieb Herbert Hoover von dieser Zeitspanne. „Wir scharten Verbindungsleute um uns und verbrachten Stunden in endlosen Diskussionen, ohne uns wegen endgültiger Entscheidungen an ein Berufungsgericht wenden zu können.“

Der Präsident war im Weißen Haus beinahe unerreichbar geworden. Zu Tumulty konnte man jederzeit gelangen, aber er gab niemals vor, Wirtschaftsfragen zu verstehen. Sein Feld war die Politik. Selbst die Privatmeinung des ergebenen Sekretärs mußte schriftlich eingebracht werden. Er konnte nicht mehr tun, als Unterlagen auf den Schreibtisch des Präsidenten zu legen.

Der Kriegsminister kämpfte mit den Schwierigkeiten des sich vergrößern- den Heeres. Finanzminister McAdoo bewahrte sich den offenen Blick für die Notwendigkeiten der Kriegsmaschinerie, aber er stand nicht mehr so in Gunst wie früher, obwohl er noch immer Mac genannt wurde und bei den Mahlzeiten im Weißen Haus als Familienmitglied galt. Edith Wilson verdächtigte ihn, sich ihrer Ehe mit dem Präsidenten widersetzt zu haben.

Es verblieb der indirekte Weg über die Vermittlung des Vertrauensmannes des Präsidenten in seiner New Yorker Wohnung, aber Houses Empfangsstunden waren begrenzt und manchmal mußte sogar er tagelang auf das Vorrecht warten, den Präsidenten in seinem Arbeitsraum aufsuchen zu dürfen.

Daß in dem Gewirr der vordrängelnden Ausschüsse, die in das Chaos von Erzeugung und Lieferung ein System zu bringen suchten, gewisse Ämter gegenüber dem Rest eine Vorrangstellung behaupteten, ließ sich nicht umgehen. Bernard Baruch vom Unterausschuß für Rohmaterial des Beratenden Komitees entwickelte als Vermittler der Vermittler eine hervorragende Begabung. Innerhalb kurzer Zeit wurde der Ausschuß, dem er vorstand, zur Behörde der Kriegsindustrien und damit zum Mittelpunkt der Beschaffung.

Bernard M. Baruch besaß keinerlei administrative Erfahrung. Mit siebenundvierzig hatte er als Alleingänger an der Börse ein Vermögen angesammelt, das die Wallstreet zwischen dreizehn und neunzehn Millionen

schätzte. Wenn auch Schmeichler ihn gern Finanzier nannten, verriet er ob seiner Karriere als Spekulant weder Stolz noch Scham.

Un prince d'Israel

Baruch war der Sohn eines jüdischen deutschen Arztes, der als junger Mann nach Amerika eingewandert war und als Chirurg in der Armee der Konföderierten gedient hatte. Seine Mutter, die in Familienkreisen Miß Belle genannt wurde, stammte aus einer angesehenen Sephardenfamilie, die seit langem im Süden Ansehen genoß. Er kam in Camden, South Carolina, zur Welt, wo sein Vater, ein äußerst belesener Mann von vielseitigen Interessen, seine Arztpraxis ausübte und sich mit landwirtschaftlichen Experimenten befaßte, die eher prophetisch als gewinnbringend waren. Miß Belle erteilte Musikunterricht.

Als Bernard elf Jahre alt war, übersiedelte Dr. Baruch, der sich in Camden nicht recht durchzusetzen vermochte, mit seiner Familie nach New York. Bernard besuchte die öffentlichen Schulen und später das City College. Er wuchs zu einem hochaufgeschossenen, schlanken, rührigen jungen Mann heran. Ein Hieb von einem Schläger bei einem Ballspiel, das mit einer Rauferei endete, machte ihn für den Rest seines Lebens auf einem Ohr taub. So gerne seine Eltern ihn eine akademische Laufbahn hätten einschlagen sehen, konnte er sich noch zu keinem Beruf entscheiden.

Etwa um die Zeit seiner Abschlußprüfung wurde sein Vater Hausarzt in einem Sommerhotel an der Jerseyküste. Bernard, der bereits größeres Interesse am Poker als an seinen Studien gezeigt hatte, wurde ständiger Besucher des Rennplatzes von Monmouth. Er besaß ein gutes Gedächtnis und einen analytischen Verstand. Mit ungeteilter Hingabe verschrieb er sich dem Spiel. Die Abenteuerlust führte ihn nach Cripple Creek. Dort schnitt er überraschend gut beim Pokerspiel ab, als er aber seine Gewinne in Bergbauaktien anlegte, verlor er jeden Cent. Völlig mittellos kam er nach Hause und nahm zu fünfundzwanzig Dollar die Woche die Stelle eines Kundenbetreuers in einer Maklerfirma an.

In den Neunzigerjahren galten fünfundzwanzig Dollar wöchentlich als gutes Einkommen für einen jungen Mann. Baruch verfügte über gutes Auftreten. Sein sprudelnder Charme war mit einer gewissen unaufdringlichen persönlichen Würde gepaart. Er verlor niemals seine südstaatliche Galanterie. Clemenceau sollte ihn später „*un prince d'Israel*“ nennen.

Mit den Ersparnissen aus seiner Lohntüte begann er planmäßig zu spekulieren. Sein ausgezeichnetes Gedächtnis und seine Fertigkeit, jedes Faktum einer Geschäftslage zu zergliedern, kamen ihm sehr zustatten. Er

kümmerte sich nicht um den Klatsch der Wallstreet, sondern gewöhnte sich an, sich über die Firmen jeder einzelnen Aktie, mit der er spekulierte, zu orientieren.

Mit siebenundzwanzig Jahren heiratete er und kaufte sich einen Sitz an der New Yorker Börse.

Seine Geschäftspartner und Kunden stammten aus wohlhabenden Kreisen. Mit Thomas Fortune Ryan stieg er in eine Tabakspekulation ein. Beim Ausbruch des Spanienkrieges erhielt er früher als alle anderen Makler ein Telegramm und machte dadurch ein Vermögen an der Londoner Börse. Seine Spezialität war es, auf Hausse zu spekulieren. Mit vierunddreißig Jahren war er Millionär und vom Geldscheffeln schon einigermaßen angeekelt. Er besaß Freunde in allen Berufsschichten. Garett riet ihm wiederholt, seine erstaunlichen Fähigkeiten dem öffentlichen Leben zuzuwenden.

Seit seiner Kindheit in Camden liebte er die Wachteljagd. In der Nähe von Georgetown erwarb er eine der großen Plantagen South Carolinas, die Hobcaw Barony hieß. Dort veranstaltete er großzügige Feste und frönte seiner Vorliebe für Rennpferde.

Als geborener Demokrat, der für seine Freigebigkeit bekannt war, wurde er von den Politikern sehr umworben. Im Jahre 1912 stellte ihn der Vorsitzende der Demokraten, McCombs, anlässlich eines Banketts zur Aufbringung von Wahlgeldern Gouverneur Wilson vor.

Baruch wurde sofort ein ergebener Wilsonanhänger. Die Sympathie beruhte auf Gegenseitigkeit. Wilson fand Baruch angenehm und bestens in Fragen der Finanz und der Industrie beschlagen, über die er selbst zugab, nichts zu wissen. Hier war ein Finanzier aus der verderbten Wallstreet, der nicht auf seine Geldsäcke stolz war, der sich gerne über menschliche Werte unterhielt und ehrfürchtig Wilsons Plänen für das Land lauschte. Er nannte Baruch „Dr. Wirklichkeit“.

In den dunklen Tagen der Kampagne von 1916 erwies sich Baruch als wahrer Trost. Er brachte seine alternden Eltern nach Shadow Lawn zum Tee mit. Er entwickelte sich zum Freund des Hauses. McAdoo empfand die größte Hochachtung für ihn. Mrs. Wilson schmeichelte seine humorvolle Demut. Mit Grayson verband ihn die Leidenschaft für edle Pferde. Obwohl der kürzlich ernannte Admiral ein berüchtigt schlechter Schütze war, wurde er oft zur Jagd nach Hobcaw Barony eingeladen.

Als Baruch seine Arbeit bei dem Beratenden Komitee aufnahm, staunten seine Kollegen, wie wenig er seine Beziehung zum Weißen Haus ausnützte. Schon sah man in ihm das Oberhaupt einer allgemeinen Einkaufsorganisation. Die Multimillionäre, die auf den Gebieten des Stahls, Eisens, Kupfers und Zinns herrschten, hörten Baruch als einen der ihren an. Gleichzeitig hatte er sein Vermögen auf eine Art erworben, die ihn an keine In-

dustrie im besonderen band. Er hatte sie alle zu seinem Vorteil verwendet und das Auf und Ab der Wallstreet-Gezeiten geschickt genützt. Sein sechster Sinn, mit dem er Stärken und Schwächen der verschiedenartigen Industrien erkannte, und der das Geheimnis seiner erfolgreichen Spekulationen war, bereitete ihn auf die weltweiten Handelsabschlüsse der Kriegsversorgung vor. Er war ein eifriger Arbeiter und besaß den nötigen Scharfblick zur Auswahl tüchtiger Untergebener, die er uneingeschränkt unterstützte, solange sie sich seiner Ansicht nach bewährten. Da er ein Neuling im Verwaltungsapparat war, mußte er keine schlechten Gewohnheiten, wie Verantwortungsscheu und Unselbständigkeit, ablegen.

Einzig dem Präsidenten legte er Rechenschaft ab. Mit jugenhafter Heldenverehrung versuchte er, jeden Wunsch Woodrow Wilsons zu errahnen. Sooft er einen größeren Kaufabschluß tätigte oder eine wichtige Information aufstöberte, ließ er Woodrow Wilson fühlen, daß er es für ihn persönlich tat.

Baruch hatte zu diesem Zeitpunkt keine gesetzliche Ermächtigung, Rohmaterial aufzukaufen. Seine Transaktionen hingen von Schmeicheleien und dem Appell an die Vaterlandsliebe ab. Seine Mitarbeiter wurden im Sommer und Herbst des Jahres 1917 beinahe krank vor Sorgen und begriffen nicht, warum er den Präsidenten nicht direkt um die Vollmacht bat, die er benötigte, um seine Forderungen durchzusetzen; warum er es zuließ, daß Minister Baker, der ihm mißtraute, eine Konkurrenzabteilung im Kriegsministerium unter Stettinius von J. P. Morgan und Co. aufziehen ließ. Wie Minister Lane gerne zu sagen pflegte, bewegte sich Woodrow Wilson mit der Langsamkeit eines Gletschers. Vielleicht fürchtete er, durch die Ernennung eines Wallstreet-Mannes den Protest der Demokraten im Kongreß heraufzubeschwören.

Als McAdoo versuchte, Baruch für eine Stellung im Finanzministerium zu gewinnen, enthüllte Wilson endlich seine Absichten. „Es tut mir leid, aber ich kann Dir Baruch für die Finanzgeschäfte nicht abtreten“, schrieb er seinem Schwiegersohn. „Er ist nun im Rat der Kriegsindustrie so erfahren, daß er von Grund auf mit allen anfallenden Tätigkeiten vertraut ist, und ich werde ihn zum Vorsitzenden dieser Behörde ernennen, sobald ich das wagen kann, ohne neue Meinungsverschiedenheiten auf Capitol Hill auszulösen.“

Jenem anstrengenden Sommer von 1917 entsprangen die Wucherpflanzen der Bundesbehörden, die sich in den kommenden Jahren zu einem vielköpfigen Ungeheuer entwickeln sollten. Da kein Regierungsmitglied die Fähigkeit besaß, diese Behörden zu lenken, unterstanden sie der Führung von Geschäftsleuten, die sich für Kriegsdauer verpflichten ließen.

XIII. KAPITEL

Der Wendepunkt

Im April 1917 waren die Aussichten der Alliierten zur See womöglich noch schlechter als zu Lande. Zwar hielt die englische Hochseeflotte die Marine des Kaisers hinter Helgoland abgeriegelt, aber die U-Boote verwirklichten die kühnsten Hoffnungen der deutschen Admiräle. Niemals waren mehr als höchstens hundertdreißig große Unterseeboote gleichzeitig unterwegs, abgesehen von den kleinen Küstentypen, die den englischen Handel mit den skandinavischen Ländern verfolgten. Sie hatten ihren Stützpunkt im Inlandshafen des ehrwürdigen Brügge im besiegten Belgien und schlüpfen durch die Schiffskanäle nach Ostende und Seebrügge in die Nordsee.

Der erste Angriff der U-Boote war grauenhaft. Ein Viertel der Handelsschiffe, die in jenem April die englischen Häfen verließen, kehrten nicht mehr wieder. Innerhalb von dreißig Tagen verloren die Alliierten beinahe neunhunderttausend Tonnen Laderaum.

Offene Meeresstraßen

Die optimistische englische Propaganda, die amerikanische Zeitungen mit Berichten von erfundenen Siegen überschwemmte, schoß so weit übers Ziel hinaus, daß keine zuständige Behörde in Washington über das Ausmaß der Not informiert war. Präsident Wilson machte sich eine ungefähre Vorstellung der Lage, aber von einem anderen Gesichtspunkt aus.

Wie bei so vielen Amerikanern stammte seine Kenntnis von Seeschlachten von der jungenhaften Begeisterung für amerikanische Erfolge im Krieg von 1812. Er sah amerikanische Handelsschiffe sich im Namen der Freiheit der Meere ihren Weg über den Atlantischen Ozean erkämpfen. Die Bewaffnung der Handelsschiffe beschäftigte ihn sehr. Die erste Vorausset-

zung, die Meeresstraßen offenzuhalten, war offensichtlich eine enge Zusammenarbeit mit der britischen Admiralität.

Aus den spärlichen Meldungen, die ihm zuzingen, war zu schließen, daß die britische Admiralität der Idee, Handelsschiffen Geleitschutz zu geben, ablehnend gegenüberstand. Botschafter Page, der so lange Zeter und Mordio geschrien hatte, daß im Außenministerium die Tendenz bestand, seine Botschaften als Kriegshysterie anzusehen, sandte ein besonders dringendes Kabelgramm über die Lage der Schifffahrt. Diesmal fand er Gehör.

„Am vordringlichsten ist zweifellos“, schrieb der Präsident bereits am 24. März an Josephus Daniels, „mit der britischen Admiralität sofort Verbindung aufzunehmen.“

Der wortreiche Nordkaroliner, von dem einige Marineoffiziere behaupteten, er sei stärker daran interessiert, seine Matrosen vor dem Dämon Rum zu retten und ihre Bildungsmöglichkeiten zu verbessern, als an den Problemen des Kampfes, wählte widerwillig das Oberhaupt des Colleges der Kriegsmarine von Newport, den kürzlich ernannten Konteradmiral Sims, als jenen Mann, der am ehesten mit den Engländern zu Rande kommen würde. Manchen Gerüchten zufolge war es der vornehme junge New Yorker Politiker Franklin D. Roosevelt, der als stellvertretender Marineminister diente, und das Sprungbrett für seinen berühmten Vetter Theodore in die Bundespolitik gewesen war, der Sims Ernennung vorangetrieben hatte.

Sims stand im Rufe hoffnungsloser Englandfreundlichkeit. Er wurde nach Washington berufen, davor gewarnt, sich von den Engländern um den Finger wickeln zu lassen, und erhielt den Befehl, sich unverzüglich nach London zu begeben. Da der Krieg noch nicht erklärt war, mußte der Admiral inkognito reisen. Er durfte nicht einmal seine Uniform mitnehmen.

Am 31. März fuhr Admiral Sims, der auf der Passagierliste unter dem Namen eines Mr. V. J. Richardson eingetragen war, zusammen mit seinem Adjutanten, der ebenfalls unter einem angenommenen Namen reiste, auf dem Dampfer „New York“ der Amerika-Linie nach Liverpool. Kapitän und Mannschaft witterten sofort, daß es mit diesem schwatzhaften Zivilisten eine besondere Bewandnis hatte. Sims war für einen Geheimauftrag wohl der ungeeignetste Mann der Welt, stand er doch im Rufe, der geschwätzigste Offizier der amerikanischen Marine zu sein. Sein ständiges Lächeln strafte die Würde seines sauber zurechtgestutzten grauen Bartes Lügen, den er nach der Manier der Admiräle der Royal Navy trug. Seine breitschultrige Erscheinung war imposant. Er war nun ein gutaussehender Mann von neunundfünfzig Jahren, dem es gelungen war, während seiner gesamten wechselvollen Laufbahn ungestraft über jedes Thema unter der Sonne zu sagen, was er dachte, und mehr als er dachte.

Genau wie General Pershing war Admiral Sims eine Entdeckung Theodore Roosevelts.

William Sowden Sims war der Sohn eines kanadischen Ingenieurs, der als Leiter einer Kohlen- und Stahlgesellschaft nach Pennsylvania zog und amerikanischer Staatsbürger wurde. Der junge Sims wuchs zu einem hübschen, übermütigen Jungen heran, der mehr Geschmack an Lausbübereien als an systematischem Studium fand. Als das pennsylvanische Kongreßmitglied, das seinem Vater irgendwie verpflichtet war, ihm Zutritt an die Akademie von Annapolis verschaffte, bestand er nach zweimaliger Wiederholung die Aufnahmeprüfungen mit knapper Not.

Im Jahre 1876 befand sich die Marine noch im Übergangsstadium von Segeln zu Dampf und von Holzschiffen zu Panzerschiffen. Obgleich kein hervorragender Student, hatte Willy Sims einen scharfen, wißbegierigen Verstand. Der Marinedienst gab ihm Zeit zu lesen. Als Leutnant verschlang er Buckle, Darwin und Huxley.

Er wurde ein begeisterter Anhänger Henry Georges. Für Amerikaner, die am öffentlichen Leben Anteil nahmen, war die Zeit der Reformen herangebrochen. Alle mußten das ihre dazu beitragen, eine bessere Welt zu schaffen. Der Reformeifer, der T. R. in die Staats- und später die Nationalpolitik trug, brachte Sims zum Studium des Aufbaues der Marine und der neuen Kriegstechniken zur See.

Seine erste Ausfahrt als Kadett erlebte er auf der alten Fregatte „Constellation“. Er diente auf der „Swatara“, die er als alte, als Vollschiff getakelte Kriegsschaluppe bezeichnete, als sie noch Vorderladegeschütze mit glattem Lauf hatte. Sein erstes Panzerschiff war der Viertausendtonner „Philadelphia“ der „Weißen Hochseeflotte“. Ende der Achtzigerjahre nahm er als Leutnantsanwärter ein Jahr Urlaub, um sich in einer Pariser Pension einzumieten und Französisch zu lernen. Er las französische Bücher, war ein unverdrossener Theaterbesucher und lernte fechten. Um einige Kultur und den Ruf eines Gecken reicher, kehrte er zum Marinedienst zurück.

Zum ersten Male machte er das Marineministerium durch die ausgezeichneten Berichte auf sich aufmerksam, die er im Jahre 1895 während des chinesisch-japanischen Krieges von einem Standort in China einsandte.

Als ihn die Spionageabteilung als Marineattaché an die Pariser Botschaft sandte, verbrachte er zwei Jahre damit, jede Marinewerft in Europa zu inspizieren. Theodore Roosevelt war damals stellvertretender Minister. Der Geheimdienst übersandte Leutnant Sims eine formelle Anerkennung für seinen Bericht. Darunter war knapp an den Rand gekritzelt: „Nicht oberflächlich. Ich möchte meinen persönlichen Dank hinzufügen. T. R.“

Sims begab sich als Leutnant mit der Überzeugung an seinen Standort in China zurück, daß die amerikanische Marine viel über den Bau von gepanzerten Kriegsschiffen lernen mußte und in Fragen des Geschützwesens beängstigend rückständig war. In Hongkong freundete er sich mit einem Engländer an, der Sims' wißbegierigen Geist und seine eigene Erfindungsgabe zur Verbesserung der Schießkunst in der Royal Navy ausnützte.

Mit einer Reihe von Berichten über den englischen Fortschritt in der Artilleriewissenschaft versuchte Sims, die Gleichgültigkeit der Ämter des Marineministeriums zu brechen. Der Reformier griff an. Als seine Berichte keinerlei Antworten erteten, riskierte er seine Laufbahn durch ein Schreiben, das er an Theodore Roosevelt persönlich richtete, den Czolgosz' Kugeln kürzlich zum Präsidenten gemacht hatten.

T. R. war nicht der Mann, der sich über den Instanzenweg den Kopf zerbrach. Statt den jungen Sims an seine Vorgesetzten zu verweisen, schrieb er ihm in einem Antwortbrief unumwunden, daß er bezweifle, daß die Dinge tatsächlich so schlimm lägen, wie Sims behauptete. Als die Monate verstrichen, ohne daß etwas geschah, schrieb Leutnant Sims, der leidenschaftlich von der Berechtigung seines Standpunktes überzeugt war, dem Präsidenten abermals. Aus heiterem Himmel nach Washington befohlen, schwante ihm Böses von Insubordination und Militärgericht. Statt dessen fand er seine Ernennung zum Inspektor für Schießübungen im Amt für Seeschifffahrt vor.

Er war noch nicht lange in Washington, als er schon im Weißen Haus zu Mittag aß. Sims war ein guter Gesellschafter und besaß den Anekdotenschatz eines Matrosen. Seine Gespräche trugen genau wie sein Privatleben den Stempel unschuldiger Frische. Als rühriger und muskulöser Mann genoß er Kraftleistungen. Er und T. R. waren aus dem gleichen Holz geschnitzt. Sie freundeten sich sofort an.

Mit der Unterstützung des Präsidenten gelang es Sims, seine Theorien der zentralisierten Feuerleitstelle, dem Amt für Seeschifffahrt, aufzuzwingen. Nach dem russisch-japanischen Krieg stürzte er sich in einen Wortwechsel mit einem anderen Freund T. R.s, Kapitän Mahan, dem Historiker der Seemacht. Mahan legte die Berichte, die er über die Schlacht im Japanischen Meer gelesen hatte, als Beweis für seine Überzeugung aus, daß Geschütze verschiedenen Kalibers einem Schiff größere Schußkraft verliehen als die ausschließliche Bestückung mit schweren Geschützen, die Sims und seine Freunde im Amt für Seeschifffahrt verfochten. Die Engländer beendeten diesen Streit mit der Fertigstellung des Großkampfschiffes „Dreadnought“. Sims meldete dem Marineministerium, daß die „Dreadnought“ vom Tage ihres Stapellaufes an sämtliche Seestreitkräfte der gesamten Welt überflüssig machte.

Kapitän Mahan, der ein großzügiger Mann war, gab zu, daß seine Information über die japanischen schweren Geschütze unrichtig gewesen sein mochte. Sims wurde in englischen und amerikanischen Kreisen als einer jener Männer bekannt, die früher als die Admiralität die „Dreadnought“ vorausgesehen hatten. Ein englischer Lord erbat die Erlaubnis, den Bericht des Fregattenkapitäns Sims im „Blackwoods Magazine“ veröffentlichen zu lassen.

Sims, der die Gabe besaß, sich jedesmal eng an seine englischen Freunde anzuschließen, sooft etwas Neues in der Luft lag, gelang es, in England aufzutauchen. Ungeachtet der Tatsache, daß die Admiralität die „Dreadnought“ in geheimnisvolles Schweigen hüllte, ließ sich Sims in Zivilkleidern an Bord schmuggeln und jede Einzelheit der Konstruktion und der schweren Geschütze zeigen. Als er nach Amerika zurückkehrte, ernannte ihn Präsident Roosevelt zu seinem Marineadjutanten. Mittlerweile heiratete Sims im Alter von siebenundvierzig Jahren eine junge Dame, die er vor Jahren auf seiner diplomatischen Dienstreise in Europa kennengelernt hatte, als ihr Vater Gesandter in Petersburg war, und folgte dem Beispiel seines Freundes T. R. mit der eiligen Gründung einer Familie: drei schöne kleine Mädchen und zwei hübsche Knaben. Wann immer er nicht zur See war, widmete er sich ihrer Erziehung.

Eine von T. R.s letzten Taten, ehe er die Präsidentschaft überaus unwillig an William Howard Taft abtrat, war die Verfügung, daß Sims den Befehl über ein Kampfschiff erhielt. Sims erwies sich als ein so tüchtiger und beliebter Kommandant, daß sein Schiff als das „Kopf-hoch-Schiff“ bekannt wurde.

Während seines Dienstes auf der „Minnesota“ stattete die Atlantikflotte England einen brüderlichen Besuch ab. Offiziere und Matrosen wurden vom Londoner Bürgermeister in der Guildhall bewirtet. Die Offiziere saßen auf einem Podium und tranken Champagner, und die Mannschaft saß an Bohlentischen im Saal und trank Bier.

Das Mahl gipfelte in Trinksprüchen und Reden, mit denen die Verwandtschaft der beiden großen Zweige der angelsächsischen Rasse unterstrichen wurde. Vom Geiste der Feier entflammt, schleuderte Fregattenkapitän Sims seine Kappe unter die Mannschaft und hieß sie in einen Hochruf ausbrechen, der das Dach von der alten Guildhall heben sollte. In seiner Dankrede an den Bürgermeister und die Stadt London für das ihnen gebotene Fest, erklärte er dann, daß die Engländer, sollte die Unversehrtheit des britischen Empire jemals ernstlich bedroht werden, mit der Hilfe jedes Mannes, jedes Schiffes, jedes Dollars und jedes Tropfen Blutes ihrer Brüder jenseits des Ozeans rechnen dürften.

Diese Rede, die in England als bloße Höflichkeitsgeste aufgefaßt worden war, entfachte einen Sturm in der amerikanischen Presse. Die deutschspra-

chigen Zeitungen schrien ihre Empörung laut heraus. Präsident Taft wurde mit der Forderung belagert, Sims vor ein Militärgericht zu stellen. Seine Feinde im Marineministerium wollten ihn damit zu Fall bringen. Der Präsident und der Marineminister waren der Ansicht, daß Sims ein zu wertvoller Mann sei, um abgesetzt zu werden. Man ließ ihn mit einem öffentlichen Tadel laufen.

Als seine Dienstreise auf dem Kriegsschiff beendet war, wurde Fregatkapitän Sims in die Stille der Akademie der Kriegsmarine in Newport verbannt.

Newport schenkte ihm die Muße, zu studieren und über Seefahrtstechniken nachzudenken. Er entwickelte eine Leidenschaft für Zerstörer. Nach seinem Abschied von Newport, das er im Range eines Kapitäns zur See verließ, wurde ihm die Verantwortung über die atlantische Zerstörerflotte übertragen. Mit dem Kriegsausbruch in Europa begannen seine Worte der Guildhall-Rede einen immer prophetischeren Klang anzunehmen. Sims stürzte sich auf das Kommando von Zerstörern unter Kampfbedingungen auf hoher See. Wie gewöhnlich wurde er von seinen Untergebenen angehimmelt. Die Flottille wurde „Sims Flottille“.

Im Jahre 1917 kehrte Sims als Direktor an die Kriegsakademie zurück. Er stand nun im Range eines Konteradmirals. Trotz Josephus Daniels' Überzeugung, daß Sims zu englandfreundlich sei, wurde der streitlustige Admiral als der geeignete Mann betrachtet, die Vereinigten Staaten beim Oberkommando der Marine in London zu vertreten. Seine Befehle lauteten einzig, sich über die Vorgänge zu unterrichten und die entsprechenden Meldungen weiterzugeben.

Ein Amerikaner im Oberkommando der englischen Marine

Sims traf drei Tage, nachdem der Kongreß den Krieg erklärt hatte, in England ein. Er gewann den ersten Vorgeschmack der weniger prächtigen Seite der Angelegenheit, als die „New York“ auf der Mersey auf eine Treibmine lief und beträchtlich beschädigt wurde.

Die Passagiere wurden von einem Ausflugsboot aufgenommen, das von betrunkenen Urlaubern von der Isle of Man besetzt war. Die Engländer ließen sich durch den Krieg von ihrem Oster-Bank-Feiertag nicht abhalten.

Ein Flaggenoffizier holte Sims am Pier ab und brachte ihn mit einem Sonderzug eiligst nach London. Er wurde sofort zur Admiralität gebracht, um seinen alten Freund John Jellicoe zu begrüßen, der nun Admiral und als Erster Chef des Marinestabes beim Oberkommando unmittelbar mit der Führung der Marineoperationen betraut war. Ohne viele Worte zu verlie-

ren, überreichte Jellicoe ihm ein Blatt Papier mit den tatsächlichen Ziffern der Versenkungen durch die U-Boote. Sims, der die Zeitungen gelesen hatte, war, wie er es ausdrückte, „ziemlich erstaunt“. „Sieht aus“, sagte er, „als ob die Deutschen den Krieg gewannen.“

„Sie werden gewinnen, es sei denn, wir können diesen Verlusten einen Riegel vorschieben“, erwiderte Jellicoe.

Sims verbrachte die nächsten paar Tage damit, zugeknöpften Beamten die Wahrheit zu entlocken. Zu Beginn des Krieges verfügten die Alliierten über einundzwanzig Millionen Bruttoregistertonnen, das waren um sechs Millionen mehr, als für unbedingt nötig erachtet wurde, um die britischen Inseln und die im Felde stehenden Truppen zu versorgen. Bis zum Februar 1917 hatte der Schiffsbau nicht ganz mit den Verlusten Schritt gehalten. Jetzt im Februar und März war die Sicherheitsgrenze um ein Drittel unterschritten. Wenn die Verluste im gegenwärtigen Ausmaß fort dauerten, bliebe bis Oktober eine geringere Tonnage über, als zur Weiterführung des Krieges notwendig war.

Man war allgemein der Ansicht, daß die beste Waffe gegen die U-Boote die schnellen Torpedoboot-Zerstörer waren. Seit dem japanischen Überraschungsangriff durch Zerstörer auf die russische Flotte in Port Arthur hatten die Neuerer in der englischen und der amerikanischen Marine um zusätzliche Zerstörer gebeten.

Gegen U-Boote bildeten die Zerstörer eine beinahe vollkommene Waffe. Ihre Geschwindigkeit und ihre flache Lage auf dem Wasser machten sie für Torpedos fast unverwundbar. Die Torpedos der Zerstörer konnten rascher gezielt werden und hatten einen weiteren Schußbereich als jene der U-Boote. Wurde das U-Boot an der Oberfläche gestellt, so konnte es der Zerstörer mit seinem scharfen, schwerst verstärkten Bug rammen. Selbst die ältesten Typen besaßen große Feuerkraft.

Die englische Marine hatte Unterwasserminen entwickelt, die die Wirksamkeit der Zerstörer gegen U-Boote ungemein vergrößerten. Diese Aschenkübel, wie sie genannt wurden, waren Minen, die durch den Wasserdruck in jeder gewünschten Tiefe zur Explosion gebracht werden konnten. Sie konnten über das Heck des Zerstörers ins Wasser geworfen werden. In einem Umkreis von hundert Fuß waren sie gewöhnlich tödlich, aber selbst wenn sie in weitaus größerer Entfernung explodierten, konnten sie empfindliche Apparate zerstören oder zumindest die Besatzung des U-Bootes derart durcheinanderrütteln, daß sie es ihr Leben lang nie mehr vergaß.

Als Sims die Engländer fragte, warum nicht mehr Zerstörer zum Schutze der Handelsschiffe abkommandiert würden, erklärten sie ihm geduldig, daß

sie einfach nicht genügend Zerstörer besäßen. Ihre U-Boot-Patrouillen waren mit umgebauten Jachten, Schleppern, Treibnetzbooten, kurz, allem ausgestattet, was sich lange genug auf dem Wasser halten konnte, um einen Aschenkübel über Bord zu werfen, sobald ein U-Boot gesichtet oder vermutet wurde.

Die Hochseeflotte in Scapa Flow hatte das erste Anrecht auf Zerstörerschutz. Dann kamen Lazarettsschiffe. Sims erfuhr von der teuflischen Genialität, die hinter der deutschen Ankündigung lag, Lazarettsschiffe zu versenken. Die Deutschen wußten genau, daß die Engländer ihre Kranken und Verwundeten nicht dem Ertrinkungstod aussetzen würden. Zerstörer, die zum Schutz wertvoller Ladungen benötigt wurden, mußten Lazarettsschiffen zugeteilt werden. Die dritte Priorität hatten die Kanalüberfahrten. Durch ständige Patrouillen war dort eine unverletzbar Zone geschaffen worden, in die sich kein U-Boot wagte. Als viertes kam die Lebenslinie nach Indien durch das Mittelländische Meer.

Schön, fragte der Amerikaner, wenn die Geleitzüge im Kanal wirksam waren, warum dann nicht in der Irischen See oder den Zufahrten des Atlantischen Ozeans? Es gab eben nicht genügend Zerstörer, wiederholten die Engländer. Trotz eines beschleunigten Bauprogramms waren nur noch zehn oder fünfzehn Zerstörer übrig, um die Handelsschiffe zu schützen, die Lebensmittel, Erdölprodukte, Gummi und die kriegswichtigen Güter herbrachten, von denen der Fortbestand Großbritanniens abhing.

Die Zerstörer waren ständig reparaturbedürftig. Da sie mit fünfundzwanzig Knoten durch stürmische See dampften, wurden sie unbarmherzig hin und her geworfen. Die Besatzungen mußten ihre Ruhepausen haben. Zeitweise waren nicht mehr als vier Zerstörer auf See, um im ganzen Gebiet zu patrouillieren. Sehr bedauerlich, erklärte man Sims, aber Konvois waren undurchführbar.

Sims war ein starrköpfiger Bursche. Seine Überlegung sagte ihm, daß die Hochseeflotte ständig von Zerstörern geschützt wurde; war das kein Konvoi? Obwohl auf den ersten Blick eine Anzahl von Schiffen, die gemächlich gemeinsam dahindampften, den U-Booten ein leichteres Ziel zu bieten schienen als Schiffe, die allein und mit Höchstgeschwindigkeit fuhren, hatte sich in der Praxis das Gegenteil bewiesen.

Sims wies darauf hin, daß der U-Boot-Kommandant im Falle eines Geleitzuges dort angreifen mußte, wo sich die Patrouillenschiffe befanden. Tat er das aber nicht, so konnte er jederzeit, gleichgültig, wie sorgfältig man das Meer in Quadrate aufteilte, dort angreifen, wo keine Patrouillenschiffe abwehrbereit waren.

Das Gebiet, das zu durchstreifen war, umfaßte ungefähr fünfundzwanzigtausend Quadratmeilen. Um eine wirksame Patrouille durchzuführen,

war ein Zerstörer pro Quadratmeile nötig. Von wo wollte man fünfundzwanzigtausend Zerstörer nehmen?

„Gibt es für dieses Problem keine Lösung?“ fragte Sims Jellicoe.

„Soweit wir es vorläufig sehen können, absolut keine“, versetzte Jellicoe, ohne daß sein rundes, glattes Gesicht die geringste Gefühlsregung verriet.

Das Geleitzugsystem

Als Sims anfang, seine Fragen an die unteren Ränge in den Büros der Admiralität in Whitehall zu stellen, stieß er auf eine Unzahl von Lösungen. Da gab es einen Fregattenkapitän Reginald Henderson, der den Pendeldienst der englischen Kohlenschiffe nach Frankreich geleitet hatte. Seine tägliche Erfahrung hatte ihn die Wirksamkeit von Geleitzügen erkennen lassen. Die jüngeren Offiziere gaben ihm recht.

Das abschließende Argument der Admiräle, die lieber verdammt sein wollten, als Handelsschiffe mit Geleitzügen zu versehen, lautete, daß die Kapitäne der Handelsschiffe einen Geleitschutz nicht dulden würden. Diese ungeschlachteten alten Seebären würden nie imstande sein, die ganze Nacht hindurch ohne Licht in Formation zu fahren; sie hatten einfach nicht die Schulung für diese Art der Schifffahrt. Bei der minderwertigen Kohle, die sie bekamen, und durch die Einberufung all ihrer besten Offiziere und Ingenieure zur königlichen Marine würden sie niemals in der Lage sein, ihre Motoren auf eine festgesetzte Geschwindigkeit zu drosseln. Schiffe, die zwölf Knoten machten, wären gefährdet, da sie auf Schiffe warten müßten, die nur sechs oder acht Knoten leisteten. Es würde Zusammenstöße in der Dunkelheit geben. Ein U-Boot, das in der Mitte eines großen Gewirrs von Frachtern auftauchte, konnte jede beliebige Versenkung durchführen.

Sims war ein Kreuzritter. Er verließ sich auf die Achtung, die ihm die englische Admiralität als einem der ihren zollten, einem Manne der Großkampfschiffe, ehe es Großkampfschiffe gegeben hatte, und einem Manne der Feuerleitstellen, ehe es Feuerleitstellen gab. Wenn er auch gern den ungeschminkten alten Seebären spielte, der alles sagte, was ihm eben in den Sinn kam, konnte er doch, wenn es nötig war, auch äußerst taktvoll mit seinen unbedachten Äußerungen sein. Admiral Beatty stimmte für Geleitzüge, aber es war hauptsächlich Sims' Einfluß, der es den Chefs des Marinestabes ermöglichte, einen würdevollen Rückzug anzutreten.

Er fand sich mit Lloyd George an einem Strange ziehend, der schon etliche Zeit Geleitzüge gepredigt hatte. Stets zuversichtlich, war der Premierminister dafür, alles auszuprobieren. Schon hatte er sich im Verdacht, Nivelles Offensive falsch eingeschätzt zu haben, obwohl die verheerenden

Auswirkungen der falschen Einschätzung noch nicht ersichtlich waren. Er war unbedingt dafür, das Geleitsystem zu versuchen. „Nur keine Angst, wir werden die U-Boote schon unterkriegen“, sagte er Sims mit einem heiteren Winken, das der Amerikaner in der vorherrschenden Bedrückung erfrischend fand.

Dank Lloyd Georges Beharrlichkeit durfte Henderson ein Memorandum vorbereiten. Am 30. April stattete der Premierminister, der sie aus ihrem eigenen Heiligtum zu verdrängen drohte, den Chefs des Marinestabes in der Admiralität einen Besuch ab. Am gleichen Abend berichtete er Sims bei einem Abendessen im Waldorf Astoria, daß die Chefs des Marinestabes mit größter Zurückhaltung zugestimmt hatten, einen einzigen Geleitzug ausprobieren zu lassen. „Das ist Ihr Verdienst“, sagte er Sims.

Während er in den geschmackvollen alten Salons der Admiralität, wo man ihm den langen Tisch zeigte, an dem Nelson gesessen war, und die Wetterfahne über dem Kamin, auf der er sein Auge hatte ruhen lassen, zäh um die Geleitzüge kämpfte, sandte Sims reihenweise die gekabelten Bitten um amerikanische Zerstörer über den Atlantik, Zerstörer, die sofort nötig waren. Page, der glücklich war, endlich auf einen Mann zu stoßen, der das Unheil genauso erkannte wie er, unterstützte ihn heldenhaft.

Am 4. Mai traf die erste Abteilung von sechs Zerstörern von Sims' alter Flottille in Queenstown ein. Die Deutschen, die das Ankunftsdatum früher als Sims gewußt zu haben schienen, empfingen sie mit einer Minensperre quer vor der Hafeneinfahrt, aber den Räumbooten gelang es, einen Kanal frei zu machen.

Der erste Geleitzug aus Gibraltar traf am 20. Mai ohne den Verlust eines einzigen Schiffes in englischen Häfen ein. Am nächsten Tag ernannte die Admiralität einen Ausschuß, der ein Geleitzugssystem ausarbeiten mußte. Über Nacht wurden erfahrene Schiffsleute in Geleitzugsfahrer verwandelt. Die Kapitäne der Handelsschiffe hatten ohne große Schwierigkeiten rasch den Trick des Zickzackkurses in einem Geleitzug heraus. Die Nachtfahrten ohne Licht büßten ihre Schrecken ein. Die Schiffsverluste sanken im Monat Mai auf rund sechshunderttausend Tonnen ab. Im Juni erhöhten sie sich wieder, aber von da an verringerten sie sich ständig.

Das Kommando unter Admiral Sims

Der Frühling 1917 zeigte sich ungewöhnlich kalt und stürmisch. Der Mai war ein schlimmer Monat auf dem Atlantik. Die Männer auf den US-Zerstörern, die ihre Stützpunkte auf dem York-Fluß und in der Guantanamo-Bucht hatten, befanden sich in heller Aufregung. Die Besatzungen waren

während der vorangegangenen Monate durch die Abberufung von Schützen zum Dienst auf Handelsschiffe geschwächt worden. Neue, frisch von den Farmen eingerückte Männer kamen hinzu, die abgerichtet werden mußten.

In jeder Marinewerft wurden Zerstörer für den Ferneinsatz überholt. Befehle trafen ein, die einem Schiff bis zum Einsatz vier Tage Zeit einräumten. Gemächliche Werftarbeiter wurden durch die Hetzjagd des Krieges kopfscheu. Unfälle ereigneten sich. In Philadelphia stürzten die hastig aufgestellten Gerüste, die zwei Zerstörer im Trockendock hielten, ein, die Zerstörer prallten gegeneinander und zerdrückten einen kleinen Leichter, der zwischen ihnen repariert wurde, wie einen Käfer. Wie durch ein Wunder wurde in dem Durcheinander doch ein Zerstörer nach dem anderen einsatzbereit. Mit versiegelten Befehlen dampften sie aus den breiten Flußmündungen der atlantischen Küste. Gewöhnlich hatte der Kommandant den Auftrag, seine Befehle an einem bestimmten Punkt hinter Cape Code zu öffnen.

FAHREN SIE NACH HALIFAX, BEFOLGEN SIE DORTIGE INSTRUKTIONEN DER BRITISCHEN ADMIRALITÄT ZUR ÜBERQUERUNG DES ATLANTIKS NACH QUEENSTOWN, IRLAND, UM SICH DEM OBERBEFEHL UNTER ADMIRAL SIMS ANZUSCHLIESSEN.

Sobald der Name Admiral Sims in dem engen Schiff weitergegeben wurde, das durch die hohen Brecher schlingerte, hob sich die Stimmung in der überfüllten Offiziersmesse und den kärglichen Mannschaftsräumen. Unter Admiral Sims' Führung zu stehen, hieß, einen großartigen Kommandanten zu haben.

Wenn der Zerstörer, der mit einer Geschwindigkeit von nur fünfzehn Knoten fuhr, um den Anprall der schweren Wogen des Atlantik zu mildern, die Gefahrenzone erreichte, schlugen die Pulse schneller. Der neu aufgezugene Mastkorb und die Beobachtungsstellen wurden bemannt. Die Wachen erhielten Auftrag, scharfe Ausschau zu halten.

Meistens war es regnerisch, und Nebelbänke lagen vor dem Festland. Die Gewässer waren stark befahren. Ständig sah man Rauchfahnen am Horizont. Ein Frachter zog schwerfällig durch die ungestüme See, oder ein zweischornsteiniger Ozeandampfer war dabei, mit Volldampf auf den sicheren Hafen zuzueilen. So mancher Zerstörer verschwendete Munition an einen Wal.

Die Offiziere auf der Kommandobrücke waren nervös. Wenn die Dämmerung die weiten Flächen aufbrandender Wellen unter den peitschenden Regenschauern verschwimmen ließ, trauten die Männer ihrer eigenen Beurteilung nicht mehr. Lasen sie die Lage der Minenfelder von der in Halifax erhaltenen Karte auch richtig ab? Über der Küste täuschten die

Schatten. Durch plötzlich aufgerissene Nebel wurden die fernen Berge sichtbar. War das die Hafeneinfahrt? Ein Leuchtturm ohne Licht.

Der Kapitän läutete um volle Geschwindigkeit in den Maschinenraum. Forts und Partouillenboote beschossen gerne Schiffe, die nach Sonnenuntergang versuchten, in die Häfen einzufahren. Endlich folgten sie einem Patrouillenboot, das ein winziges Hecklicht trug, zu einem angegebenen Ankerplatz. Die Anker rasselten nieder. Als die Motoren verstummten, hörte das Deck zu rütteln auf. Es war still in der glatten Bucht. Im verglühenden Licht konnten sie rund um sich die verschwommenen grünen Hügel Irlands wahrnehmen.

Der alte Eiszapfen

Das erste, was die Amerikaner entdeckten, war, daß sie, statt Sims' unmittelbarem Befehl zu unterstehen, dem Kommando des Vizeadmirals Sir Lewis Bayly zugeteilt und praktisch ein Teil der Royal Navy waren.

Admiral Bayly stand im Rufe, seine Zerstörer gut zu kennen, aber er war ein strenger Vorgesetzter der alten Schule. Es hieß, daß er Yankees ganz besonders haßte. Er war einmal Marineattaché in Washington gewesen und hatte Amerika auf Wunsch und mit einer gründlichen Abneigung gegen alles Amerikanische verlassen. Seit Kriegsbeginn war er noch erboster, da man ihm das Kommando über die ersten Kampfgeschwader der Hochseeflotte entzogen hatte, wo das gepanzerte Großkampfschiff „Marlborough“ unter seiner Flagge gefahren war. Der Kanalflotte zugeteilt, erlebte er die Demütigung, die „Formidable“ durch ein U-Boot-Torpedo zu verlieren, während er einer Schießübung an der Küste von Devon beiwohnte. Darauf wurde er zur U-Boot-Wacht in Queenstown relegiert.

Admiral Baylys Herz für die amerikanischen Zerstörerbesatzungen zu erobern, war für Sims ein genauso bedeutender Sieg wie die Erreichung seines Geleitzugsystems.

Ihre Verbindung hätte nicht unfreundlicher beginnen können. Bayly war nach London befohlen worden, wo er mit den meisten seiner Vorgesetzten verfeindet war, um Sims kurz nach seiner Ankunft kennenzulernen, und der alte Griesgram war, wie Sims sagte, „zu mir so grob, wie ein Mensch zu einem anderen nur sein kann“.

Sims unterdrückte seinen Stolz und begab sich voll süßer Worte nach Queenstown, um den Weg für die amerikanischen Zerstörer zu ebnet, die sich bereits auf Fahrt befanden. Sims bewunderte Baylys Seemannsqualitäten: er äußerte sich allen Personen gegenüber, daß Privatgefühle den Anforderungen des Dienstes zu weichen hätten.

Die beiden Admiräle „umschlichen einander drei Tage lang“. Dann brummte Bayly zu seiner Nichte, die ihm die Wirtschaft in dem düsteren alten Haus des Marineamtes auf einem Hügel über dem Hafen führte, „der Bursche ist in Ordnung“.

Bayly, ein kinderloser alter Bulle, hatte ein weiches Fleckchen in seinem Herzen, und das galt seiner ledigen Nichte, deren liebevolle Sorgfalt ihm die wenigen Annehmlichkeiten verschaffte, die sein Leben enthielt. Sims, der es mit seinen Flunkereien mit jedem Iren aufnehmen konnte, machte sich zuallererst bei Miß Violet Voysey und ihrem kleinen Spaniel Patrick beliebt. Bald schwor Miß Voysey, daß sie die Amerikaner liebe und ganz besonders ihren amerikanischen Admiral. Die beiden verbündeten sich, um Onkel Lewis vor den Früchten seiner eigenen Unfreundlichkeit zu retten.

Nach London zurückgekehrt, berichtete Sims dem Amt der Admiralität, daß Bayly einer der fähigsten Männer ihrer Marine und einer der bissigsten sei. Dazu hätte er guten Grund. Er hatte nicht einmal Urlaub gehabt, seit er den besonders sorgenreichen und mühsamen Befehl der U-Boot-Wache übernommen hatte, und er wurde von den Marinebehörden in London als Untergeordneter behandelt.

Der Marineminister, Sir Edward Carson, pflichtete ihm endlich bei. Bayly bekam sein selbständiges Kommando und sofortigen Urlaub. Er erwiderte mit dem Höflichkeitsvorschlag, Sims solle während seines kurzen Urlaubes Ende Juni sein Kommando übernehmen. Sims ließ seine Fahne von dem Zerstörerbegleitboot „Melville“ flattern und leitete fünf Tage lang persönlich den Einsatz des Patrouillendienstes, bei dem der Geleitschutz Schritt um Schritt an Stelle des früheren Versteckspiels trat.

Als Sims sich zum Marinekommando zurückbegab, wo er im Grunde ein zusätzlicher Marineminister geworden war, ließ er den Mann, der immer als seine rechte Hand gedient hatte, Captain Pringle, als Admiral Baylys Stabschef zurück. Kapitän Pringle verstand genau soviel von Zerstörern wie Sims und war sogar noch geschickter, wenn es darum ging, Unmögliches zustande zu bringen. Er, Admiral Sims und Miß Voysey wurden eine Art Dreigespann, das es sich zur Aufgabe machte, die verletzenden Bemerkungen des alten Bayly für die ihm unterstellten Männer zu entschärfen und obendrein nicht an Baylys Ohren dringen zu lassen, daß die Amerikaner ihn „alten Eiszapfen“ nannten.

Im Hochsommer bildete Queenstown den Stützpunkt für sechsunddreißig amerikanische Zerstörer, die von zwei Mutterschiffen begleitet und von einer Gruppe umgebauter Jachten unterstützt wurden. Ähnliche Ausgangspunkte für U-Boot-Abwehr und Geleitzüge waren in Brest und Gibraltar geschaffen worden. Von der schwersten Bedrohung alliierter Hoffnun-

gen waren die deutschen U-Boote allmählich zu einer gefährlichen Belästigung herabgeschraubt worden.

Bereits am 8. Juni schrieb Page, dessen Briefe die moralische Verfassung der Regierungskreise in England getreulich wiedergaben, dem Präsidenten: „Gott sei Dank machen unsere Zerstörer die Annäherung an diese Küste bedeutend sicherer. Admiral Sims ist der Liebling des Königsreiches.“

Hornissenjagd

Inzwischen tobte Woodrow Wilson, der sich mit einer Lawine von Problemen herumschlug, die seiner Ansicht nach keiner außer ihm lösen konnte, vor Ungeduld, sooft er an die mächtige englische Flotte dachte, die seiner Meinung nach untätig in Scapa Flow lag und von kleinen Zerstörerverbänden geschützt wurde, die bedeutend nutzbringender zur Verteidigung von Handelsschiffen einzusetzen wären, die schließlich die Pulsadern der Truppen in Frankreich darstellten. Am 5. Juli schimmerte seine Verärgerung in einer vertraulichen Botschaft an Sims durch:

„Seit Ausbruch des Krieges bin ich höchlichst verwundert, daß die englische Admiralität die ungeheure Flottenüberlegenheit Großbritanniens nicht wirksam ausnützt. Angesichts der gegenwärtigen Notlage durch die U-Boote sind sie von einer Hilflosigkeit, die an Panik grenzt. Jeden unserer vorgeschlagenen Pläne verwerfen sie aus verschiedensten Erwägungen der Vorsicht. Meiner Ansicht nach ist dies nicht der Augenblick zur Vorsicht, sondern zur Kühnheit, selbst zum Preise großer Verluste. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir, natürlich vertraulich, genau berichteten, was die Admiralität bisher unternommen und erreicht hat, und diesem Bericht Ihre eigenen Kommentare und Vorschläge hinzufügten. Ich erwarte von Ihnen jene Ratschläge, die Sie geben würden, wenn Ihnen eine eigene Marine unterstellt wäre.“

Der Präsident hatte Sims sofort in der Frage der Geleitzüge unterstützt, aber er war mit den bisherigen Ergebnissen nicht sonderlich zufrieden. Er wünschte mächtigeren Schutz der Handelsschiffe und wartete ungeduldig auf die Durchführung eines Projektes, die U-Boote in der Nordsee einzukreisen und mit einem vor die Zufahrten zu legenden Minengürtel abzuriegeln. Über dieses Unternehmen diskutierte er während der Sommermonate stundenlang mit dem stellvertretenden Marineminister Franklin Roosevelt, der immer größere Tatkraft bewies. Insbesondere strebte Wilson einen Angriff auf die deutschen U-Boot-Basen in der Bucht von Helgoland und hinter Ostende und Seebrügge an.

Anfang August stahl er sich ein Wochenende von seinem überhäuften

Schreibtisch ab, um in Begleitung von Edith Wilson und einiger ihrer Bolling-Verwandten Washington auf der „Mayflower“ zu einem Privatbesuch der atlantischen Flotte zu verlassen. Der Ausflug war streng privat. Die Schiffe durften nicht die einundzwanzig Salutschüsse abfeuern. Er sprach vor den Flottenoffizieren, die zu diesem Zweck auf das Flaggschiff „Pennsylvania“ versammelt worden waren. Jene, die seine Rede hörten, verglichen sie mit den Ermunterungen, mit denen ein Trainer sein Team in der Halbzeit anfeuert.

„Wir befinden uns in einem Krieg, der beispiellos in der Geschichte dasteht, und deshalb ist es in gewissem Sinne ein Amateurkrieg. Keiner hat je zuvor einen ähnlichen Krieg geführt, und daher kann keiner vorgeben, ein Fachmann zu sein. Trotzdem muß aber jemand die Schlachtpläne für diesen Krieg ausarbeiten und sich Mittel und Wege ausdenken, nicht nur einfach die U-Boote zu bekämpfen, wie wir das tun, sondern gänzlich neue Möglichkeiten zu erschließen. Wir jagen allüberall die Hornissen und lassen dabei ihr Nest ungeschoren. Ich bin bereit, die halbe Marine Großbritanniens und Amerikas zu opfern, um dieses Nest auszuräuchern, denn sobald wir es vernichtet haben, ist der Krieg gewonnen. Ich bin hiehergekommen, um Ihnen zu eröffnen, daß es mir gleichgültig ist, von wem der Vorschlag stammt, ob vom jüngsten oder vom ältesten Offizier, aber ich möchte den Offizieren unserer Marine die Ehre einräumen, einen Plan zur Gewinnung dieses Krieges auszuarbeiten. Ich bin bereit, mich jedem Offizier der Marine zur Verfügung zu stellen, der zu wissen glaubt, wie dieser Krieg zu führen ist. Wir müssen die Traditionen über Bord werfen. Sofort wir der britischen Admiralität einen Vorschlag unterbreiteten, erhielten wir eine Antwort, die im Grunde genommen besagte, daß es so noch nie gemacht worden ist, und ich hätte am liebsten erwidert: ‚Schön, nichts ist jemals so systematisch durchgeführt worden wie die jetzige Tatenlosigkeit.‘

Amerika ist das vielbewunderte Amateurvolk der Welt, Deutschland das Volk der Fachleute. Wenn es sich nun darum handelt, praktische Neuerungen einzuführen, dann werde ich jedesmal auf den Amateur statt den Professional setzen, denn dieser bezieht seine Weisheit aus Büchern, während der Amateur eine neue Welt und neue Voraussetzungen mit unvoreingenommenen Blicken abschätzt. Lassen Sie sich keine Minute von der Überlegung, was zu tun ratsam sei, abhalten. Tun Sie das Unverfrorene, denn das ist genau die Handlungsweise, die von der anderen Seite verstanden wird. Ich bin also nicht nur hiehergekommen, meine Herren, um Sie persönlich zu begrüßen und Ihnen zu versichern, daß ich mich völlig auf Sie verlasse und Ihnen absolut vertraue, sondern ich stehe auch hier, um Ihnen zu sagen, daß ich von Ihnen abhängе, von Ihrem Verstand genau wie von Ihrer Schulung, Ihrem Mut und Ihrer Disziplin.“

Geleitzugdienst

In der Marinestrategie fanden keine umwälzenden Neuerungen statt, auf die der Präsident gehofft hatte, aber mit fortschreitendem Sommer bewiesen die Zerstörer ihre Nützlichkeit.

Der Dienst auf Zerstörern in der Irischen See und dem angrenzenden Atlantik war eine harte Nuß. Gutes Wetter war selten. Oft herrschten heftige Stürme, die hohe, böartige Wellen aufpeitschten. Der Regen schien überhaupt nie aufzuhören. Die schmalen kleinen Schiffe, die von kräftigen Motoren mit großer Geschwindigkeit angetrieben wurden, schlingerten und schaukelten fortgesetzt. Die halbe Zeit waren die Decks überflutet. Das Salzwasser stürzte die Kajütenwege hinunter und plätscherte ins Bettzeug. Um zu essen, mußten sich die Männer halbwegs geschützte Winkel suchen. Eine für einen Augenblick auf dem Tisch abgestellte Kaffeetasse wurde unweigerlich in die Luft geschleudert. Viele Nächte hindurch rollte und stieß das Schiff so stark, daß an Schlaf nicht zu denken war. Bestenfalls gelang es den Männern, sich so fest anzuklammern, daß sie nicht aus ihren Kojen rollten.

Ständig fielen Reparaturen an. Die Steuerungen klemmten. Dynamomaschinen starben ab. Geschütze und Torpedorohre bedurften unausgesetzter Überwachung. Jede Arbeit wurde durch das Rütteln des Schiffsrumpfes, der sich seinen Weg durch die mächtigen Wogen bahnte, doppelt erschwert.

Die Kampfhandlungen selbst währten nie lange. Etwas, das durch die dichten Regenschleier wie ein Periskop aussah, stach aus dem Wasser. Die Gefechtsstationen gaben Alarm, und der Zerstörer zischte mit Volldampf über die Wellen. Während das Schiff seine Kreise zog, suchte jedes Auge das Wasser nach einem Ölfleck oder Teilstücken eines Holzdecks ab, die einen Treffer verraten würden.

„7. Sept. große Aufregung um 17.30“, trug ein junger Leutnant des US-Dampfers „Cummings“ in sein Tagebuch ein. „Alarm wurde gegeben, und wir fuhren auf ein deutliches Periskop und einen überfluteten Kommandoturm zu, der 6000 Yards von Steuerbord entfernt unterwegs war. Wir eröffneten das Feuer mit Geschütz Nr. 1, gaben etwa 14 Schüsse ab und erzielten 2 Treffer. Geschütz Nr. 2 feuerte einmal und Nr. 4, das sich am Heck befindet, schoß ebenfalls einmal und traf. Wir waren nur mehr 500 Yards entfernt, als wir entdeckten, daß es ein gekentertes Wrack war, dessen Rundholz durch den Boden aufragte. Alle schrecklich enttäuscht.“

Der Geleitzugdienst wäre ein hoffnungsloses Blindekuhspiel gewesen, hätte der Funkraum die Schiffe nicht mit Ohren ausgestattet. Dort über-

setzten magere junge Männer mit Kopfhörern, nikotingebraunten Fingern und angestrengtem Gesichtsausdruck die Punkte und Striche der Morse-meldungen. Ihre bekritzelten Zettel hielten die Offiziere auf den Kommando-brücken über jeden Vorfall auf einem weiten Umkreis der stürmischen See auf dem laufenden. Durch den kürzlich erfundenen Radorichtungssucher konnte der Funker mit einiger Genauigkeit den Teil des Ozeans entdecken, aus dem seine Nachrichten stammten. Ein SOS, das letzte Gestammel aus dem Funkgerät eines sinkenden Handelsschiffes; Berichte von um Haares-breite geglücktem Entkommen oder fehlgeschlagenen Unternehmen wur-den von einem Funkraum zum anderen weitergegeben. Die Nachricht sickerte durch die Schiffe, bis auch der letzte Heizer im Maschinenraum den Standort der jüngsten Sichtung eines Periskops wußte. Für viele Zerstörer-mannschaften war der Funker der wichtigste Mann an Bord.

Tag und Nacht schwirrte die Kriegszone von abgehackten Mitteilungen. Besonders die deutschen U-Boote hielten ein unaufhörliches Geschwätz von Schiff zu Schiff und mit dem Marinekommando zu Hause aufrecht. Vielleicht erleichterte das die verzweifelte Verlassenheit ihrer Mannschaft, aber das Mitteilungsbedürfnis stürzte manches U-Boot ins Verderben.

Die alliierten Funker lernten die Kommandanten, den alten Hans oder Fritz oder Franz von dem und jenem Schiff so genau kennen, als wären sie ihm in der Stehbierhalle begegnet. Einige waren anständige Burschen, die der Besatzung versenkter Schiffe eine Chance gaben und ihre Lage meldeten, selbst wenn die sich damit in Gefahr brachten. Andere waren gemeine Mörder, die offene Boote bombardierten.

Auf Whitehall widmete sich ein eigener Nachrichtenraum der Aufgabe, die Meldungen, die Tag und Nacht, verschlüsselt oder unverschlüsselt, von Begleitschiffen und Konvois eintrafen, auszuwerten. Der englische Marine-geheimdienst verfolgte das Ausfahren von U-Booten aus Brügge und zwischen den langen Molen von Ostende und Seebrügge. Der Kurs eines U-Bootes ließ sich bald vorhersagen. Da ihre Geschwindigkeit bekannt war, konnte selbst ein ungeschützter Geleitzug eine Abweichung von seinem Kurs vornehmen, sobald der ungefähre Standort eines U-Bootes aus-gemacht war.

Die Leitung des gesamten Netzes lief im sogenannten Konvoizimmer der Admiralität in London zusammen. Die Position aufschließender Han-delsschiffe wurde auf einer riesigen Wandkarte abgesteckt, auf der jeder Geleitzug durch das hölzerne Modell eines Schiffes gekennzeichnet war. Fahrpläne wurden eingeführt wie bei der Bahn und Hauptstrecken fest-gesetzt, durch die zueinander strömende Schiffszüge gelenkt wurden, um sie zu schützen, wenn sie sich der Gefahrenzone näherten. Alle acht Tage

fuhren Geleitzüge von New York ab, alle sechzehn Tage aus Hampton Roads. Andere wurden von Gibraltar, Dakar, Halifax oder Sidney abgefertigt. Der Ozeanverkehr wurde so gehandhabt wie der Frachtzugverkehr eines Bahnnetzes. Kleine Keise zeigten die Position jedes U-Bootes an, von dem man mußte, daß es sich auf See befand.

Jeder Geleitzug fuhr unter einem Geleitzugskommandanten, der verschlüsselte Botschaften empfing, die seinen Schiffen die Befehle erteilten. Auf sein Kommando begannen sie ihren Zickzackkurs fünfzehn Minuten lang dreißig Grad zum Hafen, fünfzehn Minuten lang dreißig Grad Steuerbord, fünfzehn Minuten gerade auf dem angegebenen Kurs voran. Nur er wußte den Breiten- und Längengrad jenes Punktes im Ozean, an dem ihre Begleiter zu ihnen stoßen würden. Die nach Osten fahrenden Geleitzüge waren zeitmäßig so abgestimmt, daß sie den Begleitschiffen begegneten, die eben die nach Westen auslaufenden Schiffe auf den Weg gebracht hatten.

Unter wechselhaften Bedingungen von Wind und See auf dem stürmischen Atlantik ließ sich ein zeitweises Versagen des Fahrplanes nicht vermeiden. Der gefährliche Augenblick war gekommen, wenn die Geleitzüge hin und her fahren mußten, um auf ihre Zerstörer zu warten. Dann waren Versenkungen unausweichlich; aber die U-Boote mußten um jedes Schiff, das sie ergatterten, kämpfen und entkamen kaum, ohne von einem Begleitschiff gejagt zu werden, das ihnen Aschenkübel nachsandte, die nun durch die amerikanische Erfindung des Y-Geschützes wirksamer geworden waren, das es erlaubte, die Aschenkübel paarweise auf jeder Seite im Kielwasser der Zerstörer über Bord zu schießen.

Bis zum 1. August waren zehntausend Schiffe zu und von den britischen Inseln begleitet worden. Der erlittene Verlust betrug bloß ein Prozent. Das Blatt hatte sich gewendet. Sechsenddreißig zusätzliche amerikanische Zerstörer hatten genügt, um den Ausschlag zu geben. Die U-Boot-Besatzungen begannen ihre Begeisterung einzubüßen. Die Blockade gegen Deutschland hielt an. Die Blockade gegen England hatte versagt.

Im Spätherbst von 1917, selbst als sich Jellicoe als erschöpfter und enttäuschter Mann vom Dienst zurückgezogen hatte, und lange nachdem Untergebene, von amerikanischen Offizieren und erfahrenen Marineuren vom Schifffahrtsministerium unterstützt, den Erfolg des Geleitzugssystems bewiesen hatten, erörterten die Chefs des Marinestabes, die sich um den langen Tisch im Sitzungszimmer der Admiralität versammelten, an dem schon Nelson gesessen war, ab und zu die Frage, ob die Geleitzüge auch tatsächlich die Handelsschiffe entsprechend vor den U-Booten schützen würden.

14. KAPITEL

Amerikaner in Europa

Anfang Mai 1917 führte Generalmajor John J. Pershing noch immer das Kommando auf dem Fort Sam Houston und widmete sich hartnäckig dem wenig ergiebigen täglichen Kleinkram der Friedenserhaltung an der mexikanischen Grenze. In diesem Abschnitt seiner Laufbahn war Pershing kein glücklicher Mann. Freunde berichteten, daß er jeden Morgen minutenlang mit unbewegtem Gesicht die Photographie seiner toten Frau und der kleinen Töchter anstarrte. Wenn er auch ein steifer und etwas ablehnend wirkender Offizier und weit über fünfzig Jahre alt war, verriet er doch fallweise seine unerfüllte Sehnsucht nach weiblicher Gesellschaft, die seine Kameraden schon bemerkt hatten, als er noch ein West-Point-Kadett gewesen war.

Vielleicht schenkte ihm der Ehrgeiz einen gewissen Lebensinhalt. Bis zu dem Tage, an dem die Kriegserklärung an Deutschland seine militärischen Hoffnungen neu anregte, hatte er mit dem Gedanken gespielt, sich von der Armee zurückzuziehen und die Juristerei oder eine kaufmännische Betätigung aufzunehmen, damit er es in der Welt noch zu etwas bringen mochte.

General Pershings Französisch

Ein Schreiben des Generalmajors Bell, unter dem er auf den Philippinen gedient hatte, gab seinem Ehrgeiz die Sporen. Schon ging in Armeekreisen das Gerücht, daß, sollte der Präsident beschließen, eine Kampftruppe nach Europa zu entsenden, von den fünf aktiven Generalmajoren sicherlich Pershing das Kommando übertragen werden würde. Trotzdem er rangmäßig über Pershing stand, hatte sein alter Freund Bell um ein Kommando unter ihm in Frankreich ersucht.

Pershing hatte kaum Bells Brief gelesen, als ein Kabelgramm von Senator

Warren eintraf. Ihrer beider Verluste hatte das Band zwischen den beiden Männern verstärkt, und Pershing wußte, daß sein Schwiegervater, der nach wie vor Vorsitzender des Ausschusses für militärische Angelegenheiten war, alles Menschenmögliche unternehmen würde, um seine Karriere zu fördern. Das Telegramm enthielt die Frage, wie gut Pershing französisch spräche. Ihm folgte ein erklärender Brief. Minister Baker hatte den Senator eingeladen, ihn in seinem Büro aufzusuchen, und ihn in einem gekonnt beiläufigen Tonfall gefragt, ob er wußte, ob Pershing französisch spräche. Der Senator hatte, um Zeit für die richtige Antwort zu gewinnen, gesagt, er wußte es nicht genau, wohl aber würde seine Frau Bescheid wissen. Er wolle sie fragen und dann berichten.

Ehe noch Pershing dem Senator zu kabeln vermochte, daß er vor zehn Jahren die Sprache einige Monate hindurch im Lande selbst studiert habe, wurde eine chiffrierte Botschaft von General Hugh Scott, dem Stabschef in Washington, auf seinen Schreibtisch gelegt, die den Befehl enthielt, Regimenter zur Aufstellung einer aktiven Heeresdivision zum Einsatz in Frankreich auszuwählen.

Einige Tage später stand er in seiner Khakiuniform mit dem steifen hohen Kragen vor dem Schreibtisch Minister Bakers im Kriegsministerium. „Ich war erstaunt, daß er um vieles jünger und bedeutend kleiner war, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er sah richtig winzig aus, als er in einem ziemlich großen Bürosessel über seinen Tisch gebeugt saß.“

Als der kleine Mann zu sprechen anhub, verschob sich der ursprüngliche Eindruck. In wenigen kurzen Sätzen teilte Baker Pershing mit, er hätte sich die Frage eines Höchstkommmandierenden in Frankreich sorgfältig überlegt und ihn auf Grund seiner Berufsbeschreibung gewählt. „Ich verließ Mr. Baker mit einem ausgesprochen günstigen Eindruck.“

Außerst schwierige Aufgaben

Sofort ließ sich der General in einem kleinen Zimmer im Kriegsministerium nieder, um eine Kerntruppe für das Hauptquartier in Frankreich zusammenzustellen. Zum Oberhaupt seines Stabes wählte er, trotz seiner Überzeugung, daß einzig West-Pointer wirklich gute Offiziere seien, Major James L. Harbord, der sich in einer Zeit, als Beförderungen aus Mannschaftsgraden kaum zu erwirken waren, im 10. Kavallerieregiment vom gemeinen Soldaten zum Oberleutnant hinaufgedient hatte. Er kämmte die Heereskanzleien nach begabten jungen Männern durch. Nach den Berichten von Zivilisten, die später einberufen wurden, um die im Todeskampf liegenden Truppen des Kriegsministeriums aufzufüllen, holte er sich jeden Offizier mit gesundem Menschenverstand.

Er wußte, daß er Oberst Roosevelt zu Dank verpflichtet war. Um T. R.s Kränkung zu mildern, versprach er ihm, in Frankreich Posten für seine drei Söhne zu finden, die darauf brannten, nach Europa zu gelangen. Er hielt sich einen Stoß von Bewerbungen aller Arten von Männern vom Leibe, die nach Europa wollten.

Ehe der Monat um war, entdeckte Pershing, daß man von ihm nicht nur den Oberbefehl über die 1. Division erwartete, sondern über den gesamten Feldzug in Frankreich. Sofort erhob sich die Frage nach Generalstäblern. Hugh Scott und Tasker Bliss gaben zu, für den Felddienst zu alt zu sein. Der Gesundheitszustand seines Freundes Bell war zu labil, entschied er widerwillig. Leonard Wood lehnte er aus Gründen ab, die zu zahlreich waren, um sie alle zu erwähnen. Als der einzige General des regulären Heeres bei dem Einsatzkontingent fand sich Pershing vor die Tatsache gestellt, seine Schau selbst zu leiten.

Eines Nachmittags nahm ihn Minister Baker ins Weiße Haus mit, damit er bei Präsident Wilson seine Aufwartung mache. Der Präsident war so sehr in eine Besprechung über die Schifffahrtslage vertieft, daß er vorerst Pershing kaum zu bemerken schien. Dann blickte er ihn durch seine Brillengläser scharf an, und seine blassen Lippen lächelten. „General“, sagte er, „wir überantworten Ihnen äußerst schwierige Aufgaben.“

Pershing erwiderte steif, daß West-Pointer gelernt hätten, mit Schwierigkeiten fertig zu werden. Es war eine Enttäuschung, bemerkte er im nachhinein, daß der Präsident seine Taktik bezüglich der erforderlichen Stärke ihrer eigenen Truppen nicht umriß, wie das die französischen und englischen Missionen in Washington bereits taten. Das Gespräch verlief schleppend. Der General wurde beauftragt, den Staatsoberhäuptern in England und Frankreich die besten Wünsche des Präsidenten zu übermitteln. Es war Zeit zum Aufbruch. Er erhob sich und ließ eine weitere vorbereitete Rede vom Stapel: er würdige die Ehre und erkenne die damit verbundene Verantwortung. Er wollte sein Bestes tun.

„General“, antwortete der Präsident nicht minder steif, da er sich in Gegenwart von Militärs immer etwas unbehaglich fühlte. „Sie wurden ausschließlich auf Grund Ihres Rufes gewählt, und ich bin voll und ganz überzeugt, daß Sie Erfolg haben werden; Sie haben meine volle Unterstützung.“

Der Präsident hielt Wort. Als Minister Baker Pershing seine formellen Befehle zusandte, fand sich der General beauftragt, „die gesamten Landstreitkräfte der Vereinigten Staaten, die auf dem europäischen Kontinent und im United Kingdom von Großbritannien und Irland eingesetzt werden, zu befehligen, einschließlich jenen Teil des Marinekorps, der dort zum Armeedienst abkommandiert werden mag. Sie werden nach Rücksprache mit dem französischen Kriegsministerium alle notwendigen Basen, Ver-

bindungslinien, Lager usw. schaffen und alle Nebenvorkehrungen treffen, die zur aktiven Einschaltung an der Front nötig sind.“

Der fünfte Punkt nahm in den Gedanken Pershings und seines Stabes besondere Bedeutung an: „In Militäroperationen gegen die kaiserliche deutsche Regierung sind Sie angewiesen, mit den Streitkräften der anderen Länder, die im Kampfe gegen diesen Feind stehen, zusammenzuarbeiten. Dabei ist aber niemals zu übersehen, daß die Streitkräfte der Vereinigten Staaten ein abgesonderter und getrennter Bestandteil der zusammengesetzten Streitmächte ist, dessen Identität gewahrt werden muß.“

Das war Newton D. Bakers Antwort auf den Schachzug, der von den englischen und französischen diplomatischen Missionen unter Balfour und Joffre ausgeführt wurde, um amerikanische Truppen als Ersatz in ihre eigene Kriegsmaschinerie einberufen zu lassen. Als der General im Büro des Ministers erschien, um sich zu verabschieden, sagte Baker, wie er sich später entsann, daß er ihm nur zwei Befehle erteile: erstens nach Frankreich zu ziehen und zweitens wieder zurückzukommen; daß er aber in der Zwischenzeit uneingeschränkte Autorität in Frankreich besäße. „Wenn Sie sich bewähren, wird Ihnen das Volk beinahe jeden Irrtum verzeihen. Bewähren Sie sich nicht, werden sie uns vermutlich beide am ersten Kandelaber aufhängen, den sie finden können.“

Das Kontingent der „Baltic“

Zu Mittag des 29. Mai, eines regnerischen, windigen Tages, schifften sich General Pershing und neunundfünfzig Offiziere, siebenundsechzig Soldaten und sechsunddreißig Heeresbeamte, die von fünf Zivilübersetzern und zwei Zeitungskorrespondenten begleitet waren, auf dem Fährboot von Governors Island ein und fuhren durch die Narrows in die Gravesand-Bucht. Nachdem sie dort einige Stunden von einer unruhigen See durchgerüttelt worden waren, wurden sie von dem White-Star-Dampfer „Baltic“ aufgenommen.

Wenngleich die Gedanken jedes einzelnen im U-Boote und um den Ertrinkungstod kreisten, verlief die Fahrt ereignislos. Die Offiziere wohnten Französischkursen bei und wurden von verschiedenen englischen Sachverständigen, die sich an Bord befanden, über den Unterhalt eines Heeres in Frankreich unterwiesen. Ihre Ärzte impften sie und pumpeten sie mit Injektionen gegen Typhus und Paratyphus voll. Am zehnten Reisetag fuhr die „Baltic“ im Zickzackkurs in die Mersey ein.

Pershing hatte beabsichtigt, England unauffällig zu durchqueren und sein Hauptquartier in Frankreich so geheim wie möglich aufzuziehen, aber

als die „Baltic“ im Dock von Liverpool vor Anker ging, wurde der kleine Trupp von einer militärischen Galabegrüßung überrascht. Es hatten sich ein britischer Admiral, ein Generalleutnant, eine Delegation des Generalstabes, der Bürgermeister von Liverpool und die Königlichen Walisischen Füsiliere mit ihrer habtachtstehenden Kapelle und selbst ihrem Regimentsmaskottchen, einer würdigen alten weißen Ziege, eingefunden. Im Hintergrund wartete ein Schwarm von Reportern und Photographen. Die englische Propaganda hatte offensichtlich die Ankunft der amerikanischen Truppen ausgeschlachtet, so weit es nur ging. Steif wie Haubenstöcke, mit polierten Wickelgamaschen und makellos gebügelten Uniformen marschierten die Amerikaner zu den Klängen des „The Star-Spangled-Banner“-Marsches den Landungssteg hinab.

Sie wurden in einem Zug der Königin nach London geführt. Die Offiziere wurden als Gäste des Volkes im Savoy untergebracht und die Soldaten wohnten bei den Beefeaters im Tower. Der General und sein Stab wurde im Buckingham Palast empfangen und wohnte der Messe in der Westminster Abbey bei. Sie wurden von Lloyd George begrüßt und vom Kriegsministerium bewirtet. Nach einer schwindelerregenden Runde von Empfängen, Mittagstafeln und Staatsbanketten fanden sie sich an einem taufeuchten Junimorgen auf einem Kanalboot nach Frankreich.

„Im Hafen von Boulogne“, schrieb Major Harbord in sein Tagebuch, „erwartete uns eine Abordnung französischer Offiziere, einige Engländer (denn Boulogne ist ein englischer Ausladehafen), Scharen von Zeitungsleuten und ein Regiment französischer Soldaten mit ihren komischen kleinen Stahlhelmen und den verschiedenartigsten Backenbärten...“ Die Kapelle spielte abermals „The Star-Spangled-Banner“ und die Amerikaner standen „einige Tage lang“ stramm, so dünkte es zumindest Major Harbord, „während sie den Marsch immer wieder und wieder spielten. Selbst der General, der wie eine Statue steht, brummte über das häufige Abspielen“. Anschließend folgte die „Marseillaise“ und dann, als die Hände schon vom Gelenk zu brechen drohten, standen wir auf der Laufplanke, während ein Dutzend struppiger kleiner Franzosen heraufkam. Jeder salutierte vor dem General und hielt eine kleine Rede, dann trat er zur Seite und wurde von einem anderen abgelöst, bis jeder kleine Mann seine Rede angebracht hatte.“

Der letzte war ein französischer Brigadier mit einem üppigen Schnurrbart, der tiefe Narben auf seinem Kinn verbarg. Sein rechter Arm fehlte ab dem Ellbogen. Es war General Pelletier, der zwei Jahre in San Franzisko gelebt hatte und auf Grund seiner Englischkenntnisse Pershings Stab zugeteilt worden war.

„Er ist ein tapferer, höflicher, unkomplizierter alter Bursche“, schrieb Harbord, „der sich nun rasch zu einer Verlegenheit für uns entwickelt,

da wir seinen Rang berücksichtigen müssen. Er hat einen Haufen von *Attachés*, denn genau wie die englischen Vettern sind viele französische Offiziere darauf versessen, bei den Amerikanern zu dienen. Ein Oberstleutnant, Comte de Chambrun, Urgroßenkel Lafayettes und der Mann von Nicholas Longworths Schwester, ist einer von ihnen. Er ist ein Artillerist und spricht gutes und pausenloses Englisch.“

Obwohl sie schon gerne in Paris gewesen und ihre Arbeit aufgenommen hätten, wurden Pershing und seine kleine Gruppe den ganzen Vormittag in Boulogne zurückgehalten. Es wurde als selbstverständlich angesehen, daß sie die uralte Burg auf dem Berg besichtigten. In Europa lebte die Vergangenheit weiter. In jeder Pause schwang irgend jemand eine Rede darüber. Als gute Amerikaner hatten sich die meisten von ihnen niemals den Kopf über Geschichte zerbrochen. Nun gellten ihnen die Ohren von dem Wort *historique*. Sie erwiderten, einhundertvierzig Jahre später, den Besuch Rochambeaus und Lafayettes. Ihre Ankunft war *un moment historique*.

Schließlich entdeckten sie den Grund ihres Aufenthaltes. Der Zug wurde zurückgehalten, damit sie nach Arbeitsschluß in Paris einfahren sollten, wenn die Straßen ganz sicher dicht bevölkert waren. Auch die Franzosen quetschten jeden Tropfen an Propagandawert aus der Ankunft von Pershings winzigem Trupp. Pétain hatte seinen Truppen gesagt: wir müssen auf die Amerikaner warten. Nun waren die Amerikaner da.

Erschöpft von den vielen Reden, schloß sich der General für einen kurzen Schlummer in sein Abteil ein, während die Mitglieder des Stabes in den fremdartigen Abteilen mit ihren gestickten Kopflehnen saßen, die im Rhythmus der Schienen klapperten und aus den schmierigen Zugfenstern auf den grauen Himmel, die großen Steinmauern, die schiefer- und schindelgedeckten Dächer, die filigranen Kirchtürme, die mit Moos und Flechten bewachsenen uralten Türme, die grünen Felder, die sorgfältig bestellten Gärten und die parkähnlichen Hügel Nordfrankreichs blickten. Überall blühte der rote Mohn. Es sah aus wie eine Bilderbuchwelt, in der nur ab und zu eine Reihe brauner englischer Lastkraftwagen oder Feldartillerie im Marsch oder ein Stabsauto, das durch pappelumsäumte Steinstraßen fuhr, eine Andeutung des Krieges gaben.

Als sie nach endlosen Verzögerungen, während der die französischen Protokollbeamten entschieden, wer mit wem in welchem Wagen fahren würde, den Gare du Nord verließen, wurden sie von begeisterten Hochrufen empfangen.

„Der Jubel, mit dem wir begrüßt wurden“, schrieb Pershing, „als wir die Straßen auf dem Weg ins Hotel durchfuhren, kam mir völlig über-

raschend. Dichte Menschenmengen säumten die Boulevards und Plätze. Angeblich hat es in der Geschichte von Paris noch niemals einen solchen Ansturm von Menschen gegeben. Männer, Frauen und Kinder drängten sich auf jedem Handbreit Boden, selbst an den Fenstern und auf den Dächern standen sie. Jubel und Tränen vermengten sich, und die Begeisterungsrufe erschütterten die Luft. Frauen kletterten mit dem Ruf ‚Vive l'Amérique‘ in unsere Autos und warfen uns Blumen zu, bis wir richtig darunter begraben waren. Alles trug Flaggen und Fähnchen. An einigen Stellen versperrte die Menge die Straßen und war selbst von der Polizei nicht zu bändigen.“

Als sie im Hotel de Crillon ankamen, war General Pershing gezwungen, sich wieder und wieder auf seinem Balkon zu zeigen und die unübersehbare Menge zu begrüßen, die den Place de la Concorde bevölkerte. Er ließ sich so weit von der Begeisterung mitreißen, daß er versuchte, die französischen Reporter, die sich im Vorraum seiner Gemächer Kopf an Kopf drängten, in ihrer eigenen Sprache anzureden. Es fiel den Journalisten schwer, das Lächeln hinter ihren Notizbüchern zu verbergen. „Nach ein oder zwei Sätzen fuhr ich in meiner Muttersprache fort“, bemerkte der General. Pershings Französisch wurde bei den Spöttern sprichwörtlich.

Er strengte sich ungemein an, manchmal etwas unbeholfen, weil es gegen seine Natur ging, bei der französischen Öffentlichkeit einen guten Eindruck zu machen: so verdarb er zum Beispiel ein Paar neuer Handschuhe, als er den Photographen zuliebe dem Zugführer und dem Heizer des Zuges, der ihn nach Paris gebracht hatte, die Hände schüttelte. Aber er war entschlossen, sich nicht übers Ohr hauen zu lassen, nein, von nichts und niemandem.

„Ich schätze, unser Mann wird sich behaupten“, bemerkte Harbord, nachdem er sich eben von Pershing verabschiedet hatte, der einen Frontbesuch mit General Pétain und Kriegsminister Paul Painlevé unternahm, die sich ebenfalls der Argumente Joffres in Washington bedienten, um ihn zur Abkommandierung amerikanischer Einheiten als Ersatz in französischen Divisionen zu bewegen. „Er durchschaut den zu erwartenden Versuch im vorhinein und ist unnachgiebig.“

Der generelle Organisationsplan

Die erste Sorge General Pershings nach seiner Ankunft in Paris galt der Suche nach Unterkünften, in denen seine Leute arbeiten konnten. Zwei Mietshäuser wurden in der Rue Constantine gegenüber den ausgedehnten Gebäuden der Invalides gemietet, wo Foch seinen Unterschlupf als Chef des französischen Generalstabes hatte, und die verstaubten alten Zimmer

wurden zu improvisierten Büroräumen umgestaltet. Dort wurden den Heeresbeamten ihre Schreibtische zugeteilt. Auf die Gänge wurden Bänke für die Soldaten geschleppt, die als Adjutanten, Boten und Wachen Dienst machen sollten. Für die Obersten, Majore, Hauptleute und kleineren Fische, denen die Aufgabe zufiel, ein Heer und eine Stabs- und Nachschuborganisation zu erfinden, die imstande war, einen viertausend Meilen vom Heimatstützpunkt entfernten Feldzug aus dem Boden zu stampfen, wurden winzige Kämmerchen abgeteilt. Es war ein Unterfangen, wie es in den Kriegsannalen keinen Vorläufer hatte.

Als eigene Unterkunft nahm Pershing, dessen Uniform mit den vier Sternen eines Generalleutnants bereichert werden sollte, damit er den Kopf inmitten der Gala und des Funkelns des europäischen Militärs aufrecht tragen konnte, die leihweise Überlassung des Pariser Wohnsitzes von Ogden Mills an, einem reichen Sproß der New Yorker Gesellschaft, der als Infanteriehauptmann Dienst tat. Es handelte sich um ein prachtvolles Haus am linken Seineufer inmitten von Gärten, die auf die Anfangsepoche Louis XV. zurückgingen. Die Amerikaner mußten lernen, im europäischen Stil zu leben.

Trotz eines Terminkalenders, der von Pflichtbesuchen beim Präsidenten der Republik strotzte, bei Marschall Joffre, bei General Foch und einer langen Reihe von Generälen, deren Sterne je nach den komplizierten Manövern der französischen Militärpolitik hochstiegen oder untergingen; bei Pétain, den alle als den Mann der Stunde bezeichneten; trotz Diners und Banketten, denen beizuwohnen war, und trotz Trinksprüchen, die erwidert werden mußten, und Galavorstellungen in der Opéra und der Opéra Comique und der Comédie Française, und interallierter Konzerte im Trocadéro, bei denen sich die amerikanischen Offiziere zumindest sehen lassen mußten; und Besichtigungen von Truppen und Fronthauptquartieren und Frontabschnitten, die für Besuche ausgewählt worden waren, machten sich Pershing und seine Mitarbeiter mit ungemeiner Eile daran, den Plan für eine amerikanische Streitmacht zu entwerfen.

Pershing wußte, daß diese Aufgabe ihm zufiel. Das Kriegsministerium hatte keinerlei Vorbereitungen getroffen. Die Offiziere an der Kriegsakademie hatten im Winter versucht, einen flüchtigen Plan für die Versorgung der im Ausland stehenden Truppen auszuarbeiten, aber General Tasker Bliss, der sich mit dem Indianervermittler Hugh Scott, der an den indianischen Zeichensprachen stärker interessiert war als an Verwaltungsfragen, in die Stelle des Stabschefs teilte, hatte einen Tag vor Pershings Abreise auf der „Baltic“ in einem Memorandum der Kriegsakademie geschrieben: „General Pershings Feldzug wird über das dringende Verlangen Marschall Joffres und der französischen Mission ins Ausland geschickt, eine Streit-

macht, wie klein sie auch sei, aus Gründen der *moralischen Wirkung* zu entsenden. Unser Generalstab hat (soweit es dem Kriegsminister bekannt ist) keine Vorkehrungen für eine prompte Entsendung von Verstärkung für General Pershing getroffen ebensowenig wie für die prompte Übersendung beträchtlicher Truppenkontingente nach Frankreich. Nun befaßt sich der französische Generalstab mit der Schaffung einer wichtigen Basis und Verbindungslinie für eine bedeutend mächtigere Streitmacht, als General Pershing sie haben wird. Sie denken offenbar, daß wir, da wir ihrem Verlangen nach der Entsendung eines kleinen Trupps aus *moralischen* Gründen nachgegeben haben, sehr bald mit dem Nachschub vielköpfiger Truppen aus *physischen* Gründen folgen würden. Vorläufig bestehen darüber keine Pläne.“

Innerhalb seiner ersten Tage in Frankreich erkannte Pershing, daß er nicht nur mit der Saumseligkeit Washingtons fertig zu werden hatte, sondern auch mit einem tief eingewurzelt, wenn auch taktvoll ausgedrückten Widerstand der französischen und englischen Befehlshaber. Die Franzosen und Engländer wollten die amerikanischen Rekruten dazu benutzen, die Dezimierung, die ihre eigenen Truppen durch den Stellungskrieg erlitten hatten, abzuschwächen. Zu dem gleichen Ziele verwendeten die Engländer die Kanadier, Australier und Neuseeländer und die Franzosen ihre Kolonialtruppen.

Wäre Pershing ein phantasiebegabter Mensch gewesen, hätten ihn die Schwierigkeiten seiner Situation entsetzt. Da er jedoch in einfachen Bahnen dachte, gelang es ihm, den Druck, die Verlegenheiten und Hindernisse zu übersehen, die unter den Sturzfluten freundlicher Worte lauerten, mit denen die alliierten Behörden ihm überall begegneten. Hier hatte er die Gelegenheit, seinen Ehrgeiz zu stillen, der ihn erfaßte, als er in die Akademie von West Point als ungehobelter, junger Landlehrer ohne jede Aussicht eintrat. Seine Befehle lauteten, ein amerikanisches Heer gegen die Deutschen anzuführen, und er beabsichtigte, diese Befehle buchstabengetreu auszuführen.

Das Bassin de la Briey

Als erstes mußte er einen Ausgangspunkt wählen. Wo konnte eine amerikanische Armee am erfolgreichsten eingesetzt werden, um, wie es in den Befehlen Minister Bakers wörtlich hieß, „den Krieg tatkräftig weiterzuführen und zu einem siegreichen Ende zu bringen?“

Abgesehen von kleinen französischen und belgischen Verbänden, die jenen Bruchteil belgischen Bodens verteidigten, den die Deutschen nicht

besetzt hatten, hielten die Engländer unter Haig eine Stellungslinie, die sich südlich vom Kanal bis nach St. Quentin erstreckte. Ihrem General Plumer war es Anfang Juni gelungen, Nivelles Niederlage an der Aisne einigermaßen durch einen erfolgreichen Mineneinsatz auszugleichen, durch den er das Hochland eroberte, das die Deutschen vor dem flämischen Dorf Messines gehalten hatten. Messines befand sich rechts von Ypern, wo Haig, auf dessen geduldigen Schultern nun die ganze Bürde, die Deutschen abzuwehren, ruhte, große Pläne für den Spätsommer hegte. Seit dem Versagen des Nivelles-Planes hatte man keine weiteren Anstrengungen mehr unternommen, die französischen und englischen Befehlsstellen zusammenzulegen.

Östlich von St. Quentin hatten die französischen Truppen, die durch Aufwiegung und Meuterei ihren Schwung verloren hatten, einen schwächlichen Halt — wie schwach, wußten die Deutschen zum Glück für die Alliierten nicht — über die Schützengräben und Befestigungen, die durch Soissons nach Reims und Verdun und weiter, an Nancy vorbei, bis zur schweizerischen Grenze führten.

Pershing entnahm seinen Gesprächen mit Pétain rasch, daß die Franzosen keinerlei großangelegte Angriffe planten. Pétains kühnste Hoffnungen gipfelten darin, die Moral wieder so weit herzustellen, daß ein nicht allzu riskanter Lokalangriff im Abschnitt von Verdun möglich wurde.

Als Pershing die Landkarte mit wachen Augen studierte, stieß er auf einen Punkt, von dem er hoffte, er könnte eine Schwäche in der deutschen Stellung bedeuten. Es war die vorgeschobene Linie östlich von Verdun, die tief in französisches Gebiet vorstieß und ihren Scheitelpunkt in St. Mihiel hatte. Hinter dieser vorgeschobenen Linie befand sich die alte französische Festung Metz in der Lorraine, die sich die Deutschen als ihren Beuteanteil des Französisch-Preußischen Krieges behalten hatten.

Nordwestlich von Metz lag ein Gebiet, das als Bassin de la Briey bekannt war. Dort wurde Eisenerzbau betrieben, der für die Stahlerzeugung Deutschlands lebenswichtig war. Im Nordosten lag das Tal der Saar, aus dem sie den Großteil ihrer Kohlen bezogen. Die Bahnlinien, die diese deutschen Rohmaterialquellen verbanden, verliefen, grob gesehen, östlich und westlich. Ein alliierter Durchbruch in das Bassin de la Briey würde der deutschen Industrie einen tödlichen Schlag versetzen. Von dem Augenblick an, da General Pershing die Frontspitze von St. Mihiel mit seinem Bleistift auf der Landkarte eingekreist hatte, war der Kurs des amerikanischen Feldzuges in Frankreich entschieden.

Auch andere Erwägungen sprachen für die Wahl der lothringischen Front. Sie war das einzige Gebiet, in dem unabhängig von dem französischen Verkehrsnetz, dessen Mittelpunkt Paris war, und von englischen Verbin-

dungswegen, die von den Kanalhäfen ausstrahlten, amerikanische Nachschublinien geschaffen werden konnten. Pershing vereinbarte also mit den Franzosen, amerikanische Landungshäfen in St. Nazaire an der Mündung der Loire, in La Pallice, etwas weiter im Süden im Biskayischen Meerbusen, und in Bassens, jenseits der Garonne von Bordeaux in der breiten Mündung der Gironde, anzulegen. Amerikanische Gelder mußten investiert und amerikanische Arbeiter herübergebracht werden, um die Hafenanlagen und die Lagerhäuser zu verbessern und die Bahnlinie zu modernisieren, die von St. Nazaire und La Pallice nach Tours verlief und dort südlich von Paris in östlicher Richtung nach Chaumont und Neufchâteau hinüber kreuzte, kleine Städte, die für Etappenzwecke nahe genug hinter der Front lagen. Eine zweite Linie würde von Bassens und Bordeaux durch Isoudun und Bourges in den amerikanischen Sektor münden. Sollte es sich als nötig erweisen, konnte eine dritte Bahnlinie von Marseilles, Frankreichs wichtigster Mittelmeer Verbindung, über Lyon und Dijon herangezogen werden.

„Der Tiefstand der Moral und die Erschöpfung der alliierten Truppen“, schrieb Pershing in der letzten Zusammenfassung seiner Pläne, „ließen eine Unfähigkeit, ihre Verbindungslinien zu schützen, befürchten, und es war daher notwendig, unser eigenes unabhängiges Verkehrsnetz zu besitzen.“

Am 28. Juni begab sich General Pershing nach St. Nazaire hinunter, um die Vorhut seiner 1. Division zu empfangen. Zu jedermanns Überraschung gelangten die vierzehn zu Truppentransportern umgebauten Handelsschiffe unangefochten an den U-Booten vorbei. Beim Mittagessen an Bord des Flaggschiffes „Seattle“ vermochte Admiral Gleaves, der die begleitenden Kreuzer und Zerstörer befehligte, die sichere Landung nur der Hand der Vorsehung zuzuschreiben.

Die Yankees kommen

Der General, der allen und jedem die Notwendigkeit strengster Nachrichtenzensur über Militärbewegungen eingeschärft hatte, war ziemlich entgeistert, am nächsten Morgen in den englischen und französischen Zeitungen detaillierte Beschreibungen der Landung amerikanischer Truppen einschließlich der Namen der Einheiten und Angaben über deren Stärke zu finden.

Seine Inspektion der Hafenanlagen von St. Nazaire stellte ihn vor eine weitere böse Überraschung. Wenn diese Anlagen auch angeblich die besten

Europas waren, so fand Pershing sie doch geradezu antik. Es war kein Platz für Lagerhäuser vorhanden. Jeder Lastzug, der die Ladezone verließ, mußte mittels Handbetrieb auf einer Drehscheibe gewendet werden. Weder die Hafen- noch die Bahnarbeiter oder die Hafenbeamten zeigten die geringste Neigung, ihr gemütliches Tempo zu beschleunigen. „Uns allen“, schrieb Pershing philosophisch, „standen bis zum Kriegsende noch viele Entmutigungen bevor, ehe wir die Voraussetzungen hier oder anderswo verbessert hatten.“

Er gab einer Negerabteilung von Packern Matrosen zur Entladung der Güter zur Hilfe. Irgendwie wurden die Bahnen in Betrieb gesetzt. Als die Zerstreuungen und Feiern des vierten Juli die Arbeiten seines Stabes im Pariser Hauptquartier unterbrachen, summten die Quais des alten Hafens von St. Nazaire von ungewohnter Betriebsamkeit, und etwa zwölftausend Soldaten befanden sich in französischen Güterwagen (je vierzig Mann oder acht Pferde) auf dem Wege zu einem Übungsgelände in Gondrecourt in den rauhen burgundischen Bergen nördlich von Chaumont. Der schneidigst aussehende Trupp, der aufzutreiben war, wurde durch Paris geleitet, um ihn am Unabhängigkeitstage den Parisern vorzuführen.

Wenn das Bataillon, das vom 16. Infanterieregiment ausgesucht worden war, auch eine große Zahl frisch eingezogener Rekruten umfaßte, hielten sich die hochgewachsenen Amerikaner in ihren Khakiuniformen und den breitrempigen Feldhüten doch tapfer, als sie über den Ehrenplatz bei den Invalides zwischen den behelmten französischen Truppen in Himmelblau aufmarschierten. General Pershing verschaffte sich einen eindrucksvollen Auftritt. „Der Jubel auf den Straßen und die Unruhe der Menschenmenge verriet ihm, daß die Amerikaner sich näherten“, schrieb Harbord in sein Tagebuch, „da trat Pershing, von einem einzigen Adjutanten gefolgt, vor. Er wurde so gewaltig bejubelt, daß die Straßen dröhnten. Es läßt sich noch nicht beurteilen, was der General im Krieg leisten wird. Was aber auch die Zukunft für ihn bereithalten mag, spielt General Pershing seit seiner Ankunft in Europa seine Rolle überzeugend. Er ist eine prachtvolle Erscheinung: er hält sich gut, benimmt sich bei jeder Gelegenheit mit entsprechender Würde, ist ungezwungen, versteht es, einen überfüllten Raum zu betreten und entwickelt sich rasch zu einem Mann von Welt. Er hat das wankelmütige Pariser Publikum erobert.“

Der große amerikanische General mit dem scharfgeschnittenen, glatt-rasierten Kinn schritt bei „Präsentiert das Gewehr“ neben dem untergesetzten, bärtigen, kleinen Poincaré im Frack und der dreifarbigen Schärpe, der eilig watscheln mußte, um mit ihm Schritt zu halten, die Reihen ab. Befehle wurden gebrüllt, Gewehrkolben stießen auf das Pflaster, Kriegsfahnen wurden gehißt und die Kapellen spielten.

„Es war eine ungemein ergreifende Szene“, schrieb Harbord, als er am Abend in sein Quartier zurückkehrte. „In der Geschichte Frankreichs haben vielleicht zweimal fremde Truppen den alten Cour d'Honneur betreten und dieses Heiligtum Frankreichs verletzt: einmal im Jahre 1815 nach Waterloo und dann abermals nach Sedan im Jahre 1870, aber nie zuvor ist ein Verbündeter mit bewaffneten Soldaten in dieses Allerheiligste vordringen. Dieser Augenblick war sicher für Frankreich — und ebenso für Deutschland — von weittragender Bedeutung, und ich glaube, für Amerika verheißt er eine neue Ära: kein Amerikaner konnte zusehen, ohne daß ihm die Erregung in die Kehle und die Tränen in die Augen gestiegen wären.“

Nach dem Festakt bei den Invalides marschierten die Amerikaner in Viererreihen drei Meilen durch Paris an das Grab Lafayettes auf dem Picpus-Friedhof. Sie marschierten in einem Blumenregen. „Mädchen, Frauen und Männer liefen auf die Straße, hängten sich in die Flankenmänner der Viererreihen ein und marschierten im Takt mit der amerikanischen Musik die Avenue hinunter. Das Dröhnen des Applauses schwoll ständig an und wollte überhaupt nicht mehr aufhören.“

Es folgte ein Bankett in der amerikanischen Handelskammer sowie ein Empfang in der Botschaft (die privat bei Major Harbord und seinen Freunden „das Haus des noblen Wichtigtuers“ hieß); und ein Staatsdiner in Armenonville im Bois de Boulogne unter dem Vorsitz von General Foch. Die endlose Reihe von Gängen wurde mit den dazu passenden Weinen gereicht. Und Reden, Reden und nochmals Reden.

Pershings Stab blieb es immer ein Rätsel, wann der Chef seine Arbeit erledigte. War seine Zeit nicht mit Militärfestlichkeiten oder Konferenzen mit französischen Generälen ausgefüllt, beschlagnahmten frisch angekommene Amerikaner seine Bürostunden. „Beinahe täglich taucht eine andere amerikanische Mission auf“, schrieb Harbord bitter. „Offensichtlich wird jeder, der sich an die Behörden wendet, herübergeschickt, es sei denn, er ist Soldat und wünscht am Feldzug teilzunehmen.“

Paris war in seiner Krisenzeit stärker als je der Mittelpunkt uralter europäischer Zivilisation. Trotz kriegsbedingter Einschränkungen strahlte das Pariser Leben noch immer eine ungeheure Anziehungskraft aus. Amerikaner umschwärmten die Stadt wie Fliegen den Honigtopf.

Alle hatten ihre moralisch untermauerten Gründe. Da gab es Gruppen des Roten Kreuzes, die sich emsig darum bemühten, der französischen Kriegsdepression damit zu begegnen, daß sie die Soldatenfamilien mit amerikanischer Wohltätigkeit überschwemmten. Ein Komitee der YMCA (Verband christlicher junger Männer) hatte sich das Ziel gesteckt, die Moral der amerikanischen Soldaten zu behüten. Bahnfachleute waren mit der

Absicht herübergekommen, den Franzosen zu erklären, wie sie ihre Bahnen zu führen hätten, Holzfachleute, die sie darüber aufklärten, wie sie ihre Wälder schlägern sollten, Kommissionen von Chemikern, die versuchten, Gewichte und Maße zu standardisieren, Ingenieure mit Umbauplänen für die französischen Häfen.

Am behutsamsten war mit dem Ausschuß von Offizieren umzugehen, den Baker vom Kriegsministerium herübergesandt hatte, um Pershing in strategischen Fragen beizustehen. Er löste das Problem damit, daß er sie in die Rue Constantine brachte und dort bei seinem Stab arbeiten ließ.

Am 6. Juli war Pershings Stab und der Ausschuß des Kriegsministeriums zu gewissen Schlüssen gelangt. An diesem Tage kablete Pershing nach Washington: „Vorsehet Einschiffung mindestens 1,000.000 Mann hierher bis nächsten Mai.“

Die Schätzungen wurden immer höher. Fünf Tage später nahmen sein Stab und der Ausschuß des Kriegsministeriums bei einer gemeinsamen Sitzung den sogenannten generellen Organisationsplan an. Dieses Projekt wurde samt folgender kurzer Vorrede des Oberfehlshabers nach Washington geschickt:

„Es bedarf keiner Erklärung, daß eine Streitmacht von etwa 1,000.000 Mann die kleinste Einheit ist, die in einem modernen Krieg als vollständige, wohlausgewogene und unabhängige Kriegsmaschinerie gelten kann. Es muß jedoch gleichermaßen klar sein, daß eine Streitmacht dieses Umfangs als hypothetische Grundlage für die Pläne des Kriegsministeriums nicht als die Maximalmacht angesehen werden darf, die in Frankreich nötig sein wird. Vielmehr wird sie hier als das Truppenkontingent betrachtet, von dem erwartet werden kann, daß es für eine Offensive im Jahre 1918 rechtzeitig in Frankreich eintrifft. Ebenso gilt sie als Einheit und Ausgangsbasis für die Organisation. Zukünftige Pläne sollten besonders bezüglich der Herstellung usw. von Artillerie-, Flug- und anderem Material von einer dreimal so großen Streitmacht ausgehen, das heißt, von zumindest 3,000.000 Mann.“

Wochenende mit Sir Douglas

Pershing und sein Stab waren so darin vertieft, Pläne für die Zukunft auszuarbeiten und mit den Franzosen bekannt zu werden, daß es Ende Juli wurde, ehe sie die englische Einladung zum Besuch der Hauptquartiere der Feldtruppen annehmen konnten. Pershing und Harbord fuhren von Paris aus über schönes, weites Land und durch alte Alleen in die mauerumgürtete Stadt Montreuil im Pas de Calais, die das Verwaltungszentrum der Engländer war. Das weitverästelte Gefüge des Hauptquartiers beein-

druckte sie tief. In jedem Büro fanden sie einen General. Die Größe und Blondheit der englischen Generale verblüffte Harbord. Pershing, der zwischen den unteretzten Franzosen wie ein Riese einherschritt, wirkte im Vergleich zu den Engländern klein. Der arme Harbord, der noch immer nur ein Oberstleutnant, wenn auch Stabschef war, fühlte sich völlig überspielt.

Der englische Generaladjutant entpuppte sich als Bekannter General Pershings aus dem russisch-japanischen Krieg, als die beiden sich in einer Gruppe ausländischer Beobachter beim Stab General Kurokis befanden, für den es eine so fesselnde Erfahrung gewesen war, die japanischen Operationen in der Mandschurei zu beobachten. Nach einem Tagesstudium der Agenden des GHQ (Generalhauptquartieres) und einem beachtlich guten Mittagessen in dem Wohnhaus, in dem dieser General Fowke seine Messe hatte, fuhren sie nach Blendecques. Dort hatte Sir Douglas Haig für Kriegsdauer sein Quartier aufgeschlagen.

„Es war beinahe dämmerig“, schrieb Pershing, „als wir bei einem alten Château, das in einem prachtvollen Hain von Kastanienbäumen halb versteckt lag, ankamen.“ Der Oberbefehlshaber war ein auffallend hübscher Mann in eleganter Uniform und hätte mit seinen ebenmäßigen Gesichtszügen, den kühnen grauen Augen und dem sorgfältig gestutzten Schnurrbart beinahe das Muster eines Zinnsoldaten abgeben können. Er begrüßte die Amerikaner erstaunlich herzlich. Sein Stab machte es ihnen im Château gemütlich.

Pershing scheint auf Haig einen guten Eindruck gemacht zu haben. „Ich war von seinem ruhigen, wohlherzogenen Benehmen angenehm überrascht — für einen Amerikaner äußerst ungewöhnlich“, schrieb Haig in sein Tagebuch. „Er ist ungemein lernbegierig und weiß, welche gigantische Aufgabe ihn erwartet. Es wurde ihm bereits klar, daß Frankreich einem geknickten Rohr gleicht.“

Haig hatte noch nicht verschmerzt, daß Lloyd George ihn praktisch dazu gezwungen hatte, sich Nivelles während der Vorbereitungen zu dessen gewaltigem Fiasko unterzuordnen.

Beim Abendessen drehte sich das Gespräch hauptsächlich um Geschütze und die Schwierigkeit, sie mit ausreichender Munition zu versorgen. Die Engländer hatten durchschnittlich alle fünf und zwanzig Yard ein Artilleriegeschütz stehen und trotzdem war die deutsche Bestückung noch dichter. Haig äußerte sich abfällig über Nivelles Plan. Er hatte von Anbeginn gespürt, daß er fehlschlagen würde. „Seine Bemerkungen bestätigten meinen seit langem gehegten Verdacht“, schrieb Pershing, „daß zwischen den beiden Armeen keinerlei Korpsgeist herrschte.“

Nach dem Abendessen tranken sie auf dem Rasen unter den Bäumen

den Kaffee. Pershing wurde sich der tiefen Ruhe bewußt, die nur durch das Grollen ferner Geschütze zerrissen wurde, das „die Abendbrise von der Front herüberwehte“. Harbord, den Haig als einen „freundlichen, sanften Burschen mit dem Gesicht eines Hanswurstes“ beschrieb, sagte, das Geräusch gemahne ihn an eine Artilleriebatterie, die über eine hohe Brücke rumpelt, und Sprengungen in einem Steinbruch, die ihr Stakkato dazwischenwerfen.

Der englische Oberbefehlshaber muß ungeachtet seines selbstsicheren Gehabens dem Geknatter mit heimlichem Zittern gelauscht haben. Bedeutete es doch, daß die vorbereitende Bombardierung zu seiner Großoffensive, mit der er die französische Katastrophe wieder ausgleichen und die Deutschen von der Kanalküste zurückwerfen wollte, bereits begonnen hatte. Er stand bei den Politikern des Kabinetts Lloyd Georges bereits in Ungnade. Sein Ruf hing vom Erfolg dieser Offensive ab. Als die Generäle sich um elf Uhr in ihre jeweiligen Quartiere zurückzogen, zerriß die Artillerie noch immer den Nachthimmel.

Pershing fand wenig Gefallen an der Theorie, den Gegner durch zusammenhanglose Angriffe an verschiedenen Frontabschnitten zu zermürben, „wie das offensichtlich die Absicht des englischen Generalstabes ist“. „Außerdem kann sich ihre Armee die Verluste angesichts des Mangels an Soldaten, den sie selbst zugeben, nicht leisten.“

Während General Haig am Sonntag dem Gottesdienst der schottischen Kirche beiwohnte und ehrerbietig der Predigt des Pastors George Duncan über den Text des heiligen Paulus „Die Hoffnung wird uns retten“ lauschte, besuchten die Amerikaner das Königliche Fliegerkorps und entdeckten, wie wenig Ahnung sie vom militärischem Flugwesen hatten. Der nun fünfundvierzigjährige Generalmajor Trenchard, der zugab, erst seit fünf Jahren zu fliegen, führte den Befehl. Er steckte Pershing und Harbord mit seiner hellen Begeisterung an, als er sie durch die Reparaturwerkstätten und Abfallverwertungshallen, die Zimmer, in denen Uhrmacher Flugzeugchronometer einstellten oder Schneider das Leinen für die Tragflächenüberzüge zuschnitten oder Radiofachleute an ihren Maschinen herumbastelten, führte. Die Engländer erwogen die Frage, ihre Piloten mit Sauerstoff zu versorgen. Ihre oberste Flughöhe lag bereits bei fünfundzwanzigtausend Fuß.

„Wir gingen zum Hangar der Schwadron, wo Dutzende von Flugzeugen untergestellt waren“, schrieb Harbord. „Rings um uns berühmte Flieger, beinahe durchwegs bescheidene, hübsche englische Jungen. Viele machten sich an ihren Maschinen zu schaffen, pinselten Mottos darauf usw. und pflegten sie, wie jemand sein geliebtes Rennpferd streicheln mag. „Ein Flugzeug stieg auf, um General Pershing seine Loopings und Sturzflüge

vorzuexerzieren. „Nichts konnte mir während der Besichtigung unser eigenes Aufholbedürfnis greller vor Augen führen“, sagte Pershing.

Am Abend aßen sie abermals bei Sir Douglas in dessen Château in Gesellschaft Pastor George Duncans, des Erzbischofs von York, eines Bischofs Gwynne und des englischen Stabschefs, Sir William Robertson, ebenfalls ein Schotte, der das Wundertier der englischen Armee war, weil er seine Laufbahn als Reitbursche begonnen und sich aus den Reihen der Mannschaft emporgearbeitet hatte.

Weder Pershings noch Harbords Berichte über das Wochenende enthielten einen Hinweis auf eine gewisse Nervosität, die durch die zu fallenden folgenschweren Beschlüsse sicher in der Luft gelegen haben muß. Sie mochten einige abschließende Bemerkungen eines vorangegangenen Gesprächs zwischen Sir Douglas und dem Erzbischof über die Notwendigkeit einer Verschmelzung der verschiedenen Kirchen im Vereinigten Königreich aufgefangen haben. Sir Douglas hatte eine einheitliche königliche Kirche vorgeschlagen. Er war der Ansicht, Kirche und Staat müßten sich vereinen „und gegen jene aufständischen Kräfte zusammenstehen, die den Staat zu vernichten drohen“. Die Unentschlossenheit des englischen Kabinetts jedoch wurde mit keinem Wort gestreift.

Obschon die Amerikaner nichts davon ahnten, überbrachte Robertson auf seinem Weg zu einer interalliierten Militärkonferenz Haig die formelle, wenn auch widerwillig eingeräumte Zustimmung des Kabinetts Lloyd Georges zu der Offensive, deren Artillerievorbereitung schon auf vollen Touren lief.

Der niederschmetternde Blutzoll von Arras hatte Lloyd George aufgeschreckt, der sich bemühte, Kräfte zur Versteifung der italienischen Front zu sammeln. Trotz der Siege des italienischen Generals Cadorna über die Österreicher argwöhnte er, daß sich das Blatt blitzschnell wenden könnte. Die immer wieder verzögerte Bewilligung der militärischen Operation, die er als die bedeutendste seines Lebens ansah, brachte Haig zur Verzweiflung. Nur seinem privaten Tagebuch vertraute er seine Gedanken an.

„Nach dem Abendessen erörterten wir“ — Haig und Robertson — „die Lage. Er fand genau wie ich, daß die Abziehung von Streitkräften zugunsten Italiens gefährlich sei. Ich beschwor ihn, energischer aufzutreten, der Regierung den Herrn zu zeigen und, wenn nötig, sogar abzudanken, sollte Lloyd George gegen den Rat des Generalstabes darauf bestehen, Truppen nach Italien abzukommandieren. Ich äußerte mich auch unverblümt darüber, wie lächerlich es von der Regierung sei, nun erst die Offensive zu genehmigen, nachdem unsere Artillerie den Gegner bereits seit drei Wochen unter schwerem Trommelfeuer hielt. Ich bat um klaren Bescheid,

ob ich mit der vollen Unterstützung der Regierung rechnen könnte oder nicht.“

Am nächsten Morgen fuhren die Amerikaner nach einem der hastigen Frühstücke, an die sie sich bei ihren englischen Freunden zu gewöhnen begannen, über Straßen, die von Nachschubkolonnen für die kommende Offensive an der flandrischen Front verstopft waren.

Alliierte Flugzeuge hielten den Himmel von deutschen Aufklärern frei. Unablässig dröhnten und rumpelten die Lastwagen und wurden nur manchmal vom Donner eines nahen Geschützstandes schwerer Marineartillerie übertönt.

Ausnahmsweise herrschte in Flandern eine der raren Trockenperioden. Die Autos rollten in weißen Staubwolken dahin, die Gesichter, Uniformen, Geschütze und Lastwagen verkrusteten. Der Staub drang den Männern in die Augen, ließ ihre Lippen aufspringen. „Belgien“, schrieb Harbord, „denn wir befanden uns in diesem unglücklichen Königreich, sah übel aus und schmeckte noch schlechter.“

Im Hauptquartier der Fünften Armee wurden sie begeistert empfangen. Die Fünfte Armee unter General Gough war zu einer Hauptrolle in dem bevorstehenden Kampf ausersehen. Mit einigem Stolz wurde den Amerikanern ein großes maßstabgerechtes Hochrelief des Gebietes gezeigt, das während der ersten drei Tage des Angriffes erobert werden sollte. Aus Fliegeraufnahmen war die Stellung des Feindes rekonstruiert worden. Das Modell war so groß, daß Männer darin umhergehen konnten. Hinter den Andeutungen zerstörter Häuser von Ypern und seinem Kanal, der auf unsicheren Brücken überquert werden mußte, befanden sich die deutschen Linien, die an der Flanke nach Messines zurückgenommen worden waren, das die Engländer im Juni dieses Jahres erobert hatten. Die englische Artillerie hatte die Schützengräben entlang des sumpfigen Steenbeeke Flusses bereits zu Schutt geschossen, aber dahinter befanden sich die Höhenzüge, die in diesem Flachlande zwar bescheiden waren, von denen die Deutschen jedoch den Bogen von Ypern beherrschten, das von den Engländern seit Kriegsausbruch so verzweifelt und unter größten Blutopfern gehalten wurde. Auf den Hügeln lagen die Überreste von Gheluvelt und Passchendaele. Von Passchendaele führte die Bahn nach Norden, nach Brügge, wo die U-Boote in geschützten Bunkeranlagen ankerten, und zu den Kanalhäfen, den Zielen des Feldzuges.

Für die amerikanischen Offiziere war es ein ungemein interessanter Morgen. Als sie mit General Gough in seinem Hauptquartier zu Mittag aßen, fanden sie ihn in guter Laune und „getreu seinem irischen Blut äußerst gastfreundlich, heiter und entgegenkommend“. Während des Essens unterhielt

er seine Gäste mit Dudelsackklängen. Eine irische Musikkapelle mit Dudelsäcken und Trommeln marschierte während der Mahlzeit vor dem Haus auf und ab und spielte Marschlieder.

General Pershing, der eine Schwäche fürs Tanzen hatte, gestand in seinem Tagebuch, daß die Märsche ihm so in die Beine fuhren, daß er am liebsten in Schritt gefallen wäre. Nach dem Essen fuhren die Amerikaner, mit neuen Eindrücken gesättigt, nach Paris zurück. „Und wir haben den höchsten Respekt vor dem englischen Heer“, vermerkte Harbord in seinen Notizen.

Irgendwo in Frankreich

Am 1. September verlegte Pershing sein Hauptquartier in die Baracken des französischen Heeres in Chaumont, einer Provinzstadt am Oberlauf der Marne, an der Grenze zwischen den alten Herzogtümern Champagne und Lothringen. Chaumont lag strategisch günstig an der Bahnlinie von Troyes nach Nancy hinter der vorspringenden Ecke von St. Mihiel, auf das der General seine Hoffnungen für einen Durchbruch im nächsten Sommer setzte. Seit sich die Stellungen in den Monaten des Kriegsbeginns dort gefestigt hatten, zeigten weder die Franzosen noch die Deutschen großes Interesse an der lothringischen Front, die sich von St. Mihiel bis an die Schweizer Grenze erstreckte. Die französischen Generäle sahen in diesem Gebiet den Sektor, in dem die verrückten Amerikaner den geringsten Schaden anrichten konnten.

Pershing war sofort so umsichtig darauf bedacht, die Lage des amerikanischen Hauptquartieres geheimzuhalten, daß die einzige Feststellung für die amerikanische Öffentlichkeit „irgendwo in Frankreich hieß“, während die Vorgänge in Chaumont in Frankreich und Deutschland bestens bekannt waren.

Die Errichtung seines eigenen Hauptquartieres war ein wesentlicher Schritt in Pershings Kampf, seine amerikanische Armee einer Einmischung seitens der Franzosen zu entziehen. Er hatte oft seine Freunde benedict, die im Wirtschaftsleben erfolgreich Karriere gemacht hatten; hier war nun seine Gelegenheit, ein Hauptquartier nach den Grundregeln moderner Wirtschaftsplanung aufzuziehen. Chaumont wirkte, da Offiziere und Mannschaft überwiegend neu einberufen waren, trotz Uniformen, Strammstehens und militärischer Ehrenbezeugungen ein wenig wie der Chicago Loop oder das südliche New York inmitten der grünen Felder Frankreichs. Englische und französische Verbindungsgruppen berichteten mit dem gleichen begeisterten Staunen von der Atmosphäre der Neuen Welt, mit dem sie über eine von Buffalo Bills Wildwestrevuen berichtet hätten. Ehe die

erste Woche um war, drückte der General seine Befriedigung durch eine Eintragung in seinem Tagebuch aus: „Die Umgebung ist erfrischend nach der in Paris herrschenden Bedrückung.“

Der August-Angriff

Während Mannschaft und Offiziersanwärter des Hauptquartiertrupps in den Wochen vor der Übersiedlung nach Chaumont schwitzten und sich abrackerten, um die unfreundlichen Gebäude zu amerikanisieren, war Pershing für die sogenannte dritte Schlacht von Verdun Pétains Gast. Gleichzeitig mit regelmäßigen Urlauben, verbesserter Feldverpflegung und erhöhten Wein- und Grogzuteilungen hatte Pétain bei seinem Versuch, den Geist der Meuterei bei seinen Truppen zu besänftigen, erfolgreiche Offensiven beschränkter Ausmaße versprochen, die nicht zu viele Menschenleben fordern würden. Um seine Worte zu beweisen, plante er, zwei Hügel am Westufer der Maas zurückzuerobern, von denen die Deutschen, seit sie diese Stellungen bei ihrem Frühjahrsangriff des letzten Jahres erobert hatten, Tod und Verderben auf die französischen Positionen links von Verdun hinabschickten.

General Pershing meldete sich ordnungsgemäß im Hauptquartier des Oberbefehlshabers in Compiègne und wurde eingeladen, mit Pétains eigenem Privatzug zu reisen. Am nächsten Morgen befanden sie sich auf einem Nebengeleise in Gondrecourt, wo die amerikanischen Infanteristen unter freiem Himmel für den Kampfeinsatz mit Bajonett und Gewehr gedrillt wurden. Gemeinsam besichtigten sie die französische Infanteriedivision, die als Belohnung für schwere Verluste und gute Führung an der Front zu Unterstützung bei der Abrichtung grüner Amerikaner abkommandiert worden war. Pershing beeindruckte die würdevolle Feier, bei der verschiedene Offiziere und Soldaten für ihre Tapferkeit ausgezeichnet wurden genau wie die forsche Art, in der die Soldaten zu den anfeuernden Klängen von „Sambre et Meuse“ an den Generälen vorbeimarschierten.

Als nächstes besuchten sie die amerikanischen Unterkünfte in Scheunen, Bauernhöfen, Heuböden und offenem Gelände, wo Gruppen das Werfen von Handgranaten und Schießen mit französischen automatischen Gewehren übten. Pétain fragte die Leute nach ihren Quartieren aus und zeigte sich an der amerikanischen Küche interessiert. Es war eine Tradition der französischen Generäle, die Suppe zu kosten, wenn sie die Messe inspizierten.

Als sie von einem grauen Dorf mit den gepflasterten Höfen und den unvermeidlichen Dunghaufen unter den Fenstern zum nächsten reisten, bemerkte Pershing mit einigem Neid den Empfang, den die spärlich verblie-

bene Zivilbevölkerung Pétain bereitete. Flaggenketten und Girlanden zogen sich über die Straßen. Ab und zu erschien Monsieur le Maire mit seiner Schärpe in den Farben Frankreichs. Kleine bezopfte Mädchen traten mit Blumensträußen vor. In diesem deutschblütigen Gebiet waren die meisten blond. Väterlich drückte der General seinen dichten struppigen Schnurrbart an rosige Wangen. Er war der Held von Verdun.

Sie aßen in Souilly an der Verduner Straße im Hauptquartier der Zweiten französischen Armee zu Mittag. General Guillaumat, der dort den Befehl führte, ließ bei Cognac und Zigarren Pershing durch seinen Stabschef über alle Einzelheiten des Angriffs unterrichten, der von zwölf Divisionen gegen die Anhöhen von Mort Homme und Hügel 304 auf einer fünfzehn Meilen langen Front, die die Maas in die Zange nahm, geführt werden sollte. Schon war gleich ferner Brandung der Geschützdonner aus dem Norden jenseits der Hügel zu vernehmen.

Vier Tage hindurch hatten Geschütze aller Kaliber einen Stahlregen auf die deutschen Schützengräben prasseln lassen. Pershing erfuhr, daß im Verhältnis zum Flächenausmaß dieses Gebietes mehr Granaten verbraucht worden waren als in irgendeinem früheren Gefecht dieses Krieges. Der amerikanische General schätzte die Kosten des vorbereitenden Sperrfeuers auf fünfundsiebzig Millionen Dollar.

Während sie die Entwicklung des Angriffes abwarteten, ließ sich Pershing, dessen Gedanken sich mit den Nachschubfragen für zweitausend Geschütze und hundertachtzigtausend Mann befaßten, die in diesem Einsatz standen, zur Sammelstelle von St. Dizier zurückfahren, wo Verpflegung, Bekleidung, Brückenbaumaterial, Treibstoff, Waffen und Munition in großen Mengen in Lagerhäusern aufgestapelt waren, um in täglichen Zugladungen an die verschiedenen Abteilungen auf den Weg gebracht zu werden. Lastwagenzüge führten die Vorräte von den Verteilerbahnhöfen, so nahe sie es wagen konnten, an die Front heran. Von dort wurde der Nachschub mit kleinen Leiterwagen oder auf Eselsrücken zu den tiefen Bunkern bei den Befehlsstellen geführt, von wo sie in die Schützengräben verteilt wurden.

Weniger interessant waren Pershing die Höflichkeiten, die er mit Monsieur Paul Painlevé, dem Kriegsminister, und Monsieur Albert Thomas, einem sozialistischen Redner, austauschen mußte, der, wie ihm Pétain mitgeteilt hatte, eben von einer Verbrüderung mit den Revolutionären in Petersburg zurückgekommen war. Thomas war Minister des Rüstungswesens. Die Politiker waren aus Paris gekommen, um dem Schauspiel beizuwohnen. Die beiden Generäle fanden, je weniger Zivilisten ihre Nasen ins Kampfgebiet steckten, desto besser. Pétain verstand es, sich bei Gesprächen mit Politikern in eisige Ablehnung zu hüllen.

Nach dem Essen fuhren die Generäle die Voie Sacrée hinaus, die einzige Straße, die zusammen mit einer einzigen Schmalspurlinie, die *le Meusien* hieß, während der heftigen Kämpfe des vergangenen Frühjahres den Bogen von Verdun bis zum Feuerleitungsstand des XVI. Korps versorgt hatte, das vom Hochland das Maastal überblickte. Gefesselt verfolgte Pershing durch das Fernglas die wogenden Wellenlinien der französischen Soldaten, die über granatenzerpflügte Hügel vorstießen. Die Abhänge waren von Stollen zerschnitten und von Granatsplittern zerwühlt, daß sie, von kittfarbenem Staub überzogen, wie eine Kraterlandschaft des Mondes aus-sahen. Pershing wurde auf winzige kriechende Punkte aufmerksam gemacht, die mit ruckartigen Bewegungen von Granattrichter zu Granattrichter weitersprangen. Hier standen Fremdenlegionäre im Einsatz, von denen Pershing sich in seiner Jugend in Ouidas „Under Two Flags“ gelesen zu haben erinnerte. Da die Sonne hinter ihnen stand, hatten sie von dem Gefechtsstand ausgezeichnete Sicht. Es war ein seltenes Vorrecht, besonders in einem Krieg wie diesem, einen umfassenden Ausblick über ein Schlachtfeld zu haben.

Die Schlacht ließ sich gut an. Die französischen Offiziere waren in Hochstimmung.

Eine Zufallsbegegnung krönte den angeregten Nachmittag. Generalmajor Corvisart, der diesen Gefechtsabschnitt leitete, war ebenfalls ein alter Bekannter Pershings aus jener Gruppe junger europäischer Offiziere, die während des russisch-japanischen Krieges hinter General Kuroki einhergetrottet waren. Sie riefen sich die Namen der sorglosen jungen Männer ins Gedächtnis, die mit ihnen in der Mandschurei gewesen waren. Pershing hatte General Fowke wenige Tage zuvor gesehen. Sir Ian Hamilton war ein weiterer gemeinsamer Freund: was hatte er doch bei Gallipoli für ein Durcheinander angerichtet! Der lustige Hauptmann Hoffmann machte sich nun, da er als deutscher Stabschef Ludendorffs Nachfolger an der russischen Front geworden war, einen Namen. Was war aus Major von Etzel geworden? General Corvisart brach in Gelächter aus und wies auf das vor ihnen liegende Tal. „Den habe ich eben heute geschlagen. Er befiehlt eine mir gegenüberstehende Division.“

Der Angriff war ein Erfolg

Der Angriff, sagten die Franzosen zu Pershing, war ein uneingeschränkter Erfolg. Die eigenen Verluste waren minimal. Ihre Truppen hatten bereits den größten Teil des Mort Homme überrannt. Hügel 304 erwies sich als harte Nuß, aber der deutsche Griff lockerte sich allmählich.

Bei der Rückfahrt von der Front zu Monsieur Painlevés Zug, der ihn wieder nach Paris bringen sollte, zeigte man Pershing graue Kolonnen deutscher Kriegsgefangener, die ins Hinterland abmarschierten. Von den erschöpften Männern, die durch den Schmutz schlurften, stieg ein säuerlicher Geruch auf. Der Geruch des Feindes. Viertausend waren es. Als er die Kom-muniqués las, hatte sich die Zahl der Gefangenen bereits auf zehn erhöht.

General Pétain befand sich in selten aufgeschlossener Stimmung. Er genoß Pershings ungeschminkte Bewunderung der ungeheuren Lastwagenzüge und der Vielzahl der Männer, die hinter der Front mit jeder erdenklichen Nachschubsgattung beschäftigt waren. Pétain wies stolz auf die Arbeit hin, die er unterwegs geleistet hatte und brüstete sich mit dem Mut seiner Truppen und den ungeheuren Opfern, die sie während der Kämpfe um Verdun im Vorjahr auf sich genommen hatten. Er rieb sich die Hände über die niedrige Verlustliste, die bisher über die Operation des Tages eingelaufen war. Dann gab er sich seiner Lieblingsbeschäftigung hin, die Politiker erbarmungslos zu kritisieren, und beglückwünschte Pershing, so weit von seiner Heimat entfernt zu sein, daß er ihrem Zugriff entzogen war.

Zu privateren Gesprächsthemen übergehend, fragte Pétain Pershing, wie vielen Malern er schon für sein Porträt Modell gesessen sei. Der Amerikaner gestand bescheiden, daß ein Mann namens Jonah ein einziges Bild für ‚L’Illustration‘ von ihm gemalt hätte. „Lassen Sie ihn das Bild ja nicht veröffentlichen!“ rief Pétain. „Jeder Offizier, dessen Portrait von Jonah erschienen ist, wurde seines Kommandos enthoben.“

General Pershing stritt in seinem Buch „My Experiences in the World War“ jeden Aberglauben ab. „Dennoch verbat ich sofort die Veröffentlichung des Bildes.“

Die Generäle trennten sich als gute Freunde. Pershing war voll Bewunderung für Pétains umsichtige Planung und seine erfolgreiche Verbesserung der Truppenmoral. Was er von der schwierigen Zusammenarbeit, die zur Versorgung der Fronttruppen nötig war, zu Gesicht bekommen hatte, vertiefte seine Überzeugung, daß die Fragen der Verbindung mit dem Hinterland und der Transportmöglichkeiten gelöst sein mußten, ehe er sich an die Planung eines amerikanischen Angriffes machen konnte. Das mußte er den Stabsoffizieren auseinandersetzen, mit denen er am nächsten Morgen eine Besprechung in Paris hatte.

Während General Pershing, seine Verbindungs-offiziere, die Minister und ihre Attachés nach Paris schlingerten und so gut es ging in dem schwankenden blauen Licht ihrer Abteils zu schlafen versuchten, dauerten die Kämpfe auf den Abhängen des Hügels 304 und dem Kamm des Mort Homme vom Wald von Avocourt bis Bezonvaux am Ostufer der Maas unvermindert an.

Wie gewöhnlich war es der deutsche Gegenstoß, der die Verlustlisten vergrößerte.

Unvermindert erschütterte die schwere Artillerie das Trommelfell der Männer. Die Fünfundsiebziger krachten grell. Tack tack tack ratterten die Maschinengewehre. Minenwerfer zerrissen die Nacht mit ihrem malmenden Gebrüll. Dann wieder vernahmen die Männer in einem Augenblick relativer Stille, in dem der Sturm in der Ferne tobte, und sie im Schutz einiger Steinhäufen, den Finger am Abzugshahn, durch den Dreck krochen, aus den hinter ihnen liegenden Stollen das Geräusch der Autohupe, die sie vor einem Gasangriff warnte.

Die Glücklichen, denen es gelungen war, in einen Unterstand oder einen tiefen Granattrichter zu kriechen, rollten sich in den Ecken zusammen und versuchten, ein wenig zu schlafen, während sich ihre Gesichter unter den beklemmend knappen Gasmasken in Schlamm zu verwandeln schienen.

Mit der Morgendämmerung trat eine gewisse Beruhigung ein. Sanitäter begannen, die Verwundeten behutsam zu den Verbandplätzen zu tragen. In tiefen Unterständen taten die Ärzte ihr Bestes mit Verbandzeug und Schienen und dem segensreichen Morphium, so lange es reichte. Männer, die auf den Bahren unter ihren Gasmasken stöhnten, wurden die holprigen Stiegen hinaufgehoben und in Sanitätswagen geschoben, die zum Bersten voll waren. Und dann begann die lange rumpelnde Fahrt auf Straßen wie Waschbrettern, mit tiefen Schlaglöchern, die der Sprengstoff hinterlassen hatte, vorbei an zertrümmerten Geschützen und zerbrochener Ausrüstung, die im Schlamm stecken geblieben war, und an toten Soldaten, die in merkwürdigen Stellung so lagen, wie der Tod sie überrascht hatte. Als sie höhergelegenes Land erreichten, wurden die Gasmasken heruntergerissen, um das Erbrechen zu erleichtern, und die Männer, die die Nacht überlebt hatten, atmeten gierig die reine Morgenluft ein und blickten zurück auf den gasverseuchten Nebel, der grünlich wie gespieene Galle in den eingestürzten Ruinen nistete.

Die Hauptstraßen nach hinten waren besser. Sie führten an aufgetriebenen Kadavern von Eseln vorbei, die seit Tagen tot waren, an den Gerippen zertrümmerter Lastwagen, die aus dem Weg gezerrt worden waren. Adrett gekleidete Militärpolizei regelte den Verkehr. Krankenwagen mit ihrer Ladung an Seufzern und blutigen Verbänden blieben wartend stehen, um frische, halbbetrunkene Abteilungen, denen der Untergang ins Gesicht geschrieben stand, auf ihrem Weg an die Front vorbeizulassen, oder um Ketten der unschätzbaren Fünfundsiebziger Platz zu machen.

Vor den Feldlazaretten aus den Krankenwagen geladen, sahen die Verwundeten mit den großen Augen jäh erwachter Kinder auf das grüne Laub, die unzerstörten Häuser und vielleicht auf Kohlköpfe, die in säuberlich an-

gelegten Feldern gediehen. Die erste Pflicht des Aufnahmeoffiziers bestand darin, die Fälle, denen zu helfen war, von den hoffnungslosen Bauchschüssen, den zu schweren Amputationen und den zu heftigen Blutstürzen abzusondern. Die Bahren jener Männer, für die jede Hilfe der mit ausichtsreicheren Fällen überlasteten Chirurgen zu spät kam, wurden in den Schatten gestellt. Ein Hilfssanitäter versuchte, mit Betäubungsmitteln, so weit sie vorhanden waren, die Schmerzen zu lindern oder den Verwundeten zumindest, wenn ein Mann noch Luft in den Lungen und einen Mund zum Rauchen hatte, eine Zigarette anzuzünden und sie ihnen zwischen die Lippen zu stecken.

Das Experiment General von Hutiers

An dem gleichen 1. September, an dem Pershing sich in den alten Heeresbaracken in Chaumont ansiedelte, versuchten die Generäle des Kaisers eine neue Angriffstaktik an den russischen Linien vor Riga an der Ostsee. Trotz der Eroberung des breiten Streifens Mitteleuropas durch das Donautal bis ans Schwarze Meer fühlte Deutschland den Druck der englischen Blockade. Lebensmittel waren knapp. Menschenmaterial war knapp. Stahl und Chemikalien für Kriegsgüter waren knapp. Die ungeheuren Verluste an der Westfront machten sich fühlbar. Eine Angriffsstrategie, die sparsamer als die Massenoffensiven des vergangenen Jahres mit Menschen und Munition umging, mußte gefunden werden.

Die Lorbeeren für den Entwurf eines neuen Planes fielen General von Hutier zu, der die Truppen, die den Russen an der ostpreußischen Grenze gegenüberstanden, befehligte. Von Hutier scheint Nivelles Erfolg bei Fort Douaumont und sein Versagen an der Aisne genau studiert zu haben. Wenn die Lehrbücher auch das Überraschungsprinzip als das wichtigste Element der Strategie hervorhoben, war dieser Grundsatz an der Westfront doch von beiden Seiten vernachlässigt worden. Von Hutier begann einen Überraschungsangriff auf die russischen Linien vor Riga vorzubereiten. Er verschob seine Truppen ausschließlich bei Nacht und ließ äußerste Sorgfalt walten, seine Truppenkonzentrationen vor dem Feind geheimzuhalten. Er hatte vor, einen begrenzten Frontabschnitt nach kurzem aber um so heftigerem Sperrfeuer mit großer Übermacht anzugreifen und dann den Durchbruch dazu auszunützen, kampferprobte Divisionen hinter die Front der Russen einzuschleusen.

Während er seine Verbände in der neuen Taktik drillte, ließ ihn das Oberkommando jenen günstigen Augenblick abwarten, in dem die Desorganisation in Rußland ihren Höhepunkt erreicht hatte. Sie wollten die Russen nicht durch frühzeitiges Zuschlagen zur Einigkeit zurückschrecken.

Diplomatische Mission in Petersburg

Wilson's Verwaltung in Washington setzte keine geringeren Hoffnungen in die russische Revolution als der deutsche Generalstab, aber wo die Deutschen Zerfall und Auflösung erblickten, von denen sie sich ungemaine Vorteile versprachen, sahen die Amerikaner den Aufstieg einer Schwesterdemokratie, die den Vereinigten Staaten ähnelte. Amerika war das erste Land, das die provisorische Regierung anerkannte. Jeder amerikanische Führer, von T. R. und Taft bis Gompers und Debs, begrüßte die Abdankung des Zaren Nikolaus aus ganzem Herzen. Tinte und Reden wurden großzügig an die neue Demokratie verschwendet. Für Woodrow Wilson und sein propagandistisches Sprachrohr, George Creel, war es eine Erleichterung, den Krieg führen zu können, um „die Welt für die Demokratie zu sichern“, ohne ihr Bündnis mit der finstersten Autokratie Europas mit gequälten Erklärungen bemänteln zu müssen.

Es dauerte nicht lange, ehe den Präsidenten gewisse böse Vorahnungen erfüllten. Statt den Krieg für die Demokratie mit erneuter Kraft fortzusetzen, schienen die befreiten Russen einen Frieden um jeden Preis anzustreben. Sein Botschafter in Petersburg war ein netter, alter Herr, zu dessen Urteilsvermögen Wilson wenig Vertrauen besaß. Anfangs Mai beschloß er, unter Führung einer hervorragenden Persönlichkeit seine eigene diplomatische Mission nach Rußland zu senden.

McAdoo und Lansing, die versuchten, die Unterstützung beider Parteien für den Krieg zu gewinnen, schlugen Elihu Root als jene hervorragende Persönlichkeit vor. Woodrow Wilson hatte Senator Root jahrelang für einen dogmatischen Reaktionär gehalten, aber sein Name war ihm durch eine Rede, in der er sich bald nach der Kriegserklärung voll hinter die amerikanische Regierung gestellt hatte, etwas schmackhafter geworden. Mr. Root, der 71 Jahre alt war, gestand seiner Frau, daß eine zehntausend Meilen lange Reise nach Petersburg das Letzte sei, was er sich wünschte, daß er sich aber in einem Zeitpunkt, in dem junge Männer auf die Schlachtfelder gerufen wurden, wohl keiner Pflicht entziehen dürfte, die ihm abverlangt wurde.

Elihu Roots Unkenntnis über Rußland war nicht größer als die der übrigen Amerikaner. Es war einfach kein Mann von einigem politischen Ansehen zu finden, der russisch sprechen konnte. Die wenigen Männer, mit denen sich Lansing beraten konnte und die das Land besucht hatten, waren der Ansicht, daß sich Rußland mit der Ermutigung der Vereinigten Staaten und einer ansehnlichen Anleihe in angemessener Zeit zu einer ordnungsgemäßen Demokratie entwickeln würde.

Auf dem Schreibtisch des Präsidenten türmten sich so viele dringende Pro-

bleme, daß er der russischen Lage nicht viele Überlegungen widmen konnte. Allerdings zerbrach er sich über eine Vertretung der Sozialisten im Ausschuß erstlich den Kopf. Es hieß, daß sozialistische Agitatoren die russischen Massen lenkten, deshalb beschloß er, dem amerikanischen Ausschuß einen Sozialisten beizugeben, der die Russen mit ihrer eigenen Ideologie ansprechen konnte. Die Schwierigkeit lag bloß darin, daß sich die meisten vorgeschlagenen Männer furchtlos als Pazifisten bekannten. Bei der gegenwärtig in der Verwaltung herrschenden Stimmung kam das einer deutschfreundlichen Einstellung gleich. Nach umfangreichem Briefwechsel wurde ein wohlmeinender Zeitschriftenjournalist namens Charles Edward Russel eingeladen, der bei der Spaltung, die bei der Frühjahrssitzung die amerikanische sozialistische Partei gesprengt hatte, die Woodrow-Wilson-Richtung gewählt hatte, sich der diplomatischen Mission anzuschließen.

Minister Baker, der vermutlich fand, daß die Erfahrung des Stabchefs in den indianischen Zeichensprachen in Rußland bessere Dienste leisten würde als im Kriegsministerium, war völlig einverstanden, sich ohne General Hugh Scott zu behelfen. Weiters wurde der Mission ein Admiral Cyrus McCormick beigegeben, ein Enkel des Erfinders, dessen internationale Schnitter-Gesellschaft angeblich im russischen Getreidegürtel bekannt war; ein Vizepräsident der American Federation of Labor (Zentralverband der amerikanischen Arbeiterschaft), ein Bankier und ein einfallsreicher Fachmann des Vereines christlicher junger Männer.

Diese Herren wurden mit allen Ehren vom Weißen Haus verabschiedet und bestiegen einen Sonderzug nach Seattle. Mrs. Root achtete darauf, daß etwa siebenhundertfünfzig Liter Mineralwasser, zwei Kisten Haig & Haig Whisky und zweihundertfünfzig seiner Lieblingszigarren, in einer Zinddose verpackt, ebenso wie ein Gurgelwasser, das er gegen Heiserkeit verwendete, mit dem Gepäck des Senators verfrachtet wurden.

Um ihnen den Weg zu ebnen, kabelte Minister Lansing Botschafter Francis, der provisorischen Regierung zu versichern, „die amerikanischen Hochkommissare werden sich in der zuversichtlichen Hoffnung vorstellen, daß Rußlands Regierung und Volk die ehrliche Anteilnahme der Vereinigten Staaten am Wohlergehen Rußlands und den Wunsch der Vereinigten Staaten erkennen mögen, gemeinsam die zukünftigen Anstrengungen, der Demokratie und der menschlichen Freiheit zum Sieg zu verhelfen, zu tragen.“

Sobald der Zug den Missouri überquert hatte, war General Scott, der die Schreibtischarbeit im Kriegsministerium haßte, in seinem Element. Aufmerksam wie ein kleiner Junge lauschte er den weisen Gemeinplätzen über Staatskunst und Diplomatie, die von den Lippen Senator Roots fielen. Als der Zug schließlich die steilen Abhänge im Tale des Yellowstone-Flusses

emporfauchte, wies er mit glänzenden Augen auf seine alten Feldlager aus der Zeit der Indianerkriege hin.

Nach einer begeisterten Begrüßung durch eine patriotische Lokalorganisation in Seattle stachen sie auf dem alten Kreuzer „Buffalo“ in See, der hastig in einen Truppentransporter umgebaut worden war. Der Kapitän nahm den Bogenkurs so genau, daß die „Buffalo“ in den stürmischen Gewässern nördlich der Aleuten beinahe kenterte und Mr. Root aus seiner Kojе geschleudert wurde. Der seekranke General Scott entging nur unter größter Schwierigkeit dem gleichen Geschick. Nach einem weiten Umweg, um einen unvermutet auftauchenden Eisberg in der Höhe von Kamtschatka zu vermeiden, schlingerte die „Buffalo“ ins Japanische Meer und dampfte unangekündigt im Hafen von Wladiwostok ein.

Da sich keine Hafenbeamten zur Begrüßung eingefunden hatten, begab sich der Ausschuß ins Walboot der „Buffalo“ und legte mit einiger Mühe an einem steinigen Strand an. Dort wurden sie von einer Bande wunderlich aussehender Burschen empfangen, die behaupteten, das Revolutionskomitee des Hafens zu sein. Den beiden Dolmetschern des Ausschusses gelang es mit knapper Not, diese Leute davon zu überzeugen, daß man den Amerikanern das Betreten des Landes gestatten müsse. Schließlich erschien ein russischer General des alten Regimes und erklärte, daß es sich um hochangesehene Gäste des russischen Volkes handle und der kaiserliche Zug des Zaren selbst bereitstehe, um sie nach Petersburg zu bringen.

Sie blieben lange genug in Wladiwostok, um die allgemeine Unschlüssigkeit und Auflösung zu bemerken, die jedes Geschäft lähmten. Große Mengen von Kriegsgütern, die mit amerikanischen Krediten bezahlt worden waren, türmten sich in den Docks. Hunderte von Lokomotiven warteten auf Mechaniker, die sie in Betrieb nehmen sollten, und achttausend Autos steckten noch in ihren Originalverpackungskisten.

Die Mitglieder des Regierungsausschusses verbrachten zehn Tage auf der Transsibirischen Bahn.

General Scott begeisterte sich für die Unmengen von Schwimmvögeln, die er zu Gesicht bekam, und seufzte nach einem Jagdhund und einem Gewehr. Er genoß den Versuch, sich mit den verschiedenen Typen der Ureinwohner zu verständigen, die während der langen Aufenthalte in den entlegenen Orten die Bahnhöfe bevölkerten. Er hatte eine Schwäche für primitive Völker. „Ich bin ein überzeugter Demokrat“, sagte Mr. Root nach einem Rundgang durch ein Dorf, „aber ich mag keinen Schmutz.“

Es war Mitte Juni, ehe sie in Petersburg eintrafen. Mitglieder der provisorischen Regierung hießen sie höflich willkommen. Senator Root und General Scott wurden im Winterpalast in den Prunkräumen Katharinas der Großen untergebracht.

Wohin man blickte Menschenmengen, Soldaten, Matrosen, Arbeiter. Gearbeitet wurde nichts. Wilde Inflation. Lebensmittel verknappten sich, aber es kam nicht zu Übergriffen. „Die Regierungsgewalt besteht einzig in gutlichem Zureden“, schrieb Root seiner Frau, „und das gesamte Volk scheint gleichzeitig zu reden.“

Senator Root und die übrigen steuerten zu der Redeflut mit einem wirkungslosen Versuch bei, der pazifistischen Propaganda entgegenzutreten, die, wie sie behaupteten, durch Tausende deutsche Agenten verbreitet wurde. Neben anderem Propagandamaterial verteilten die Deutschen Karikaturen der Hearst-Presse, die Senator Root selbst als Überbleibsel einer überholten Generation ins Lächerliche zog.

Mittlerweile wurde General Scott zu einer Inspektionsreise zu den militärischen Anlagen eingeladen. Was er sah, entsetzte ihn. Selbst die Baracken der Eliteregimenter der kaiserlichen Wache waren primitiv und schmutzig. Die Männer hatten kein Bettzeug, sondern nur die einzige Decke, die sie bei sich trugen. Es gab keine Disziplin. In der Waffenfabrik von Putilow wurde dem Direktor, der Scott herumführte, der Zutritt zu einem Teil der Anlage, der für eine Massenversammlung abgeriegelt war, verweigert.

General Scott fuhr bis nach Tarnopol in Galizien, um sich die Offensive anzusehen, die Kerenski, der wortreiche junge sozialistische Jurist, der nun die provisorische Regierung völlig beherrschte, Brussilow hauptsächlich deshalb zu versuchen befahl, um die amerikanische Mission zu beeindrucken. Scott stolperte, von der schweren Artillerie halb taub, in den Weizenfeldern umher und sah Tausende von österreichischen Kriegsgefangenen, die nach hinten getrieben wurden. Die Offensive, so sagte man ihm, war ein voller Erfolg.

Wieder in Petersburg angelangt, bemerkte er, daß die Desorganisation in der Stadt noch zugenommen hatte. Mr. Root klagte bitter, aus Washington keine Antwort auf seine Bitte um hunderttausend Dollar erreichen zu können, die er zur Gründung einer amerikanischen Propagandaagentur benötigte. Die Mitglieder des Ausschusses sprudelten vor Begeisterung für die Tatkraft und die Anziehungskraft des jungen Kerenski über. „Für meinen Geschmack zu radikal eingestellt“, war der Kommentar General Scotts.

In Petersburg vollzog sich eine Organisation, die jedoch den Hoffnungen der amerikanischen Mission durchaus nicht entsprach. Sie erfuhren, daß Lenin und Trotzki, zwei deutsche Agenten, wie es hieß, die Mannschaft eines Maschinengewehrregimentes und die Arbeiter der Putilow-Fabrik einflußten. Schon sagte man ihnen nach, daß sie den Großteil der Arbeiterviertel Petersburgs beherrschten. Senator Root riet Kerenski, Lenin sofort verhaften zu lassen. „Jede Regierung hätte ihn verhaftet, verhört, ein-

gesperrt und erschossen“, beklagte er sich in einem Schreiben nach Hause. General Scott gab ihm recht. Kerenski wäre glücklich gewesen, Genosse Lenin zu verhaften, aber er konnte ihn nicht fassen.

Die Mitglieder der amerikanischen Mission warteten das Ergebnis der Brussilow-Offensive nicht ab. Sie bestiegen wieder den Sonderzug des Zaren und wurden abermals durch Sibirien nach Wladiwostok befördert. Die letzte Meldung, die sie erhielten, lautete, daß Brussilow vierzig Meilen in Richtung Lemberg vorgestoßen sei und daß Lenins versuchter Aufstand — die Julitage der russischen Revolutionslegende — fehlgeschlagen sei. Anfang August waren sie wieder in Washington und erzählten Präsident Wilson und dem Außenamt, daß Kerenski der Mann sei, der nicht nur die Demokratie in Rußland einführen, sondern auch den Krieg gegen Deutschland fortsetzen würde.

Lansing war davon nicht überzeugt. „Ich bin über ihren Optimismus erstaunt“, schrieb er am 8. August in sein peinlich genau geführtes Tagebuch. „Wenn ich meine Zweifel über Kerenskis Durchschlagskraft, Stärke und Fähigkeit äußerte, seine Pläne angesichts der starken Opposition, die sich gegen ihn bemerkbar macht, auszuführen, versicherten sie mir, daß sich alles zum Guten wenden und Rußland den Krieg fortsetzen würde.“

Kerenskis Abgang

Die Ostexperten des deutschen Generalstabs warteten mittlerweile ab. Ende Juli gab Brussilows Armee den geschickt geführten deutschen Gegenstoßen nach. Diese Gegenangriffe und der Mangel an Nachschub führten zu einem plötzlichen und vollständigen Zusammenbruch. Ganze Divisionen machten kehrt und rannten nach Hause. Die galizische Front wurde nicht länger verteidigt.

Der Augenblick war gekommen, Hutier sein Experiment vor Riga beginnen zu lassen. Nach dreistündiger Bombardierung ging seine Armee im Schutze eines rollenden Sperrfeuers in einer geschlossenen Kampflinie vor, übersetzte die Dwina auf Notbrücken und sprengte die starken russischen Stellungen an der Ostküste.

Am 3. September hatten die Deutschen Riga erobert. Von Riga sandten sie kleine Einsatzgruppen zur Besetzung der baltischen Inseln aus, um dadurch die Verwirrung bei den Russen noch zu vertiefen. Sie hatten nicht die Absicht, eine große Streitmacht in einem Feldzug in das Innere Rußlands aufs Spiel zu setzen. Hutiers Ziel war es, die alliiertenfreundliche Regierung Kerenskis zu stürzen. Dieses Ziel erreichte er auch. Innerhalb von zwei Monaten hatten die Bolschewisten die Sowjetherrschaft eingeführt.

XV. KAPITEL

Die Verbindungslinie

Ausbildung und Versorgung waren im Sommer und Herbst von 1917 General Pershings Hauptprobleme. „Es sind zwei grundverschiedene Dinge“, schrieb er in seinen „Experiences“, „ein oder zwei Millionen Männer einzuberufen oder sie in ein gut organisiertes, ausgebildetes Heer umzuwandeln, das imstande ist, der bestgedrillten Streitmacht Europas, die noch dazu auf drei Jahre praktischer Kriegserfahrung zurückblicken kann, erfolgreich entgegenzutreten.“

In den Staaten hatte General Wood bereits einen vorbereitenden Ausbildungsplan ausgearbeitet. Sechzehn Ortsunterkünfte, die je ungefähr achtundvierzigtausend Mann beherbergen sollten, waren vom Kriegsministerium für die Ausbildung des nationalen Bundesheeres geplant, und eine gleiche Anzahl von Zeltlagern sollte der Verstärkung der Nationalgarde dienen.

In Frankreich war es Pershings brennendstes Problem, seine 1. Division einsatzbereit zu machen. Als zweites mußte ein Ausbildungsprogramm für die Verstärkungen entwickelt werden, die im Laufe des Sommers auf dem gleichen Wege, auf dem Admiral Gleaves das erste Truppenkontingent so erfolgreich und ohne Verluste über den Atlantik gebracht hatte, vom Transportdienst der Marine nach Frankreich verschifft werden sollten.

Professor Pershing hatte als Lehrer begonnen. Er hielt Vorlesungen über Militärwissenschaft an der Universität von Nebraska und an der Militäarakademie von West Point. Er hatte volles Vertrauen zum Schulunterricht. Schon ehe er sein Hauptquartier den Versuchungen des Pariser Lebens entzog, hatte er eine eigene Abteilung seines Stabes zur Überwachung der Heeresschulen ins Leben gerufen. Er und Harbord waren von den Unterrichtsmethoden der Engländer im Stellungskrieg sehr beeindruckt gewesen, als sie den britischen Truppen ihren Besuch abstatteten. Als eine der Früchte von Pershings

Wochenende in Blendecques teilte Haig ihm einen Generalleutnant und eine Gruppe von Offizieren zu, die aus verschiedenen Gründen frontuntauglich waren und Pershing bei der Ausbildung seiner Yankeeerkruten helfen sollten. Pétain tat das gleiche. Zum Schluß mußte Pershing seine eigenen Lehrer abrichten.

Nach Ansicht des amerikanischen Generales lag der Fehler der englischen und französischen Ausbildner darin, daß ihre Gedanken im Stellungskrieg stecken geblieben waren. „Daher werden die Grundlagen, die seit einem Jahrhundert so ausführlich in West Point behandelt werden, ziemlich vernachlässigt. Ich bin der Ansicht“, fuhr er fort, „daß ein Sieg nicht durch die teure Abwicklung eines Zermübungskrieges errungen werden kann, sondern dadurch, den Feinds aufs offene Schlachtfeld zu treiben und ihn dort zu einem Bewegungskrieg zu zwingen.“

„Wir müssen die Deutschen aus ihren Schützengräben scheuchen, dann können wir sie abschießen“, das war sein Plan. Er wollte seine Leute zu erstklassigen Schützen machen, sie in der Verwendung des Bajonetts und den guten, alten Kampfmethoden ausbilden. Er behauptete, Handgranaten, Maschinengewehre, Mörser und schwere Artillerie wären jeweils vortrefflich für besondere Einsätze, aber er klammerte sich unbeirrbar an den Glaubenssatz, daß sich der gut ausgebildete Infanterist mit Gewehr und Bajonett letzten Endes als Herr des Schlachtfeldes erweisen würde.

Ehe er ein Heer abrichten konnte, mußte er seine Stabsoffiziere schulen. In der alten Festungsstadt Langres, etwas südlich von Chaumont, eröffnete er eine Generalstabsakademie mit einem dreimonatigen Abrichtungskurs. Davon unabhängig, zog er ein Netz von Schulen für Korps-, Divisions- und Regimentsstäbe, für Kommandanten von Truppenverbänden, für Unteroffiziere, für Rekruten und Ersatztruppen, für Fachleute aller Richtungen vom Brückenbau bis zum Uniformdepot auf. Das wichtigste waren vor allem Schulen für Ausbildner, die in anderen Schulen unterrichten sollten.

Versorgungsfragen

Während die Truppen ihre Ausbildung erfuhren, mußten Vorkehrungen für ihre Versorgung getroffen werden. Kaum hatte Pershing seinen generelen Organisationsplan nach Washington geschickt, ließ er seinen Stab eine ständige Verbindung mit den amerikanischen Häfen ausarbeiten. Beinahe täglich kabelte er um neues Personal. Er brauchte Eisenbahner, um die veralteten Bahnen, die ihm die Franzosen zur Verfügung stellten, zu übernehmen und zu bedienen, Besatzungen für Schleppkähne, um die Kanäle auszunützen, Fachleute des Fernlastverkehrs, um die Gütertransporte durchzuführen, Zimmerleute, Abdecker, Lagerhausarbeiter und Packer.

Der Großteil seiner Lieferungen würde notwendigerweise aus Amerika stammen. Alles hing vom Versand ab. Lebensmittel, Granaten, Schießpulver und Kleinkalibermunition, die in den Staaten erzeugt wurden, mußten den Atlantik überqueren. Die Engländer bewiesen eine sehr schwere Hand, wenn es sich darum handelte, eines ihrer eigenen Schiffe abzutreten. Der Schiffsbau konnte die Verluste durch die U-Boot-Versenkungen noch nicht wettmachen. In Washington war ein Amt für Schifffahrt eröffnet worden, und gigantische neue Werften befanden sich im Entwurfsstadium. Vor Ablauf eines Jahres war nicht mit neuen Schiffen zu rechnen, Pershings Liste über Materialien, die er sofort benötigte, erreichte Armeslänge.

Um die Schifffahrt zu entlasten, beschloß er, eine Einkaufsstelle in Frankreich zu gründen. Zum Direktor wählte er Charles G. Dawes, einen langjährigen Freund, dem er bei Erreichung eines Offizierspatents bei den Pionieren geholfen hatte. Während er als Leutnant an der Universität von Nebraska Militärwissenschaft unterrichtet hatte, kannte er bereits Charley Dawes als angehenden Juristen. Mit gewissem Neid verfolgte er den Aufstieg Dawes, der aus einer Familie aus Ohio stammte, die bereits in der Bahnfinanzierung und im Bankwesen festen Fuß gefaßt hatte und nun im reichen Chicago Vermögen und Ruhm erlangte. Herbert Hoover versuchte, Dawes seinem Verpflegsamt zuteilen zu lassen, aber es gelang Dawes, ihm durch die Finger zu schlüpfen und nach Übersee kommandiert zu werden. Er hatte sich kaum als Major eines Pionierregimentes aus Alabama etabliert, das die Werften von St. Nazaire ausbaute, als Pershing ihn nach Paris berief.

Major Dawes stieg im Ritz ab und begab sich eiligst in Pershings Büro. Der General sagte ihm sofort, daß er ihn als Leiter eines Beschaffungsamtes einsetzen wollte. „Die Arbeit erfordert einen ganzen Mann“, schrieb Dawes in sein Tagebuch, „aber ich bin unendlich dankbar, daß es eine Aufgabe ist, die meinem Lande in der Stunde seiner schwersten Prüfung zugute kommt.“

Um ganz sicherzugehen, daß die Niederschrift, die er über seine Mühen und Erfolge bei der amerikanischen Streitmacht zu führen beabsichtigte, nicht in falsche Hände geriete, ging er über den Place Vendôme zur Morgan-Harjes-Bank und mietete ein Banksafe. Sooft er ein wenig Zeit hatte, saß er in einem der kleinen Zimmer, die den Kunden zum Schneiden ihrer Kupons zur Verfügung standen, und vermerkte kurz die Tagesereignisse.

„...Braver Bursche und treuer Freund“, schrieb er in einem Anfall von Dankbarkeit über den General. „Ich hoffe, ihn nicht zu enttäuschen. Wir haben beide das schwerste Leid hinter uns, das einem Menschen widerfahren kann.“ Er dachte an den Verlust seines Sohnes Rufus, der wenige Monate, ehe Pershing Frau und Kinder verlor, ertrank. Diese Tra-

gödien brachten sie einander nahe. An seinem ersten Tag in Paris, als Pershing und Dawes zum Mittagessen ins Quartier des Generals gefahren wurden, „ereignete sich ein Fall von Gedankenübertragung, der uns beide erschütterte. Wir saßen schweigend im Wagen, und während ich aus dem Fenster blickte, wanderten meine Gedanken zu meinem verstorbenen Sohn und zu Johns Verlust. John sah auf der anderen Wagenseite hinaus. Plötzlich wandten wir uns gleichzeitig um, und jeder hatte Tränen in den Augen. John sagte bloß: ‚Selbst im Krieg muß ich immer daran denken.‘ “

Dawes war gewöhnt, das Leben eines Millionärs zu führen, aber er sprach gerne von jenen Tagen, da er und John Pershing an der Bartheke eines gewissen Don Cameron ihre Fünfzehn-Cents-Mahlzeiten verzehrten. Über das Hotel de Lannes war er entsetzt. „Als ich mich umsah, sagte ich, ‚John, wenn ich diese klägliche Umgebung mit dem Luxus unseres früheren Lebens in Lincoln, Nebraska, vergleiche, scheint es wirklich so, als hätte ein anständiger Mensch auf dieser Welt keine Chancen.‘ Darauf erwiderte John nachdenklich: ‚Ist das nicht schlimmer als die Hölle?‘“

Charles G. Dawes Lehrzeit

Die erste Beschaffung, die Pershing seinem Einkäufer übertrug, betraf Bauholz und Kohle. Das Bauholz brauchte er auf der Stelle, um Unterkünfte in Chaumont zu errichten, wo die Baracken, mit denen sie begonnen hatten, für seinen stets anwachsenden Stab bereits zu eng wurden. Amerikanische Einheiten überboten sich gegenseitig beim Kauf der spärlichen französischen Vorräte. Die Franzosen wollten nichts von Schlägerungen in ihren Wäldern hören.

Die Kohle wurde zur Beheizung der Unterkünfte und Büros und für die Bahnen benötigt, die die amerikanischen Streitkräfte versorgen sollten. In England gab es genug Kohle, aber die Engländer hatten keine Lust, ihre Kohlenschiffe abzutreten, um die Ladung für ihre amerikanischen Verbündeten über den Kanal zu befördern. Dawes ließ seine Mitarbeiter die Großen Seen nach Frachtern absuchen und requirierte Trampdampfer.

Er schlug den Franzosen vor, sich von amerikanischen Bergarbeitern zeigen zu lassen, wie sie die Förderung in ihren eigenen Gruben erhöhen könnten, stieß jedoch damit auf völlige Ablehnung; die Gewerkschaften würden es nicht zugeben. Die Beamten zuckten die Achseln: „*Les syndi-cats* . . .“

Dawes machte die Erfahrung, daß es im europäischen Kriege feine Abstufungen gab. Die Beziehungen der Politiker reichten bis hinter die feindlichen Fronten. Gewisse Orte wurden niemals beschossen, gewisse Schiffe

nicht versenkt. In der Geschäftswelt hatte sich trotz des täglichen Gemetzels an den Fronten eine gewisse Duldsamkeit und manches stillschweigende Übereinkommen zwischen den Feindesländern entwickelt.

Die Kriegsmüdigkeit machte sich allorts bemerkbar. Selbst der deutsche Reichstag hatte eine Resolution angenommen, die auf einen einvernehmlichen Frieden und eine dauernde Versöhnung der Völker abzielte. Der Ruf nach dem Frieden ohne gewaltsame Abeitgnungen und Reparationen, der ständig von den Unruhestiftern der Petersburger Sowjets über das Radio ausgestrahlt wurde, gab Woodrow Wilsons altes Motto wieder: Frieden ohne Sieg. Sozialistische Phantasten, die sich in Stockholm versammelt hatten, gingen nicht von diesem Thema ab. Die Völker Europas spitzten die Ohren. In Frankreich war es nicht nur das Heer, das aufbegehrte. Besserwisser tuschelten, daß es zu einem Aufstand der Zivilbevölkerung kommen würde, falls für die Heizperiode des kommenden Winters nicht genügend Kohle bereitgestellt werden konnte.

„Mit Ausnahme Amerikas scheinen alle, einschließlich Deutschlands, es satt zu haben, wie die Engländer sagen“, vertraute Dawes etwas bekümmert seinem Tagebuch an. Pershings Stab schien ängstlich besorgt, der Krieg könnte beendet sein, ehe sie ihre Tüchtigkeit bewiesen hätten.

Dawes arbeitete flink wie ein Wiesel. Anfangs September hatte er sein Büro in Paris eröffnet. In der ersten Oktoberwoche war er bereits imstande, dem General mit einiger Zuversicht mitzuteilen, daß die erste Kohle unterwegs sei. Er hatte in der Schweiz und in Spanien Einkaufsagenten eingesetzt, die versuchten, ihrer langen Liste über Mangelwaren, die in jenen Ländern erhältlich waren, gerecht zu werden.

In der Ungestörtheit der Morgan Harjes Bank fand er an einem Samstagmorgen die Muße, einige allgemeine Schlußfolgerungen aus seinen bisherigen Erfahrungen niederzuschreiben: „Wenn die Hauptversorgungsquelle des Heeres so weit vom Verwendungsort entfernt ist, wie das im Falle der Vereinigten Staaten und ihres Heeres in Frankreich zutrifft, nimmt die Notwendigkeit der Zusammenarbeit im Verhältnis zu ihrer Schwierigkeit zu.“

Pershing und sein Stab suchten dem Kriegsministerium den Grundsatz einzuprägen, daß der Güterstrom von der Operationsbasis, also vom Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte aus, gelenkt und kontrolliert werden sollte. „Über die Priorität von Verschiffungen, die Schiffskurse der Ladungen (Entladehäfen) und den relativen Bedarf an Material sollte, von außergewöhnlichen Notfällen abgesehen, hier und nicht in Amerika entschieden werden“, schrieb Dawes. „Wenn wir in diesem Krieg versagen, dann liegt der Grund dafür im Fehlen einer blitzartig ablaufenden Organisation. Das ist Pershing und uns allen klar. Wir arbeiten Tag und Nacht.“

Zwei Tage später konnte Dawes eintragen, daß die erste seiner Kohlenlieferungen tatsächlich auf einem requirierten Schiff in einem englischen Hafen abgefertigt wurde.

„Der Krieg ist im gegenwärtigen Zeitpunkt in hohem Maße zu einer Frage der Frachttonnen geworden.“ Seine Zuversicht war grenzenlos. Während die „gewaltige Anstrengung der amerikanischen Vorbereitung“, in der er so glücklich war, eine Rolle zu spielen, weiterging, „führte Großbritannien eine prachtvolle Offensive durch“.

Die prachtvolle Offensive

Haigs große Offensive, die in den Meldungen leichtgläubiger Kriegsberichterstatter, die von dem gleichen General Charteris geschult worden waren, der die Geschichte der deutschen Kadaverfabrik erfunden hatte und der nun Haigs Nachrichtenoffizier war, jubelnd als eine Kette von Siegen beschrieben wurde, zwang die Deutschen, ihre Divisionen mit einem riesigen Aufwand an Menschen und Material in Flandern zu konzentrieren.

Die Operation begann genau eine Woche nach Pershings Besuch bei der Fünften Armee, bei dem man ihm das zu erobernde Gebiet im Hochrelief gezeigt, und er beim Pfeifen der Dudelsäcke mit dem lustigen General Gough zu Mittag gegessen hatte. Sie war schon für den Frühsommer vorgesehen gewesen, war jedoch durch Lloyd Georges Opposition, das Zaudern der Franzosen und die Schwierigkeiten der Versorgung von Woche zu Woche verschoben worden. Es war ein Wettrennen mit dem trügerischen flämischen Wetter. Die Stunde Null schlug an dem Tage, an dem die kurze trockene Jahreszeit vorüber war.

Haigs Verspätung schenkte dem deutschen Generalstab die Möglichkeit, seine Verteidigungslinien zu staffeln und Truppen, die frisch von dem leichten Sieg an der russischen Front abgezogen worden waren, auf die scharfen Gegenangriffe vorzubereiten, auf die er sich so sehr verließ. „Ich hatte ein gewisses Gefühl der Befriedigung, als diese neue Schlacht anhub“, schrieb von Hindenburg in seinen Erinnerungen. „Wir sehnten die Regenzeit herbei, die weite Flächen der flandrischen Ebene unpassierbar machen würde.“

Der Regen setzte genau am Tage des Angriffes ein. Ohne Rücksicht auf den dräuenden Himmel befahl Haig seine Fünfte Armee auf jeden Fall zur Offensive. Die wochenlange Bombardierung hatte den moorigen Boden vor Ypern so zerpflegt, daß er bei trockenem Wetter schwer zu übersetzen gewesen wäre. Im Regen erwies er sich als unüberwindlich. Die Tanks blieben im Schlamm stecken. Die deutschen Unterstände schlugen jeden An-

sturm zurück. Die geringen Bodengewinne nördlich der Stadt verhalfen den englischen Truppen bloß zu einer gefährlich vorgeschobenen Linie, die in ihrer ganzen Länge vom Artillerief Feuer aus dem höher gelegenen Abschnitt zwischen Passchendaele und Gheluvelt bestrichen wurde. Am Mittag des ersten Tages war es mit Ausnahme Haigs und seines Stabes allen klar, daß die Offensive mißglückt war.

Der Oberbefehlshaber, der sein Feldhauptquartier in einem Eisenbahnwagen aufgeschlagen hatte, stattete General Gough einen Besuch ab. Es regnete heftig. „Das war ein stolzes Tagesergebnis“, vermerkte Haig in seinen Privataufzeichnungen. „Habe Gough angewiesen, den Originalplan auszuführen.“

„Heute nachmittag fiel dichter Regen und machte die Flugaufklärung unmöglich“, fügte er später hinzu. „Auch war nur langsam vorwärts zu kommen, weil das Gelände sehr schwierig war. Das hat unseren weiteren Fortschritt behindert, und wir haben viel von dem Vorteil eingebüßt, den wir durch unseren großartigen Erfolg errungen hatten.“

Die jüngeren Offiziere waren von der Großartigkeit seines Erfolges weniger überzeugt. Nachdem man drei Tage lang vergeblich Menschen und Geräte durch den grundlosen Schlamm, in dem viele Verwundete ertranken, ins Maschinengewehr- und Artillerief Feuer gezerrt hatte, wurde der Angriff abgeblasen. Die Fünfte Armee war so schwer angeschlagen, daß die folgenden Angriffe gegen den Passchendaele-Hügel General Plumers Zweiter Armee anvertraut werden mußten. Von dem erhofften Durchbruch zu den Kanalhäfen wurde im Generalshauptquartier nicht mehr gesprochen.

Haig griff auf die alte Schritt-um-Schritt-Taktik zurück, die angeblich den deutschen Kampfeswillen zermürbte. Ende August hatten Engländer und Franzosen an der flandrischen Front vierundsiebzigttausend Mann verloren und nur ab und zu einige hundert Yard Boden gewonnen. General Charteris meldete hunderttausend deutsche Gefallene. Die englische und die amerikanische Presse tappten völlig im dunkeln. Am 25. August behauptete der Londoner „Spectator“ in seiner Wochenübersicht: „Für die Alliierten war dies die großartigste Woche des Krieges.“

Trotz aller Zeitungsmeldungen schlich sich in England die Enttäuschung ein. Die Erzählungen der Verwundeten strafte die Zeitungsberichte Lügen. Lazarettzüge wurden spät nachts nach London geführt, damit man die schweren Fälle unbemerkt in die Spitäler schaffen konnte.

Als sich Mitte September das Wetter besserte, stießen die Australier und die Neuseeländer neunhundert Yards längs der Memin-Straße vor. Zwanzigttausend Tote. Wieder ein Sieg. Als jemand fragte, wo denn die deutschen Gefangenen blieben, erwiderte General Charteris: „Wir töten den Feind, wir fangen ihn nicht.“

Wenige Tage später fielen im Walde von Polygon am Saum der Hügelkette von Passchendaele siebzehntausend Mann für geringen Bodengewinn. Am 4. Oktober gelang es Plumers Armee, die bei diesem Versuch sechsundzwanzigtausend Mann verlor, auf der Hügelkette gegenüber den Ruinen von Passchendaele einen zweifelhaften Stand zu erobern. Das war der Anlaß zu Dawes Tagebuchvermerk über Haigs prachtvolle Offensive. Pershing übersandte Haig eine Botschaft, mit der er ihn zu dieser triumphalen Antwort auf die „Propaganda für einen erbettelten Frieden“, beglückwünschte.

Wieder hatte es zu regnen begonnen. Am 9. Oktober wurde ein weiterer Vorstoß versucht. Abermals nagelte das Flankenfeuer der deutschen Bunker Plumers Truppen im Morast fest. „*Alle Ziele Haigs erreicht*“, verkündete die Schlagzeile der New York „Times“. Die Londoner „Times“ berichtete sogar, daß die Engländer vor Brügge stünden.

„Das Generalhauptquartier konnte zwar die Hügelkette von Passchendaele nicht bezwingen, es wurde jedoch beschlossen, die Fleet Street zu stürmen, und hier waren Strategie und Taktik hervorragend“, ließ sich Lloyd George verächtlich vernehmen.

Zu dieser Zeit dauerte es bereits vierzehn Stunden, einen Verwundeten zu evakuieren. Deutsche Flugzeuge beschossen die im Schlamm steckenden Engländer mit Maschinengewehren. Das deutsche Gelbkreuz war eine neue Todesursache. Schocks durch Granatenexplosionen standen auf der Tagesordnung. Nachschub konnte nur auf Laufbrettern herangebracht werden. Tanks, Lastwagen und Maultierzuge wühlten sich durch den Sumpf. Schützengräben liefen bis an den Rand mit Wasser voll. Feldgeschütze bohrten sich nach jedem Abfeuern durch die Wucht des Rückstoßes tief in den Grund.

Einzig die Ratten gediehen; aufgetrieben schwammen sie durch den Dreck und mästeten sich an den Toten in den überfluteten Laufgräben.

„Man stelle sich einen fruchtbaren Landstrich vor“, schrieb Gough in seiner Rechtfertigung, „der in Abständen von wenigen hundert Yards von Bauernhöfen und vereinzelt Weilern gesprenkelt ist; überall Wasser, denn nur ein kompliziertes Netz kleiner Abflukanale bewahrt das Land vor der allgegenwärtigen Gefahr der Überschwemmung; ein lehmiger Boden, den die geringste Feuchtigkeit in klebrigen Matsch verwandelt... Dann stelle man sich die gleiche Gegend vor, nachdem sie von einem Hagel von Bomben und Granaten zerschossen, zerfetzt und zerrissen wurde, einen Boden, der pausenlos von Explosionen erschüttert wird, Felder, die in neue und unvorstellbare Formen geschleudert werden, Straßen, die aus der Landschaft hinweggefegt wurden, die Häuser und Dörfer so gründlich zu Schutt

gehämmert, daß niemand mehr sagen kann, wo sie gestanden waren . . . und das Entwässerungsnetz gänzlich und rettungslos zerstört . . . Dann setzten die nicht endenwollenden Regenfälle ein (es war der verregneteste August seit dreißig Jahren). Die zerwühlte Erde verwandelte sich in flüssigen Lehm; kleine Bäche und winzige Kanäle schwollen zu gewaltigen Hindernissen an, und jeder Granattrichter wurde ein grausiger Teich. Noch immer peitschten die Geschütze diesen trügerischen Sumpf auf. Jeder Tag war schlimmer als der vorangegangene. Was ehemals schwierig gewesen war, wurde nun unmöglich.“

Am 23. Oktober ließ Pétain seinen General Maistre auf den dringenden Hilferuf Haigs, die Wucht des deutschen Beschusses abzulenken, eine kleine Operation gegen das Dorf Malmaison westlich des Chemin des Dames unternehmen. Der Vorstoß erfolgte mit Hilfe der französischen leichten Tanks auf einer zehn Meilen langen Front. Trotz eines sechs Tage währenden vorbereitenden Trommelfeuers wurden die Deutschen überrascht und verloren ihren letzten Stützpunkt auf dem Craonne-Plateau nördlich der Aisne. Die Franzosen machten zwölftausend Gefangene, erbeuteten zweihundert Geschütze und widerstanden dem gewohnt heftigen Gegenangriff. Nach Mort Hemme trug Malmaison mehr zur Wiederherstellung der Moral des französischen Heeres bei als alles gute Zureden Pétains.

Am 6. November meldete Haigs Hauptquartier die vollständige Besetzung des Höhenzuges von Passchendaele. Lloyd George sandte ihm ein Glückwunschtelegramm. Die Zeitungen der Alliierten trompeteten den Sieg aus. Sie behaupteten, die deutsche Moral sei gebrochen: ein deutscher General soll diesen Tag den schwärzesten der deutschen Wehrmacht genannt haben.

Von da an verebten die Kämpfe in Flandern im nieselnden Eisregen. Ihrer beschwerlichen Pflicht der Koordinierung der Stabsarbeit enthoben, kamen die Generäle aus ihren Hauptquartieren an die Front zu Besuch. Generalleutnant Sir Launcelot Kiggell, Haigs Stabschef, soll, als er den Blick zum ersten Male über das schlammige Chaos wandern ließ, ausgerufen haben: „Haben wir wirklich Menschen zugemutet, darin zu kämpfen?“

Rückkehr zur offenen Kriegsführung

Die deutschen Strategen waren über den Erfolg des Hutierschen Experimentes bei Riga so begeistert, daß sie eine Wiederholung beschlossen. Während seine Truppen in Flandern im Schlamm rund um Ypern in ihrem

Todeskampf mit den Engländern lagen, überwachte von Hindenburg die Erstellung eines neuen deutsch-österreichischen Heeres, das das Remis zwischen den Österreichern und den Italienern in den Bergen nördlich Venedigs brechen sollte.

Ein Überraschungsangriff plus Demoralisierung der Zivilisten war die Erfolgsformel im Norden gewesen. Deutsche Agenten berichteten von der Kriegsmüdigkeit der Zivilisten und dem aufrührerischen Geist der italienischen Rekruten, die durch karge Verpflegung und Geschichten über im Hinterland erzielte Kriegsgewinne erbittert waren und es unverzeihlich fanden, daß sie ihre Offiziere selten oder nie an der Front zu sehen bekamen. Unter General Otto von Bülow wurde in den Bergen ein Heer für eine schlagartige Überquerung des Isonzotales einsatzbereit gemacht.

Der italienische Spionagedienst meldete dem Hauptquartier seines Oberbefehlshabers, General Cadorna, die Ankunft deutscher Einheiten. Es hieß, General Cadorna hätte Befehl für eine tief gestaffelte Verteidigung erteilt, aber der Befehlshabende General der Zweiten italienischen Armee hatte seine Kommandostelle verlassen, und daher wurden keinerlei Vorkehrungen getroffen. So blieb eine gefährliche Lücke zwischen den Verteidigungslinien der beiden italienischen Armeen unbefestigt. Die Deutschen richteten ihren Vorstoß gegen diese Lücke.

Nach dreistündiger heftiger Bombardierung der italienischen Nachschublinien und einem vernichtenden Einsatz von Giftgas brach die deutsche Vorhut im fahlen Licht des Morgennebels und Regens, der in den hohen Bergen als Schnee niederfiel, beim Dorf Caporetto durch, übersetzte den Isonzo und umging die italienischen Linien.

Zwar hielten sich manche Einheiten, bis sie zu einem geordneten Rückzug gezwungen wurden, die italienische Zweite Armee aber streckte die Waffen und rannte in wilder Flucht zurück. Die in heilloser Verwirrung durchgeführte Übersetzung des Tagliamento, dreißig Meilen hinter der Front, wurde zum Inbegriff der Niederlage. Die deutschen und österreichischen Truppen wurden durch ihren unerwartet großen Bodengewinn so aus dem Gleichgewicht geworfen, daß es den Italienern unter einem neuen General und mit Hilfe englischer und französischer Verstärkungen in den ersten Novembertagen gelang, fünfundsechzig Meilen südlich der naßkalten Ebene von Venedig längs der Piave neue Schützengräben zu errichten.

In der Ungestörtheit der Morgan-Harjes-Bank in Paris schilderte am 3. November ein von seiner Jagd nach freiem Laderaum für kriegswichtigen Nachschub abgehetzter Dawes die italienische Schlappe als sehr ernüchternd. Er bemerkte, daß sich fünfundachtzigtausend englische und französische Truppen auf dem Eilmarsch zur Piave befanden. Er kam eben von einem

gemeinsamen Mittagessen mit Pershing, der über die italienische Nachricht gleichzeitig niedergeschlagen und angeregt war. Dawes' Neffe, der als Gemeiner diente, fuhr die Freunde an einen abgelegenen Ort, wo sie gemeinsam einen langen Spaziergang auf der Landstraße unternahmen. Ihre Unterhaltung verlief sehr ernst.

„Gemeinsam mit dem Oberbefehlshaber, meinem lieben Freund, die Bürde zu tragen und meinem Vaterland in dieser Stunde seiner Bedrängnis zu helfen, all dies ist mein mühseliges, aber glückliches Los“, schrieb Dawes. „Aber es ist leicht, glücklich zu sein, wenn man den Fortschritt wahrnimmt. Bei der Handlungsfreiheit, die John mir einräumt, ist mir, als würde ich die Macht alter Monarchen ausüben. Nur wenigen Menschen wird es zuteil, auf eigene Faust mit den Regierungen zu verhandeln.“

Pershing war über Caporetto wohl erschüttert, fühlte sich jedoch persönlich als Stratege durch den deutschen Erfolg in Riga und am Isonzo ermutigt. Hier schien sich das Ende des Stellungskrieges anzukündigen. Damit hatte er den überzeugenden Beweis der Richtigkeit „des Lehrsatzes, das Heer in offener Kriegführung zu schulen. Es beweist einfach, daß sich an diesem alten Prinzip der Kriegskunst nichts geändert hat.“

Endlich rollen die Tanks an

Ungefähr zehn Tage, nachdem sich der deutsch-österreichische Vorstoß in Italien zu einem Zuwarten am Piave beruhigt hatte, erfuhr die Richtigkeit von Pershings strategischem Lehrsatz eine neuerliche Bestätigung, diesmal durch die Engländer. Am 20. November durchbrachen englische Tanks die deutschen Linien bei Cambrai und ermöglichten der Infanterie einen vier Meilen langen Vorstoß, der nach den Maßstäben der Westfront nur geringfügige Verluste forderte.

Die ehrgeizigen jungen Offiziere des englischen Panzerkorps waren höchst verärgert gewesen, daß sie während der ersten Tage der Offensive von Ypern keine Gewinne verzeichnen konnten. Beinahe unter Tränen hatten sie, schon zur Zeit, da die Schlachtpläne im Hauptquartier erst ausgearbeitet wurden, klarzulegen versucht, daß der Boden von Ypern für Tanks ungeeignet war. Sie hatten Karten angefertigt, die auf die am stärksten überfluteten Abschnitte hinwiesen, und den Bescheid erhalten, sich darüber nicht den Kopf zu zerbrechen. Vor Cambrai, zwischen Lens und St. Quentin, hatten sie nun auf festem, welligem Gelände, das nicht durch anhaltende Bombardierung unpassierbar geworden war, die Gelegenheit, die Wirksamkeit ihrer Waffengattung zu erproben.

Engländer und Franzosen hatten unabhängig voneinander gepanzerte

Fahrzeuge entwickelt. Den Engländern scheint der Einfall gekommen zu sein, als der offizielle Militärberichterstatter, ein Oberst Swinton, der seine Meldungen mit „Augenzeuge“ unterzeichnete, sich an eine Geschichte erinnerte, die er vor einem Dutzend Jahren in dem „Strand Magazine“ unter dem Titel „Panzerschiffe zu Lande“ gelesen hatte. Natürlich stammte die Erzählung von H. G. Wells. Er schwatzte mit einigen jungen Burschen der Königlichen Marineluftwaffe, die von der Leistung der gepanzerten Autos beeindruckt waren, die sie für den Einsatz auf den Straßen um Dünkirchen während der ersten Schlacht an der Marne improvisiert hatten. Sie bemächtigten sich eines amerikanischen Raupentraktors und nahmen die Hilfe verschiedener Ingenieure in Anspruch, um einen Weg zu finden, diesen Traktorentyp in eine gepanzerte Lafette mit eigenem Antrieb, eben das Panzerschiff zu Lande aus Wells wissenschaftlicher Utopie, zu verwandeln. In diesem Stadium verkündeten die Chefs des Marinestabes, daß die Royal Navy sich nicht mit einem Ungetüm befassen würde, das auf dem Lande kreuzte, und das Programm wurde an das Heer überstellt.

Winston Churchill wurde als phantasiereicher Mensch vom ersten Augenblick an von der Vorstellung eines Landschiffes gefesselt. Als Lloyd George Rüstungsminister wurde, griff er Churchills Vorschläge auf. Im September 1916 gestattete General Haig, einige Mark-I-Tanks an der Somme auszuschwärmen zu lassen, zur Stützung der Kampfmoral, wie er etwas entschuldigend erklärte. Von den neunundvierzig vorhandenen primitiven Typen erreichten nur sechsunddreißig den Schauplatz, ehe sie zusammenbrachen.

Zu jener Zeit betrug die von Tanks erreichbare Höchstgeschwindigkeit vier Meilen pro Stunde. Dennoch gelangten zwei der plumpen Fahrzeuge zu Ruhm. Der erste an einem Angriff beteiligte Tank wälzte ein deutsches Widerstandsnest nieder, ehe ein Granattreffer es zum Verstummen brachte. Ein zweiter, dem eine Infanteriekompanie nachfolgte, setzte einen Schützengraben voll verdutzter Heinis in Gefangenschaft. Ihre größte Leistung vollbrachten die Tanks später in der Schlacht an der Somme, als zwei Panzer, obwohl sie hoffnungslos im Schlamm steckengeblieben waren, vierhundert Mann zur Waffenstreckung zwangen.

In Cambrai befand sich das Tankkorps im stolzen Besitz von dreihundert Tanks des letzten, verbesserten Modells. Die Tanks wurden in einem unverwüsteten Waldstück vor dem Feind verborgen. Als sie sich vor Morgengrauen in Bewegung setzten, gelang es ihnen trotz ihrer geringen Geschwindigkeit, den Feind zu überraschen. In Gruppen zu je zwölf Stück vorstoßend, denen die Infanterie folgte, wälzten sie die Stacheldrahtverhaue nieder und überquerten die feindlichen Betongräben mit größter Leichtigkeit. Zwei deutsche Divisionen wurden aufgegeben, hundertzwanzig Geschütze erbeutet und siebentausendfünfhundert Mann gefangen.

Der Pferdefuß kam, als sich herausstellte, daß Haigs Hauptquartier den Durchbruch einzig dazu benützte, mehrere Einheiten von seiner geliebten Kavallerie ausschwärmen zu lassen. Die deutschen Maschinengewehrmannschaften räumten aus ihren Unterständen heraus rasch mit Pferden und Reitern auf. Einige Tage später machten deutsche Gegenangriffe die englischen Bodengewinne zunichte.

Der Erfolg ihrer Gegenstöße bewies zur Zufriedenheit des deutschen Oberkommandos die Wertlosigkeit der Tanks.

Den deutschen Zivilisten zuliebe wurden die schwerfälligen Fahrzeuge als unmännliche Hilfsmittel der degenerierten Engländer ins Lächerliche gezogen und als des mutigen teutonischen Soldaten unwürdig erklärt.

Pershing befand sich im Hauptquartier General Byngs, der während des ersten Teiles des Kampfes von Cambrai den Befehl führte. Sein Stab traf bereits Vorbereitungen, leichte französische und schwere englische Tanks für die amerikanischen Truppen zu erwerben, aber weder mündlich noch schriftlich ließ er den geringsten Hinweis darüber fallen, daß er fürchtete, H. G. Wells' „Panzerschiffe zu Lande“ könnten die Infanteristen mit Gewehr und Bajonett, von denen er den Ausschlag seines Bewegungskrieges erwartete, den er für das kommende Jahr plante, auch nur im mindesten in den Schatten stellen.

Die Schiffsbrücke

In der Zwischenzeit ging der Aufbau der amerikanischen Streitmacht mit zunehmendem Tempo weiter. Ende November waren an die hunderttausend Mann in Frankreich gelandet. Brest wurde zum wichtigsten Anknüpfungshafen. Etwas mehr als die Hälfte der amerikanischen Truppen überquerte den Atlantischen Ozean auf englischen Schiffen, ein kleiner Prozentsatz auf französischen und italienischen, und der Rest der Transporte wurde von der US-Marine durchgeführt und begleitet.

Zu Beginn des Sommers hatten die Zerstörer gelernt, auf hoher See zu tanken. Das bedeutete, daß selbst die kleineren Schiffstypen die Überfahrt nach Europa mit ihren Konvois durchführen konnten, ohne auf halbem Wege umkehren zu müssen.

Die ersten Geleitzüge erreichten unversehrt ihre Heimathäfen trotz fortgesetzter Überfälle der U-Boote vor Englands Küste und im fernen Atlantik in der Höhe der Azoren. Auf Ostkurs wurde in jenem Jahr nicht ein einziges Schiff verloren.

Mitte Oktober erhielt der kleine Transporter „Antilles“, der sich eine

Tagesreise von Brest entfernt auf der Rückfahrt befand, einen Torpedovolltreffer in den Maschinenraum. Das Schiff sank innerhalb von sechs und einer halben Minute, aber dank den umsichtigen Vorkehrungen, ein getroffenes Schiff zu verlassen, kamen von den insgesamt zweihundertvierunddreißig Mann, die sich an Bord befanden, nur siebenundsechzig ums Leben. Der Funker harrete in seinem Senderraum aus und setzte die SOS-Rufe fort, bis das Schiff mit ihm versank. Der Kapitän, der darauf bestand, als letzter das Schiff zu verlassen, konnte nur um Haaresbreite dem Tod entrissen werden.

Trotz heftigen Wellenganges nahmen die umgebauten Jachten der Eskorte die Überlebenden auf und brachten sie nach Brest zurück. Die Vorschrift verlangte, daß die Handelsschiffe des Geleitzuges sich im Angriffs-falle zerstreuten und nur die Jachten mit geringem Tiefgang und die Zerstörer, die den Torpedos ein schlechtes Ziel boten, sich an den Rettungsarbeiten beteiligten.

In Brest angekommen, wurden Besatzung und Passagiere der „Antilles“ von der „Finland“ aufgenommen, die eben entladen hatte und sich für die Rückfahrt fertigmachte. Sie waren vom Unglück verfolgt. Kaum war die „Finland“ aus Brest ausgelaufen, erhielt sie einen Torpedotreffer unter der Kommandobrücke.

Diese Transporter wurden von zivilen Besatzungen bedient. Die Mannschaft der „Antilles“, die von den Marineoffizieren als „der Abschaum der Docks, ein Gesindel aller Nationalitäten“ beschrieben wurde, stand noch unter der Schockwirkung des eben Erlebten. Ihre Angst teilte sich der Zivilbesatzung der „Finland“ mit. Das Ergebnis war eine allgemeine Panik, als das Schiff getroffen wurde, und die Offiziere konnten dieser Panik nur mit dem Revolver in der Hand Herr werden. In der Hast wurden die Rettungsboote unvorsichtig niedergelassen, und manche kippten um. Männer sprangen über Bord.

„Die Besatzung des Maschinen- und Heizraumes verließ ihre Plätze und rannte ungeachtet gegenteiliger Befehle auf Deck“, schrieb Admiral Gleaves. „Diese Männer wurden schließlich mit Hilfe eines Revolvers und eines schweren Holzhammers nach unten getrieben und so der Maschinenraum wieder bemannt.“

Als wieder Ordnung herrschte, stellte sich heraus, daß nur ein Laderaum unter Wasser stand. Die über Bord Gesprungen oder Gefallenen wurden aufgenommen, und die „Finland“ trat mit eigener Kraft ihren Rückweg durch die U-Boot-Sperren in den Hafen von Brest an.

Offiziere und Mannschaft lernten, daß die U-Boote keine unüberwindlichen Gegner waren. Je weiter der Herbst fortschritt, desto besser wurde die Zusammenarbeit zwischen den Handelsschiffen und ihren Begleitern.

Der große Tag der amerikanischen Zerstörer kam im November, als die USS „Fanning“ ein langsames Handelsschiff zu seiner Position im Konvoi geleitete, der von Queenstown westwärts fuhr. Der Steuermann sichtete das kleine „Finger“-Periskop eines U-Bootes, das auf eines der größeren Handelsschiffe zu zielen schien. Er hatte es kaum bemerkt, als es auch schon wieder verschwunden war. Die „Fanning“ beschrieb einen weiten Bogen, um die Stelle zu vermeiden, an der das Sehrohr verschwunden war. Im gleichen Augenblick steuerte der zweite Zerstörer, die „Nicholson“, von der anderen Seite des Konvois auf die Stelle zu. Beide feuerten Unterwasserminen ab.

Nichts geschah.

Fünfzehn Minuten lang kreuzten sie erwartungsvoll hin und her. Kein Öl, keine Holzplanken. Schon waren sie im Begriff, ihre Positionen im Geleitzug wieder einzunehmen, als plötzlich zwischen ihnen das Heck eines Unterseebootes aus dem Wasser tauchte. Es stieg so hoch, daß die Torpedorohre sichtbar wurden.

Bald lag das ganze U-Boot, scheinbar ohne den geringsten Kratzer, an der Oberfläche. Die Besatzungen der Zerstörer konnten seine Inschrift lesen: U-58. Beide Zerstörer beschossen es, als sich die Klappe des Kommandoturmes öffnete, aus dem in größter Eile ein deutscher Offizier kletterte, wild mit den Armen Zeichen gab und aus voller Lunge „Kamerad“ brüllte. Ihm folgte die gesamte Mannschaft, alle mit erhobenen Armen. Auf eine List gefaßt, näherten sich die beiden Zerstörer mißtrauisch, die Maschinengewehre im Anschlag. Die „Fanning“ fuhr längs und warf den Deutschen ein Seil zu. In diesem Augenblick sank das U-Boot. Die Deutschen hatten die Tauchtanks geöffnet. Die Amerikaner hatten ihre liebe Not, die Besatzung zu retten. Ein Deutscher war so erschöpft, daß er starb.

Als der deutsche Kommandant aus dem Wasser gezogen wurde, knallte er, so tropfnaß er war, die Hacken zusammen und salutierte vor Leutnant Carpenter, der die „Fanning“ befehligte. Er erklärte in annehmbarem Englisch, daß er ein Minenleger sei. Die Aschenkübel hatten seine Motoren zerstört, seine Steuerruder verklemmt und die Benzinleitungen gebrochen. Er sank so rasch ab, daß ihm keine andere Möglichkeit verblieb, als seine Wassertanks zu entleeren, aufzutauchen und sich den Amerikanern zu ergeben.

Die Deutschen erhielten trockene Kleidung, Essen und wurden unter Bewachung gestellt. Den Berichten der Besatzung der „Fanning“ zufolge waren die Gefangenen am tiefsten von der Seife beeindruckt. Es war die erste Seife, die sie seit drei Monaten gesehen hatten.

Die Entzweigungstaktik

Oberst House verbrachte die heißen Monate des Sommers 1917 wie gewöhnlich an der Nordküste von Massachusetts. Sein Sommersitz in Magnolia stellte einen Anlaufhafen für den Strom europäischer Sendboten, wie Northcliffe, des englischen Pressechefs, Tardieu, des französischen Hochkommissars, und Sir William Wiseman, des äußerst listenreichen Oberhauptes des englischen Geheimdienstes, dar. Sie alle versuchten, sich einen Weg durch die Eisschicht zu tauen, die den Präsidenten in Washington einschloß.

Über seine Tätigkeit als Verbindungsmann zu Paris und Westminster hinaus versuchte der Oberst, die „ingleisigen Gedankengänge“ seines Freundes, wie er und Wilson es scherzhaft nannten, davor zu bewahren, sich zu ausschließlich auf militärische Anstrengungen, „den Kaiser vom hohen Roß zu werfen“, zu konzentrieren.

House mußte den Präsidenten daran erinnern, daß der Zweck des Krieges der Friede war.

Er wollte eine goldene Brücke für den Tag bauen, an dem Woodrow Wilson, genau wie Philipp Dru, der als Verwalter eine bedrängte Republik zur Ordnung zurückführte, in der Lage sein würde, den darniederliegenden Völkern der Erde einen Frieden zu diktieren, mit dem das goldene Zeitalter anbrechen würde.

House wußte genau, daß in all den blutigen Kämpfen dieses Sommers das Wort Friede nicht untergegangen war. Die Bewohner Europas waren es müde, auf die Schlachtfelder geführt zu werden. Friede war der Wahlspruch, der die Autokratie in Rußland zum Einstürzen gebracht hatte. Sämtliche Revolutionsparteien stimmten leidenschaftlich den Zielen der Konferenz der Weltsozialisten zu, die von der Zweiten Internationale, die sich von der Lähmung erholte, in die sie der Schlachtentaumel der ersten Kriegsjahre gestürzt hatte, in Schweden einberufen worden war. Wilsons Antwort auf die Stockholmer Versammlung bestand genau wie jene der Engländer und Franzosen darin, daß er den eingeladenen Sozialistenführern die Pässe verweigerte. Bakhmetief, Kerenskis Mittelsmann in Washington, hatte sich auf den Stufen von Oberst Houses Sommersitz Magnolie häuslich niedergelassen, um ihn so davon zu überzeugen, daß Wilson einen schwerwiegenden Fehler beging.

Eine ähnliche Friedensbestrebung begann sich in der katholischen Kirche abzuzeichnen. Die Reichstagsresolution des 17. Juli war von der deutschen katholischen Mittelpartei gefördert worden. Kurz darauf, am 1. August, erging ein Appell des Papstes Benedikt XV. an die Kriegsteilnehmer, Verhandlungen über einen Frieden ohne Sieg zu ähnlichen Bedingungen, wie Woodrow Wilson sie in seinen Reden vor Amerikas Kriegseintritt um-

rissen hatte, aufzunehmen. Diesem Aufruf des Papstes stand, zumindest nach Ansicht von Wilsons Beratern im Außenamt, der Versuch des österreichischen Außenministers Graf Czernin nahe, den Schwager des neuen Kaisers Karl, Prinz Sixtus von Bourbon, der damals in der belgischen Armee diente, als seinen privaten Unterhändler bei den Vorbesprechungen zwischen den Franzosen, den Deutschen und den Italienern einzusetzen. Wilsons erste Reaktion war, er sei zu sehr mit der Kriegführung beschäftigt, als daß er dem Aufruf des Papstes größere Aufmerksamkeit als den Schmähungen der Sozialisten widmen könnte.

Am 17. August riet ihm Oberst House schriftlich aus Magnolia, seine Ansichten doch zu revidieren:

„Lieber Gouverneur!

„Ich stehe so sehr unter dem Eindruck der Wichtigkeit der Lage, daß ich Sie noch einmal bemühen möchte. Ich glaube, Sie haben Gelegenheit, die Friedensverhandlungen aus den Händen des Papstes in Ihre eigenen gleiten zu lassen. Die Regierungskreise Deutschlands sind sich bewußt, daß einzig Sie imstande sind, Friedensbedingungen zu erzwingen. Die Alliierten müssen sich Ihrem Entschluß fügen, und mit Deutschland steht es nicht viel anders. Einen so nachteiligen Verlauf die Sache der Alliierten auch nimmt, befindet sich Deutschland dennoch in der ungünstigeren Lage. Es ist nun ein Wettlauf um das Durchhaltevermögen, aus dem Deutschland vermutlich früher als jedes Mitglied der Ententemächte ausscheiden muß.

Deutschland und Österreich gären in Unzufriedenheit. Die russische Revolution hat dem Volk die Augen für die eigene Macht geöffnet und die Gottesfurcht in die Herzen der Imperialisten gesenkt. Eine Darlegung aus Ihrem Munde über den wahren Sachverhalt hätte eine ungeheure Wirkung und würde vermutlich in Deutschland jene Empörung auslösen, die wir wünschen. Sie können eine Erklärung abgeben, die nicht nur das Ende des autokratischen Deutschlands bedeuten, sondern auch die Bestrebungen der russischen Liberalen, ihr Land in eine machtvolle Republik umzuformen, unterstützen würde.

Ich bete darum, daß Sie diese ungeheure Chance nicht ungenützt verstreichen lassen.

Ihr treu ergebener
E. M. House.“

Als Antwort übersandte der Präsident House den Text einer Note, die mit der gewohnten lähmenden Sorgfalt ausgearbeitet und wie immer auf seiner eigenen Maschine geschrieben war. Der Tenor seiner Ausführungen war, daß, wenn er sich auch weigerte, dem Wort der gegenwärtigen deut-

schen Regierung zu vertrauen, er doch hoffte, zusammen mit einer späteren deutschen Regierung, die tatsächlich die Vertretung des deutschen Volkes sei, über einen unparteiischen Frieden zu verhandeln.

„Das Ziel dieses Krieges“, schrieb Wilson, „besteht darin, die freien Völker der Welt von der Bedrohung und der jetzigen Macht eines gewaltigen Heeres zu befreien, das einer unverantwortlichen Regierung untersteht.“ Der Feind war nicht das deutsche Volk, sondern dessen „grausame Führer“.

Am Abend, an dem House das Konzept des Präsidenten erhalten hatte, vertraute er seinem Tagebuch an, daß er einen der anstrengendsten und bedeutendsten Tage des Sommers hinter sich gebracht habe. „Ich erhielt diesen Entwurf erst um zwölf Uhr, und es gelang mir, ihn zu lesen, zu verdauen und rechtzeitig zu beantworten, um diese Antwort noch mit dem Bundes-Express aufzugeben.“ Mit einem seiner vielsagenden Blicke überreichte er sein umfangreiches Manuskript dem Bostoner Postmeister, den die Vorsehung zu Besuch geschickt hatte. Der Postmeister versprach, zutiefst geschmeichelt, die Sendung mit eigenem Postsack abzufertigen oder sie nötigenfalls persönlich nach Washington zu bringen. House bemerkte, daß der Mann „sicherlich noch bedeutend tiefer beeindruckt gewesen wäre, hätte er geahnt, daß sich in diesem Augenblick das interessanteste Dokument der Welt in seinem Besitz befand“.

Am 29. August veröffentlichte das Außenministerium die Antwort Präsident Wilsons an Papst Benedikt. In Amerika zog diese Botschaft „halsstarrigen“ Senatoren wie Borah und La Follette und den sozialistischen Rednern wirksam den Boden unter den Füßen weg, die nach dem Spionagesgesetz das Gefängnis riskierten, da sie eine eindeutige Erklärung über die Ziele des Krieges forderten. Überdies bestärkte es die deutschamerikanische Ansicht, die trotz ihrer Unterdrückung noch immer einflußreich war, daß die Deutschamerikaner, die den Präsidenten in diesem Krieg gegen die Generäle des Kaisers unterstützten, nicht das deutsche Volk bekämpften. Es war der Anfang der Entzweigungspolitik .

Die Umfrage

Nachdem die Note durch die Zeitungen veröffentlicht worden war, schrieb House dem Präsidenten in einer Sturzflut von Lob und Bewunderung: „Abermals haben Sie eine Erklärung der menschlichen Freiheit verfaßt“ und unterzeichnete seinen Brief mit „Ihr ergebener“. Wilson hatte ihm geschrieben: „Ich denke täglich mit innigster Freundschaft an Sie.“

Sie hatten einander seit etlichen Monaten nicht mehr gesehen, und die

Zeitungen ergingen sich wieder in ihren allsommerlichen Vermutungen über einen Bruch zwischen den beiden. House hänselte die Reporter über diese Geschichten. Hatten sie sich heuer nicht ziemlich verspätet? Im allgemeinen brachten sie diese Enthüllungen im Hochsommer gleichzeitig mit den Seeungeheuern.

Der nächste Brief des Präsidenten an House war auf der „Mayflower“ geschrieben worden. Die Wilsons und eine Reihe von Mrs. Wilsons Verwandten verbrachten ein Wochenende auf dem im Hafen von Hampton Roads verankertem Schiff, um dem „Irrsinn Washingtons“, wie der Präsident es zu nennen begann, zu entfliehen. Nächste Woche, versprach er House, würde er eine längere Ruhepause einlegen. „Machen Sie sich keine Sorgen wegen meiner Gesundheit. Ich bedarf der Ruhe und bemerke das täglich mehr und mehr. Aber ich bin gesund und in guter Verfassung. Von uns allen“, fügte er hinzu, „die besten Grüße.“

Im gleichen Schreiben machte er einen bedeutsamen Vorschlag, der das Ergebnis eines Gedankenganges war, den House während des ganzen Sommers unauffällig empfohlen hatte. Die Zeit sei reif, die amerikanischen Friedensbedingungen vorzubereiten, schrieb er. Wilson wußte, daß die Engländer und Franzosen für den Fall, daß der Krieg ein plötzliches Ende finden sollte, ihre Vorbereitungen bereits getroffen hatten. „Was hielten Sie davon“, schrieb er House, „in aller Stille eine Gruppe von Männern um sich zu scharen, die Ihnen dabei behilflich wäre? Ich könnte natürlich sämtliche Rechnungen aus den Geldern zahlen, die mir nun zur Verfügung stehen. Unter Ihrer Anleitung könnten diese Mitarbeiter alles verfügbare Material miteinander vergleichen, und Sie könnten das Memorandum entwerfen, das Ihnen als Leitfaden dienen soll.“

House machte sich begeistert an die Arbeit. Er bat seinen Schwager, Sidney Mezes, den Präsidenten des Colleges der Stadt New York, einer Organisation vorzustehen, die als The Inquiry (Umfrage) bekannt wurde. Der zungengewandte junge Walter Lippmann von „The New Republic“ wurde als Sekretär berufen. Der berühmte Dr. Isaiah Bowman der amerikanischen geographischen Gesellschaft stellte den Forschern in den Räumen der Gesellschaft in New York Arbeitsplätze und seine kartographischen Hilfsmittel zur Verfügung.

Die Umfrage, so schrieb Dr. Mezes dem Präsidenten, sähe ihre Aufgabe darin, folgende Informationen zu sammeln:

1. „über Europas unterdrückte, bedrückte und rückständige Völker“,
2. über den internationalen Handel,
3. über internationales Recht.
4. zu zergliedern, welche ernstzunehmenden Vorschläge für eine Organisation zur Gewährleistung des Friedens gemacht werden könnten.

5. Empfehlungen über die Wiedergutmachung von Kriegsschäden in Frankreich und Belgien vorzulegen.

Der Präsident forderte zusätzlich eine sofortige Untersuchung darüber, wieweit die Ansprüche der größeren Staaten, wie Rußland, Deutschland und Österreich, auf Zugang zum Meer und zu Rohmaterialien berechtigt seien. „Natürlich“, schrieb er, „suchen wir nach einer Grundlage, die allen gerecht wird und nirgends den Keim zu Eifersüchteleien, Unzufriedenheiten und Behinderungen in der Entwicklung legen soll, die unweigerlich den nächsten Krieg herbeiführen würden.“

Wilson wünschte unanfechtbare Tatsachen. Er besaß einige Englandkenntnisse aus erster Hand, wußte aber nur sehr unklar über die näheren Umstände der verwickelten Ambitionen, manches generationenalten Hasses und der aufeinanderprallenden Gegensätze nationaler Interessen Bescheid, denen er gegenüberstehen würde, sobald die Zeit gekommen war, um den europäischen Konflikt zu entwirren und die Schar der europäischen Völker auf den Weg der Freiheit, der Demokratie und des Friedens zu führen. Er erwartete von der Umfrage die Tatsachen, auf denen er seine Lehre aufbauen konnte.

Wenngleich alle mit dem Unternehmen Verbundenen zur Geheimhaltung verpflichtet waren, bekamen die Zeitungen Wind von der Sache. Die New York „Times“ brachte die Schlagzeile: *„Amerika wird seine Stimme am Verhandlungstisch des Friedens erheben.“*

Der Präsident war verärgert. „Ich glaube, daß Ihr Presseleute keine Vorstellung davon habt, mit welcher Gefahr Ihr spielt, wenn Ihr im gegenwärtigen Zeitpunkt den Frieden überhaupt erörtert“, schrieb er an David Lawrence und wies darauf hin, daß Deutschland die Hegemonie Mitteleuropas von Hamburg bis Bagdad zustande gebracht habe und sich in einer äußerst vorteilhaften Lage befinden würde, sollten die Verhandlungen von dieser Grundlage ausgehen. „Es ist meine unerschütterliche und feste Überzeugung, daß über diese Angelegenheit nicht gesprochen werden sollte.“ Die Tätigkeit der Beauftragten Oberst Houses entwickelte sich daher genau so geheim wie die Forschungsarbeiten an hochexplosivem Material oder einem neuen Giftgas.

Oberst Houses Kaperbrief

Am 9. September trug House in sein Tagebuch ein: „Gegen sieben Uhr rief mich die Bostoner Marinewerft an, um mir mitzuteilen, sie hätten eine Depesche mit der Nachricht, daß die „*Mayflower*“ um zwei Uhr im Hafen von Gloucester sein würde. Loulie und ich fuhren hinüber, begaben uns

aufs Schiff, trafen den Präsidenten und Mrs. Wilson und kreuzten zwei Stunden oder länger längs der Küste. Wir machten zuerst in unserem Haus Rast und besuchten dann Mrs. T. Jefferson Coolidges Haus, um ihre Stiche, ihr Porzellan usw. zu besichtigen, das sie von Thomas Jefferson geerbt hatte. Während der Küstenfahrt bezeichnete Wilson sich selbst als „einen Demokraten à la Jefferson mit aristokratischen Neigungen.“

Am nächsten Morgen nach dem Golfspiel aß der Präsident mit dem Oberst und Mrs. House zu Mittag. „Während unserer Unterhaltung“, schrieb House, „lenkte ich den Präsidenten ein oder zweimal durch Einwürfe von seinen Gedankengängen ab, und es fiel ihm schwer, wieder zu seinem Thema zurückzufinden. Er lächelte kläglich und sagte: ‚Sie sehen, daß ich ein wenig erschöpft bin. Auf diese Art macht es sich bemerkbar.‘“

Die „Mayflower“ dampfte um Cape Anne zurück und fuhr in die Massachusetts-Bucht ein. Als sie den Kanal von Cape Cod passierten, sah sich die Wilson-Gruppe die großen Menschenansammlungen an, die sich eingefunden hatten, um ihm zuzujubeln. Schulkinder schwenkten kleine Fähnchen und sangen. Der Präsident war sehr gerührt. Edith trank die Huldigungen der fernen Mengen in sich ein. Ihr Mann stand auf dem Gipfel seiner persönlichen Popularität. Täglich trafen mit der Post, bei deren Bewältigung sie ihm häufig beistand, Photographien von Babys und gekritzelte Briefe stolzer Eltern ein, die ihm mitteilten, daß ihr jüngster Woodrow oder Wilson getauft worden war.

Nach einem kurzen Besuch bei der Familie Sayre in Nantucket, wo sie die Enkelkinder begrüßten und abermals von Hochrufen und dem dünnen Gesang der Schulkinder empfangen wurden, die zur Ehre des Tages ihren Klassenzimmern entflohen waren, trug die „Mayflower“ den Präsidenten, Mrs. Wilson und ihre Freunde und Verwandten sicher durch den Sound, an dem lärmenden, vielfenstrigen Vorgebirge Manhattans vorbei, und ging gegenüber von Grants Grab im North River vor Anker. Die Wilsons begaben sich am gleichen Abend in das Belasco-Theater, um ein beliebtes Lustspiel namens „Polly with a Past“ zu sehen. Als die Theaterbesucher den Präsidenten erkannten, erhoben sie sich von ihren Sitzen und ließen ihn hochleben.

Am nächsten Morgen statteten sie Admiral und Mrs. Grayson im St. Regis einen Besuch ab und wohnten dem Gottesdienst in der Presbyterianner-Kirche in der Fifth Avenue bei. Edith Wilsons Mutter und Schwester begleiteten sie zum sonntäglichen Abendessen an Bord. Ihnen folgte der diskret lächelnde Oberst House.

House widerstand der Septemberhitze, um den Marquis von Reading, den Oberrichter Englands und Sohn eines Obsthändlers aus East End zu treffen, der durch Klugheit, Takt und Rechtserfahrung in den geheimen

Staatsrat aufgestiegen und eben in New York angekommen war. Reading war einer der Liberalen, die Lloyd George am nächsten standen, und nach umfangreichem Briefwechsel mit House und Northcliffe hatte der Premierminister ihn als den Mann gewählt, der am ehesten mit Baruch vom Amt für Kriegsindustrie bei der Abstimmung der Kriegerfordernisse zurecht kommen und den Amerikanern die entsetzliche Notlage begreiflich machen würde, in der sich die Alliierten an der Westfront seit dem russischen Zusammenbruch befanden. Außerdem mußte er einen neuen Kredit erwirken. Wieder einmal waren die Mittel der Briten erschöpft.

Ehe das Essen auf der „Mayflower“ aufgetragen wurde, gelang es dem Oberst, den Präsidenten lang genug beiseite zu nehmen, um ihm einen an House gerichteten Brief Lloyd Georges zu zeigen, den Reading mitgebracht hatte. In diesem Brief schlug der Premier vor, Wilson möge einen persönlichen Stellvertreter zur Teilnahme an den Beratungen der Alliierten entsenden, am besten Oberst House selbst. Wilson enthielt sich jeder Entscheidung, und sie kehrten wieder zu der Gesellschaft zurück, die darauf wartete, Platz nehmen zu dürfen.

Der Präsident fuhr mit der Bahn nach Washington, um Montag früh pünktlich an seinem Schreibtisch erscheinen zu können. Einige Tage später stattete Lord Reading einen angesagten Besuch ab und wies ein weiteres persönliches Schreiben Lloyd Georges vor, das diesmal direkt an Wilson gerichtet war und mit ziemlicher Ungeduld auf eine Vertretung des Präsidenten der Vereinigten Staaten bei der nächsten interalliierten Konferenz drängte.

Erstens würden die dort gefällten Beschlüsse die amerikanische Armee unmittelbar betreffen... „Aber ein weiterer Grund wiegt noch bedeutend schwerer bei mir“, schrieb der Premierminister. „Ich glaube, daß wir heute schon an den Schablonen und Überlieferungen krankens, die sich seit Kriegsausbruch eingebürgert haben. Unparteiische Geister mit frischen Ansichten könnten uns unschätzbare Dienste dabei leisten, uns aus den ausgetretenen Pfaden zu lösen.“ Der schlaue Waliser endete mit einer Lobrede über die öffentlichen Erklärungen des Präsidenten. „Diese Erklärungen haben vielen die Ideale ins Gedächtnis zurückgerufen, mit denen Sie den Krieg begannen und die so leicht über den Schrecken des Schlachtfeldes, den Überstunden und der Müdigkeit der Munitionsfabriken vergessen werden. Sie haben den Mut der schwer heimgesuchten Völker Europas neu angefacht, ihr Schicksal zu ertragen und ihnen neue Hoffnung eingefloßt, daß sie mit ihren Leiden zur Schaffung einer Welt beitragen, in der Freiheit und Demokratie gesichert sind und freie Völker gemeinsam und in Frieden zusammenleben werden.“

In den nachfolgenden Tagen wurde der Schreibtisch mit ähnlichen Er-

suchen der Franzosen und Italiener bombardiert. Anfangs Oktober bat er House nach Washington zu kommen, um über diese Schreiben zu verhandeln. House fand den Präsidenten noch immer abgeneigt, „den Schwerpunkt des Krieges“, wie er es nannte, nach Europa verlegen zu lassen. Gleichzeitig war er widerwillig zu der Einsicht gelangt, daß er bei der nächsten interalliierten Versammlung vertreten sein mußte.

Nur auf House konnte Wilson sich zur Wahrung seiner Handlungsfreiheit verlassen. House mußte der Delegation vorstehen, die, wie sie nun beschlossen hatten, eine Galaabordnung werden sollte, mit dem Stabschef, General Bliss, dem Chef der Marine, Admiral Benson, und bedeutenden Mitgliedern der Verwaltung, die mit der nötigen Autorität die Fragen der Finanz und Versorgung und vor allem des Embargos des deutschen Handels durch neutrale Nationen erörtern würden. Zwei Kreuzer und ein Zerstörer sollten für die Überfahrt dienen. Sämtliche Spesen wurden vom Außenministerium übernommen. Wie gewöhnlich, waren die Instruktionen für den Oberst äußerst unklar.

Ohne eine Kopie einzubehalten oder einen Durchschlag an die Ablage des Außenministeriums zu senden, stellte der Präsident House ein Schreiben aus, das der Oberst schlaue seinen Kaperbrief nannte. Es war ein Privatbrief, der an die Premierminister Großbritanniens, Frankreichs und Italiens gerichtet war, die Wilson schlicht mit „Gentlemen“ anredete.

Er bestätigte, daß er „seinen Freund Mr. Edward M. House, den Überbringer dieses Briefes, gebeten hatte, mich bei den Konferenzen, die gegenwärtig zwischen den Regierungen, die sich im Krieg gegen die Mittelmächte verbündet haben, stattfinden, zu vertreten oder bei sonstigen Konferenzen, zu denen er eingeladen werden mag und denen beizuwohnen er es für gut hält.“

Bei nochmaliger Überlegung wurde beschlossen, Lansing zu ersuchen, den betreffenden Regierungen eine formelle Verständigung über die Entsendung einer amerikanischen Abordnung zugehen zu lassen.

„Ich werde während meines Auslandsaufenthaltes ständig an Sie und an Mrs. Wilson denken“, schrieb House aus New York, wo er in größter Eile seine Delegation zusammenstellte, „und ich werde mein Bestes tun, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.“ Er bat den Präsidenten, auf seine Gesundheit zu achten. „Sie sind die einzige Hoffnung, die dieser zerrissenen und unglücklichen Welt geblieben ist. Ohne Ihre Führung kann nur Gott sagen, wie lange wir durch diesen Dschungel irren müssen.“

„Es fällt mir schwer, Sie ziehen zu lassen“, antwortete der Präsident. „Es bedeutet mir einen ungeheuren Trost, Sie als Ratgeber und Freund bei mir zu haben. Aber es ist richtig, daß Sie gehen. Möge Gott Sie und Ihre Frau beschützen. Meine Gedanken werden Sie durch all die Wochen begleit-

ten und ich hoffe, daß es nur Wochen sein werden, die uns trennen.“

„Mrs. Wilson“, fügte er ausdrücklich hinzu, „schließt sich mit den herzlichsten Grüßen an.“

Da sich die diplomatische Mission zu einer so vielköpfigen Schar ausweitete, fühlte House sich berechtigt, seine Familie mitzunehmen. Er ernannte seinen Schwiegersohn Gordon Auchincloss zum Sekretär des Komitees. Daß Loulie mitkam, verstand sich von selbst, und ebenso die unentbehrliche Miß Denton, die so ausgezeichnet mit dem Privatcode vertraut war, den House und Wilson gemeinsam für ihre persönlichen Mitteilungen entwickelt hatten.

Sir William Wiseman war ein äußerst findiger Mann. Er war ein ständiger Gast in Houses Wohnung auf der 53. Straße geworden, wo er das üppigste Feld für Auskünfte über amerikanische Angelegenheiten fand, die nach Hause nach Whitehall zu berichten sein Auftrag war. Nun schuf er jede Voraussetzung, daß die Amerikaner sich wohl fühlen sollten, wenn sie auf der engen kleinen Insel ankamen: „House weigert sich, an öffentlichen Banketts oder Lunches jeder Art teilzunehmen“, deponierte er. „Er ist nicht robust und haßt Feierlichkeiten des öffentlichen Lebens. Darf ich daran erinnern, daß Amerikanern kalte Häuser ein Greuel sind und daß die Unterkünfte Zentralheizung haben sollen, da sie Kaminfeuer zu spärlich finden.“

House war sich insgeheim völlig bewußt, daß diese Fürsorge um das Wohl und die Behaglichkeit der Bonzen unpassend war, deren Mißwirtschaft die Zivilisation in diese verzweifelte Lage gebracht hatte, während die armen Teufel, die keinerlei Schuld daran trugen, in Schlamm und Elend der Schützengräben litten, froren und starben. Eines Tages pausierte er in der Aufregung und Hetzjagd der Abreisevorbereitungen des Komitees lange genug, um in sein Tagebuch eine sonderbar nachdenkliche Eintragung zu machen: „Man kann nur hoffen, daß die Völker aller Nationen eines Tages bemerken werden, daß den Mächtigen, die zum überwiegenden Teile für die Kriege verantwortlich sind, und jenen, die die öffentliche Meinung zur Weißglut aufpeitschen, selten etwas geschieht. Wo finden wir unter den gekrönten Häuptern Europas einen Todesfall? Wo hat in Kabinetten und bei Parlamentsmitgliedern der Krieg ein Leben gefordert? Wo hat von den berühmten Chefredakteuren, Politikern und öffentlichen Rednern einer den Tod am Schlachtfeld erlitten?“

Die amerikanische Delegation begab sich mit der Bahn nach Halifax und überquerte sicher den Atlantik. Am 7. November kam sie in Plymouth an. In London stieß sie auf lange Gesichter. House hatte noch kaum die ganze

Nachricht von Caporetto verdaut, wo achthunderttausend Italiener gefallen, verwundet oder gefangen waren, als die Meldung über den Zusammenbruch von Kerenskis Regierung der Mittelklasse und der Machtergreifung durch Lenins Bolschewisten in Petersburg im Namen der Arbeiter, Soldaten und Bauern eintraf. Eine ihrer ersten öffentlichen Taten bestand darin, vom deutschen Oberkommando einen Waffenstillstand zu verlangen.

Lloyd George war bereits in Rapallo, wo er Painlevé und den italienischen Premierminister Orlando traf, um einen Obersten Kriegsrat zu bilden, der genügend Autorität besaß, gegen die Flut der Niederlagen anzukämpfen. In England war der Aufruhr gegen Lloyd George so heftig geworden, daß es zweifelhaft war, ob der Premierminister bei seiner Rückkehr dem Parlament gegenüberzutreten konnte, ohne daß ihm das Vertrauen entzogen wurde. Französische Berichte sagten Painlevés Kabinett den Untergang voraus. In ihrer Panik klammerten sich die Alliierten an den Vertrauten des Präsidenten. „Nie zuvor“, despeschierte der Korrespondent der New York „Times“ aus London, „hat Europa einen Ausländer mit größerer Bereitschaft aufgenommen, oder ihm ähnliche Macht eingeräumt.“

Lloyd George empfing House am Tage seiner Rückkehr von Rapallo zu einem Abendessen unter vier Augen. Er benötige unverzüglich eine Erklärung, erläuterte er, die dem Unterhaus versicherte, daß er, Lloyd George, die rückhaltlose Unterstützung Amerikas für seinen Obersten Kriegsrat genieße. Asquiths Anhänger, von Lloyd Georges Feinden im Generalstab angeeifert, trachteten ihm nach der Stellung. Er mußte den Eindruck erwecken, daß die amerikanische Beteiligung am Obersten Kriegsrat eine Art Sieg darstelle. House kabelte dem Präsidenten und ersuchte ihn um eine Erklärung.

„An House: Nützen Sie das Oberwasser. Wir stimmen nicht nur dem Plan einer einheitlichen Kriegsführung zu, wir bestehen vielmehr darauf“, waren die Worte, die Wilson auf seinen privaten Notizblock schrieb.

Mrs. Wilson half dem Präsidenten bei der Chiffrierung einer Mitteilung in diesem Sinne in seinem Privatcode. Diese Nachricht wurde House durch das Außenministerium übermittelt. House, der sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, in die Politik der Engländer einzugreifen, gab eine allgemein gehaltene Erklärung darüber heraus, daß er eine Depesche des Präsidenten des Inhaltes erhalten habe, daß „die Regierung der Vereinigten Staaten eine einheitliche Planung und Kontrolle zwischen den Alliierten und den Vereinigten Staaten als notwendig erachte, um einen gerechten und dauernden Frieden herbeizuführen.“

Lloyd George, der ein gewitzter Steuermann in parlamentarischen Gewässern war, verstand Wilson's Unterstützung trefflich zu nützen.

Die Opposition ließ den Mißtrauensantrag fallen.

Als die Zeitungsleute in Washington Tumulty um einen Kommentar zu den Londoner Depeschen drängten, sandte der Präsident, der in jenen Tagen dem Wort „Frieden“ im Munde eines Journalisten mißtraute und vielleicht als Ergebnis einer Bemerkung Ediths, daß House zu selbstherrlich würde, nichts dagegen hatte, House in seine Schranken zu weisen, ein Memorandum aus, das auf beiden Seiten des Atlantiks Bestürzung auslöste: „Bitte teilen Sie den Leuten mit, daß es sich hier sicher um eine Überschätzung meiner allgemeinen Haltung handelt, die jedermann bekannt ist, und ersuchen Sie sie, nicht zu sehr darauf zu bauen. Täten sie es, so müßte ich ständig zu ähnlichen Meldungen Stellung nehmen.“

Hearsts Internationaler Nachrichtendienst legte die Worte als Dementi des Präsidenten aus, House ein Telegramm des Inhaltes gesandt zu haben, eine Vereinheitlichung des alliierten Kommandos in Europa zu unterstützen.

Le Tigre

Lloyd Georges Regierung ging knapp an einem zweiten Sturz vorbei. Europäische Politiker wurden in ihrem Vertrauen zu Oberst House erschüttert. In Paris hatte Painlevé bereits in der Kammer eine Niederlage erlitten. Statt ihm war nun Clemenceau Premierminister.

Clemenceau war mit sechsundsiebzig Jahren der einzige Überlebende jener Tagung, die in Bordeaux stattgefunden hatte, um die Dritte Republik nach der französischen Niederlage von 1871 zu gründen. Als Vorsitzender des ständigen Kammerausschusses über die Kriegsführung hatte der ungestüme alte Mann seit der ersten Schlacht an der Marne über das Vorgehen eines jeden Ministeriums gepoltet und gewettert. Er ging mit seinen Vorwürfen des Pazifismus, Defaitismus und Verrates so verschwenderisch um, daß die Leitartikel seiner privaten Zeitung „L'Homme Libre“ immer wieder von der Zensur gestrichen worden waren. Als Antwort darauf veränderte er den Namen der Zeitung in „L'Homme Enchainé“.

Als Poincaré, der ihn haßte, Clemenceau zur Bildung eines Kabinetts einlud, nachdem Painlevé seine Wahl in der Kammer verloren hatte, soll der Präsident der Republik erwidert haben, „Sie haben es für jeden anderen unmöglich gemacht, ein Kabinett zu bilden... Sehen Sie jetzt selbst, was Sie tun können.“

Georges Clemenceaus politischer Spitzname war „der Tiger“. Er war ein geborener Republikaner und Antiklerikaler aus La Vendée, einem Gebiet Frankreichs, das für die Heftigkeit seiner Politik berüchtigt war. Sein Vater war ein Landarzt, der wegen seiner liberalen Ansichten von der Polizei Louis Napoleons verfolgt worden war. Als Student der Medizin saß Cle-

menceau eine Gefängnisstrafe wegen seiner Teilnahme an einem politischen Aufstand ab. Er lernte in frühen Jahren englisch und veröffentlichte eine Übersetzung von John Stuart Mills „Auguste Comte and Positivism“. Der ätzende politische Journalismus, der in der Politik Frankreichs des 19. Jahrhunderts eine so bedeutende Rolle spielte, entsprach seinem Geschmack besser als die Ausübung des ärztlichen Berufes. Er war ein vorzüglicher Duellkämpfer. Durch seine Hitzköpfigkeit wurde ihm der Boden von Paris so heiß, daß ihn sein Vater in den letzten Jahren des Bürgerkrieges nach Amerika sandte. In New York verdiente er sich seinen Lebensunterhalt durch Reit- und Fechtstunden und als amerikanischer Korrespondent verschiedener Pariser Zeitungen. Er pflegte in seinem sonderbaren Yankee Dialekt vor amerikanischen Besuchern damit zu prahlen, daß er für „Le Temps“ die Berichterstattung über den Fall Richmonds schrieb.

Er vermählte sich mit einer wohlhabenden Amerikanerin, einer seiner Schülerinnen der Stamford Akademie und brachte sie in dem kleinen Familienschateau in La Vendée unter, aber er besaß kein Talent zum beschaulichen Bürgertum. Unbekümmert verließ er seine Frau und die Kinder, um zu den Reizen des Pariser politischen Lebens zurückzukehren. Als man ihm den Vorwurf machte, Geliebte auszuhalten, soll er erwidert haben, seine wahre Geliebte sei Marianne, „la troisième république“.

Er stänkerte fortgesetzt in der Presse und war in viele Duelle verwickelt. Es war unmöglich, mit ihm zu leben. Nach sieben Jahren verließ ihn Madame Clemenceau und nahm die Kinder nach Amerika mit. Er war ständiger Bürgermeister der Gemeinde von Montmartre, diente in der Abgeordnetenkammer und im Senat und wurde als Antiklerikaler und als Freund Zolas durch die Volksreaktion auf den Dreyfus-Fall als Premier in den Sattel gehoben. Damals wurde ein verbitterter junger Jude namens Georges Mandel sein Privatsekretär. Obwohl er Humanitarier war und stark mit der Linken sympathisierte, blieb sein politischer Schlachtruf die Rache an Deutschland.

Die einzige Familie des einsamen und übellaunigen alten Mannes bestand aus Mandel, seinem Sekretär, der ihn auf Schritt und Tritt begleitete, und Albert, seinem Diener. Beide vergötterten ihn und lebten in ständiger Angst vor seinen Wutausbrüchen. Seine politischen Freunde erklärten gerne lächelnd, daß sich nach Attilas Niederlage einige Hunnen in La Vendée angesiedelt haben sollen. Er hatte einen mongolischen Einschlag durch die hohen Backenknochen über dem buschigen Schnurrbart, den die Karikaturisten gerne in die Stoßzähne eines grimmigen Tigers verwandelten, dem Käppchen, das seine Glatze verdeckte, und den Zwirnhandschuhen, die einen Ausschlag an seinen kleinen klauenartigen Händen verbargen, den kein Doktor zu heilen vermochte.

Clemenceau, dessen ausführendes Organ Georges Mandel als „Chef de cabinet“ und Leiter der Zensurstelle war, hatte sich im Grunde genommen innerhalb weniger Tage zum Diktator Frankreichs gemacht. Aus dieser inoffiziellen Stellung heraus begrüßte er die amerikanischen Delegierten, als sie inmitten von Jubelgeschrei, Flaggenschmuck und Trompetenklängen der Garde Republicaine von London kommend in Paris eintrafen. In ganz Paris wurde seine Eröffnungsansprache vor den verdutzten Abgeordneten zitiert: „Mais moi, messieurs, je fais la guerre.“

Clemenceau unterhielt sich nur mit seinen Freunden auf englisch, aber er erwies sich als sehr geschickt in der Behandlung der Amerikaner. House schilderte ihn als echten Realisten. Nach ihrer ersten Zusammenkunft waren sie sich darüber einig, daß die Verhandlungen der interalliierten Konferenz kurz und prägnant sein sollten. „Pas de discours“. House beschrieb ihn in seinem Tagebuch als „einen der fähigsten Männer, die ich in Europa kennengelernt habe. Das bezieht sich nicht nur auf diese, sondern auf meine sämtlichen Reisen.“

Beim ersten zwanglosen Treffen zwischen House, Bliss und Pershing stellte sich heraus, daß Clemenceau genau wie Pétain die amerikanischen Infanteristen zur Auffrischung der französischen Divisionen heranziehen wollte. „Er sagte, wenn die Amerikaner sich nicht von den Franzosen belehren ließen, würden das die Deutschen zu einem sehr hohen Preis besorgen.“ Pershing äußerte Bedenken. „Er war der Ansicht“, schrieb House, „daß, wenn die amerikanischen Truppen erst einmal den Franzosen überantwortet waren, nur ein winziger Bruchteil wiederkehren würde.“

Die amerikanische Kommission hieß bei den in Paris wohnenden Amerikanern nur die „Hausparty“. Sie stiegen im Hotel Grillon ab, wo House die nach Thomas Fortune Ryan benannte Suite belegte. Er lud General Pershing und Harbord zu einem ersten Treffen ein, ehe sie alle gemeinsam zur ersten Tagung gingen. Das Grillon schwirrte von Amerikanern. Grasty von der New York „Times“, der zum Pressekontingent gehörte, beschrieb den Oberst als „emsig wie ein Eichhörnchen zur Zeit der Nußernte“.

„Ich habe den großen kleinen Mann kennengelernt“, trug Harbord in sein Tagebuch ein, „den Mann, der in verschiedenen Sprachen zu schweigen versteht. Er ist einer der wenigen praktisch kinnlosen Männer, die mir untergekommen sind, der als imposant angesehen wird.“ Er rief das Komitee zusammen und hielt ihm eine unverblümt spöttische Ansprache. „Wir werden heute zusammentreten. Es wird nichts als die Erörterung über die Form einer Organisation vor sich gehen. Keine Reden, damit keiner in bezug auf Rußland einen Bock schießt und ein paar kleine Burschen peinliche Fragen stellen könnten. Heute ist unser Tag des Lächelns. Sie haben nichts weiter zu tun, als zwischen den kleinen Burschen auf- und abzuwan-

deln und sich ihre Geschichten anzuhören. Seien Sie freundlich und wohlwollend.“ „Wenn das nicht heißt, Steine an Stelle von Brot zu geben, dann weiß ich nicht“, fügte Harbord hinzu.

„Anschließend fuhren wir ins französische Außenministerium. Ein sehr geräumiger Saal mit langen Tischen und Sitzkarten, jede Delegation für sich abgesondert. Siebzehn verbündete Nationen: die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Brasilien, Liberia, Kuba, Japan, Frankreich, Serbien, Montenegro, Italien, Rußland, Rumänien, Argentinien, Belgien usw. Die Farbenskala reichte von Chromgelb über Braun und Schwarz bis zum klarsten Weiß, ein wahrer Turm zu Babel... eine Versammlung, die so wenig zur Hoffnung auf Eintracht berechtigte, daß ich anzunehmen bereit bin, die nüchternen Deutschen hätten willig die Spesen dieser Tagung als Kapitalsanlage übernommen.“

Harbord beschrieb den neuen französischen Premier als „verehrungswürdig“. Er hatte einst „in Massachusetts“ unterrichtet und es hieß von ihm, er kenne „die eigenartigen aber manchmal wirksamen Wege der Amerikaner. Sein persönliches Gehaben wird als äußerst direkt und unumwunden beschrieben. Einige Monate äußerst direkter und unumwundener Verbindung mit einigen Franzosen hat uns jedoch gelehrt“, fügte Harbord in seinen privaten Aufzeichnungen hinzu, „daß sie trotz ihrer zur Schau getragenen Aufgeschlossenheit manchmal einige unausgesprochene Vorbehalte machen. Das gleiche galt vermutlich für den alten Premierminister.“ Offensichtlich war die Konferenz nicht ganz so kurz, wie House und Clemenceau vorgehabt hatten. „Ich sah eine Stunde lang zu“, schrieb Harbord, „und ging dann zusammen mit seinem Chef fort.“ Oberst Dawes, der ungemein reich war, hatte Harbord im Tour d'Argent zum Mittagessen eingeladen. Es gab Ente mit Orangen. Anschließend gingen sie zu Brentano, wo Harbord seinem Freund dabei half, einige hundert Dollar für Frühlingsdrucke auszugeben. Sie hatten beide eine Schwäche für Napoleon.

Der oberste Kriegsrat, der aus Premierministern, hohen Militärs und ihren Adjutanten bestand, versammelte sich im Trianon-Palast in Versailles. Seine Besprechungen verliefen kaum fruchtbarer als jene der interalliierten Kommission. „Ich kann ausgezeichnet verstehen, wieso Deutschland in der Lage war, den Alliierten zu trotzen“, bemerkte House. „Überlegene Organisation und Arbeitsweise. Bei den Alliierten steht nichts fest: alles bleibt Gerede ohne abgesprochenes Handeln.“

Eines wurde klar: Keiner der Kriegsteilnehmer war bereit, jene Zugeständnisse zu machen, die für einen Vermittlungsfrieden unerlässlich waren. Die Regierungen jeder kampf beteiligten Nation hatten beschlossen, eine weitere Runde zu wagen. Das war die Nachricht, die House dem Präsidenten nach Amerika mitnahm.

VIERTER TEIL

Unumschränkte Gewalt

Mitbürger, alle unsere Worte, alles was wir von nun an planen und vollbringen, muß der getreue Niederschlag dieser Entgegnung sein, bis die Erhabenheit und Größe unserer vereinten Kräfte jene Macht beschämen und restlos besiegen, die verspottet und mißachtet, was uns mit Ehrfurcht und Liebe erfüllt. Deutschland hat abermals bekundet, daß allein die nackte Gewalt entscheiden soll, ob Gerechtigkeit und Friede das Leben der Menschheit regieren sollen, ob das Recht, wie Amerika es versteht, oder die Vorherrschaft, wie Deutschland sie auffaßt, das Geschick der Menschheit bestimmen soll. Unsere einzig mögliche Erwiderung heißt daher: Gewalt, Gewalt bis aufs äußerste, unumschränkte, grenzenlose Gewalt, die gerechte und sieghafte Gewalt, die das Recht zum Weltgesetz erheben und jede eigennützige Vorherrschaft in den Staub werfen wird.

*Woodrow Wilson beim Aufruf zur
Zeichnung der Dritten Freiheitsanleihe
im Zeughaus von Baltimore,
6. April 1918*

XVI. KAPITEL

Die Mobilisierung des Geistes

Am Nachmittag des 17. Dezember war Oberst Houses leiser Schritt wieder in den Gängen des Weißen Hauses zu hören. Er hatte seine Abordnung so geheim aus Frankreich geschmuggelt, daß die Korrespondenten gestaunt hatten. „Den Höhepunkt aller maulwurfartigen Handlungen Oberst Houses“, deponierte der New York-Times-Korrespondent, „bildete seine Abfahrt. Vielleicht hat der Oberst mit sich selbst eine geheime Wette auf seine Fähigkeit abgeschlossen, die Gruppe von fünfzehn oder zwanzig Personen aus dem auffälligsten Rahmen von Paris abzuziehen, ohne daß es jemand merkt.“

Der Präsident erwartete House in seinem Arbeitsraum. Sie unterhielten sich zwei Stunden lang unter vier Augen. Obwohl es der Oberst liebte, die Berichte über seine Tätigkeit als außerordentlicher Diplomat in überaus vorteilhaftes Licht zu rücken, bemühte er sich diesmal nicht, die Tatsache zu verschleiern, daß wenig erreicht worden war.

Durch das Sträuben der Italiener, die noch immer davon träumten, die Adria in ihr mare nostrum zu verwandeln, und Clemenceaus völliger Interesselosigkeit an allem anderen außer dem Kampf gegen *le boche*, war es dem Oberst nicht gelungen, die Abgeordneten der Alliierten zur Einigung auf die öffentliche Erklärung über vernünftige und objektive Kriegsziele zu bewegen, die ihm und dem Präsidenten am Herzen lag. Seine Vorstellungen zugunsten eines einheitlichen Oberkommandos waren auf die ausweichenden Antworten Lloyd Georges gestoßen, der dem Militär nicht länger traute, seit er mit Nivelle auf das falsche Pferd gesetzt hatte. Der grauenhafte Blutzoll, den Haigs Offensiven in Flandern gefordert hatten, ließ den Premier alles vermeiden, was diesem General oder seinem Mitarbeiter, General Robertson, dem englischen Stabschef, zusätzliche Entscheidungsmacht einräumte. Er zögerte und wand sich. House hatte nichts weiter zu berichten, als daß die Sitzungen des obersten Kriegsrates die Grundlage

geschaffen hatten, auf der unter günstigeren Voraussetzungen eine einheitliche Befehlserteilung aufgebaut werden konnte.

Der Präsident berief für den folgenden Tag Minister Baker und General Bliss zur einer weiteren Besprechung mit House ein. Dann sandte er ihn eiligst nach New York zurück, um die Tatbestände und Zahlen zusammenzustellen, die von den College-Professoren aus den Bibliotheken ausgehoben wurden. Die Forschungen des Untersuchungsausschusses für den Frieden sollten ihm die Grundlage für eine neue Erklärung über die Kriegsziele liefern.

Brest Litowsk

Die bolschewistische Machtergreifung in Petersburg änderte den Kurs der geistigen Auseinandersetzung, an der Woodrow Wilson bedeutend stärkeren Anteil nahm als an militärischer Strategie, radikal. Eine von Leon Trotzki's ersten Taten bei der Übernahme des Außenministeriums als Kommissar des gesamtrossischen Kongresses der Sowjets bestand in der Veröffentlichung der Geheimverträge zwischen den Alliierten, die eine Aufteilung der Türkei, Österreich-Ungarns und der verschiedenen Balkanstaaten zur Befriedigung „territorialen Ehrgeizes“ vorsahen.

Der „Manchester Guardian“ druckte am 13. Dezember die erste Zusammenfassung dieser Verträge in Englisch. Das englische nonkonformistische Gewissen begann sich darauf zu regen.

Der amerikanische Abdruck in Villards New Yorker „Evening Post“ ermutigte die Sozialisten und Pazifisten, deren Ansichten von Woodrow Wilson immer weniger geschätzt wurden. „Nicht die Gefühle der Pazifisten sind es, gegen die ich mich stelle“, äußerte er vor einer Sitzung des Zentralverbandes der amerikanischen Arbeiterschaft in Buffalo, „sondern ihre Dummheit. Mein Herz gibt ihnen recht, aber mein Verstand verachtet sie. Ich will den Frieden, aber im Gegensatz zu ihnen weiß ich, wie er zu erlangen ist. Sie werden bemerkt haben, daß ich einen meiner Freunde, Oberst House, der den Frieden genau so hoch schätzt wie nur jemand, nach Europa sandte. Dennoch habe ich ihn nicht als Friedensboten geschickt. Ich gab ihm vielmehr den Auftrag, an einer Konferenz darüber teilzunehmen, wie der Krieg gewonnen werden wird, und er weiß so gut wie ich, daß der Friede nur durch den Krieg erreicht werden kann.“

Wilson war nicht der einzige Mensch, der zu wissen glaubte, wie der Friede zu erreichen war. Lenin, der hinter den Gewehren und Maschinengewehren seiner Partisanen im Smolni Institut seine Netze spann, hatte verkündet, daß der Krieg für die Arbeiterklasse beendet sei. Über Rundfunk und durch die Propagandastellen, an deren Aufbau sie fieberhaft arbeiteten,

ten, erklärten die Bolschewisten den im Kampf stehenden Heeren, daß sie, um in den Genuß des Friedens zu gelangen, ihre Offiziere erschießen und nach Hause gehen sollten.

Um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, verhandelten die Bolschewistenführer bereits in der zerstörten weißrussischen Stadt Brest-Litowsk mit den Deutschen über einen Waffenstillstand. Die Genossen Kamenew und Joffe führten die bolschewistische Delegation an.

Adolf Joffe besonders bewies sich als gewandter Unterhändler und Propagandaredner. Wie sein Freund Trotzki stammte er von reichen jüdischen Geschäftsleuten vom Lande ab. Nach einer nicht allzu gründlichen Ausbildung an verschiedenen Universitäten geriet er in den Bann der Revolutionsbewegung und überschrieb der sozialdemokratischen Partei ein beträchtliches Vermögen. Lenin wählte ihn wegen seines weltmännischen Gehabens für die Delegation aus. Natürlich war auch die Arbeiterschaft vertreten, aber erst als sich die Abgeordneten schon auf dem Weg zur Bahn befanden, fiel jemandem auf, daß sie vergessen hatten, einen Bauern beizuziehen. „Dort ist ein Bauer“, sagte Joffe und zeigte auf eine mächtige bärtige Erscheinung unter einer Straßenlampe. Sie ließen anhalten und überredeten mit Drohungen und Schmeicheleien einen demütigen alten Landmann zum Mitkommen. Es gelang ihnen nie, ihm das Dienern und Katzbuckeln abzugewöhnen; außerdem nannte er jedermann „Barin“, was „Herr“ bedeutet. Seine Mitarbeit konnte also keinen Erfolg bringen.

Die deutschen Vertreter waren der Außenminister von Kuhlmann und Generalmajor Max Hoffmann, Pershings alter Bekannter aus den Tagen des Japanischen Krieges, der durch seine Gesamtleitung der Riga-Offensive berühmt geworden war. Graf Czernin vertrat den österreichischen Kaiser. Weiters hatten sich Abordnungen aus der Türkei und den Balkanstaaten eingefunden; alles in allem vierhundert Delegierte.

Die Konferenz begann in einer Atmosphäre überirdischer Einsicht in einem alten Theater, einem der wenigen Gebäude der Stadt, das noch stand. Czernin, der durch die Streiks und Empörungen, die sich wegen der Lebensmittelknappheit in seinem zerbröckelnden österreichisch-ungarischen Reich ausbreiteten, verängstigt war, hoffte ehrlich, einen allgemeinen Waffenstillstand zuwege zu bringen. Die Deutschen warteten ihre Zeit ab. Vermutlich wollten sie die bolschewistische Regierung nicht zum Sturz bringen, die sie mit Millionen Mark, die für defaitistische Propaganda nach Petersburg flossen, unterstützten. Sie gestatteten Joffe, einen Anfangssieg zu erringen: Die Verhandlungen sollten öffentlich sein, die Teilnehmer konnten sie über das Radio in alle Welt senden. Dann stellte Joffe zwei Grundprinzipien auf: Es durfte keine Annexionen geben. Die Völker sollten ihre Regierung selbst bestimmen.

Am Christtag ließen die Deutschen ihre Antwort hören. Auch sie stimmten gegen Annexionen, besonders was die deutschen Kolonien betraf, die von den Engländern eingesteckt worden waren, und für die Selbstentscheidung, mit gewissen Einschränkungen im Falle eben dieser deutschen Kolonien.

Hinter den Kulissen waren beide Gegner sehr beschäftigt. Die deutschen Generäle benützten die Atempause, um ihre militärischen Stellungen zu festigen und die Einheiten abzuziehen, die für den Einsatz an der Westfront verwendet werden konnten. Die Bolschewisten waren ebenfalls nicht müßig. Längs der ganzen Front verbrüdereten sich russische Truppen mit den Deutschen. Flugzettel, in denen die deutsche Arbeiterschaft aufgefordert wurde, den imperialistischen Krieg zu beenden, wurden in fliegender Hast von den Petersburger Druckereien an die Front geschafft und zu Hunderttausenden verteilt.

Die ersten Unterhandlungen endeten mit einem zehntägigen Waffenstillstand, während dem die Unterhändler beider Gruppen sich mit ihren Regierungen beraten sollten. Die deutschen Generäle zogen beleidigt ab. Irgendwie war es diesen verachteten Bolschewisten geglückt, Brest-Litowsk in einen Resonanzboden für die Offenbarungen ihrer Revolution zu verwandeln.

Von Hindenburg beschrieb die Lage in seinen Memoiren folgendermaßen: „Am 15. Dezember wurde an der russischen Front ein Waffenstillstand geschlossen. Natürlich hätte es völlig unseren Wünschen entsprochen, wenn die Friedensglocken geläutet hätten. An Stelle jener Glocken erschollen die wüsten Hetzreden revolutionärer Dogmatiker, von denen der Konferenzsaal von Brest-Litowsk widerhallte. Der Friede der Welt sollte durch eine Massenabschlachtung der Bourgeoisie herbeigeführt werden. Mir schien, als benähmen sich Lenin und Trotzki eher wie die Sieger als die Besiegten und versuchten, die Keime politischen Zerfalls ins Hinterland sowie in unser Heer zu tragen. Es ist wohl kaum nötig zu versichern“, fügte der preußische Befehlshaber kläglich hinzu, „daß es für einen Mann meiner politischen Ansichten äußerst peinlich ist, mit einem russischen Terroristen zu verhandeln.“

Die Bahnen werden aufgetaut

Mit den bevorstehenden Feiertagen mehrten sich die innenpolitischen Probleme auf dem Schreibtisch des Präsidenten. Das Land war durch eine der schärfsten Kältewellen, derer man sich erinnern konnte, gelähmt. Schneestürme im Westen und Temperaturen um die Null-Grad-Grenze an

der östlichen Küste legten den Bahnverkehr still, der bereits durch widerstreitende Vorzugsrechte der Ausschüsse, Beschaffungämter und Dienststellen des Feldzeugmeisters stark in Mitleidenschaft gezogen war, die in Washington und der Umgebung der zweiunddreißig Ausbildungslager der Rekruten üppig blühten. Jeder Zahlmeister des Heeres versah die Ladungen, die er zu haben wünschte, mit blauen Prioritätszetteln, wodurch die bevorzugte Abfertigung mit der Zeit jede Bedeutung verlor.

Die Bahnen waren schon bei Kriegsausbruch in übler Verfassung gewesen. Die Direktionen krankten an den Folgen der räuberischen Finanzgebarung der Vergangenheit und kamen einerseits durch die Forderung der Facharbeiter nach Lohnerhöhung, deren Berechtigung im allgemeinen zugegeben wurde, und andererseits durch die Weigerung der zwischenstaatlichen Handelskommission, die Tarife zu erhöhen, nicht vom Fleck. Die Bahnen litten unter Personalmangel. Verlockende Löhne in Rüstungsbetrieben und Schiffswerften warben ihre besten Angestellten ab. Die Meldestellen der Armee verminderten den restlichen Bestand. Die steigenden Kriegsexporte, denen keine ausgleichenden Importe gegenüberstanden, füllten die Bahnremisen im Osten mit leeren Güterwagen, die auf eine nach Westen bestimmte Ladung warteten. Zu dem allen kam die besonders lang anhaltende Kälteperiode, durch die Lokomotiven einfroren, Schleppkähne in Flüssen und Kanälen festsaßen und der Bedarf an Kohle und Erdölprodukten im ganzen Lande stieg. Der Kriegsausschuß der Bahnen, der vom Kuratorium für nationale Verteidigung bestellt worden war, versuchte, die Schwierigkeiten durch freiwillige Zusammenarbeit zu entwirren, hatte aber damit keinen Erfolg.

Je näher die Weihnachtsfeiertage rückten, desto häufiger trafen in Washington Meldungen über Fabriken ein, die aus Kohlenmangel sperren mußten, über fertige, kriegswichtige Lieferungen, die in Lagerhäusern sammengepfercht waren oder in nicht überdachten Docks verderben, über Schiffe, die bewegungsunfähig im Eis der Häfen lagen. Die Stadt New York trieb einer Kohlennot entgegen. Hundertfünfzig Schiffe ankerten in der Bucht und warteten auf Kohle. Seit zwei Wochen war keine Post mehr nach Europa abgefertigt worden. Zeitungen behaupteten, daß Manhattan innerhalb von sieben Tagen ohne jede Kohle dastehen würde. Immer mächtiger erhob sich im Kongreß die Kritik an der Leitung der Kriegsproduktion. Jemand mußte mit der Aufgabe betraut werden, das Transportwesen aufrechtzuerhalten.

Wann immer der Präsident und sein Finanzminister einen Augenblick füreinander Zeit hatten, drehte sich das Gespräch um die Bahnen. Wo war der Mann, der das gesamte Bahnnetz organisieren und es als eine kontinentale Einheit führen konnte? Wilsons Schwiegersohn war bereits für die

Schatzkammer und vier andere tagesfüllende Aufgaben verantwortlich. „Ob du das wohl übernehmen könntest, Mac?“ fragte Wilson ihn eines Tages. Da McAdoo nicht unter Minderwertigkeitskomplexen litt, erwiderte er, da er bereits so tief in der Finanzgebarung der Bahnen stecke, sei es vielleicht tatsächlich klüger, selbst diese Aufgabe zu übernehmen, als sie jemandem anzuvertrauen, mit dem er am Ende nicht gut auskäme. Auf Grund einer Ermächtigung des Heereszuweisungsgesetzes erließ der Präsident eine Proklamation, mit der die Regierung alle Bahnen im ganzen Land übernahm, und ernannte William Gibbs McAdoo zum Direktor mit uneingeschränktem Verfügungsrecht über Gehälter, Tarife, Verkehrswege und Finanzgebarung.

Das gefährliche Brodeln

In seiner Ansprache vor den Bahndirektoren, die sich im letzten Sommer, als der Präsident versucht hatte, zwischen ihnen und den Bahnarbeitern zu vermitteln und so einen Streik zu verhindern, im Weißen Haus versammelt hatten, war von dem „gefährlichen Brodeln“ die Rede gewesen, das Wilson unter der Oberfläche Amerikas entdeckt hatte. Dieses gefährliche Brodeln konnte sich, falls keine entsprechenden Vorkehrungen getroffen wurden, „in einem Gewaltakt Luft machen, dessen Folgen kein Mensch vorhersehen kann“.

Nun sah er die Möglichkeit jener Sorte von Gewaltakten, die er befürchtete, durch die Propagandaflut, mit der die russischen Bolschewisten die Welt überschwemmten, gefährlich verstärkt. Sozialisten, IWWs (Industrial Workers of the World), Pazifisten und Anarchisten der Emma-Goldman-Richtung spielten jeder auf ihre eigene Weise den feindlichen Ausländern und den deutschen Agenten bei der Sabotage des Kriegseinsatzes in die Hände. Während er die Formen der Konstitution pedantisch wahrte, beabsichtigte er, seine Rechte, die ihm durch das Spionagegesetz und die Wehrgesetze eingeräumt worden waren, bis ins letzte zu nützen.

Sein oberster Staatsanwalt war Houses alter Freund aus Texas, T. W. Gregory, der seit den Tagen der Texas Delegation bei der Versammlung von Baltimore zu seinen verlässlichen Anhängern zählte. Gregory erwarb sich seinen Namen als Anwalt der Regierung im Verfahren gegen den Trust der New York New Haven und Hartford. House beschrieb ihn als so verlässlich wie Cäsars Legion. Nun unterstützte Gregory den Präsidenten mit Feuereifer, indem er seine Helfer im ganzen Lande ausschwärmen ließ, um jede Revolte auszumerzen.

Gregorys texanischer Landsmann, der Bundespostminister Burleson,

machte der Bindestrich-Presse bereits das Leben sauer. Er schloß die wichtigsten irischen Zeitungen „The Freeman's Journal“, „The Irish World“ und „The Gaelic American“ mit der Begründung, sie hätten sich respektlos über den englischen Verbündeten geäußert, aus den Postsendungen aus. Deutsche und slawische Zeitungen wurden laufend nach Anzeichen einer Empörung unter die Lupe genommen. Der Sozialistenzeitung „Leader“, die in Milwaukee erschien, einer Stadt, die sowohl als deutschamerikanisches als auch als sozialistisches Zentrum verdächtig war, wurde das Recht der Beförderung durch die Post entzogen. Selbst eine Nummer des liberalen „Metropolitan Magazine“, zu dessen Mitarbeitern und Herausgebern verlässliche Anhänger der Neuen Freiheit zählten, wurde wegen eines Artikels von William Hard, der die Haltung der Regierung im Karibischen Meer bekrittelt, als untragbar für die Postbeförderung erklärt. Blättern der zornigen jungen Radikalen, wie zum Beispiel Max Eastmans „Masses“ wurde das Erscheinen untersagt.

Das Justizministerium schritt sogar gegen einen Film, der sich „The Spirit of 1776“ nannte, ein und verbot dessen Aufführung wegen einer Szene, in der Greuelthaten der Rotröcke gegen revolutionäre Zivilisten gezeigt wurden. Der Oberstaatsanwalt war von dem Urteil des Richters über diesen Fall, der vor einem Bundesgericht in Kalifornien verhandelt wurde, so erfreut, daß er es in der Form eines Pamphlets veröffentlichte.

Gregorys Agenten suchten mittlerweile Handhaben zur Anklage gegen Hetzer und Verräter. Die berüchtigten Anarchisten Emma Goldman und Alexander Berkman waren wegen ihres Widerstandes gegen die Militärpflicht bereits in die Klauen des Gesetzes geraten. Feindliche Ausländer wurden aus den Ausbildungslagern entfernt, und so rasch sich eine Verhaftung durchführen ließ, interniert. Die Untauglichen wurden zur Deportation bestimmt. Gegen einen College-Professor namens Scott Nearing, der wegen seiner pazifistischen Äußerungen von der Universität von Pennsylvanien entlassen worden war, befand sich die Anklage in Vorbereitung, ebenso gegen Rose Pastor Stokes, einen Sozialisten und alten Wilson-Bewunderer, aus dem Ostviertel New Yorks, der die Kriegsziele, wie sie durch die Geheimverträge enthüllt worden waren, nicht zu schlucken vermochte und das in aller Öffentlichkeit zugab. Haftbefehle wurden gegen die Führer der Liga der Parteilosen erlassen, die ihre Bewunderung für Senator La Follette zu unumwunden bekundeten. In Akely, Minnesota, trieb die Furcht vor dem Justizministerium einen jungen Sozialisten zu einem gräßlichen Selbstmord. Er sprengte sich mit einer Dynamitpatrone selbst in die Luft. In Chikago arbeiteten die Bezirksrichter sorgfältig die Vorbereitungen für einen Schauprozess gegen den einäugigen William D. Hywood und hundert Mitglieder der Industrial Workers of the World aus.

Diese „Wobblies“, wie sie genannt wurden, waren harmlosere Gegner als die Sozialisten, die angesehene Leute waren. Deren überzeugtes Beharren auf der Unantastbarkeit des demokratischen Verfahrens stand Woodrow Wilsons eigenen Ansichten sehr nahe. Die Wobblies dagegen stammten aus den tiefsten Schichten der Gesellschaft.

Ihr Grundbekenntnis lautete, gleich dem der russischen Bolschewisten, daß die ausbeutende Klasse, wie sie die Arbeitgeber der Welt nannten, und die arbeitende Klasse nichts gemeinsam hätten. Im Gegensatz zu den russischen Bolschewisten, die sich der Regierung bemächtigen wollten, lehnten sie es sowohl theoretisch als auch praktisch ab, etwas mit dem Staat zu tun zu haben. Sie prahlten mit ihrem Vertrauen zur Sabotage und der unmittelbaren Tat. Sie träumten von dem Generalstreik, der, durch einen geheimnisvollen Vorgang, den sie nicht sehr genau zu beschreiben imstande waren, eine friedliche soziale Verlagerung herbeiführen und der Arbeiterschaft die Fabriken und die Gewinne zuspiesen würde, die nun in die Geldsäcke der kapitalistischen Parasiten flossen. Es war eine Doktrin, die der radikalen Front der amerikanischen Arbeiterschaft zusagte, ein Grundsatz für Landstreicher und Müßiggänger. Sie trug den Geruch des großmäuligen Schwatzes der Unterstandslosen am Lagerfeuer und der Selbstherrlichkeit des Siedlers, der mit Axt und Gewehr in die Wildnis vordrang. Sie beriefen sich darauf, als Amerikaner mit dem Recht der Redefreiheit geboren zu sein.

Die Wobblies mochten zu jener Zeit gut eineinhalb Millionen Anhänger besitzen. Sie ermutigten die Wehrdienstverweigerung und klagten den Krieg als kapitalistische Erfindung an, die dem Zwangsarbeiter blutige Gewinne abpreßte. Ihre Grundsätze herrschten bei den Holzfällern des Nordwestens vor, die Bauholz für die Schiffswerften und Nadelholz für die Flugzeuge lieferten, deren Erzeugung so langsam voranging. Sie fachten Streiks und Kämpfe um die Redefreiheit an, die, wie es hieß, die Kriegsanstrengungen unterbanden. Der Prozeß und die schließliche Verurteilung der gesamten Führerschaft und drakonische Gefängnisstrafen, die durch Richter Landis verhängt wurden, ließen praktisch den extremen Syndikalismus der Wobblies aus dem Lexikon der amerikanischen Arbeiterschaft verschwinden.

Während Gregorys Bundesbeamte auf die Haftbefehle des Präsidenten, wie sie es nannten, zurückgegriffen, wenn ihnen die großen Geschworenengerichte und die beinahe noch eifrigeren Organe der einzelnen Staaten keine ausstellen wollten, und sich kräftig ins Zeug legten, um jeden, der sich gegen die Methoden des Präsidenten aussprach, auf die Anklagebank zu bringen, nahm die breite Öffentlichkeit den Entrüstungsschrei auf.

Vierzig namhafte Autoren reichten beim Senat eine Bittschrift um die

Entfernung des halsstarrigen La Follette ein. An Schulen und Colleges wurden Deutschkurse aufgelassen. Deutsche Speisen verschwanden von den Speisekarten. Sauerkraut wurde als Freiheitskohl bekannt, die deutschen Masern wurden umbenannt. Deutscher Klee erschien in den Samenkatalogen als rosa oder Freiheitsklee. Alle Beweise ausländischer Kultur waren verdächtig. Deutsche Opern wurden von den Spielplänen gestrichen. Die Bewegung gegen die deutsche Musik fand ihren Höhepunkt in der Verhaftung Dr. Carl Mucks, des betagten und vielbewunderten Dirigenten des Bostoner Symphonieorchesters.

Die Ansichten der Hydra

„Es ist kein Heer, das wir für den Krieg aufstellen und ausbilden müssen, sondern ein Volk“, schrieb Wilson in seiner Erklärung zur allgemeinen Wehrpflicht. „Die gesamte Nation muß eine Einheit bilden.“ Um die gesamte Nation zur Einheit zu schweißen, genügte es nicht, die Äußerungen unliebsamer Ansichten zu bestrafen. Es war nötig, die gewünschten Ansichten unters Volk zu bringen.

Während der ersten Wochen nach der Kriegserklärung, zu einer Zeit, in der Wilson durch die Weigerung des Kongresses, ihm gleichzeitig mit all seinen anderen kriegsbedingten Ermächtigungen die Pressezensur zuzugestehen, aus dem Konzept gebracht war, flatterte auf den Schreibtisch des Weißen Hauses jene Art von Schriftstück, dessen Lektüre er am meisten liebte, wenn er versuchte, sich über irgendeine Sache eine Meinung zu bilden. Diese Epistel faßte die Für und Wider einer offiziellen Zensur auf Kriegsdauer zusammen und kam zu dem Schluß, daß es nicht der Druck war, der benötigt wurde, sondern der Ausdruck; mit anderen Worten eine Propaganda, um das Volk in Kriegsbegeisterung zu stürzen.

Dieser Brief stammte aus der Feder eines Journalisten aus Colorado, der mit einer Reihe beißender Leitartikel und einem Buch über den Sachverhalt während der Kampagne von 1916 dem Präsidenten so nachhaltig das Wort geredet hatte, daß Tumulty sich ihn für ein Amt in einem der Ministerien sicherte. Der Journalist hieß George Creel.

Creel war ein zwergenhafter Mann mit glühenden schwarzen Augen, die unter einem Büschel schwarzer Locken aus einem häßlichen Gesicht blickten. Er stammte von einer verarmten Familie aus Virginia, die nach dem Bürgerkrieg nach Missouri gekommen war. Über Zeitungen von Kansas City und korruptionsaufdeckende Zeitschriften in New York hatte er durch Entschlossenheit und Unverschämtheit seinen Weg bis zur Position eines Bevollmächtigten der Polizei in Denver gemacht. Er war ein Führer

des Reformelementes unter den Demokraten Colorados. Er hatte sich von dem Revolverblatt der Denver „Post“ bis zu seiner eigenen „Rocky Mountain News“ emporgearbeitet und war mit Blanche Bates, einem amerikanischen Bühnenstar verheiratet.

Er war ein ungemein fleißiger Mann mit unerschöpflichem Selbstvertrauen und neigte zu vorschnellen Urteilen. Seine Geistesblitze waren berühmt. Sein Bonmot, daß Senator Lodge, gleich dem Boden Englands sorgfältigst bestellt, von Natur aber unfruchtbar war, hatte ihn zweifellos beim Präsidenten beliebt gemacht.

„Für Creel“, schrieb Mark Sullivan, der journalistische Chronist jener Zeitspanne, „gibt es nur zwei Arten von Menschen: Stinktiere und die außergewöhnlichsten Menschen, die je unter der Sonne wandelten. Diese außergewöhnlichsten Menschen sind ein Pluralbegriff, unter den jeder fällt, der bei dem jeweiligen Thema, mit dem Creel sich eben befaßt, auf seiner Seite steht.“ „Ich muß zugeben“, schrieb Creel über sich selbst, „daß Unvoreingenommenheit nicht zu meinen Erbgütern zählt. Ich habe mit der Muttermilch Vorurteile eingetrunknen und wurde schon in den Windeln zur Parteitreue erzogen.“

Jahrelang war Wilson für Creel, der sich seinen geräuschvollen Weg durch Steuerfragen, Sozialismus, Aufdeckung von Korruption, Fortschrittlerium und Reform zur Neuen Freiheit bahnte, der außergewöhnlichste Mensch, der je unter der Sonne wandelte, gewesen. Er hielt mit dieser Meinung wahrlich nicht hinter dem Berg, als er zur Beratung über das Komitee zur Aufklärung der Öffentlichkeit, das der Präsident beschlossen hatte, mit Daniels, Baker und Außenminister Lansing als nominelle Leiter, zu schaffen, ins Weiße Haus gerufen wurde. Als Ergebnis einer einzigen Unterredung wurde Creel zum Vorsitzenden mit voller Vollzugsgewalt eingesetzt. Er sollte seine Weisungen unmittelbar vom Präsidenten beziehen.

Als die kriegsbedingten Spannungen um den Schreibtisch des Präsidenten zunahmen, gehörte Creel gleichzeitig mit Baruch, Newton D. Baker und Oberst House zu den wenigen Auserwählten, die Tumulty in das Arbeitszimmer im Stockwerk einlassen durfte. Creel war Wilsons Verbindungsmann zur Zensurbehörde, der Postverwaltung und dem Justizministerium. Er arbeitete Hand in Hand mit der Spionagezentrale des Heeres und der Marine. Durch diese Stellen übte er die Macht des Präsidenten aus, Unerwünschtes zu vertuschen. Als Vorsitzender des Komitees für öffentliche Aufklärung bestand seine Aufgabe, wie er es gerne darzustellen pflegte, in der Wahl der treffendsten Ausdrücke. Er wurde im Kampf der Schlagworte das Sprachrohr des Präsidenten.

Creel richtete sein Büro gegenüber dem Weißen Haus in einem alten Backsteinwohnhaus auf dem Jackson-Platz ein. Dort scharte er einen Stab

nach Wilson-Manier denkender Journalisten um sich, die durch Zweigagenturen in den Großstädten die Doktrin von einer Küste zur anderen aussprengten.

Das Komitee für Volksaufklärung wurde die Quelle der Kriegsmeldungen für das Washingtoner Zeitungskorps. Das Vorhandensein einer offiziellen Pressezensur wurde standhaft verneint, aber die Herausgeber waren sicherer, wenn ihr Material durch Creels Hände gegangen war.

Er entwickelte ein Nachrichtenbüro und eine Reihe von Kartelldiensten, die den Ereignissen eine regierungsfreundliche Färbung verliehen und falsche und gefährliche Gerüchte zerredeten. Der fremdsprachigen Presse wurde eine eigene Abteilung gewidmet. Ebenso wurden eine Bildstelle und eine Filmabteilung ins Leben gerufen. Eine Auslandsstelle schleuste Propaganda nach Deutschland und Rußland ein. Es gab ein Rednerbüro, das den Sprechern für die verschiedenen Anleihen der Freiheitsbewegungen die nötigen Unterlagen zuwies. Die fünfundsiebzig freiwilligen Redner, die für ihre Vier-Minuten-Ansprachen an Straßenecken, in Kinos, Kirchen und bei Gemeindeversammlungen auf Themen, die Creels Büro für sie ausgesucht hatte, gedrillt worden waren, hießen bald nur mehr die „Schreiergarde“.

C. P. I.- (Committee for Public Information) Plakate prangten in jedem Postamt. C. P. I.-Nachrichtenanschlüge steckten an jedem Anschlagbrett. Ländliche Wochenzeitungen und Handelsmagazine wurden von Creels Nachrichten gespeist. In überraschend kurzer Zeit war es George Creel gelungen, die gesamte Nation — mit Ausnahme natürlich jener verächtlichen Minderheit, die darauf beharrte, sich ihre Meinung selbst zu bilden — jedes Schlagwort nachbeten zu lassen, das im Propagandakrieg zur „Sicherung der Welt für die Demokratie“ vom Schreibtisch des Präsidenten herrührte.

Die Neugestaltung der Weltkarte

Woodrow Wilson hatte am 28. Dezember Geburtstag. Die Gruppe der Freunde des Weißen Hauses, die der Präsident und Mrs. Wilson geflissentlich daran hinderten, die Sorgen und Schwierigkeiten seines hohen Amtes zu erwähnen, brachten ihre Glückwünsche in dem kleinen Speisezimmer dar, nachdem die geräumigeren Zimmer des Weißen Hauses unbenützt blieben, um Kohle zu sparen. Mrs. Josephus Daniels backte die Geburtstagstorte.

„Die Torte war einfach wunderbar und für den Gaumen die gleiche Freude wie für die Augen“, schrieb ihr der Präsident in seinem Dankesbrief. „Die einundsechzig Kerzen auf der Torte sahen gar nicht so niederschmetternd zahlreich aus, wie ich es befürchtet hatte, und unser kleiner Familienkreis hatte viel Spaß dabei, sie auszublasen und zu feiern.“

Vor Weihnachten kehrte Oberst House mit den Unterlagen ins Weiße Haus zurück, die sein Umfragebüro über europäische Bevölkerungen, Grenzen und die Ansprüche der verschiedenen nationalen Führerschaften gesammelt hatte. Nach Neujahr kam er mit einem weiteren Stoß von Aufzeichnungen, darunter Landkarten, die von Dr. Bowmans Assistenten an der amerikanischen geographischen Gesellschaft vorbereitet worden waren. Wilson beschloß, seine Erklärung in die Form einer Botschaft zu kleiden, die er bald nach der Eröffnung des Kongresses verlesen wollte. Er hatte der Herausforderung der Bolschewisten zu begegnen, die von den Alliierten eine Erklärung über ihre Kriegsziele verlangten. Er hoffte, die deutschen Sozialisten zu jenen pazifistischen Forderungen anzuregen, die er bei den Widerpenstigen im eigenen Lande verurteilte, und seine Stellung als Führer der liberalen und idealistischen Geisteshaltung in Frankreich und Großbritannien zu festigen.

Houses Zug hatte Verspätung. McAdoo räumte Kohlenlieferungen selbst über Schnellzüge mit berühmten Passagieren oberstes Wegrecht ein. Es war neun Uhr, ehe der Oberst am 4. Jänner im Weißen Haus ankam. „Sie hatten ein Abendessen für mich aufgetragen“, schrieb er in sein Tagebuch, „aber ich berührte es kaum und begann sofort die Unterredung mit dem Präsidenten.“ Wilson, der die Zahl dreizehn liebte, versuchte, die einzelnen Punkte seiner Botschaft unter dreizehn Titeln unterzubringen.

Am nächsten Morgen kamen sie abermals im Arbeitszimmer des Präsidenten zusammen. „Samstag war ein bedeutsamer Tag“, schrieb House. „Unmittelbar nach dem Frühstück begab ich mich ins Außenministerium, um Polk und die anderen aufzusuchen, und kehrte gegen viertel elf ins Weiße Haus zurück, um mit dem Präsidenten zu arbeiten. Um halb elf konnten wir uns endlich an die Arbeit machen und hatten bis halb ein Uhr die Weltkarte unseren Wünschen entsprechend umgestaltet.

„Wir gingen systematisch vor, legten zuerst die allgemeinen Bedingungen fest, also keine Geheimdiplomatie mehr, uneingeschränkte Freiheit der Schifffahrt, Entfernung wirtschaftlicher Schranken, Einführung gleicher Handelsbedingungen, Garantien für die Einschränkung der nationalen Aufrüstung, Ausgleich der Kolonialansprüche, Gründung eines Völkerbundes zur Erhaltung des Friedens.“ Sie saßen noch immer über dem ersten Entwurf, als die Nachmittagszeitungen mit einer Meldung über Lloyd Georges Rede, die er am Vortag vor dem Kongreß der englischen Handelsunion gehalten hatte, hereingebracht wurde. Der Waliser, dessen Haltung sich nie vorhersehen ließ, war von der Opposition des Parlamentes und von den Führern der Arbeiterklasse, deren Unterstützung er in seiner Kriegsführung brauchte, zur Beantwortung der bolschewistischen Forderungen gedrängt worden und hatte dem amerikanischen Präsidenten durch seine folgenden

Worte den Revolver an die Brust gesetzt: „Wir führen keinen Angriffskrieg gegen Deutschland. Wir kämpfen nicht, um Österreich-Ungarn zu vernichten oder die Türkei ihrer Hauptstadt zu berauben. Die Gestaltung des neuen Europa muß auf Fundamenten der Vernunft und Gerechtigkeit ruhen, die eine gewisse Stabilität verheißen. Deshalb glauben wir, daß die Grundlage eines jeden Territorialabkommens dieses Krieges eine Regierung sein muß, die die Zustimmung der Regierten genießt.“

Der Präsident war außer sich. Lloyd George hatte ihm den Wind aus den Segeln genommen. Es entsprach durchaus nicht seiner Vorstellung, den Schwerpunkt des Krieges in Washington zu belassen, um nach Papageienmanier die Ansichten des englischen Premierministers nachzuplappern. Sein erster Impuls war es, seine ganze Rede in den Papierkorb zu werfen. Es bedurfte aller Überredungskünste Houses, um ihn zu überzeugen, daß Lloyd George dadurch, daß er „die Atmosphäre reinigte“, den Weg für Woodrow Wilsons bedeutend maßgeblichere Botschaft über die Kriegsziele vorbereitet hatte.

Am Sonntag nachmittag saß House abermals im Studio des Präsidenten. Der Präsident las ihm den ersten Entwurf seiner Rede vor. Der Oberst war begeistert: „Ich sah darin das bedeutendste Dokument, das jemals aus seiner Feder geflossen war.“

House wollte sofort die Presse davon verständigen, daß eine Botschaft von ungeheurer Wichtigkeit zu erwarten sei, aber der Präsident lehnte mit der Begründung ab, daß ein Vorreiter verfrühte Leitartikel auslösen würde. „Der Präsident berief sich darauf, daß die Zeitungen erfahrungsgemäß über die zu erwartende Rede herumrätseln und sie zu kommentieren beginnen würden und daß diese Vorschauen oft für die eigentliche Rede gehalten wurden.“

Montag aßen der Präsident und der Oberst gemeinsam zu Mittag. Beide waren unruhig, da sie fürchteten, die Presse könnte die Rede schlecht aufnehmen. House hatte Angst, daß die plötzliche Einmischung in europäische Angelegenheiten die Anhänger der Isolationspolitik protestieren lassen würde. „Die übrigen Punkte, über die wir uns recht unsicher fühlten, waren Elsaß-Lothringen, die Freiheit der Meere und die Aufhebung wirtschaftlicher Schranken. Trotzdem zögerte er nicht einen Augenblick, diese Punkte vorzubringen. In diesen Dingen beweist der Präsident erstaunlichen Mut. Je öfter ich mit ihm beisammen bin, desto überzeugter bin ich, daß ihm kein Staatsmann der Welt ebenbürtig ist.“

An jenem Nachmittag wurde der übergenaue Lansing zugezogen, um die I-Punkte einzusetzen und die Querstriche an den T's zu machen. Aus Angst, der Außenminister könnte von der winzigen Rolle, die ihm beim Entwurf dieses Dokumentes zugeteilt worden war, beleidigt sein, wurde

der eine oder andere Ausdruck so geändert, daß er ihm besser zusagte.

Nachdem House und Lansing sich zurückgezogen hatten, stürmte Creel mit angeblich „höchst erfreulichen Neuigkeiten aus Petersburg“ in das Büro des Präsidenten. Edgar Sisson, sein dortiger Vertreter, war es gelungen, die Aufführung eines Propagandafilmes, der die amerikanische Lebensweise in den verlockendsten Farben schilderte, in einem großen Theater am Newski-Platz zur Aufführung zu bringen. Der Film betitelte sich „Alles für den Frieden“.

Im gleichen Augenblick, in dem Präsident Wilson und sein Sprachrohr aus Fleisch und Blut hoffnungsvoll erörterten, die Russen zu einem Kampf für die Demokratie zu gewinnen, beschlagnahmten die Bolschewisten überall dort, wo ihre Bewaffneten in der Übermacht waren, die Banken und zwangen die Reichen mit vorgehaltener Pistole, ihre Safes zu öffnen. Das Ergebnis, das wohl nicht Wilsons Auffassung von einer Neuen Freiheit entsprach, war ein recht beachtlicher Bestand an Goldrubeln. Um ihre Art des Friedens zu fördern, wurden Trotzki vom Rat der Volkskommissare zwei Millionen eingeräumt, mit denen er der internationalen Revolution zur Ausbreitung verhelfen sollte.

Während Wilson und seine Ratgeber der Vierzehn-Punkt-Rede den letzten Schliff gaben, wettete Trotzki, der im Begriff stand, Petersburg zu verlassen, um die Verhandlungen in Brest-Litowsk zu führen, gegen die Regierungen der Alliierten los, die seiner Einladung zur Teilnahme an der Friedenskonferenz nicht Folge geleistet hatten. Die Sitzungen waren, wie er ausführte, vertagt worden, um den Alliierten die Möglichkeit zur Beibehaltung einzuräumen. Brest-Litowsk war ihre letzte Chance: „Rußland läßt sich in diesen Verhandlungen nicht an die Zustimmung der alliierten Regierungen binden. Wenn sie weiterhin die Sache des allgemeinen Friedens sabotieren, wird Rußland jedenfalls seine Verhandlungen fortsetzen. Gleichzeitig versprechen wir den arbeitenden Klassen jedes Landes, die sich gegen ihre nationalen Imperialisten erheben, unsere volle Unterstützung.“

Unter anderen „höchst erfreulichen Neuigkeiten“ legte Creel einen Bericht des Oberst W. B. Thompson vom amerikanischen Roten Kreuz auf den Schreibtisch des Präsidenten. Thompson war einer der vielen inoffiziellen Beobachter, die sich in diesem Winter in Rußland eingefunden hatten. Er riet zu freundlichem Kontakt mit den Bolschewisten, die „durchaus nicht das grimmige Gesindel sind, als das sie von den meisten von uns betrachtet werden“. Eine weitere Neuigkeit war die Depesche über das Gerücht eines Aufstandes im deutschen Marinestützpunkt Kiel. Vielleicht begann die Taktik der Spaltung bereits ihre ersten Früchte zu zeigen.

Creel machte einem Rot-Kreuz-Komitee Platz, das Wilsons Unterstützung in seiner Bemühung um Beiträge erbat. Als Tumulty sie aus dem Büro entfernt hatte, wurde der Text der Botschaft des Präsidenten eiligst in der Staatsdruckerei in Druck gegeben. Der Präsident ließ die Staatsgeschäfte zugunsten seines gewohnten Abendessens im Familienkreise fallen. Er ging früh zu Bett, um am nächsten Tage für seine Ansprache vor dem Kongreß in Form zu sein.

Die Vierzehn Punkte

Der 8. Jänner war ein klarer, kalter Wintertag. Nach dem Frühstück fuhren die Wilsons in den Landklub, um ein paar Runden Golf zu spielen. Erst als Wilson um halb zwölf Uhr ins Weiße Haus zurückkehrte, ließ er Vizepräsident Marshall und den Sprecher Champ Clark durch Tumulty davon in Kenntnis setzen, daß er in einer halben Stunde auf Capitol Hill erscheinen würde, um vor einer gemeinsamen Sitzung des Kongresses zu sprechen. Da er erst am vergangenen Freitag vor dem Kongreß geredet hatte, um weitere Ermächtigungen zur Behebung der Schwierigkeiten im Bahnverkehr zu erbitten, waren die Führer beider Häuser auf eine neue Botschaft völlig unvorbereitet. In den Vorräumen herrschte Kopflosigkeit, und es begann eine wilde Jagd, um genügend Senatoren und Stellvertreter zur Auffüllung des Hauses aufzutreiben.

Etlche Kabinettsmitglieder wurden nicht verständigt. Der einzige Botschafter, dessen man auf der Diplomatengalerie ansichtig wurde, war Sir Cecil Spring Rice, der sich vor einer Woche mit der Ankündigung vom Präsidenten verabschiedet hatte, daß er vom engsten Mitarbeiter Lloyd Georges, Lord Reading, abgelöst würde. Eine serbische Delegation, die darauf wartete, vom Kongreß empfangen zu werden, mußte im letzten Augenblick vertröstet werden.

Der Besuch der Gastgalerien war schwach. Zu Mittag erschien Mrs. Wilson in Begleitung ihrer Mutter und Schwester und zweier Töchter des Präsidenten. Oberst House schloß sich den Damen bescheiden an. Als der Präsident ans Rednerpult geführt wurde, fiel der Begrüßungsbeifall dünner aus als gewöhnlich.

Woodrow Wilson sprach in leisem, wohlabgewogenem Tonfall. Er begann damit, daß er seine Zuhörer an den Abbruch der Verhandlungen in Brest-Litowsk und an die Unverschämtheit der dort gemachten deutschen Vorschläge erinnerte. Über die Bolschewisten äußerte er sich voll Hochachtung; die Vertreter Rußlands waren ehrlich und meinten es ernst. „Sie können auf derartige Vorschläge zur Unterjochung und Beherrschung nicht

eingehen. Die Vertreter Rußlands haben äußerst gerecht und weise und völlig im Sinne der neuzeitlichen Demokratie darauf bestanden, daß die Konferenzen, die sie mit den deutschen und türkischen Staatsmännern abhielten, bei offenen und nicht bei geschlossenen Türen stattfinden sollten, auf daß die gesamte Welt Publikum sein möge.

„Mr. Lloyd George hat mit bewundernswerter Offenheit und Gesinnung für das Volk und die Regierung Großbritanniens gesprochen.“

Wilson fuhr fort, in freundlichen Tönen die geistige Haltung des russischen Volkes zu beleuchten. „Sie wenden sich an uns, damit wir ihnen sagen, worin, wenn überhaupt, unsere Ziele und unsere Ansichten sich von den ihren unterscheiden: und ich glaube, daß das Volk der Vereinigten Staaten von mir eine schlichte und klare Beantwortung dieser Frage erwartet. Ob ihre gegenwärtigen Führer es glauben oder nicht, ist es unser herzlichster Wunsch und unsere Hoffnung, daß sich uns ein Weg auftun möge, der uns den Vorzug einräumt, dem russischen Volke bei der Erreichung seiner höchsten Wünsche nach Freiheit und einem geordneten Frieden beizustehen.“

An dieser Stelle setzte der erste Beifall ein. Noch immer drängten Menschen in die Galerien nach. Senatoren und Stellvertreter stahlen sich leise auf ihre Sitze.

„Was wir in diesem Kriege fordern, ist daher kein Sondervorrecht unseres Volkes. Es ist der Wunsch nach einer Welt, die ein sicheres und angemessenes Leben bietet. In diesen Wunsch teilen sich alle Völker der Erde, und wir sind uns unsererseits völlig darüber im klaren, daß wir für uns nicht auf Gerechtigkeit hoffen dürfen, solange den anderen keine Gerechtigkeit widerfährt.“

Die Kammer war äußerst still, als er begann, die Punkte für einen dauernden Frieden aufzuzählen: als erstes, Verträge, die nicht geheim, sondern offen geschlossen werden; dann uneingeschränkte Freiheit der Schifffahrt, die Entfernung wirtschaftlicher Schranken, die Verminderung der Aufrüstung; in der Bereinigung der Kolonialansprüche mußten die Interessen der Kolonialvölker gleichermaßen mit jenen der Kolonisatoren erwogen werden; das gesamte besiegte Gebiet in Belgien, Frankreich und Rußland war zu räumen und zurückzuerstatten.

Als er bei Punkt VIII anlangte: der Notwendigkeit, das Frankreich durch die Besizergreifung des Elsaß' und Lothringens zugefügte Unrecht von 1870 wieder gutzumachen, brach lautes Hochrufen aus. Die Galerien klatschten Beifall. Senatoren und Stellvertreter sprangen auf die Stühle und schwenkten die Arme, als befänden sie sich bei einem Fußballspiel.

Mit geduldigem Lächeln wartete der Präsident das Abklingen des Spektakels ab.

Punkt IX: Die Grenzen Italiens seien „nach klar erkennbaren Rechten der Nationalität“ zu berichtigen. (House, Wilson und Lansing, von der Furcht getrieben, daß die Italiener dem russischen Beispiel eines Separatfriedens folgen könnten, hatten sich lange über dieser Phrase den Kopf zerbrochen.)

Punkt X: Das war eine weitere harte Nuß. Der Präsident hoffte damals, die nationalen Minderheiten zu ermutigen, ohne die österreich-ungarische Monarchie damit zu zerstören; er verkündete, daß ihnen „die uneingeschränkte Möglichkeit einer autonomen Entwicklung“ zugebilligt werden sollte.

Punkt XI: Rumänien, Serbien und Montenegro waren zu räumen und zurückzugeben.

Punkt XII verlangte freie Durchfahrt durch die Dardanellen und Autonomie und Sicherheit für die verschiedenen Völker, aus denen sich das Türkische Reich zusammensetzte.

Punkt XIII forderte ein unabhängiges Polen.

Punkt XIV verlangte ein „generelles Völkerbündnis, das unter Sonderverträgen zum Zwecke gegenseitiger Garantien der politischen Unabhängigkeit und territorialen Unantastbarkeit kleiner und großer Staaten gleichermaßen“ zustande kommen sollte.

Die Rede des Präsidenten nannte diesen Bund „den moralischen Höhepunkt dieses größten und letzten Krieges für die menschliche Freiheit“.

Amerika nahm diese Vierzehn Punkte mit beinahe ungeteiltem Beifall auf. Champ Clark schrieb Wilson, daß die Botschaft kristallklar sei. „Jeder der sie nicht verstehen kann, gleichgültig, ob er ihr zustimmt oder nicht, ist ein unheilbarer Narr.“ Männer so verschiedener Auffassungen wie Theodore Roosevelt und Senator Borah drückten beide ihre Zustimmung aus.

Die Sozialisten zollten ihr Applaus. Für die College-Professoren, deren Denken von Herbert Crolys „New Republic“ gelenkt wurde, entwickelten sich die Vierzehn Punkte zu einer Heiligen Schrift. Die republikanische „New York Tribune“ nannte die Botschaft eine zweite Befreiungserklärung.

In Großbritannien war die Aufnahme weniger warm. Leitartikelverfasser nahmen mit Genugtuung zur Kenntnis, daß Präsident Wilson Lloyd George so getreu beigestanden war, aber die Phrase „Freiheit der Meere“ sandte ihnen kalte Schauer über den Rücken. Selbst die Liberalen der quäker-eigenen „Kakao“-Presse zeigten nur mäßige Begeisterung. Die Londoner „Times“ äußerte einige Zweifel daran, daß „die Herrschaft der Rechtschaffenheit in unserem Griffbereich“ läge.

Die Übermittlung war so langsam, daß eine Woche verstrich, ehe Creels Agenten in Petersburg die vollständige Botschaft in Händen hatten. Als die

Übersetzung ins Deutsche und Russische beendet war, fuhr Sisson, der ein rasender Reporter nach alter Tradition war, mit einer Kopie für Smolni im Taxi durch die verschneiten Straßen. Er erhielt die Erlaubnis, die Botschaft Lenin persönlich zu übergeben, und Lenin veranlaßte, daß sie sofort telegraphisch an Trotzki in Brest-Litowsk weitergeleitet wurde.

Sisson schrieb von Lenin, den er zum ersten Male sah, daß er aussähe „wie der gutbürgerliche Bürgermeister einer französischen Kleinstadt, klein, mit schütterem Bart, braunem Haar und Backenbart, kleinen schlauen Augen, rundem Gesicht, lächelnd und verbindlich, wenn ihm daran liegt“. Nach Sissons Angaben war Lenin „fröhlich wie ein Knabe“, als er die Worte des Präsidenten las, die die Lauterkeit der Motive der Bolschewisten anerkannte.

Lenin erkannte den Wert von Wilsons Vierzehn Punkten, die zwischen die Deutschen und ihre Regierung einen Keil trieben. Er ließ die Rede an die deutschen Kriegsgefangenen verteilen und in die Aussendungen aufnehmen, die die Bolschewisten unter der Armee verbreiteten.

Sisson stellte arbeitslose russische Soldaten an, um in ganz Petersburg Plakate mit der Rede Wilsons anzuschlagen. Er verteilte dreihunderttausend Flugzettel und rund eine Million Broschüren. Amerikanische Konsule und Stellvertreter der V. M. C. A. (Verein christlicher junger Männer) und der International Harvester Company gaben sie aus, wo immer es nur möglich war. Die Vierzehn Punkte machten Präsident Wilson in Osteuropa zum Helden.

Für die Mitglieder des deutschen Oberkommandos war dieses Gerede über Freiheit, Selbstbestimmung und Völkerrechte gefährlicher Unsinn. Ihre Angst vor der Wirkung dieser Botschaft auf die engstirnigen Zivilisten im Hinterland scheint ihren Entschluß verstärkt zu haben, die Friedenskonferenz den Händen ihrer Diplomaten zu entreißen und den Russen eiserne Bedingungen diktieren zu müssen, ehe es zu spät war.

XVII. KAPITEL

Das erste Blut

In Frankreich begann im Jahre 1917 der Winter ungewöhnlich früh. Obwohl sich die Vereinigten Staaten seit sieben Monaten im Krieg befanden, war noch kein einziger amerikanischer Soldat in Feindberührung gekommen. Ende Oktober wurde der Großteil der Truppen, aus denen sich vier große Divisionen ergeben sollten, in Lothringen ausgebildet. Die 1. Division bestand ursprünglich aus regulären Heeresverbänden, die direkt von der mexikanischen Grenze nach Frankreich verschifft worden waren; die 2., die zur Hälfte aus Matrosen bestand; die 26., die sich auf die neuenglische Nationalgarde gründete, und die 42., die aus Bürgerwehrverbänden aus sechszwanzig Staaten und dem Bezirk Columbia bestand —, befanden sich im letzten Stadium der Ausbildung.

Diese Divisionen zählten etwas mehr als hunderttausend Mann, eine beachtliche Streitmacht, aber unzureichend, um in den Räten der alliierten Befehlshaber zu zählen, die sich gezwungen sahen, einem ausgedehnten Angriff zu begegnen, der in dem Augenblick an der Westfront erwartet wurde, in dem das deutsche Oberkommando seine Truppen vom Osten abgezogen hatte.

Der amerikanische Infanterist hatte sich, zumindest äußerlich, seit den Tagen der mexikanischen Grenzpatrouillen grundlegend verändert. An Stelle des breitkrepigen Filzhutes waren die Überseemütze und die Stahlhelme getreten, die von den Engländern gekauft worden waren. Nun gab es wollene Wickelgamaschen statt der Leinengemaschen, die sich aus den Feldzügen auf den Philippinen herüber gerettet hatten. Gasmasken waren ein Bestandteil der ordnungsgemäßen Ausrüstung.

Warme Kleidung war noch immer knapp. Die Männer, die Pullover besaßen, die sie unter ihren Waffenröcken tragen konnten, mußten sich glücklich preisen. Handschuhe, genau wie Gummistiefel, um durch den glitschigen Matsch der französischen Bauernhöfe zu waten, standen hoch im Kurs.

Selbst Wollsocken und entsprechendes Schuhwerk reichten nicht aus. Dünne Schuhe, von den Infanteristen „Hühnerhäute“ genannt, lösten sich auf den langen Märschen in nichts auf. Pershings Bataillone hinterließen oft blutige Fußspuren, wenn sie durch den Schnee marschierten.

Im Gebiet von Lothringen und den Vorgebirgen der Vogesen war der Sommer unfreundlich und verregnet gewesen, mit fortschreitendem Herbst aber verwandelte sich der Regen in Eis und Schnee. Amerikaner, die an ihre wohligh geheizten Wohnhäuser gewöhnt waren, litten entsetzlich unter der Kälte ihrer frostigen Unterkünfte. Die Soldaten waren häufig dicht gedrängt in Scheunen und Heuböden untergebracht, die oft zerbrochene Schieferdächer oder zerborstene Schindeln hatten, durch die Wind und Regen eindringen, oder in hastig aufgeführten Baracken. Die Franzosen gingen mit dem Holz ihrer Wälder so sparsam um, daß Feuer nur zu Kochzwecken gestattet waren. Von Bädern konnte man nur träumen. Selbst die Offiziere, die in leerstehenden Schlaf- und Wohnzimmern einquartiert waren, hielten sich für Glückspilze, wenn sie einige feuchte Äste zusammenscharren konnten, die mehr Rauch als Hitze erzeugten. Es war eine Zeit der Frostbeulen und der abgefrorenen Zehen. Die in der Geschichte Bewanderten erinnerten einander an Washingtons Winter im Vally Forge.

Kriegskunst

Das Exerzieren und die Ausbildung nahmen keine Rücksicht auf das Wetter. Pershing war in den Drillvorschriften sehr pedantisch. Dawes, einer der ganz wenigen, die echte Freundschaft für John Pershing empfanden, erzählte, daß der Oberbefehlshaber anlässlich einer Militärübung General Harbord auf die andere Straßenseite geschickt hatte, um Dawes Mantel zuknöpfen. Dawes hatte vergessen, alle Knöpfe zu schließen. „Feine Aufgabe für den Stabschef“, murmelte Harbord, während er dem Auftrag nachkam. Ein englisch sprechender Kriegsveteran mit vier Jahren Kriegsdienst ließ die Bemerkung fallen, daß Spucke und Geschniegeltheit in Pershings Hauptquartieren in Chaumont in ihm das Gefühl erwecke, ein Pfadfinder zu sein.

Wenn auch viele Offiziere und Soldaten zu den Engländern geschickt wurden, um bei ihnen den Schützengrabenkrieg zu erlernen, kam doch der Hauptteil der Unterweisung von französischen Divisionen, die zur Atempause ins Hinterland gesandt worden waren. Die Franzosen kamen ihren Ausbildungsaufträgen mit Begeisterung nach. Das war ein besseres Leben, als gegen die Boches zu kämpfen.

In der Nähe von Gondrecourt errichteten französische Ingenieure einen

Musterabschnitt mit Bunkern, Schützengräben und Beobachtungsposten. Dort machten die Amerikaner Gasangriffe mit echtem Gas mit, lernten, mit Handgranaten und Leuchtpistolen umzugehen und gewöhnten sich an die Tücken der schweren automatischen Chauchat-Geschütze, die 37-Millimeter-Geschütze und die transportablen Mörser der Schützengräben. Selbst ihre Maschinengewehre waren französischer Herkunft, da die Feldzeugmeisterei so viel Zeit mit dem Versuch verloren hatte, sich darüber zu einigen, welches das unbedingt beste Maschinengewehr sei, daß es zu keiner eigenen Erzeugung gekommen war.

Der Belagerungskrieg dauerte schon so lange, daß die französischen und englischen Infanterieausbildner sich den Krieg kaum anders als mit Schützengräben, Stacheldrahtverhauen, Maschinengewehrfeuer und Gewehrgranaten zur Verteidigung vorstellen konnten. Im Falle eines Angriffs verließen sie sich auf die Handgranaten. Schießen war die Aufgabe der Artillerie. Der Infanterist war dazu da, eine Stellung zu besetzen und zu halten, nachdem das Sperrfeuer sie für den Feind untragbar gemacht hatte.

General Pershing hatte andere Vorstellungen. Er plante eine offene Schlacht und bestand auf erstklassigen Ergebnissen im Schießstand.

Es wurden Befehle erlassen, die Truppen zum Deutschenhaß aufzuputschen. Den Einheiten wurden Vorträge über die Grausamkeit gehalten, die von den Hunnen in Belgien und Frankreich begangen worden waren. Amerikanische Truppen mußten lernen, die Schweinehunde zu hassen. Die Strohpuppen der Bajonettübungen wurden Hans oder Fritz genannt. Die Truppen wurden darin unterwiesen, wie sie ihnen die Gedärme mit der richtigen Begeisterung aus dem Leib reißen mußten.

Trotz geschwollener Füße und der Kälte und der Erschöpfung nach langen Schnellmärschen, die einen Teil der wöchentlichen Übungen darstellten, waren Gesundheit und Stimmung der Mannschaft erstaunlich gut. Viele waren von der Bilderbuchschönheit des Landes bezaubert. Den Infanteristen gelang es, den Dörfern der Franzosen einige bescheidene Freuden abzurufen. Ihre Freundschaften mit den Kindern der Einheimischen waren berühmt. Die Bauernfrauen unterhielten ein blühendes Geschäft durch den Verkauf von Omeletten und *Vin chaud* an die Amerikaner, die mit ihrem Sold sehr großzügig umgingen. Sie waren jederzeit bereit, Fleischkonserven gegen Weine und Liköre oder ab und zu für die Gefälligkeiten einer Bauerntochter einzutauschen. Sie halfen den Bauern bei der Arbeit. Die Franzosen sahen in ihnen nicht nur den Schutz vor den Deutschen, sondern eine erfreuliche Einnahmequelle. Es bildete sich eine eigene französisch-amerikanische Freundschaft, bei der englische und französische Wörter friedlich nebeneinander standen. „Unser *Popotes* ist einen Dreck wert. Koch füttert uns mit *beaucoup* Fraß.“

Am 20. Oktober wurden vier Infanteriebataillons der 1. Division in die unversehrte Landschaft eines ruhigen Abschnittes längs des Marne-Rhein-Kanals zwischen Lunéville und Nancy an die Front gestellt. Die Artillerie, die unter französischen Lehrmeistern in Le Valdahon die Verwendung von Fünfundsiebzigern (75-mm-Geschütze, die im ersten Weltkrieg von den Amerikanern verwendet wurden (*Anm. d. Übers.*) und Haubitzen gelernt hatten, bezogen Stellungen, von denen aus sie den Beschuß der französischen Division, die jenen Teil der Front hielt, verdoppeln konnten.

Am 23. Oktober zischten die ersten amerikanischen Granaten, natürlich aus einem französischen Fünfundsiebziger, über die deutschen Linien. Der Boche erwiderte mit dem gleichen Kaliber. Am gleichen Tag wurden einige Verwundete in das neue Feldlazarett zurückgeschickt. Vier Tage später gelang es einer Streife, im Niemandsland einen deutschen Gefangenen zu machen.

Inzwischen waren die Deutschen auf die Stellungen ihres neuen Feindes aufmerksam geworden. Da in stillschweigendem Übereinkommen an der lothringischen Front nie etwas geschah, verfügten die Franzosen dort über wenig Flugaufklärung. Die amerikanische Streitmacht besaß vorderhand noch kein einziges einsatzbereites Flugzeug, daher mußte die 1. Division ohne Fliegerdeckung zurecht kommen. Die Deutschen ließen sich Zeit, bis ihre Aufklärungsfieger meldeten, daß die amerikanischen Truppen in den vorgeschobenen Stellungen abgelöst wurden.

Am 3. November um drei Uhr morgens ließen sie einen gewaltigen Bomben- und Granathagel auf einen Vorposten los, der eben von einem Zug der 16. Infanterie besetzt worden war. Es war der erste Augenblick der Männer an der Front. Sie hatten sich in der Dunkelheit vorgetastet und versucht, in dem Gewirr der Schützengräben ihren Weg zu finden. Ehe sie wußten, wie ihnen geschah, waren sie durch ein Sperrfeuer abgeriegelt. Eine deutsche Streife sprengte einen Pfad durch den Stacheldraht. Sofort kamen ihre Handgranaten über die Brustwehr gepfiffen. Drei Männer fanden den Tod. Der Sergeant und neun weitere Soldaten wurden mit Bajonetten und Dolchen überwältigt und ergaben sich. Der deutsche Rundfunk trompetete begeistert diesen leichten Sieg über die grünen Amerikaner aus.

Die kämpfenden Pioniere

Die einzigen Amerikaner, die außer jenem Zug der Infanterie im gleichen Herbst ihre Feuertaufe über sich ergehen lassen mußten, waren einige Eisenbahner vom 11. Pionierkorps, das den Engländern unter General Byng zugeteilt war. Zwei ihrer Kompanien halfen bei der Entladung der Tanks, die in der Nacht auf getarnten Plattformwagen angekommen und

für den Novemberangriff vor Cambrai in den Wäldern versteckt worden waren. Nach dem unerwartet erfolgreichen Durchbruch zogen sie mit den Kanadiern weiter, um die Bahnlinie durch Gouzeaucourt auszubessern. Als die Deutschen ihren überraschenden Gegenangriff durchführten, ließen sie Spaten und Schaufeln fallen und legten mit ihren Gewehren alle Ehre ein. Sie meldeten zwei Tote, dreizehn Verwundete und fünfzehn Vermißte, nachdem sie Schulter an Schulter mit den englischen Kampftruppen zurückgewichen waren.

Einer weiteren Pionierabteilung mit ähnlichem Auftrag gelang es, sich während des schwersten Anpralles des deutschen Vorstoßes in einem Dorf zu verbergen. Als der Feind vom äußersten Punkt seines Vorstoßes verjagt war, meldeten sie sich ohne alle Verluste bei ihrer Befehlsstelle zurück.

Taktisches Kommando

Mittlerweile wurde die 1. Division zur weiteren Ausbildung von der Front abgezogen. Generalmajor Sibert, der sich bei der Überwachung der Bauarbeiten am Panamakanal einen Namen gemacht hatte, in dem jedoch das G. H. Q. einen Mangel an Kampfgeist entdeckte, wurde durch Robert Lee Bullard abgelöst, einen drahtigen General aus Georgia mit vergnügt zwinkernden Augen, der zum letzten Mal als junger Mann bei der Verfolgung Geronimos auf den Philippinen im Kampf gestanden war.

Für viele waren diese naßkalten Weihnachten die ersten, die sie nicht zu Hause verbrachten. Die Infanteristen stellten in jedem Dorf, in dem sie einquartiert waren, Christbäume auf und machten sich ein Fest daraus, Süßigkeiten und alle Spielsachen, die sie aufreiben konnten, an die kleinen Franzosenkinder mit den traurigen Augen zu verteilen. Der Bürgermeister von Condrecourt war so gerührt, daß er ein Dankschreiben verfaßte. Es war eine *fête* zweier großer Familien, sagte er. Vielleicht waren noch nie zwei Völker durch solche Freundschaftsbande verknüpft gewesen.

Einige Tage später stolperte die 1. Division durch einen Schneesturm, um ihre Ausbildung mit einem fünftägigen Manöver zu beenden. „Schlimmstes Wetter, in dem ich jemals Truppen ausrücken sah“, schrieb General Bullard in sein Tagebuch. Er bezeichnete die Übung als die gewaltigste Anforderung, die jemals außerhalb der Kampfhandlung an Truppen gestellt worden war. Der Schnee war im offenen Gelände zehn bis zwölf Zentimeter hoch. Die Männer in den Übungsgräben steckten bis über den Rand ihrer Schuhe im Matsch. Es gab erfrorene Finger, Ohren und Nasen. Pferde gingen an Kälte und Erschöpfung zugrunde. Den Tag retteten einzig die fahr-

baren Feldküchen, berichtete Bullard, die sie den französischen *Popotes* nachgebildet hatten. Heiße Mahlzeiten hielten die Stimmung und die Kräfte der Männer aufrecht. Nur die Pferde starben; Infanteristen und die alten Heeresmulis hielten durch.

Am 15. Jänner marschierte die Hälfte der 1. Division von ihren Quartieren im Übungsgelände ab, um die Franzosen an der Ostflanke des St.-Mihel-Sektors zu entlasten. Das war die Stellung, die Pershing im letzten Sommer für den schließlichen Ausgangspunkt eines amerikanischen Vorstoßes zum Lebensnerv der deutschen Industrie vorgesehen hatte. Bisher waren die Amerikaner, wo immer sie erschienen, von den französischen Einheiten betreut worden. Im Gebiet von Toul standen sie auf eigenen Füßen.

Das Wetter war sogar noch grimmiger als während der fünftägigen Manöver. Eine bitterkalte Nacht ließ die verschneiten Straßen einfrieren, und ein Eisregen überzog sie mit einer spiegelblanken Decke, auf der weder die Hufe der Pferde noch die Räder der Lastwagen Halt fanden. Menschen und Tiere kamen zu Fall, und es herrschte ein Gewirr von Zaumzeug und umgestürzten Wagen. Immer wieder mußten die umgekippten Fahrzeuge im Regen frisch aufgeladen werden, während die Männer bis zu den Knien im frierenden Matsch standen. Bis zum Abend war der Wagenzug der ersten Abteilung nur eineinhalb Meilen vorgestoßen. „Ich war völlig überzeugt“, schrieb Bullard, „daß diesen Soldaten mit Ausnahme des Todes nichts bevorstand, das sich mit der Schwere dieser Anstrengungen und dem Hilflosder-Witterung-Preisgebeensein dieses Tages vergleichen ließ.“

Drei Tage später marschierten die amerikanischen Bataillone in fünf Kilometer lange Schützengraben in der tiefen und verschlammten Talsohle in der Umgebung des Dorfes Seicheprey ein. Die Offiziere der französisch-marokkanischen Division, die sie ablösten, machten die Amerikaner mit den geographischen Gegebenheiten bekannt. In das ganze Gebiet konnte von den deutschen Stellungen auf einem hohen kahlen Berg eingesehen werden. Trotz meilenweiter Tarnung war jede Artilleriestellung, jedes Munitionsdepot und jede Truppenbewegung bei Tag für die deutschen Beobachter klar erkennbar, die von ihrem sicheren Posten auf dem Montsec die Gegend mit den Ferngläsern absuchten.

Genau so lästig wie das Gefühl, vom Feind beobachtet zu werden, war das Jucken des Ungeziefers, das die Bunker und Stellungen unsicher machte. Für die meisten Amerikaner war das die erste Begegnung mit Läusen.

Zwei Wochen lang quälten sich ihre Offiziere unter dem Befehl der französischen Korpshauptquartiere. Die Franzosen verwendeten den Abschnitt von Toul als Rastgebiet und wollten die Ruhe erhalten. Die Amerikaner brannten darauf, vorzugehen. Endlich, am 10. Februar, konnte Bullard in

sein Tagebuch eintragen: „Erhielt den taktischen Befehl über meine Division und begann sofort die Verfolgung des Feindes. Wir pulverten ihn richtig auf und er schlug zurück. Natürlich verlor ich Leute, aber da wir die bedeutend aktiveren waren, ist anzunehmen, daß wir ihm die größeren Verluste zufügten.“

Der Frontabschnitt begann sich durch eine Reihe von Stößen und Gegenstößen über die Stacheldrahtverhaue und die lehmigen Granattrichter zwischen den feindlichen Stellungen zu beleben. Unaufhörlich knatterten Gewehre und Maschinengewehre. Ab und zu stülpte ein übermütiger Infanterist, der den Krieg noch immer als Spiel betrachtete, seinen Helm auf einen Stecken und schob ihn über den Graben hinaus, bloß um zu sehen, wie der Heini reagierte. Heini antwortete mit Minenwerfern. Die amerikanischen Abteilungen erlitten Verluste, aber sie schlugen zurück. Die Toten und Verwundeten mußten durch rutschige Gräben, in denen der Schlamm niemals aufdicknete, zwei oder drei Kilometer bergauf getragen werden. Auf dem kleinen Friedhof beim Hauptquartier in Mesnil la Tour gab es immer offene Gräber. Als sich die ersten Frühlingsanzeichen in dem verwüsteten Land bemerkbar machten, vervielfachten sich die weißen Kreuze.

Ein Plan für einen entscheidenden Schlag

Der schwere Stand der 1. Division, die unter der Beobachtung der Deutschen vom Montsec im Matsch des Toul-Abschnittes watete, war für die Strategie des gesamten Winters charakteristisch; die Deutschen hielten die inneren Linien. Sie besaßen die vorteilhaften Stellungen. Die Initiative lag bei ihnen.

Was ihnen fehlte war Zeit. Wenn auch das deutsche Volk in Unkenntnis gelassen wurde, erkannten doch die führenden Militärkreise bereits, daß ihre U-Boot-Blockade Englands fehlgeschlagen war. Andererseits fühlte das deutsche Volk am eigenen Leib die erfolgreiche Blockade ihres Vaterlandes durch die Briten. Sie waren hungrig. Gerüchte wollten von Kleinkindern wissen, die aus Mangel an Milch gestorben waren. Speisefette waren kaum zu bekommen. Seife hatte aufgehört zu existieren. Brot war Ersatz und streng rationiert. Industrien gingen aus Rohmaterialmangel zugrunde.

Man hoffte, daß die nächste Ernte in den baltischen Provinzen, in Polen und der Ukraine, die den Petersburger Bolschewisten durch die Friedensbedingungen in Brest-Litowsk verweigert werden sollte, Weizen und Mehl einbringen würde. Im Augenblick bestand die einzige Möglichkeit, das Heer mit ausreichenden Lebensmitteln zu versorgen, in der Aushungerung der Zivilisten.

Mit den deutschen Verbündeten ging es bergab. Die Habsburger Monarchie stand im Begriff, dem Zusammenbruch der Romanows nachzueifern. Am Balkan litten Sieger und Besiegte gleichermaßen unter Seuchen und Hungersnot. Das bulgarische Heer war durch den Hader der Parteien geschwächt. Den Türken mangelte Geld, Rüstungsmaterial und der Kampfwille. In den südlichen Herrschaftsgebieten hatten die Engländer die Schande von Kut el Amara mit der Eroberung Bagdads und Jerusalems wettgemacht. Arabische Scheiks erklärten ihre Unabhängigkeit. Romantische englische Agenten wie Philby und Lawrence stachelten die Beduinen zum Aufstand an. Im Ägäischen Meer wurde die türkische Herrschaft durch die Griechen bedroht, die die Engländer vorsichtig unter Venizelos bewaffneten.

Erich von Ludendorffs Erfolge im Osten hatten ihm die Zuneigung des Kaisers gewonnen. Von Hindenburg verließ sich rückhaltlos auf ihn. Als kaiserlicher Stabschef war er der Herr Deutschlands. Es war hauptsächlich seine Entscheidung, daß die deutschen Truppen, ehe die ungeübten amerikanischen Einheiten sich Kampferfahrung erwarben, und ehe die Zersetzung durch Bolschewismus, Hunger und Aufstand noch weiter fortschreiten konnte, den Alliierten im Westen einen entscheidenden Schlag versetzen mußten.

Mit der gleichen Schnelligkeit, mit der die deutschen Divisionen von den östlichen Schlachtfeldern abgezogen wurden, steckte man sie in Ausbildungskurse, um sie in Hutiers Taktik der offenen Schlacht, die sich in Riga und Caporetto so erfolgreich gezeigt hatte, zu schulen. Den Soldaten wurde die Überzeugung eingehämmert, daß ein letzter Schlag dem Vaterland einen siegreichen Frieden bringen würde. Die Generalstäbe arbeiteten mittlerweile hastig jede Einzelheit einer Reihe von Angriffen aus, von denen sie hofften, daß sie die Truppen der Alliierten zum Zusammenbruch bringen würden. Mit ungeheurer Mühe wurden verschiedene Projekte entworfen. Wenn sie ihre neue Überlegenheit in der Stärke der Truppen richtig einsetzten, konnten die Angriffe nicht fehlschlagen.

„St. Georg I.“ war der Deckname des Angriffs auf Ypern, „St. Georg II.“ auf Lys. Beide Operationen sollten von einer Heeresgruppe, die dem Befehl des Kronprinzen Ruprecht von Bayern unterstand, durchgeführt werden. Weiter südlich sollte sich das Hauptquartier des deutschen Kronprinzen mit den Bayern in der Operation „Michael“ vereinen, um die Masse des englischen Heeres vor St. Quentin von den Franzosen zu trennen. Weiters sollte der Sohn des Kaisers den Befehl über die Operation durch den Chemin des Dames führen. Sollten diese Angriffe fehlschlagen, standen andere Pläne mit den Decknamen „Castor und Pollux“ und „Hektor und Achilles“ bereit. Darüber hinaus waren Ablenkungsmanöver im Elsaß und im Trou de Belfort vorgesehen. Scheinansammlungen von Truppenverbänden

sollten den alliierten Nachrichtendienst darüber täuschen, wo die wirklichen Entscheidungen fallen würden. „Es wird ein gigantischer Kampf werden, der an dem einen Punkt beginnen und sich am nächsten fortsetzen und lange Zeit beanspruchen wird“, erklärte Ludendorff dem Kaiser. „Unser Vorhaben ist schwierig, aber es wird erfolgreich sein.“

Die Nachrichten, die den politischen Beobachtern, die dem deutschen Generalstab zugeteilt waren, aus dem Lager des Feindes zuzingen, waren nicht zu entmutigend. In Amerika hatten die erhöhten Kriegsanforderungen vorerst einmal den Zusammenbruch der Bahntransporte bewirkt. Die amerikanischen Zeitungen traten das Versagen des Flugzeugbauprogrammes ausführlich breit. In den Ausbildungslagern starben die Soldaten an Grippe. Ex-Präsident Theodore Roosevelt — für den die Deutschen größte Hochachtung hegten — reiste hoherhobenen Hauptes durch das Land und klagte die Mängel der Verwaltung an. Gerüchten zufolge hatte das Kriegsministerium „aufgehört zu amtieren“. Die Enttäuschung über die Rüstungsindustrie war so allgemein, daß ein bekannter Demokrat, Senator Chamberlain aus Oregon, Minister Bakers Amtsführung in einer formellen Debatte im Senat angriff.

Mehr als eine Million Rekruten standen in Ausbildung, aber die Erzeugung schwerer Geschütze war äußerst bescheiden. Das Schiffsbauprogramm hing noch immer am Reißbrett, und die Engländer zeigten sich nicht bereit, genügend eigenen Schiffsraum zur Verfügung zu stellen, um große amerikanische Truppenkontingente nach Frankreich zu befördern.

An der Westfront war der alliierte oberste Kriegsrat, obwohl er amtierte, weit davon entfernt, einen gemeinsamen Oberbefehl zu erzielen. Die Franzosen und Engländer mußten zwölf Divisionen in Italien belassen, um dieses Land weiterhin als Kriegsteilnehmer zu halten. Pétain war es zwar gelungen, die Moral der Franzosen wieder zu heben, jedoch nur, weil er sich dafür verbürgt hatte, daß keinerlei Offensiven versucht werden würden. Sein Plan einer mobilen Reserve war vom obersten Kriegsrat angenommen worden, aber Haig zeigte wenig Neigung, ihm englische Truppen zur Verfügung zu stellen. Lloyd George hatte noch nicht gewagt, Haig, dem er offensichtlich mißtraute, los zu werden, er hielt jedoch die ausgebildeten Soldaten, die Haig als Ersatz für die Divisionen, die er nach Italien gesandt hatte, brauchte, als Heimatgarde in England zurück. Pétain und Haig konnten sich nicht darüber einigen, wie groß der Teil der französischen Front sein mußte, den die Engländer übernehmen sollten.

Als Haig sich endlich einverstanden erklärte, die Franzosen auf einer Strecke von dreißig Meilen vor St. Quentin zu entlasten, vertraute er diesen neuen Abschnitt Goughs Fünfter Armee an, die sich noch lange nicht

von dem Blutverlust des letzten Herbstes vor Ypern erholt hatte. Goughs Männer besetzten die französischen Stellungen so spärlich und mit so wenig Begeisterung, daß der Schnittpunkt zwischen den französischen und den englischen Heeren bei den Strategen Ludendorffs sofort das wachste Interesse erweckte.

Das Oberkommando entschied bereits im Jänner, daß die Operation „Michael“ den Anfang machen sollte. Die Zusammenziehung von Truppen, Geschützen und Munition wurde während der Nacht und unter peinlicher Geheimhaltung durchgeführt. Gleichzeitig ließ man Soldatenzüge im Elsaß sehen, um bei den Franzosen den Eindruck zu erwecken, daß aus der Richtung der Schweizer Grenze ein Angriffsversuch zu erwarten sei. Haig war von der Vorstellung besessen, die Kanalhäfen schützen zu müssen, obwohl ihn einige seiner Stabsoffiziere davor warnten, daß der Angriff über St. Quentin hereinbrechen würde.

Er behielt seine stärksten Streitkräfte an seiner Linken. Die verschiedenen englischen Heereshauptquartiere schwirrten von Gerüchten über eine tief gestaffelte Verteidigung: „Laßt sie nur durchbrechen, dann zermalnen wir sie von den Flanken her.“

Inzwischen verteilte der oberste Kriegsrat säuberlich gezeichnete Landkarten, laut denen die deutschen Truppen nördlich von Cambrai und in der Champagne zwischen Reims und Verdun zum Angriff vorbereitet waren. Ihren Vorhersagen nach würde der Angriff im Juni stattfinden.

Am 10. März unterzeichnete der Kaiser die Befehle im Hauptquartier des kaiserlichen Generalstabes, dem Hotel Britannique, in dem alten Badeort Spa in Belgien und fuhr, als die Bäume auf den bewaldeten Hügeln die ersten Knospen ansetzten, mit seinem Hofzug in das schattige Avesnes im französischen Nordsektor, um die Truppen durch seine kaiserliche Anwesenheit anzufeuern.

Am 20. März wurde ganz Nordfrankreich von Regenschürmen und Nebel heimgesucht. Das Wetter war so fürchterlich, daß Hindenburg beinahe den Angriff, der für den nächsten Tag angesetzt war, verschoben hätte. Gegen Abend wurde der Regen von dichtem Nebel abgelöst.

Um halb vier Uhr früh überraschte der bisher heftigste Angriff des Krieges mit Gas und Granaten aus Geschützen jeden Kalibers die englischen Stellungen auf einem vier Meilen langen Abschnitt. Nach vier Stunden verwandelte sich der Beschuß in eine Feuerwalze, und die deutsche Infanterie begann in Gruppen, die von Feldgeschützen, Minenwerfern und schweren Maschinengewehren begleitet waren, hinter diesem Feuerhagel ihren Vorstoß durch den Nebel.

Ihre Befehle lauteten, so rasch wie möglich vorzustürmen, und Säube-

rungsaktionen gegen alle Widerstand leistenden Stellungen den nachfolgenden Einheiten zu überlassen. Als mittags die Sonne durchbrach, erkannten die Deutschen, daß sie die Stellungen der Fünften englischen Armee an der ganzen Front durchbrochen hatten. Gegen Norden, in Richtung Arras, hatten sich die Engländer behauptet.

Zehn Tage lang marschierten die Deutschen mit einem Tempo von etwa fünf Meilen pro Tag durch das Gebiet zwischen Somme und Oise vor, das sie bei ihrem Rückzug im vergangenen Jahr verwüstet hatten. Die Kraterlandschaft stellte ihnen größere Hindernisse in den Weg als die zurückweichenden Engländer. Als sie das blühende Ackerland und die unzerstörten Straßen jenseits von Montdidier erreicht hatten, mußten sie ihren Vormarsch abbremsen, da ihr Nachschub sie nicht einzuholen vermochte. Sie hatten Tausende von Quadratkilometern französischen Bodens erobert, die Fünfte Armee der Engländer vernichtet, achtzigtausend Gefangene gemacht und neuhundertfünfundsiebzig Geschütze erbeutet, aber ohne den Bahnknotenpunkt von Amiens war die Festigung ihres Sieges schwierig.

Die Sechsten Pioniere

Wenn auch die Bahnlinie durch Montdidier vom Feind erobert war, verschanzte sich General Byngs Dritte Armee, die Sieger von Cambrai, und verharren vor Amiens mit jener englischen Hartnäckigkeit, die dem deutschen Stab schon so oft zu schaffen gemacht hatte. Ein General Carey machte sich mit seiner erfolgreichen Auflese von Nachzüglern aus den zersprengten Divisionen einen Namen, die er in neue Schützengräben quer über die Straße von St. Quentin-Amiens warf. Diese Abteilungen wurden als „Careys Hühner“ bekannt. Unter den zersprengten Einheiten, die er mit neuem Kampfwillen erfüllte, befand sich eine Gruppe amerikanischer Pioniere.

Vor einem Monat, im Februar, waren einige Kompanien der 6. Pioniere einer englischen Einheit bei Peronne zur Ausbildung im militärischen Brückenbau zugeteilt worden. Die Engländer befehligten ein italienisches Arbeitsbataillon aus der unglücklichen Armee, die bei Caporetto zusammengebrochen und geflüchtet war. Die Brückenarbeit war ungemein fesselnd.

Die Aufgabe bestand darin, parallel zum Flußufer eine leichte Brücke zu errichten, die von einem Lastwagen im Bedarfsfalle so geschwenkt werden konnte, daß sie den Fluß überquerte. Die amerikanischen Pioniereinheiten schlossen enge Freundschaft mit den Engländern, die begannen, sie die Royal 6th zu nennen.

Endlich lernten die Amerikaner den Krieg kennen. Nacht für Nacht gab

es Fliegeralarm. Sie beobachteten gebannt, wie die Strahlenbündel der Scheinwerfer angreifende Flugzeuge erfaßten. Bald waren sie imstande, das Doppelgewimmer und das Surren der deutschen Bomber zu erkennen. Das Rollen der Geschütze über der fernen Front, so schrieb einer der Offiziere in sein Tagebuch, klang ihm wie das Motorengeräusch eines großen Flußdampfers in weiter Ferne in den Ohren. Nachts zeichnete das Aufblitzen der Geschütze einen unverrückbaren roten Rand an den nördlichen Horizont.

Ihre englischen Freunde runzelten über so viel Frontgeschehen die Stirn. „Die Hunnen brauen da was Übles zusammen.“ Mit einer Offensive war täglich zu rechnen.

Das Exerzieren mit Gasmasken wurde eingeführt.

Der Frühling kam zeitig. In den Gärten zerstörter Häuser standen Blumen. Die Vögel zwitscherten in den Baumkronen längs der träge dahinrollenden grünen Doigt, die an dieser Stelle in die Somme mündete. Die Männer genossen die milden Vorboten des ersten französischen Frühjahres, das sie erlebten.

Am 22. März stieß ein Hauptmann Davis, der den Befehl erhalten hatte, zu seinem alten Einquartierungsbüro zurückzukehren, um verschiedene Schadensansprüche der Dorfbewohner beizulegen, wieder zu seiner Einheit. Auf seiner Fahrt durch Paris war ihm nichts über neue Frontbewegungen zu Ohren gekommen, aber als er in Amiens den Zug verließ, fand eben ein heftiger Luftangriff statt. Er kehrte Amiens so schnell wie möglich den Rücken und fuhr ohne weitere Zwischenfälle über die Straße nach Peronne zurück. Dort hörte er, daß die Engländer Befehl hatten, all die schönen Brücken zu verbrennen, die sie mit so viel Mühe erbaut hatten. Die Befehle für die Amerikaner lauteten, sich auf ihr Depot der Pionierausrüstung in Chaulnes, einige fünfzehn Kilometer im Süden, zurückzuziehen.

Die Straßen füllten sich. Der Himmel dröhnte. Die Luftangriffe setzten sich pausenlos fort.

Sie hatten sich kaum in ihren Quartieren in Chaulnes niedergelassen, als der Befehl eintraf, die gesamte Ausrüstung, selbst die Feldpulte zu zerstören. Einzig mit ihren Führungszeugnissen und dem Marschgepäck der Mannschaft ausgerüstet, mußten sie weitere fünfundzwanzig Kilometer nach Moreuil an der Bahnlinie Amiens—Montdidier zurückweichen. Dort schlugen sie Zeltlager auf. Das Wetter war freundlich.

Am Morgen des 27. März erfuhren die 6. Pioniere, daß ihr Oberst sie zur freiwilligen Unterstützung der englischen Verteidigung von Amiens angeboten hatte. Englische Lastwagen beförderten sie an einen Punkt der Straße zwischen Warfusse und Abancourt. Wenngleich sie bereits ihre Springfields und ihre Bajonette besaßen, erhielten sie auch noch englische

Gewehre. Das englische Gewehr, erfuhren sie, war weniger zielgenau, aber handlicher im Kampf. Die rechter Hand der Straße liegenden Gräben waren gut ausgebaut, aber links, wo sich die Pioniere befanden, war mit dem Bau noch kaum begonnen worden. Die Amerikaner waren eifrig dabei, ihre Unterstände zu graben, als sie rechts von der Straße einen Höllenspektakel vernahmten: Schrapnells, Maschinengewehre, Mörser: die grobe Frontarbeit hatte begonnen.

Sie waren Arbeitspioniere mit geringer Kampfausbildung. Sie lagen in einem offenen Feld. Hinter ihnen stand ein kleines Wäldchen. Vor ihnen befand sich das vorstoßende deutsche Heer. Sie fühlten sich verlassen. Die Herzen klopfen, feuchtkalte Hände klammerten sich an die Gewehre, die Blicke klebten an den Visieren. Die Engländer in den Schützengräben zur Rechten begannen sich, wie Hauptmann Davis es ausdrückte, „in einiger Verwirrung und höchster Eile“ zurückzuziehen. Ein amerikanischer Oberst befahl, die Stellungen zu halten und die Verbindung mit den Truppen zur Rechten herzustellen. Gleichzeitig tauchte ein erregter englischer Major auf, der die Amerikaner aus ihrem Schützengraben kommandierte. Er befahl ihnen, eine Reihe zu bilden, drei Schritte zurückzutreten und zu feuern; dann abermals drei Schritte zurückzumachen und wieder zu feuern, genau wie bei Waterloo. Der Befehl wirkte auf die Amerikaner reichlich komisch, denn es waren keine Deutschen zu sehen, auf die sie hätten feuern können.

Ein englischer General — vielleicht war es sogar Carey selbst — erschien am Schauplatz und brüllte, daß diese verdammten Yankees davonliefen. Die verdammten Yankees zogen sich in ihren Gräben zurück und halfen prompt mit, einen deutschen Angriff abzuschlagen.

Sie verbrachten den ganzen Tag in den Schützengräben, ohne Verpflegung und mit sehr wenig Wasser.

Der nächste Tag war schön. Die Deutschen bombardierten. Der blaue Himmel füllte sich mit den Wattewölkchen der Schrapnells. Die 6. Pioniere rührten sich nicht. Es gab einige Tote. Sie faßten nun bereits die reguläre englische Verpflegung. Am nächsten Tag begannen die Deutschen, die Linie von oben bis unten unter Beschuß zu nehmen. „Es war wie ein *feu de joie* mit Gewehren“, schrieb der Hauptmann in seinen Eintragungen. Die Granaten summten wie ein Bienenschwarm über die Gräben. Die Heinis mußten Nachschubschwierigkeiten haben, da sie mit der Munition sparten. Acht Tote. Alle harrten mit zusammengebissenen Zähnen aus. Deutsche Infanterie rückte in der Deckung einer Bodenwelle vor.

Plötzlich gewahrten die Amerikaner verblüfft etwas über die Straße von St. Quentin herunterkommen, das wie ein Heuwagen aussah. Konnte aber kein Heuwagen sein, mit den Rädern stimmte was nicht. Ein Leutnant

knallte ein paar Kugeln aus seinem Springfield in den Heuwagen und heraus platzten zwei Deutsche. Die rannten nicht schlecht. Als das Heu herabratschte, entpuppte sich das Ding als eine Acht-Inch-Haubitze.

Einige Stunden später fingen sie einen Mann, der sich als englischer Sergeant ausgab. Er hatte sich allzu auffällig danach erkundigt, ob die Amerikaner Maschinengewehre besäßen. Natürlich hatten sie keine. Sein Englisch war recht gut. Am nächsten Tag kreuzten die Deutschen in Dingen auf, die wie englische Flugzeuge aussahen, vielleicht waren es erbeutete Flugzeuge, und bestrichen die Schützengräben mit Maschinengewehrfeuer. Das war der vierte Tag der Pioniere an der Front.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurde die Kompanie des Hauptquartieres in andere Schützengräben verlegt. Diese Gräben waren besser gebaut und durch Stacheldrahtverhaue abgeschützt, aber sie standen voll Wasser. In der nächsten Nacht wurden sie wieder auf einen Punkt nördlich der Straße verschoben. Dort belästigten sie einige deutsche Heckenschützen, aber sonst blieb es ruhig. In der nächsten Nacht wurden sie endgültig von der Front abgezogen. Der Entsatz erfolgte in kleinen Gruppen. Die Deutschen schossen Leuchtraketen ab, um zu sehen, was hier vorging. Die 6. Pioniere hatten zwei Offiziere und zwanzig Mann verloren und über hundert waren verwundet oder vermißt.

Sie wurden zu einer Rast in einem Ort namens Glissy einquartiert. Den ganzen ersten Tag verschliefen sie. Ein englisch sprechendes Mädchen, das herumschnüffelte, wurde als Spionin verhaftet. Die Soldaten wurden reihenweise nach Abbeville ins Bad geschickt. Nach dem Bad faßten sie englische Uniformen, da das die einzigen vorhandenen sauberen Kleidungsstücke waren. Nun waren sie richtige Königliche Pioniere.

Zwei Tage später standen sie wieder bei Amiens und bauten ihre Brücken, diesmal an der Somme. Von ihrem Arbeitsplatz aus konnten sie beobachten, wie die Granaten in der Ferne kleine Stücke aus den hohen Spitztürmen der Kathedrale von Amiens herausfetzten. Sie arbeiteten gelassen weiter. Kein erhöhter Blutdruck. Der Beschuß war weit weg. Sie hatten ihre Feuertaufe hinter sich.

Mittagessen in Doullens

Der deutsche Vorstoß gegen Amiens entsetzte die englischen und französischen Befehlshaber derart, daß sie einen weiteren zögernden Schritt zur Zusammenlegung des Kommandos taten. Bei jeder Versammlung des obersten Kriegsrates traten mehr Mißverständnisse zwischen den Alliierten hervor. Pétais Vorhaben, einige französische und englische Divisionen

einer allgemeinen Reserve zuzuteilen, die unter einem einzigen Befehlshaber zur jeweils dringendsten Frontverstärkung abkommandiert werden konnte, wurde grundlegend einige Male gutgeheißen, aber niemals in die Tat umgesetzt. Nur jener naive Amerikaner, der schweigsame alte General Bliss, schien vorbehaltlos für diesen Plan zu sein. Seine Ausführungen, daß dies die einzig logische Möglichkeit sei, wurden mit Lächeln und leichtem Achselzucken abgetan.

Clemenceau trat eine Zeitlang für die allgemeine Reserve ein, weil er darin den Beginn einer Spaltung sah, die mit der Übertragung des Oberkommandos an einen Franzosen enden konnte. Als er jedoch, so will ein späteres Gerücht wissen, diese Möglichkeit vor Sir Douglas Haig zur Sprache brachte, sprang der englische Feldmarschall wie aus der Pistole geschossen mit hoherhobenen Händen auf und rief: „Monsieur Clemenceau, ich habe nur einen einzigen Vorgesetzten, meinen König.“

Die letzte Londoner Konferenz des Obersten Kriegsrates vom 14. März verlief besonders ergebnislos. Die Engländer brachten so viele Einwände gegen die allgemeine Reserve vor, daß selbst Clemenceau den Eindruck erweckte, er hätte sich zu ihrer Ansicht bekehren lassen. Einzig Clemenceaus Stabschef, General Foch, gab nicht nach und bestand darauf, einen langen, bitteren schriftlichen Protest vorzulegen. Durch seine Hartnäckigkeit verfeindete er sich mit dem mürrischen alten Tiger. Die beiden Franzosen waren bei ihrer Abreise aus London äußerst schlecht aufeinander zu sprechen.

Ferdinand Foch stammte gleich Joffre aus den Pyrenäen. Im Gegensatz zum antiklerikalen Joffre jedoch kam er aus einer frommen katholischen Familie. Er war bei den Jesuiten zur Schule gegangen. Der französisch-preußische Krieg überraschte ihn bei seiner Vorbereitung auf eine militärische Laufbahn an der Jesuitenschule von St. Clément in Metz. Die Einnahme der uralten Festungsstadt durch die Preußen hinterließ in dem glühenden, lerneifrigen Neunzehnjährigen einen unauslöschlichen Eindruck. Mit der gleichen Hingabe wie Clemenceau stellte er sein Leben in den Dienst von *la revanche*, aber seine Karriere wickelte sich unter den Anhängern des alten Regimes in Armee und Geistlichkeit ab, die im Grunde ihres Herzens niemals eine französische Republik anerkannt hatten, weder die Erste, noch die Zweite, noch die Dritte. Sein Vater war ein Beamter des Zweiten Reiches, sein Bruder Jesuitenpater. Sein stummer Haß gegen die demokratische Politik leistete ihm beim Heer keine guten Dienste. Wenn auch anerkannt werden mußte, daß er von den Artillerieoffizieren am besten in der klassischen Kriegskunst beschlagen war, rückte er nur sehr schleppend im Range auf. Trotz ihrer politischen Gegensätze ernannte Cle-

menceau, der Klugheit zu schätzen wußte, Foch während seiner Amtsperiode als Premierminister im Jahre 1907 zum Direktor der *École de Guerre*. Als Direktor der französischen Militärakademie freundete sich Foch mit seinem Gegenspieler in England, dem wunderlichen und leicht verrückten Sir Henry Wilson, während ihres ersten Austausches der *Entente cordiale* an. Ihr Kontakt wurde so eng, daß er Sir Henry zur Hochzeit seiner Tochter einlud.

Bei Kriegsausbruch wurde Foch mit der Verteidigung Nancys betraut. Sowohl sein Sohn als auch sein Schwiegersohn fielen im ersten Kriegsjahr. Foch schuf sich als Befehlshaber der Neunten Armee unter Joffre bei der ersten Schlacht an der Marne einen blendenden Ruf, aber nach den Katastrophen an der Somme im Jahre 1916 teilte er Joffres Abstieg und wurde auf den Posten eines Generalinspektors an der Schweizer Grenze relegiert. Pétain holte ihn als Stabschef mit Amtsräumen im Invalidendom zurück, und seit diesem Tage hatte Foch beharrlich seine Netze für die schließliche Erreichung der obersten Befehlsgewalt gesponnen. Seit Robertsons Rücktritt bemühte sich Sir Henry Wilson, der abermals Fochs Gegenspieler als englischer Stabschef war, auf seine sarkastische Art darum, die Befähigung seines französischen Freundes zum Generalissimus ins rechte Licht zu rücken.

Das Ausmaß des Unheils vor Amiens begann der englischen Regierung während der Palm-Sonntag-Woche zu dämmern. Lloyd George, der verreist war, erhielt eine verzweifelte Depesche, mit der Haig ihn bat, doch die Franzosen dazu zu bewegen, Truppen in die immer breiter werdende Kluft zwischen den französischen und englischen Truppen zu schicken.

Er rief Lord Milner an, seinen Kriegs-Außenminister, eines der wenigen Kabinettsmitglieder, das sich noch in London befand, und beauftragte ihn, sich unverzüglich nach Frankreich zu begeben. Der Premierminister brauchte einen Augenzeugenbericht. Milner, fügte er eilig hinzu, besaß volle Ermächtigung, alles Nötige zu unternehmen.

Milner holte General Wilson in Versailles ab, und während des ganzen Montags, den fünfundzwanzigsten, hetzten die beiden in einem Stabsauto über die französischen Landstraßen von einer ergebnislosen Unterredung zur anderen. Überall Verwirrung. Anschuldigungen. Haig beschwerte sich, daß die von Pétain versprochenen Divisionen nicht gekommen seien; Pétain beschuldigte Haig, Stützpunkte verloren zu haben, die er zu halten versprochen hatte.

Haig war ein gebrochener Mann. Er hatte sein Selbstvertrauen so weit eingebüßt, daß er Milner zitternd eingestand, er sei bereit, die Befehle eines Franzosen entgegenzunehmen, wenn das der einzige Weg sei, um Flanken-

deckung zu erhalten. Um Haigs Gefühle nicht zu verletzen, schlugen Milner und Wilson Clemenceau als Generalissimus und Foch als seinen technischen Beirat vor.

Sie fanden den Tiger in Compiègne, die Augen tief in den Höhlen eingesunken, den Schnurrbart gesträubter als je. Er sagte ihnen barsch, die einzig mögliche Rettung bestünde in der sofortigen Zusammenlegung der Kommandos. Haig hatte mittlerweile Nachricht geschickt, er sei zu beschäftigt, um nach Compiègne zu fahren. Ungefähr auf halbem Weg zwischen Amiens und dem Meer, in dem kleinen Landstädtchen Doullens, wurde eine Zusammenkunft zwischen den höchsten französischen und englischen Befehlshabern vermittelt, um zu einer endültigen Entscheidung zu gelangen.

Clemenceau verbrachte den Abend des Montags in Paris. Wie so oft wurde sein Schlaf durch Fliegeralarme gestört. Ein geheimnisvolles Fernkampfgeschütz, das bald den Spitznamen „dicke Bertha“ erhalten sollte, hatte begonnen, die französische Hauptstadt in Abständen von zwanzig Minuten zu bombardieren. Nie zuvor war ein Mörser mit ähnlich weitem Schußbereich verwendet worden.

Die Pariser hatten zwar nicht die Nerven verloren, waren aber doch ängstlich und reizbar geworden. Obwohl der Premier nach außen den Eindruck der Zuversicht wahrte, traf er insgeheim Maßnahmen für die eventuelle Evakuierung der wichtigsten Regierungsstellen. Nervöse und Reiche flüchteten bereits aus der Stadt. Die Züge nach Lyon und dem Mittelmeer waren so voll, daß die Reisenden in den Gängen standen. Gleichzeitig erstickte der Gare du Nord beinahe unter dem Ansturm der Flüchtlinge, die mit ihren Bündeln und Kisten aus dem heimgesuchten Norden eintrafen.

Die Menschen, die sich entschlossen hatten durchzuhalten, waren guter Dinge. Am Sonntag nachmittag waren die Boulevards ungewöhnlich bevölkert. Der Präsident der Republik besichtigte die Treffer und überbrachte den Verwundeten und Hinterbliebenen Beileidsgrüße des gesamten Volkes. Feriengäste brachten den Projektilen der dicken Berta mehr Neugier als Angst entgegen. Die Pariser versicherten einander, daß sie letzten Endes gar keinen wesentlichen Schaden anrichteten.

Die Konferenz in Doullens war für elf Uhr vormittags angesetzt. Clemenceau und sein Militäradjutant General Mordacq trafen pünktlich auf die Minute ein. Eine Sekunde später fuhren Präsident Poincaré und dessen Adjutant vor. In ihrer Gesellschaft befand sich Monsieur Loucheur, der Minister für Rüstung und Flugwesen. Der Präsident der Republik und der Präsident des Ministerrates hatten nichts füreinander übrig, insbesondere seit über die Absicht, Clemenceau zum Generalissimus zu machen, geklatscht wurde, aber bei der herrschenden Notlage begrüßten sie einander herzlich.

Clemenceau war gut aufgelegt, bemerkte Mordacq. Man konnte ihn beinahe als heiter bezeichnen.

Lord Milner und General Wilson verspäteten sich. Da das kleine Rathaus durch Haig und seinen Stab besetzt war, warteten die französischen Würdenträger auf dem hübsch angelegten kleinen Platz vor dem Gebäude. Vom Kanal fegte ein beißender Wind herüber, und sie mußten rasch auf und ab gehen, um sich warm zu halten.

Die Bewohner der Stadt drängten näher. Sie erkundigten sich, ob es den Deutschen möglich sein würde, bis Doullens vorzudringen. Sollten die Zivilisten ihr Hab und Gut packen und die Ortschaft räumen? Unter der respektvollen Höflichkeit schwelten bittere Vorwürfe. Der Tiger brummte eine seiner gewohnten Phrasen: „Sie werden nicht durchkommen“ in seinen Bart.

Von seinem Standplatz aus sah er nur zu deutlich, daß der Rückzug weiter anhielt. Flüchtlinge strömten von der Hauptstraße über den Platz. Da kamen Dorfbewohner mit hoch aufgetürmten Wagen, auf denen die Haushaltsgeräte schwankten, brüllende Kühe und Schafherden mit klingelnden Glöckchen trotteten vorbei, dazwischen wurde ab und zu ein widerstrebendes Schwein mitgezerrt, Knaben schoben Handkarren, in Kinderwagen waren Schätze gestopft, von denen sich ihre Inhaber nicht trennen konnten, mitten drinnen lag der Säugling selbst; alte Frauen in Häubchen, alte Männer, die an Stöcken einherhumpelten: eine grauenhafte Wiederholung der Straßenschilder des unheilvollen Sommers von 1914.

Zwischen ihnen marschierten in ungerührtem Gleichschritt rosiggeseitige Abteilungen zurückweichender englischer Truppen. Die Franzosen staunten über ihre ausdruckslosen Mienen. Sooft einen Augenblick Stille herrschte, waren die deutschen Geschütze in der Ferne zu vernehmen.

Der Präsident des Ministerrates und der Präsident der Republik hatten bloß Zeit, einige hastige Worte zu wechseln, ehe General Foch zu ihnen stieß. Foch glich trotz seiner siebenundsechzig Jahre noch immer einem einherstolzierenden Gockel mit graublauen Augen und einem üppigen, graumelierten Schnurrbart. Umringt von seinem Stab, trat er geräuschvoll und von Selbstbewußtsein strotzend auf. Endlich würde er das Kommando erhalten, das er so lange Zeit angestrebt hatte. Er begrüßte die Führer der französischen Republik und wischte mit seiner berühmten Bewegung nicht vorhandene Spinnweben vom Rock.

„Mein Plan ist nicht schwierig“, verkündete er mit schnarrender, schneidiger Stimme. „Ich will kämpfen. Ich will im Norden kämpfen. Ich will an der Somme kämpfen. Ich will an der Aisne, im Elsaß und in Lothringen kämpfen, ich will überall kämpfen und den Deutschen schließlich Zug um Zug zur Strecke bringen; er ist weder schlauer noch stärker als wir.“

Mordacq vermerkte in seinen Notizen, daß Foch einen Windstoß der Siegesgewißheit mit sich zu bringen schien.

Pétains Ankunft wirkte bedrückend. Er kam mit einem Berg von Beschwerden. Die Engländer informierten ihn nicht ausreichend. Wie konnten sie von ihm die Entsendung von Verstärkungen erwarten, wenn sie sich dauernd im Rückzug befanden? „Jener Mann“, flüsterte Pétain der ihn umgebenden Gruppe zu, als er Haigs hochgewachsener Gestalt auf den Stufen des Rathauses ansichtig wurde, „wird in zwei Wochen kapitulieren müssen.“

Die Franzosen verglichen unruhig ihre Uhren mit der Turmuhr. Elf Uhr fünf und vierzig. Wo zum Teufel steckten die Vertreter der englischen Regierung? Der Geschützdonner schien sich zu verstärken. Ihr Aufundablaufen wurde nervös, beinahe hektisch. Die Turmuhr schlug zwölf. Keine Spur von Milner und Wilson.

Um zwölf Uhr fünf brausten zwei englische Stabsautos mit höchster Geschwindigkeit heran, daß die Flüchtlinge auf der Straße verschreckt auseinanderstoben. Kaum stieg Lord Milner aus seinem Wagen, schritt Clemenceau, der eine Gabe dafür besaß, die Menschen ins Unrecht zu setzen, grimmig auf ihn los und fragte, ob es stimme, daß die Engländer Amiens räumen wollten. Milner dementierte laut: Marschall Haig hätte nicht die mindeste Absicht.

Dann bat er die Franzosen, ihn für einige Minuten zu entschuldigen, damit er im Rathaus mit seinen Generälen sprechen könnte. Sie hatten keine Gelegenheit gehabt, sich vorher zu unterhalten. Marschall Haig und die Generäle Plumer und Byng gingen ins Rathaus voran. Nach fünfzehn Minuten riefen sie die Franzosen zu sich.

Die Konferenz von Doullens begann unter dem Vorsitz des kleinen Poincaré mit dem gepflegten Bart.

Der Tiger fauchte Haig an: Hatte er vor, Amiens aufzugeben? Haig erwiderte, das sei das letzte, was er zu tun beabsichtige, er müsse jedoch französische Verstärkungen erhalten, um seine Flanken zu decken. Er hätte keinerlei Reserven mehr, die er in den Kampf werfen könne.

Nun lag es an Pétain zu äußern, was er beitragen könnte. Haig hatte ihm den Befehl über jene Teile der Fünften Armee, die sich der französischen Flanke am nächsten befanden, übertragen. „Die Fünfte Armee“, begann Pétain, „hat aufgehört zu bestehen.“ Er erging sich in einem langen, schwarzen Bericht darüber, wie er seit Tagen versucht hatte, Divisionen aufzutreiben. Er hatte insgesamt vierundzwanzig gefunden, aber die meisten davon waren erschöpft und manche von eben überstandenen Kämpfen restlos ausgepumpt. Die Fragen des Transportes und abermaligen Ausschwärmens der Mannschaft waren nicht leicht zu lösen. Sie kosteten Zeit.

Pétains Worte fielen wie ein eiskalter Guß auf die Gruppe. Eine Zeitlang sprach keiner auch nur ein Wort.

Clemenceau packte Milners Arm und drängte ihn in eine Ecke. „Wir müssen dem ein Ende machen“, wisperte er. „Was schlagen Sie vor?“

Milner war bestens vorbereitet zu der Versammlung gekommen. Er riet sofort, die französischen und englischen Heere dem Kommando General Fochs zu unterstellen. Um die bittere Pille für Pétain und Haig zu versüßen, verwendete Milner das Wort „koordinieren“. Pétain erklärte hochmütig, daß er durchaus bereit sei, unter General Foch zu dienen. Alle Augen richteten sich auf Haig.

Mordacq stellte fest, wie eingesunken und von Falten zerfurcht Haigs Gesicht war. Er hatte das stramme Aussehen des prächtig lackierten Zinnsoldaten verloren. Undeutlich murmelte er, daß er im Interesse der Allgemeinheit alles Nötige zu tun bereit sei.

Clemenceau bestand darauf, die Entscheidung schriftlich niederzulegen. Fochs Befehlsgewalt mußte ab sofort in Kraft treten. General Foch wurde damit beauftragt, die englischen und französischen Truppen an der Westfront zu koordinieren. Alle Anwesenden unterfertigten das kurze Schriftstück. Mit seiner Unterschrift legte Milner das englische Kabinett fest.

Pétain begab sich trübselig zu seinem Zug. Haig und seine Generäle kehrten zu ihren verstreuten Hauptquartieren zurück. Die Stabsoffiziere fühlten, daß ihrem Chef ein übler Streich gespielt worden war. Die Unterwerfung unter die französische Befehlsgewalt war der Preis, den er für Verstärkungen zahlen mußte.

Die Franzosen rieben sich die Hände. Die Luft war scharf. Es zwar zwei Uhr, und sie waren gewöhnt, ihr Déjeuner um zwölf einzunehmen. Alle Anwesenden gestanden einen kräftigen Appetit ein. Der Präsident der Republik, General Foch, Monsieur Clemenceau, Monsieur Loucheur und ihre Adjutanten und Sekretäre gingen um die Ecke in ein bestens empfohlenes kleines Landgasthaus, L'Hôtel des Quatre Frères Aymon, wo ein erstklassiges Mahl für sie bestellt worden war.

Als sie sich zu Tisch setzten, konnten Clemenceau und Foch, die nie länger als einige Minuten miteinander Frieden zu halten vermochten, sich eine kleine Gehässigkeit nicht verbeißen. „Na“, stichelte der Tiger, und starrte Foch an, während er sich die Serviette unterm Kinn einsteckte, „jetzt haben Sie glücklich die Position, die Sie sich so heiß wünschten.“

Foch biß zurück. „Sie übergeben mir eine verlorene Schlacht und bitten mich, sie zu gewinnen. Ich erkläre mich dazu bereit und Sie glauben noch, mir ein Geschenk gemacht zu haben. Wenn ich annehme, mißachte ich meine eigenen Interessen.“

Die anderen lenkten rasch ein. Als gute Franzosen widmeten sie ihre

Aufmerksamkeit dem Essen und dem Wein. Mordacqs Berichten zufolge strahlten sie, als hätten sie einen Sieg über die Deutschen errungen. Er entsann sich, daß das Essen ausgesprochen heiter verlief.

General Pershing setzt seinen Willen durch

In diesen angespannten Tagen befand sich Newton D. Baker, mausartig wie immer unter seinem Derbyhut, der ihn noch schwächlicher erscheinen ließ, in Europa. Er war gekommen, erklärte er Pershing und Bliss bescheiden, um die Atmosphäre des Krieges zu erleben. Er erlebte sie. Saure Gesichter in London. Saure Gesichter in Paris. Flüchtlinge auf den Bahnstationen. Jede mondhelle Nacht heulende Alarmsirenen. Das dumpfe Aufprallen von Bomben in der Ferne. In Paris explodierte während der Karfreitagsmesse ein Geschloß der dicken Bertha in der Kirche von St. Gervais. Das gotische Gewölbe stürzte ein. Hundertfünfzig Menschen, zum überwiegenden Teil Frauen und Kinder, wurden getötet oder schwer verletzt.

Wo immer sich der Kriegsminister zeigte, wurde er mit Forderungen nach amerikanischen Truppen bestürmt. Die Italiener wollten sie haben. Die Franzosen wollten sie haben. Die Engländer verlangten sie so dringend, daß sie endlich bereit waren, auf einen Teil ihres lukrativen Handelsverkehrs zu verzichten und mehr Laderaum für Überseetransporte zur Verfügung zu stellen, jedoch ausschließlich für Infanteristen und Maschinengewehrschützen, schränkten sie ein. Keiner der Alliierten wünschte eine selbständige amerikanische Armee; was sie wollten, war amerikanisches Kanonenfutter.

Baker berichtete Pershing, daß der Präsident in dieser Frage unentschieden sei. Wilson war zu der Überzeugung gelangt, daß ein einheitliches Kommando jedes Opfer verdiene. Seine Depeschen unterstützten die Ernennung Fochs mit allem Nachdruck. Gut und schön, sagte Pershing, er sei bereit, unter Foch zu dienen, aber sie dürften niemals den Plan eines unabhängigen amerikanischen Heeres fallenlassen.

Von einer gesamten Streitmacht von beinahe dreihundertzwanzigtausend Mann, die seinem Befehl unterstanden, hatte Pershing seine 1. Division bereits Pétain angeboten. Nun waren die 2., 26. und 42. Division einsatzbereit. Andere würden bald folgen.

Nach einer langen Unterredung in seinem Pariser Büro mit General Bliss und Minister Baker über die Tragweite der Entscheidung von Doullens, die sie alle begrüßten, entschied Pershing, daß der Augenblick gekommen sei, seine Truppen Foch zur Verfügung zu stellen. Nach dem Mittagessen machte er sich mit General Bliss auf die Suche nach Foch, der an-

geblich sein Hauptquartier in einer kleinen Gebirgsstadt zwischen Compiègne und Beauvais, die sich Clermont de l'Oise nannte, aufgeschlagen hatte.

Es ermutigte die Amerikaner, auf den Straßen westlich von Paris pausenlos Lastwagen voll Truppen und Nachschub zur Front rollen zu sehen. Das bestätigte die Meldung, daß Foch bereits die Lücke östlich von Amiens mit französischen Divisionen auffüllte. Als sie in Clermont ankamen, fuhren sie eine Weile durch die Stadt, ehe sie jemanden ausfindig machen konnten, der zugab, über General Fochs Verbleib unterrichtet zu sein. Endlich entdeckte Pershings Dolmetsch, Captain de Marenches, einen Freund im Hauptquartier der Dritten französischen Armee, der ihnen einen Poilu als Führer beistellte. Er wies Pershings Chauffeur durch die Wagenparks am Stadtrand und durch eine hohe Pappelallee zu einem kleinen Bauernhaus.

Während sie im Garten darauf warteten, vorgelassen zu werden, bewunderten sie die blühenden Sträucher. Der Winkel atmete wohlthuende Stille und Zurückgezogenheit aus. Schüchtern wagte sich eine blasse Frühlingssonne vor. Pershing wurde ins Haus gebeten und überließ es Bliss, einen blühenden Kirschbaum auf dem Rasen zu bewundern. Er hatte gesagt, daß er eine private Unterredung wünschte.

Pershing fand Clemenceau, Loucheur und die Generäle Pétain und Foch im Studium einer Landkarte vertieft, die auf dem Speisezimmerisch ausgebreitet lag. Die Franzosen führten bei Montdidier einen Gegenangriff durch. Da das Haus klein war, gingen die anderen, als Pershing seinen Wunsch, Foch unter vier Augen zu sprechen wiederholte, in den Garten, um ebenfalls den Kirschbaum zu bewundern.

„Ich bin gekommen, um Ihnen für die gegenwärtige Schlacht unsere amerikanischen Truppen anzubieten“, sagte Pershing. „Artillerie, Infanterie, Flugdienst — alles, was wir haben, gehört Ihnen. Verfügen Sie darüber, wie Sie wollen. Ich bin insbesondere deshalb gekommen, um Ihnen zu versichern, daß das amerikanische Volk stolz darauf sein wird, an dem größten Kampf der Geschichte teilzunehmen.“

Pershing, der empfand, daß der Anlaß die Anstrengung rechtfertigte, sprach Foch französisch an.

Foch, der einen dramatischen Augenblick nie ungenützt verstreichen ließ, packte Pershing beim Arm und zerrte ihn aus dem Haus zu den anderen, die rund um den Kirschbaum standen. „Wiederholen Sie das eben Gesagte.“ Foch strahlte übers ganze Gesicht.

General Pershing wiederholte seine sorgfältig einstudierte Rede mit noch stärkerem Nachdruck. Sein Adjutant, General Boyd, sagte ihm später, daß sein Französisch, von der Bedeutung des Augenblicks beflügelt, mit ungewohnter Zungenfertigkeit hervorgesprudelt war.

„Wir sind hier, um zu sterben“, rief General Bliss auf englisch aus. „Wie wollen Sie uns einsetzen?“

Pétain bemerkte trocken, daß er darüber mit General Pershing bereits entschieden hätte. Eine Stelle war ausgesucht worden, an der die amerikanischen Truppen an die Front gehen sollten. Später beanspruchte Foch den Ruhm dieser Entscheidung für sich. „Ich konnte auf Ihre prachtvolle Kameradschaft nur damit erwidern“, schrieb er, „daß ich die erste amerikanische Division sofort vor Montdidier im Herzstück des deutschen Angriffs einsetzte.“

Die französische Presse hob Pershings noble Geste in den Himmel. Er wurde eingeladen, Bliss zur nächsten Versammlung des obersten Kriegsrates zu begleiten, die eiligst für den 3. April im Rathaus von Beauvais einberufen wurde. Abermals kamen die Engländer zu spät, so daß die amerikanischen Generäle und ihre Adjutanten Muße hatten, die riesige alte Kirche zu bewundern, die vor so vielen Jahrhunderten unvollendet gelassen worden war. Als sie das Rathaus betraten, bemerkten sie bei den Abgeordneten eine gewisse Zuversicht. Der deutsche Vorstoß erlahmte. Amiens war nicht länger in Gefahr. Die Deutschen hatten Nachschubschwierigkeiten. Fochs Selbstvertrauen war ansteckend. Im Konferenzsaal fiel Lloyd George mit seiner weißen Mähne und seinem gezwungenen Lächeln stark auf.

Sobald Clemenceau die Ruhe hergestellt hatte, erhob sich Foch, um zu verkünden, daß nun, da sich die Front gefestigt hätte, seinen Befehlen, die Truppenbewegungen zu koordinieren, Genüge getan sei. Er wünschte detaillierte Befehlsgewalt. Lloyd George wies darauf hin, daß nach drei Jahren Krieg keine Ergebnisse erreicht worden waren. Die jüngsten Ereignisse, fügte er nervös hinzu, hätten das englische Volk tief aufgewühlt, und es dürfe zu keiner Wiederholung kommen, sonst würde das Volk beginnen, Fragen zu stellen, und einer müßte dann Rechenschaft ablegen. Er warf den Ball den Amerikanern zu.

General Bliss verlas den Beschluß von Doullens und sagte, daß Foch erweiterte Machtbefugnisse zuerkannt werden sollten. Pershing sprach sich unverblümt für einen höchsten Befehlshaber aus und erklärte, diese Rolle fiel Foch zu.

Lloyd George durchquerte den Raum bis zu Pershings Platz, ergriff Pershings Hand und sagte: „Ich bin völlig General Pershings Meinung.“

Als Haig an der Reihe war, das Wort zu ergreifen, sagte er, daß eine einheitliche Befehlsführung bereits vorhanden sei. Er sähe daher keine Notwendigkeit einer Ausweitung.

Es wurde beschlossen, eine Resolution zu entwerfen. Als Pershing der

Entwurf vorgelegt wurde, stellte er fest, daß sich darin kein Hinweis auf ein amerikanisches Heer befände.

Pétain erwiderte, es bestünde kein amerikanisches Heer. Die amerikanischen Einheiten befänden sich entweder in Ausbildung oder seien mit den Engländern oder Franzosen verschmolzen.

Pershing gab nicht nach. Er war kein redegewandter Mann. Er neigte dazu, mit einigen „Hm, Hm, Hms!“ zu beginnen, wenn er zum Sprechen ansetzte. Trotzdem gelang es ihm, den Anwesenden klarzumachen, daß, wenn es auch vorderhand noch kein amerikanisches Heer gäbe, doch verdammt bald eines zustandekommen würde. Die Resolution, die er anschließend annahm, räumte Foch die uneingeschränkte strategische Leitung der alliierten Armeen ein, ließ jedoch die taktische Leitung der englischen, französischen und amerikanischen Truppen in Händen ihrer nationalen Befehlshaber. Um Haig auszusöhnen, wurde eine Klausel angehängt, die diesen Befehlshabern das Recht einräumte, an ihre Regierungen zu appellieren, wenn ihrer Meinung nach Fochs Befehle ihre Armeen in Gefahr brächten.

Foch mußte sich mit seiner eingeschränkten Befehlsgewalt zufriedengeben, aber Pershing hatte seinen Kopf durchgesetzt; eine amerikanische Armee war als vollwertiger Partner der Engländer und Franzosen eingesetzt worden.

Unternehmen „Georgette“

Es waren die Deutschen, die Foch die höchste Befehlsgewalt zuspielten. Seit der Konferenz in Beauvais war kaum eine Woche vergangen, die verschiedenen Hauptquartiere der Alliierten konnten eben erst ein bißchen Atem schöpfen und griffen mit der Überzeugung, daß die Lage sich entspanne, auf die alte Routine zurück, als am 9. April Ludendorff zum nächsten Schlag ausholte. Die Heeresgruppe des Kronprinzen Ruprecht von Bayern griff die englischen Linien abermals an, diesmal im Tale der Lys südlich von Ypern.

Es war das Unternehmen „St. Georg“, das Ludendorff aus Angst, er könnte zu große Kontingente seiner Reserve aufs Spiel setzen, derart verkleinert hatte, daß die Stabsoffiziere verächtlich von einem Unternehmen „Georgette“ sprachen. Das Vorgehen war das gleiche wie beim ersten Angriff. Das deutsche Kommando wählte den Augenblick, in dem eine portugiesische Division, die in den Schützengräben unter unzureichender Ausrüstung gelitten hatte, zur Ablösung vorgesehen war. Sieben sorgfältig ausgebildete Angriffsdivisionen vereinten sich in einer Überraschungsoffensive, als die Ablösung durchgeführt wurde. Die portugiesischen Trup-

pen lösten sich auf und rannten. Die Ablösungsbrigaden wurden in die Verwirrung hineingerissen. Die dünn besetzten englischen Linien zu beiden Seiten schmolzen dahin.

Der Erfolg war größer, als Ludendorff zu hoffen gewagt hatte. Das Unternehmen, das er als Ablenkungsmanöver geplant hatte, um seinen Stützpunkt in Montdidier von den Reserven der Alliierten zu entlasten, entwickelte sich zur Großoffensive. Am 11. April zogen sich die Engländer von Armentières zurück, das in Trinkliedern und Latrinengerüchten lange Zeit als der Ruhepunkt der englischen Tommies berühmt gewesen war. Die Lage wurde so verzweifelt, daß Haig den Befehl erteilte: „Jede Stellung muß bis zum letzten Mann gehalten werden. Es darf keinen Rückzug geben. Mit dem Rücken zur Wand und dem Glauben an unsere gerechte Sache muß jeder von uns bis zum letzten Atemzug kämpfen.“

Dennoch war der Rückzug unabwendbar. Der ganze Boden vor Ypern, für dessen Wiedergewinnung so viele englische und kanadische Leben vergeudet worden waren, ging verloren. Da der Frühling ungewöhnlich trocken gewesen war, konnten die deutschen Divisionen sich durch das moorige Tal der Lys auf die Höhenzüge im Westen durcharbeiten. Eine Zeitlang sah es aus, als würden die englischen Truppen nach Boulogne und Calais zurückgetrieben werden.

Trotz täglicher Notrufe an Pétain und Foch rückten die französischen Verstärkungen nur langsam nach. Als sie endlich da waren, bestand ihre größte Kampfleistung darin, den Engländern beim Verlust ihrer wichtigsten Stellung auf dem Mont Kemmel südwestlich von Ypern zu helfen. Es gelang den Engländern dennoch, Ypern selbst und den lebenswichtigen Bahnknotenpunkt von Hazebrouck zu halten.

Ende April mußten die Engländer den Verlust von beinahe dreihunderttausend Toten, Verwundeten und Gefangenen seit dem 21. März zugeben. Die deutschen Verluste waren kaum geringer. Ludendorff hatte seine Linien zu zwei gigantischen Bogen ausgedehnt, hatte aber in beiden Fällen sein strategisches Ziel nicht erreicht, das bei der ersten Offensive Amiens und bei der zweiten Hazebrouck gewesen war. Mordacq hatte Clemenceau dieses Ergebnis vorausgesagt. „*Les boches n'ont pas le cran*“, sagte er. Diese Unverschämtheit besitzen die Deutschen nicht.

Foch saß nun fest im Sattel. Von Kindheit an in der Theorie des *jours l'offensive* erzogen, massierte er nun seine Truppen, wie er das an der École de Guerre gepredigt hatte, und ließ sich mit seinem Gegenschlag Zeit. Sein Selbstvertrauen war nicht zu erschüttern. Wenn die englischen Offiziere ihn dringend baten, sie mit weiteren Truppen zu unterstützen,

weigerte er sich beharrlich. „*C'est la bataille du nord*“, sagte er mit einem Achselzucken.

Als der deutsche Druck nachließ, forderten die Franzosen und Engländer abermals eine sofortige Einverleibung der amerikanischen Einheiten nach ihrer Landung in ihre eigenen Truppen. Bei der Konferenz des obersten Kriegsrates in Abbeville machten sie Pershing das Leben sauer.

Der überzeugende Lord Reading hatte Präsident Wilson in Washington bearbeitet und ihn anscheinend zu der Ansicht bekehrt, daß der Kriegsausgang davon abhing, die Identität der amerikanischen Truppen von den englischen und französischen Streitkräften aufsaugen zu lassen. Lloyd George hielt eine Botschaft des Weißen Hauses in Händen, die den englischen Vorschlag bewilligte, lediglich amerikanische Infanteristen und Maschinengewehreinheiten an Stelle von vollständigen Divisionen nach Europa zu entsenden. Lloyd George und Lord Milner, von Clemenceau und Foch unterstützt, drangen mit Argumenten zugunsten dieses Planes auf Pershing und Bliss ein, sobald sie ihre Nase in den Konferenzsaal gesteckt hatten. Bliss hatte wenig Lust zu einer Debatte, aber Pershing gab keine Handbreit nach.

Er liebte es, die Franzosen daran zu erinnern, daß sie im Revolutionskrieg Rochambeau unter der Voraussetzung nach Übersee gesandt hatten, daß er ein eigenes Kommando haben würde, diesmal jedoch, fuhr er in seiner stockenden Art fort und setzte sein unergründlichstes Pokergesicht auf, da es so aussah, als ob das amerikanische Heer den schwersten Anprall des Krieges hinzunehmen habe, sei es von nun ab für alle Beteiligten erforderlich, die Amerikaner so kämpfen zu lassen, wie sie es am besten taten und das war im Rahmen eigener Einheiten. Die Diskussion wurde so hitzig, daß Clemenceau die Verhandlung vertagte und sagte, Foch, Milner und Pershing sollten diese Angelegenheit lieber privat auskämpfen.

Kaum fanden sie sich in dem kleinen Zimmer allein, wandte sich Foch an Pershing und fragte mit seiner schnarrenden Stimme: „Sind Sie bereit zu riskieren, daß wir an die Loire zurückgeworfen werden?“ Pershing erwiderte, dies sei zugegebenermaßen ein Risiko, das er jedoch eingehen müsse. Sie stritten so lange, daß die drei Premierminister ungeduldig wurden und an die Tür pochten. Milner ging öffnen und Pershing hörte ihn Lloyd George zuflüstern: „Er läßt sich nicht abbringen.“

Pershing erhob sich. „Meine Herren“, sagte er, „ich habe diesen Plan sorgfältig erwogen und lasse mich zu nichts zwingen.“

Schließlich fand er sich bereit, dem englischen Plan zwei Monate lang zu folgen, aber nicht länger. Er überwand die italienische Opposition, indem er Orlando versprach, ihm ein vollständiges amerikanisches Regiment nach

Italien zu schicken. Von der schließlichen Autonomie der amerikanischen Streitmacht ließ er sich keinen Zentimeter abhandeln. „Wir trennten uns mit lächelnden Gesichtern“, schrieb Clemenceau, „hinter denen sich auf beiden Seiten knirschende Zähne verbargen.“

Nach dieser lauten Forderung nach Infanterie war General Pershing einigermaßen überrascht, bei seiner Rückkehr in sein Hauptquartier in Chaumont einen Brief Marschall Haigs vorzufinden, der ihn um zehntausend Mann Artillerie bat. Pershing antwortete höflich, daß die Engländer noch nicht die versprochenen Haubitzen abgetreten hätten. Falls Haig die Geschütze und die Auszubildner zur Verfügung stellte, würde er ihm sechs Batterien ausrüsten. Haig zog sein Ersuchen zurück.

„Ein Jahr, einen Monat, eine Woche und ein Tag . . .“

Es wurde vereinbart, daß sofort drei weitere amerikanische Divisionen zu jenen dreien hinzukommen sollten, die bereits ruhige Abschnitte hielten, und daß die 1. Division den Befehlen des VI. Korps der französischen Ersten Armee vor Montdidier unterstellt werden sollte. Um diese Vereinbarung zu halten, wurde die 1. Division im Bogen von St. Mihiel durch die 26. oder Yankee-Division unter General Edwards abgelöst. In dem Durcheinander, das als Ergebnis des deutschen Vorstoßes in der Nachhut der französischen Truppen um sich griff, verwickelte sich die Führung der Ersatztruppen gründlich. Wie um zu beweisen, daß die Zwistigkeiten nicht nur zwischen den Alliierten blühten, fielen die Stäbe der beiden amerikanischen Divisionen übereinander her. Wertvolle Zeit ging in Chaumont über der Überprüfung von Klagen und Gegenklagen verloren, bis Pershing beide Divisionskommandanten zu sich befahl und ihnen in scharfem Tone empfahl, den Streit fallenzulassen.

Die Deutschen erhöhten die Verwirrung durch ständigen Beschuß und einen verheerenden Gasangriff. Sie schienen entschlossen zu sein, dem neuen Feind die Front so heiß wie möglich zu machen. Die Neuengländer der 26. Division hatten kaum gelernt, sich in dem Labyrinth der alten Schützengräben zurechtzufinden, die zu einem vorgeschobenen Posten in den Ruinen des Dorfes Seicheprey führten, als die deutsche Artillerie sie unter Sperrfeuer nahm, dem ein Überfall der feindlichen Übermacht folgte.

Die Garnison von Seicheprey wurde dem Erdboden gleichgemacht. Als die Deutschen endlich durch einen Gegenstoß vertrieben wurden, zu dessen Durchführung die Hilfe der angrenzenden französischen Division beansprucht werden mußte, machten die Deutschen hundertsiebenundachtzig

Gefangene einschließlich fünf Offizieren. Die Verluste waren ringsum sehr schwer. Der deutsche Rundfunk jubelte über die Niederlage der Yankees, und in den Hauptquartieren der Alliierten herrschte starke Bitterkeit.

Ein Jahr, einen Monat, eine Woche und einen Tag nach der Kriegserklärung verzeichneten die Amerikaner ihren ersten Sieg.

Zwischen dem 7. und dem 16. April wurde die 1. Division einem gründlichen Lehrgang in der offenen Schlachtordnung in einer Gebirgsgegend im Gebiet von Gisors nordwestlich von Paris unterzogen, die mit Überresten alter normannischer Burgen übersät war. Pershing wollte die Mannschaft sämtliche Gewohnheiten des Stellungskrieges abschütteln lassen, die sie durch die Verbindung mit den Franzosen in den östlichen Sektoren angenommen haben mochten. Innerhalb von drei Tagen marschierte dann die Division fünfundsiebzig Kilometer zur Nachhut der französischen Sechsten Armee hinauf. In der Nacht zum zweiundzwanzigsten April löste die vorgeschobene Brigade die französische Division ab, die sich unter Einsatz aller Kräfte nur mehr mühsam vor dem Dorf Cantigny hielt.

Es war eine Frühlingslandschaft langgestreckter, sanft ansteigender grüner Hügel. Die ziegelgedeckten Häuser von Cantigny drängten sich malerisch um die Burg auf dem Bergesabhang, der das dahinterliegende strategisch wichtige Tal verbarg, durch das eine Hauptstrecke der Bahn über Montdidier in Richtung Paris verlief. Da die Franzosen erst vor drei Wochen in dieses Gebiet zurückgedrängt worden waren, hatten sie noch keine Zeit gefunden, ihr gewohntes kunstvolles Netz von Unterständen und Schützengräben anzulegen. Die Front war eine Linie besetzter Granattrichter in einem Weizenfeld. Es war kein Sektor, erklärten die auf Verteidigung ausgerichteten Franzosen den Amerikanern, sondern etwas, das in einen Sektor verwandelt werden konnte.

Cantigny und die dahinterliegende Hügelkette beherrschten die Landschaft. Ihr Besitz war die Voraussetzung für den Gegenangriff, den Pétains Hauptquartier in Richtung Montdidier plante. Die Franzosen hatten Cantigny zweimal erobert und waren ebensooft wieder vertrieben worden. Die seichten Täler und die Ebene vor dem Dorf lagen unter dem ständigen Beschuß der vorteilhaften deutschen Artilleriestellungen. In Schluchten und kleinen Waldflecken schwelten ständig die Giftgase. Die ersten Wochen verbrachten die Amerikaner im Abwehrfeuer ihrer Batterien und bei Schanzarbeiten in dem weichen kalkigen Untergrund. Die leichtgebauten Häuser dieses Abschnittes boten keinerlei Schutz. Bei jeder Granatexplosion flogen Latten und Gipswände in die Luft. Hauptquartier und Kommandostellen mußten in den Weinkellern und den Vorratshöhlen untergebracht werden, die sich unter jedem Bauernhaus befanden.

Le Boche beherrschte den Himmel. Seine wurstförmigen Ballons dirigierten gleichmütig das Feuer seiner Artillerie. Da es vorderhand noch keine wirksame amerikanische Luftwaffe gab, war die Division vom Schutz und der Aufklärung französischer Flugzeuge abhängig. Nachts bombardierten die Deutschen nach Belieben. Die einzige Erfahrung der Amerikaner mit ihren englischen Verbündeten bestand in einem einsamen Flugzeug, das eines Tages über ihren Linien auftauchte und entschlossen die Schützengräben mit Maschinengewehrfeuer belegte. Die Amerikaner dachten, es müßte ein Heini sein, der zur Tarnung einen englischen Äroplan benutzte, aber als ein französischer Flieger den Fremdling abschoß, war es doch tatsächlich ein Engländer. Er hatte sich verirrt und geglaubt, auf eigene Faust eine deutsche Stellung unter Maschinengewehrfeuer zu nehmen. Einige Tage danach erschien ein englischer Verbindungsoffizier mit rot angelaufenem Gesicht und einem Schwall von Entschuldigungen.

Das Leben im Cantigny-Sektor war die reine Hölle. Die Deutschen verfügten über große Giftgasmengen, und die amerikanische Artillerie besaß überhaupt keines. Alle Bewegungen mußten nachts erfolgen. Küchen- und Wasserkarren, die von einem Muli gezogen wurden, konnten erst nach Einbruch der Dunkelheit durch den rutschigen Kalk der Zufahrtsgräben geführt werden, dadurch war das Essen kalt und das Wasser lau, ehe es die Männer in den vordersten Linien erreichte. Das Tränken der Pferde und Mulis war eine gefährliche Angelegenheit, da der Deutsche die Wasserstellen kannte und, gleichgültig, wie oft die Stunde verlegt wurde, jederzeit mit einigen wohlgezielten Granaten bereit war. Verwundete mußten auf ihren Bahren durch lange, glatte Einschnitte in den Kalkhügeln nach hinten getragen werden. Feldlazarette und Munitionslager standen oft unter Beschuß. Während ihr Angriff auf Cantigny vorbereitet wurde, hatten die Amerikaner einzig durch das Halten ihrer Verteidigungsstellen sechzig Tote am Tag zu beklagen.

Vom kleinsten Gemeinen bis zu General Bullard gab es nur eine Meinung: die Deutschen mußten aus Cantigny vertrieben werden. Während der Stab in einem tiefen, stinkigen Keller unter einem alten Herrschaftsschloß nahe dem zerstörten Bahnhof die Attacke entwarf, führten die Männer an der Front kleine Nachtstreifen und, was sie stille Angriffe nannten, ohne Artillerieaufbau im Niemandsland zwischen den beiden Heeren durch. Auf diesem Gebiet gewannen die Amerikaner rasch die Oberhand. Gefangene wurden eingebracht, Bruchstücke von Nachrichten aufgefangen, aus denen der Stab das Gebiet konstruieren konnte, auf das der kommende Angriff erfolgen sollte.

Die 28. Infanteriedivision wurde für den Sturmangriff ausgewählt. Einige

Tage hindurch exerzierten sie zwanzig Kilometer hinter der Front, wo die Landschaft von Cantigny so naturgetreu wie möglich nachgebildet worden war. Mittlerweile brachten die Franzosen hundertzweihundredreißig Fünfundsiebziger-, sechshundredreißig Hundertfünfundfünfzig-Millimeter-Haubitzen und vierundredreißig leichte Mörser zusätzlich zur regulären Divisionsartillerie heran. Ein Dutzend Tanks und ein Kontingent von Flammenwerfern standen zur Unterstützung der Infanterie bereit. Die Division erhielt eine unbegrenzte Zuteilung an Giftgas und Sprengstoffen. Die Franzosen hatten am erfolgreichen Verlauf der Cantigny-Operation das gleiche Interesse wie die Amerikaner.

Am 27. Mai, gleichzeitig mit der Offensive des Kronprinzen im Osten beim Chemin des Dames, führten die Deutschen in Cantigny einen schweren Angriff mit Gas und Granaten durch. Anschließend folgte eine Reihe von Sturmangriffen gegen die Amerikaner und die links und rechts von ihnen liegenden Franzosen. Bei der Abwehr eines dieser Angriffe erzielten die Franzosen einen kleinen Bodengewinn. Sie hatten bereits einen bewaldeten Hügel im Nordwesten erobert. Obwohl die Verluste hoch waren, unterbrachen sie keineswegs die Vorbereitungen für den amerikanischen Angriff.

Die folgende Nacht war still und klar. Am Morgen des Achtundzwanzigsten um vier Uhr fünfundvierzig, als sich die Nebel aus den Tälern lösten, schossen sich die Schützen der unterstützenden Batterien mit einigen Zielrunden ein. Eine Stunde später begann jedes Geschütz hinter der 1. Division Feuer zu speien. Französische Flieger übernahmen die Deckung aus der Luft. Gebiete, auf denen man deutsche Truppenansammlungen vermutete, wurden mit Giftgas bombardiert. Um 6.45 Uhr änderten die Fünfundsiebziger ihren Schußwinkel zu einem rollenden Sperrfeuer, das sich in einem Tempo von hundert Metern in zwei Minuten vorwärtsbewegte. Hinter diesem Schutz stieß die Infanterie mit Unterstützung von Maschinengewehreinheiten und Mörsern vor. Die französischen Renault-Tanks funktionierten tadellos. Flammenwerfer folgten, um Bunker und Gräben auszuräuchern. Um 7.20 Uhr war das gesamte Operationsziel planmäßig erreicht.

Starke Stellungen wurden auf dem Friedhof, in einem Wald auf einem Hügel nördlich der Stadt und im Schutz der Steinmauern des Châteaus errichtet. Alle in Cantigny befindlichen Deutschen waren entweder tot, verwundet oder gefangen.

Zweihundertfünfundzwanzig Gefangene traten den Marsch hinter die Front an, um General Pershing und Mitgliedern des französischen Heereskommandos vorgeführt zu werden, die das Schauspiel miterleben wollten. Die durch den Angriff entstandenen Verluste waren äußerst gering. Der Erfolg war so überwältigend, daß man kaum an ihn zu glauben wagte.

General Bullard stellte in seinen Aufzeichnungen fest, daß sein Oberbefehlshaber von der Leistung der 1. Division anscheinend gar nicht beeindruckt war. Pershing befürchtete, daß sie ihre eroberten Stellung nicht halten würden.

Er hatte kaum Bullards Kommandostelle verlassen, als eine schriftliche Botschaft von ihm eintraf, die nachdrücklich seine Befehle unterstrich, daß Cantigny um jeden Preis gehalten werden mußte. Irgendein französischer General mußte ihm Zweifel eingeflößt haben. Bullard erinnerte sich an Pershings Frage, ob die Franzosen ihn jemals herablassend behandelt hätten. „Zeigen sie sich Ihnen gegenüber hochmütig?“

Bullard antwortete: „Nein, Sir!“ Er arbeite schon zu lange mit ihnen und kenne sie zu gut.

„Mit mir haben sie es doch bei Gott versucht“, sagte Pershing voll Zorn, „und ich habe nicht die Absicht, mir das bieten zu lassen.“

„Nie ist er imstande, Begeisterung zu erwecken“, schrieb Bullard über seinen Höchstkommmandierenden, „einzig Achtung.“

Die 1. Division räumte keinem alliierten Offizier Gelegenheit zu hochmütigem Benehmen ein. Wenn auch die Gegenangriffe schwer waren und die deutschen Geschütze, nachdem die zusätzliche französische Artillerie abgezogen worden war, bittere Vergeltung übten, hielten die Amerikaner durch. Als sie schließlich Anfang Juli aus diesem Gebiet abgezogen wurden, hatten sie beinahe fünftausend Verluste an Toten, Verwundeten und Gasvergiftungen zu beklagen. Gefangene hatten sie sehr wenig verloren.

„Ein Jahr, einen Monat, eine Woche und einen Tag, nachdem wir in den Krieg eingetreten waren, eroberten und hielten wir vom Feind besetzt gewesenes Gebiet“, dieser Satz verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die amerikanische Streitmacht bis Chaumont und die Verbindungslinien hinunter zu den Häfen, wo die in Khakiuniformen gekleideten Mannschaften die Transporter verließen; nach Washington, wo sich blasse Büroangestellte mit entzündeten Augen bis in die Nacht mit den Problemen der Versorgung und des Nachschubes herumschlugen; in die Bergwerke, die Stahlfabriken und die Schiffswerften. Die Phrase ging von Mund zu Mund. „Ein Jahr, einen Monat, eine Woche und einen Tag.“

Von den schwer heimgesuchten Franzosen, die vor dem neuen deutschen Angriff zurücktaumelten, wurde der Sieg von Cantigny zu beinahe märchenhafter Größe übertrieben. Die Amerikaner, die Pétain ihnen im Vorjahr versprochen hatte, griffen endlich ins Kriegsgeschehen ein. Sie hatten zurückgeschlagen und gewonnen.

XVIII. KAPITEL

Des Kaisers letzter Sieg

Der Heldentat der 1. Division bei Cantigny wurde in der amerikanischen Presse nie der verdiente Beifall eingeräumt, da sie von den erschreckenden Schlagzeilen überschattet wurde, die von einem neuen deutschen Durchbruch berichteten. Unternehmen „Roland“.

Ludendorffs Generälen gelang es, zweiundvierzig Divisionen und nahezu viertausend Geschütze in der Nähe von Laon zu konzentrieren, ohne daß die französischen Kommandostellen davon erfuhren. Die verließen sich auf die Front am Chemin des Dames, die für so uneinnehmbar gehalten wurde, daß sie nur schwach von vier französischen und drei englischen Divisionen besetzt war, die man zu einer Atempause nach den schweren, in Flandern erlittenen Schlägen dorthin geschickt hatte. Einzig Pershings Nachrichtenstab, der die wenigen vorliegenden Meldungen über deutsche Truppenbewegungen studierte, kam zu dem Schluß, daß die Deutschen einen Angriff längs der Aisne vorbereiteten. Die pflichtgemäß davon verständigten Franzosen schenken dieser Meldung keine Beachtung.

Foch war in seinem neuen Hauptquartier, das in einem kleinen Château namens Bombon gute fünfzig Kilometer hinter Paris untergebracht war, so mit seinen Plänen für einen Gegenangriff zwischen Montdidier und Noyon beschäftigt, daß er in höchst orakelhafter Art verkündete, es sei kein derartiger Angriff zu erwarten.

Hindenburg schrieb in seinen Memoiren, daß er Laon zum Zeitpunkt von Nivelles Niederlage im letzten Frühling besucht hatte. Es war ein sonniger Morgen. Er fand die Aussicht von der hochgelegenen Gebirgsstadt äußerst reizvoll. Von der Terrasse der Präfektur aus musterte er die Landschaft im Süden mit größter Aufmerksamkeit. Er beschrieb die Hügelkette des Chemin des Dames, die die grüne, wasserreiche Ebene wie eine Mauer durchschnitt und sich in dem Berg fortsetzte, der Soissons gegen das südwestliche Hochland längs des Aisne-Tales abschirmte, das Reims gegen

Osten schützte. Er gedachte Napoleons Kampf in diesem schwierigen Terrain. Nur ein völlig unerwartet kommender Angriff ließ hier auf einen Sieg hoffen.

Ludendorff beruhigte ihn; selbst wenn der Angriff nur teilweise siegreich verlief, würde er die Engländer, gegen die der vernichtende Schlag geplant war, der französischen Unterstützung berauben. Die deutschen Generäle konnten bei der Aussicht, Krupps neue Fernkampfgeschütze in Stellung zu bringen, bei denen es sich um verbesserte Ausgaben der drei Berthas, die Paris in Atem hielten, handelte, und England von den Kanalhäfen aus zu bombardieren, eine gewisse Schadenfreude nicht unterdrücken.

Der deutsche Oberbefehlshaber wiederholte gerne eine Anekdote, die ihm von der Front zugetragen worden war: Das Quaken der Frösche war an dem sumpfigen kleinen Fluß, der an einem Abschnitt die feindlichen Armeen voneinander trennte, so laut, daß die deutschen Pioniere ihre Feldbrücken vor den Nasen der französischen Vorposten schlagen konnten. Er entsann sich mit Stolz, daß ein gefangener preußischer Soldat die Franzosen mit seiner Aussage irreführte, sie sollten sich über das bevorstehende Sperrfeuer keine grauen Haare wachsen lassen, die Moral der deutschen Truppen wäre nach den Verlusten bei der Flandern-Offensive so tief gesunken, daß sie sich weigern würden vorzustoßen.

Vielleicht von dem Quaken der Frösche oder den Lügenmärchen des preußischen Soldaten eingelullt, trafen die französischen Befehlshaber keine Vorsichtsmaßnahmen. Später stellte sich heraus, daß der verantwortliche General in jener Nacht in Paris war, um sein Liebchen zu besuchen. Für die Franzosen kam der Angriff aus heiterem Himmel.

Am 27. Mai, um ein Uhr nachts, begannen die Deutschen auf der gesamten Front von Soissons bis Reims mit der schwersten Bombardierung, die sie bis dahin in diesem Kriege durchgeführt hatten. Dreieinhalb Stunden später griffen siebzehn Divisionen hinter dem ersten deutschen Tankerverband auf einer Frontbreite von vierzig Kilometern an.

Die dünne Kette der französischen Soldaten gab nach. Im Osten gelang es den Engländern, sich in leidlicher Ordnung gegen Reims zurückzuziehen. Zu Mittag passierten die Deutschen die Aisne auf Brücken, die von den Alliierten leichtsinnigerweise nicht gesprengt worden waren. Bei Einfall der Dämmerung hatten sie sich durch eine zweite Kette verteidigungsfähiger Hügel durchgerackert und übersetzten westlich von Fismes die Vesle. Zwei Tage später erstürmten sie die wichtigen Nachschubzentren Soissons und Fère-en-Tardenois. Als der Monat um war, hielten die Deutschen den Großteil des Landes zwischen Ourcq und Marne.

Genau wie an der Somme und der Lys sollte auch hier die Größe des deutschen Sieges Ludendorffs Pläne über den Haufen werfen. Die Truppen

des Kronprinzen machten fünfundsechzigtausend Gefangene. Unzählige Flugzeuge waren in ihren Hangars abgestellt und Geschütze und Munition stapelten sich zu Bergen. Als die deutschen Divisionen in der üppigen unversehrten Landschaft keinerlei Widerstand fanden, wars um ihre Disziplin geschehen.

Die deutschen Soldaten hatten Hunger. Butter und Schmalz waren seltene Schätze. Vier Jahre Kriegssparmaßnahmen hatten eine ungeheure Gier nach Waren jeder Art in ihnen erweckt. Hier war der Champagner beheimatet. In jedem Dorf türmten sich die Weinfässer. Während manche nüchtern denkende Offiziere den Bedarf an militärischer Ausrüstung deckten, schlachteten die Truppen in den Bauernhöfen Hühner und Schweine ab und zerstreuten sich, um in den Wohnhäusern zu essen, zu trinken und zu plündern. Die Wiederherstellung der Ordnung wurde zur brennendsten Frage.

Gleichzeitig stießen die Sturmtruppen so rasch vor, daß der Nachschub hinter ihnen zurückblieb. Die Engländer, auch in der Niederlage zäh wie immer, standen unerschütterlich mit dem Rücken vor Reims. Westlich des Ourcq versperrten frische französische Divisionen, die eiligst in dem waldreichen Gebiet von Villers-Cotterets ihre Schützengräben schaufelten, den Vormarsch zur Bahnstrecke Soissons—Paris. Die Deutschen waren in dem Trichter zwischen dem Ourcq und der Marne eingezwängt. Es war eine ziemlich unerschlossene, ländliche Gegend mit spärlichen Durchzugsstraßen und einer einzigen Nebenlinie der Bahn. Bei ihrem Vormarsch auf Château-Thierry über die Hauptstraße nach Paris entlang der Marne sahen sich die Truppen des Kronprinzen zum Stehen gebracht und zwischen den beiden Flüssen eingeschlossen.

In der Nachhut der besiegten Armeen herrschte Panik. Mehr als eine Million Menschen flohen in jenem Frühjahr aus Paris. Die dicke Bertha verstärkte ihre Tätigkeit. An der Börse und in der Abgeordnetenkammer hieß das Losungswort Bordeaux. In Versailles trat der oberste Kriegsrat zu endlosen unfruchtbaren Tagungen zusammen. Alles, was der grauwanigige alte Tiger erreichen konnte, der unermüdlich mit gesträubtem Schnurrbart und tief in die Stirn gezogenem altem Schlapphut zwischen Front und Hinterland pendelte, war, die Politiker durch Schmeicheleien und Gebrüll zum Verweilen zu bewegen. Während er privat die Vorbereitungen für die Übersiedlung der Regierungsstellen vorantrieb, wiederholte er vor der Öffentlichkeit sämtliche Spielarten von Fochs Erklärung: man würde vor Paris, in Paris und hinter Paris kämpfen. Man würde an der Seine und an der Loire kämpfen. Gegenwärtig fand die Schlacht an der Marne statt.

Wieder an der Marne

Am 30. Mai, dem Tage, an dem die amerikanische 2. und 3. Division den Befehl erhielt, an die Marne vorzurücken, hatte Pershing elf Kampfdivisionen der amerikanischen Streitmacht unter seinem Kommando. Drei kürzlich gelandete Divisionen empfingen zwischen den englischen Linien und der Kanalküste ihre hastige Schulung. Weitere drei standen an ruhigen Fronten in Lothringen und den Vogesen, und der Rest war rundum in Ausbildungsgebieten einquartiert. Sieben weitere Divisionen wurden in französischen und englischen Häfen ausgeschifft.

Die 2. Division, die sich zu Abschlußmanövern bei Gisors befand, wurde zur Ablösung der 1. Division in Cantigny fertiggestellt. Die 3., die zum Großteil aus aktiven Soldaten bestand, wartete in der Nähe von Chaumont darauf, nach Lothringen aufzurücken, als die Befehle eintrafen. Da diese Division noch nie im Feuer gestanden war, wurde beschlossen, ihre Einheiten jenen französischen Streitkräften zuzuteilen, die aufgebracht wurden, um den Deutschen die Überquerung der Marne zu verwehren. Das 7. Maschinengewehrбатаillon, das motorisiert war, machte den Anfang und erreichte Château-Thierry am Spätnachmittag des 31. Mai.

Château-Thierry, der Geburtsort La Fontaines, war ein schläfriges Städtchen mit Häusern aus dem siebzehnten Jahrhundert, die sich zwischen mauerumgürteten Gärten zwischen dem flinken, grünen Fluß und den bemoosten Mauern der Burg Charles Martells duckten, die nun zu einer Parkanlage auf dem Hügel umgebaut war.

Staubbedeckt von der vierundzwanzigstündigen Fahrt auf offenen Lastwagen, kamen die amerikanischen MG-Schützen rechtzeitig auf der steinernen Brücke über die Marne an, um von dem General, der eine französische Kolonialdivision kommandierte, die in die verkehrte Richtung vorstieß, mit einem Schwenken seines Käppis begrüßt zu werden. Die Franzosen vermochten dem deutschen Gewehrfeuer kaum länger standzuhalten. Die eintreffenden Amerikaner wurden mit begeisterten Zurufen begrüßt, aber es blieb wenig Zeit zum Jubeln. Schon krachten die Dächer und Schornsteine der Stadt über ihren Köpfen zusammen. In dem ziellosen Kampf, durch den die Deutschen lange genug hingehalten wurden, um rasch noch die Brücke zu sprengen, bewährten sich die amerikanischen MG-Schützen ausgezeichnet.

Überall längs der gleichmäßigen Marne marschierten die amerikanischen Infanteristen so rasch sie aus ihren Lastwagen zu klettern vermochten in Stellung, um die Übersetzungsversuche der Deutschen zu verhindern. Das Gebiet vor Château-Thierry wurde als der „*Pas Fini*“-Sektor bekannt,

weil die französischen Poilus den ankommenden Amerikanern zu sagen versuchten: „*Guerre finie.*“ Die Amerikaner, von denen die meisten außer im Kino noch nie einen Kampf gesehen hatten, brüllten sie nieder. „*Pas finis.* Wir haben unseren *guerre* eben erst begonnen.“

Während die Kontingente der 3. am Südufer der Marne östlich vom tiefsten deutschen Vorstoß Stellung bezogen, wurde die 2. Division, die es unter dem Befehl General Omar Bundys, der ermatteten 1. Division überließ, Cantigny so gut es ging zu halten, eiligst per Lastwagen und Bahn nach Meaux verfrachtet.

Meaux, als Markt des Brie-Käses berühmt, war ein Landwirtschaftszentrum, das von Pariser Sonntagsausflüglern aufgesucht wurde, die gerne auf der ruhigen Marne ruderten und an ihren waldigen Ufern ihre Picknicks abhielten und gebackene Karpfen verspeisten. In Meaux erlebten die Amerikaner zum ersten Mal die Symptome der Niederlage. Der Ort befand sich in heilloser Verwirrung. Ladeninhaber zogen die Rollbalken nieder. Die engen Straßen waren mit allen Arten von Militärautos verstopft, die sich auf dem Rückzug befanden und mit Bauernkarren und Wagen, die hoch mit Haushaltsartikeln beladen waren, um Platz stritten. Viele Häuser waren in der vergangenen Nacht durch Luftangriffe zerstört worden.

Der Decoration Day (Heldengedenktag) war drückend heiß. James J. Harbord, dem es gelungen war, sich als Stabschef ablösen zu lassen und der nun Brigadegeneral der Marinebrigade der 2. Division war, erreichte Meaux um die Mittagszeit, nachdem er sich in seinem Stabsauto den Weg von Paris durch verstopfte Straßen erkämpft hatte. Während er auf die Ankunft des Offiziers wartete, der ihm den Bestimmungsort der Brigade bekanntgeben sollte, begab er sich zum Mittagessen in ein Hotel.

Um die Tische drängten sich hungrige französische Offiziere, die gegen ihre Teller klopfen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das Essen reichte nicht. Die Kellner hatten den Kopf verloren. Niemand wurde bedient. Harbord knüpfte ein Gespräch mit einer grauhaarigen Amerikanerin an, die die Armbinde des Y.M.C.A. (Young Men's Christian Association — Verein christlicher junger Männer) trug und sich als Schwägerin William Howard Tafts aus Ohio entpuppte. Sobald sie gegessen hatte, half sie als Aushilfskellnerin mit. Ehe die Mahlzeit des Generals beendet war, hatte sie mit größter Selbstverständlichkeit die Leitung der Küche und des Speisesaals übernommen. Alle erhielten ihr Essen. Als der letzte Teller aufgetragen war, schlossen die Besitzer das Hotel und das gesamte Personal verschwand.

Mittlerweile hatte Harbord den Befehl erhalten (dessen Einzelheiten im Laufe des Nachmittags einige Male geändert wurden), daß er einige dreißig oder vierzig Kilometer gegen Norden in ein Gebiet westlich von Château-

Thierry weiterfahren sollte, wo französische Abteilungen, die ohne Ablösung seit sechs Tagen auf verlorenem Posten kämpften, unter schwerem Druck der Deutschen standen. Endlich wurde im Laufe der Nacht das Divisionskommando in Montreuil-aux-Lions auf der Hauptverkehrsader von Paris nach Metz errichtet. Der Befehl lautete, eine Brigade nach dem Norden und eine zweite nach dem Süden dieser Straße ausschwärmen zu lassen. Im Hauptquartier des französischen Korps herrschten ernste Zweifel, ob die unerfahrenen amerikanischen Truppen durchhalten würden. Dem französischen General wurde versichert, daß es sich um aktive amerikanische Soldaten handle, die seit hundertfünfzig Jahren niemals geschlagen worden waren.

Als sie die Gegend nach geeigneten Plätzen für Nachtlager und Unterkünfte absuchten, bekamen die Marineinfanteristen das volle Ausmaß des Rückzuges zu fühlen. Jede nach Süden führende Straße erstickte in einem Durcheinander von Karren, Lastwagen, Tragbahnen, Munitionswagen der Artillerie, Radfahrern und Viehherden. Jung und alt floh so gut sie konnten. Soldaten vermischten sich mit Zivilisten. Unter den Bäumen längs den Straßen lagen die unversorgten Verwundeten und die Kranken und Hilflosen, die sich nicht mehr weiterzuschleppen vermochten. In jedem kleinen Bachbett häuften sich weggeworfene Ausrüstungsgegenstände, zuschanden gefahrene Lastwagen, Maschinengewehre, Gewehre, Mäntel, Decken und Stiefel.

Auf der Flucht plünderten die Soldaten die Dörfer, tranken in den Tavernen Wein- und Schnapsflaschen leer und vertilgten alles Eßbare. Sie warfen Patronengürtel und Schanzgeräte weg, um ihre Rucksäcke und Tornister mit Beute vollzupacken. Bauernhäuser wurden vollständig ausgeräumt, Milch und Wein am Boden verschüttet, Spiegel und Fenster mit Gewehrkolben eingeschlagen. Was bis vor kurzem ein Heer gewesen war, zeigte sich nun als winselndes, schwitzendes, betrunkenes Pack, das mehr Schrecken verbreitete, als die stürmenden Deutschen, die sich durch immer heftigeres Granatfeuer an jeder Straßengabelung und durch Aufklärungsflugzeuge mit dem schwarzen deutschen Kreuz bemerkbar machten und unbehindert den Horizont abstreiften.

Das gute Wetter hielt an. Während der Nacht und des Vormittages des 1. Juni kamen weitere Marine- und Infanterieeinheiten der 2. Division in der Umgebung von Montreuil-aux-Lions an. Kaum eingetroffen, wurden sie auch schon in Stellung gebracht. Vor ihnen lagen wogende Weizenfelder und bewaldete Kuppen, die die Wasserscheide eines kleinen Nebenflusses des Ourcq bildete, nämlich des Clignon-Baches.

Die ersten Bataillone wurden weit auseinandergezogen. Eine Marine-

einheit mußte eine so lange Linie besetzen, daß ihre Schlupflöcher an der offenen Bergseite hinter dem Les-Mares-Gehöft zwei Meter voneinander entfernt waren. Die Maschinengewehrkompanien waren nicht angekommen. Sie hatten bloß ihre Gewehre, und hinter ihnen lagen zwei Batterien der französischen Fünfundsiebziger in Deckung. „Halten Sie die Linie in ihrer ganzen Tiefe?“ fragte ein Verbindungsoffizier des Hauptquartieres. „Nein, in ihrer ganzen Breite“, biß der kommandierende Offizier der Marine zurück.

Dort erblickten die Marines (U. S. Elitetruppen der Marine) ihre ersten „Krauts“ (amerikanischer Spotname für die Deutschen), sorgfältig Abstand haltende Reihen grauer Gestalten in ihren an Kohleneimer gemahnenden Helmen, die durch den Weizen auf sie zuwateten. Zwei schwere Maschinengewehre langten in letzter Minute ein. Die Marineeinheiten standen unter Beschuß. Das Dorf hinter ihnen brannte. Sie schossen nicht eher, bis die „Krauts“ auf neunzig Meter herangekommen waren. Sie waren zielsichere Schützen. Die Reihen zögerten. Die Toten und Verwundeten fielen in den Weizen und verschwanden aus dem Blickfeld. Die erste Reihe der Deutschen löste sich auf. Nun stieß die zweite Reihe vor. Plötzlich zerstreuten sie sich und liefen davon. Das Weizenfeld war leer. Mit geschwärzten und von der Hitze ihrer Gewehre verbrannten Fingern harreten die Marines in ihren Schlupflöchern aus.

In der Nacht des 3. Juni wurden sie von den Feldküchen eingeholt. Die Soldaten, die von Speck und Zwieback und von Geflügel und Kartoffeln gelebt hatten, soweit sie in den verlassenen Bauerngehöften zu stehlen waren, erhielten endlich reguläre Rationen, die für viele von ihnen die ersten seit Chaumont waren.

Dann folgten einige Tage Atempause. Es war eine Zeit der Spannung. Vom Morgen zum Abend und vom Abend zum Morgen lagen sie in ihren Stellungen und warteten auf die vorstürmenden deutschen Truppen. Nachzügler und Flüchtlinge waren über die Straßen abgezogen. Eine unheimliche Stille senkte sich über die Gegend.

Die Franzosen wurden noch immer aus einer Reihe kleiner Dörfer jenseits der Berge, vor denen die 2. Division lag, vertrieben. Ab und zu zogen Chasseurabteilungen mit ihren schwarzen Baretten in leidlicher Ordnung durch. Rückzug war das einzige, was sie noch zu denken vermochten. Ein französischer Offizier ging so weit, einem Marinebataillon zu befehlen, sich ihrem Rückzug anzuschließen. Ihr Offizier gab die Antwort, die bald legendär wurde: „Zum Teufel mit dem Rückzug, wir sind eben erst auf dem Vormarsch.“

Der Wald von Belleau

Am 5. Juni fand General Degoutte, der das französische Korps befehligte, dem die 2. Division zugeteilt war, daß er die Lage genügend beherrsche, um einige kleine Vorstöße zu wagen, die seine Verteidigungsstellungen verbessern sollten. Seine Artillerie reichte zur Deckung eines begrenzten Angriffes aus.

Ein Teil der amerikanischen Linien konnte peinlich gut aus dem dichten Baumbestand auf dem Kamm eines langen sanften Hügels eingesehen werden, den die Deutschen sofort besetzten, als sie die Franzosen aus den Dörfern am Clignon-Bach im jenseitigen Tale vertrieben hatten. Das war der Wald von Belleau. General Bundy hatte den Befehl erhalten, diesen Wald zu nehmen.

Die amerikanische Stabsarbeit steckte noch in den Kinderschuhen. Ersuchen um topographische Karten des Gebietes wurden von den französischen Hauptquartieren mit einem Achselzucken abgetan. Karten konnten nur durch gewisse Heeresabteilungen verabfolgt werden, die auf dem Kampffelde nicht zu finden waren. Billy Mitchells Luftwaffe hatte Aufklärungsflyer versprochen, bisher waren sie aber noch nicht eingetroffen. Die Amerikaner hatten keine Ahnung, wie die Umgebung aussah. Vielleicht war die beste Art, festzustellen, was sich im Walde befand, hinaufzugehen und nachzusehen. Die Aufgabe fiel Harbords Marinebrigade zu.

Am Morgen des 6. Juni begannen die Amerikaner und die Franzosen an ihren Flanken einen allgemeinen Vorstoß, um die höhergelegenen Gebiete einzunehmen. Das Unternehmen verlief größtenteils erfolgreich. Östlich der Straße Metz—Paris halfen Abteilungen der 3. Division bei der Eroberung eines Teiles des kahlen Hügels, der in den Heereskarten die Zahl 204 trug und Château-Thierry und die Straße durch das Tal der Marne beherrschte.

Zur selben Zeit griffen die Marines den so harmlos aussehenden Wald an, der vor ihnen lag. Im Schutze eines scharfen Sperrfeuers der Artillerie schwärmten sie, wie sie es in Manövern gelernt hatten, in vier Stoßtrupps aus. Als sie den Waldessaum erreichten, mähte sie das Feuer aus Maschinengewehren, die in dem dichten Blattgewirr nicht zu entdecken waren, wie eine Sichel nieder. Die Überlebenden setzten ihren Vormarsch fort und verschwanden zwischen den Bäumen.

Der Angriff zu beiden Seiten des Waldes von Belleau wurde so schwungvoll durchgeführt, daß am Westende der Frontlinie einige Kompanien über die Straße stürmten, an der sie sich hätten verschanzen sollen, und in die Ausläufer von Torcy im jenseitigen Tale eindringen. Dort schossen die Deutschen sie bei passender Gelegenheit ab. Im Osten schwärmten die Ma-

rines ohne schwere Verluste über den Hügel und besetzten das Dorf Bourresches. Stundenlang fehlte jede Nachricht von dem Bataillon in der Mitte, das im Wald verschwunden war.

Die ersten Meldungen an das Brigadehauptquartier waren äußerst ermutigend. Harbord frohlockte. „Er freut sich wie ein Schneekönig“, schrieb ein Verbindungsoffizier nach Chaumont, „auch wenn ihm rund zehn Batterien so dicht aufgerückt sind, daß es klingt, als stünden sämtliche Geschütze in seinem Schlafzimmer.“

Im Laufe des Nachmittags begannen sich Harbords Feuerleitstellen ein Bild über die Geschehnisse im Walde von Belleau zusammenzureimen. Die hohen Bäume, die so harmlos ausgesehen hatten, erstreckten sich bedeutend weiter, als man allgemein angenommen hatte. In ihrem Schatten verbargen sich wahre Alpträume an jähren Schluchten, Felsblöcken und bemoosten Steilhängen im dichten Unterholz. Der Feind hatte den unübersichtlichen Boden mit einem Netz von Maschinengewehrständen überzogen, die so angeordnet waren, daß, sobald ein Geschütz übermannt wurde, die anderen an der Flanke und hinter ihm die Stellung uneinnehmbar machen konnten. Ihre Mörser und Minenwerfer waren geschickt in Erdlöchern und hinter vorspringenden Felsblöcken getarnt. Das Sperrfeuer der Artillerie hatte ihnen keinen Schaden zugefügt.

Die Amerikaner erlitten schwerste Verluste. Ihr Kommandant, Oberst Albertus Catlin, wurde zu Beginn des Tages schwer verwundet. Viele Kompanien verloren ihr Offiziere und Unteroffiziere. Eine Kompanie bestand nur mehr aus zehn Mann. Die Befehlslinie brach zusammen. Versprengte Kompanien und Soldaten streiften so gut es ohne Karten und Führung möglich war, zwischen den Bäumen und Felsblöcken umher, und schossen auf einen Feind, den sie nie zu Gesicht bekamen. Die Leute verloren jede Orientierung. Manchmal verirrten sie sich in ihr eigenes Maschinengewehrfeuer. Die vordersten deutschen Maschinengewehre waren von einem Kreis gefallener *Marines* umringt. Die Glücklicheren fanden weiche Lehmsstellen, in die sie sich zwischen den Felsen und dem Gebüsch eingraben konnten. Verwundete und blutende Soldaten torkelten weiter. Wenn sie geschlagen waren, so wußten sie es nicht.

Als der Tag zu Ende ging, kehrten die gefähigen Verwundeten allmählich zurück; verschmutzte Männer mit grauen Gesichtern und verbundenen Köpfen; Männer, die die Arme in improvisierten Schlingen aus Gurten trugen, humpelnde Männer, die ihre Gewehre als Krücken benützten. Oberst Catlin wurde auf einer Bahre zurückgetragen. Oberstleutnant Lee übernahm das Kommando. Die Kampfstimmung blieb ausgezeichnet. Der Beschuß durch die deutschen Maschinengewehre war ungemein heftig, be-

richteten die Marines, aber wenn man sich einem „Kraut“ auf Bajonettlänge näherte, ergab er sich. Sie brauchten nichts weiter als etwas Zeit, um den Wald vom Feind zu säubern.

Im Schutze der Dunkelheit wurden Verstärkungen nach Bouresches geschickt. Eine Gruppe Freiwilliger schleuste eine Wagenladung Munition und Verpflegung durch schweres deutsches Feuer.

Am nächsten Tag schöpften die Marines aus dem Anblick eines amerikanischen Flugzeuges neuen Mut. Von da an waren amerikanische Jagd- und Beobachtungsfieger, die hinter Toul in französischen und englischen Maschinen ausgebildet worden waren, häufiger über den Kämpfen zu sehen. Sie wurden nach wie vor zahlen- und gütemäßig von den Deutschen in den Schatten gestellt, die schnellere Flugzeuge und erfahrenere Piloten besaßen.

Am 8. Juni versuchten die Marines neuerlich, den Wald von Belleau zu stürmen. Die deutschen Maschinengewehre waren zu gut verteilt. Es gab Tote, aber keine Ergebnisse außer der Erbeutung zweier Minenwerfer und einiger Maschinengewehre. Harbord mußte seine Marines in eine Schlucht am Rande des Waldes zurückziehen, damit die Artillerie den Wald mit schwerem Beschuß bestreichen konnte.

Am 10. Juni griffen die Marines nach einem abgestuften Sperrfeuer abermals an und berichteten zuversichtlich, wie sie es schon so oft vorher getan hatten, daß sie im ganzen Wald Oberhand hätten. Noch aber hatten sie erst vor der stärksten deutschen Verteidigungsstellung im nordöstlichen Winkel Halt gemacht.

Die Marines waren unerschrocken. Am nächsten Tag gelang eine weitere Attacke bis an die Nordseite des Waldes, als sich jedoch der Rauch verzog, entdeckte man, daß die Deutschen sich nicht von der Stelle gerührt hatten. Noch immer gab es keine genauen Karten.

Langsam erlahmten die Männer. General Bundy deeschierte an Pershings Hauptquartier um Ablösung. „Die zweite Division ist seit 30. Mai auf dem Marsch, beim Stellungsbau und im Kampf. In dieser Zeit konnten die wenigsten eine Nacht durchschlafen. In den letzten fünf Tagen standen sie bei Angriff und Verteidigung im Nahkampf. Die Division hält eine Front von zehn Kilometern. Wir haben keine Truppen, sie abzulösen.“

Nach einer Reihe solcher Meldungen, darunter einer von Harbord, die darauf hinwies, daß viele seiner Männer ihre Schuhe seit zwei Wochen nicht mehr ausgezogen hatten, wurde ein Infanterieregiment der 3. Division zur Ablösung jener Truppenteile entsandt, die von den schwersten Verlusten betroffen waren.

Es kam zu dem gewohnten Durcheinander. Die Offiziere waren so un-

erfahren, daß sie nicht wußten, daß sie ihre Männer vor den wurstförmigen Ballons verbergen mußten, die das Artillerief Feuer der Deutschen lenkten. Der Feind ergriff die Gelegenheit, um einen lebhaften Überfall auf Bouresches durchzuführen. Eine Zeitlang war die Garnison durch ein Sperrfeuer abgeriegelt und ein frisch aus dem Hinterland kommender Offizier erstattete Meldung, daß Bouresches gefallen sei. Kurz darauf erschien ein Melder mit der Nachricht: „Nichts als Marines in Bouresches“ und bat um heißen Kaffee und Trinkwasser.

Zu diesem Zeitpunkt hatten die Amerikaner etwas mehr als die Hälfte des Waldes von Belleau genommen. Die Gefangenen mehrten sich, aber noch immer besaß niemand eine genaue Vorstellung von dem Gebiet. Die Marines sandten Stoßtrupp um Stoßtrupp vor, um sich den Weg durch Schluchten und Unterholz in das unbarmherzige Maschinengewehrfeuer zu bahnen. Am 13. Juni waren sie sicher, daß der Wald ihnen gehörte.

Am gleichen Tage griff der Deutsche, der bis dahin wenig Giftgas benützt hatte, zu einem überraschenden Angriff mit Gelbkreuzgas, das rasch um sich griff. Achthundert Tote auf amerikanischer Seite. Reihen erblindeter Männer stolperten, einander an den Schultern haltend, zu den Verbandplätzen. Ihr Anführer war ein Verwundeter, der noch im Besitz des Augenlichtes war. Obzwar die Gasmasken den Lungen guten Schutz gewährten, ließ das Gas überall dort, wo die Haut entweder von verschwitzter Kleidung oder vom Tau naß war, schmerzhaft Verbrennungen zurück. Der Wald von Belleau war durch das Gelbkreuzgas völlig verseucht und unbewohnbar geworden. Am nächsten Tag mußte Harbord seine Marines in Stellungen an den Ausläufern des Dickichts zurücknehmen, für dessen Besitz so viele Leben geopfert worden waren.

Erst als in der Nacht des 21. Juni ein Deserteur aus dem Elsaß ins Hauptquartier gebracht wurde und die deutschen Verteidigungen auf der Karte aufzeigte, konnte sich Harbords Stab einen klaren Begriff über die geographische Lage machen. Die Garnison, erfuhren sie, stand unter dem Befehl eines Major Bischoff, der für seine Geschicklichkeit im Dschungelkampf, die er in Kolonialkriegen erworben hatte, berühmt war. Er hatte durch die erbitterten Angriffe der Marines schwere Verluste erlitten, aber seine Stellungen waren für die Infanterie uneinnehmbar.

Die ganze Operation war von allem Anfang an eindeutig eine Aufgabe für die Artillerie gewesen. Am 25. Juni wurde der nördliche Saum des Waldes von Belleau vierzehn Stunden hindurch bombardiert. Am Spätnachmittag stießen die Marines abermals hinter dem rollenden Sperrfeuer vor. „Kommt heraus, ihr Schweinehunde, wollt ihr denn ewig leben?“ brüllten die Sergeanten. Diesmal waren die Verluste nicht schwer.

Sie fanden die dicken Bäume zu Stümpfen verbrannt, die deutschen Verteidiger betäubt und hilflos. Um halb zehn Uhr abends befand sich der Wald von Belleau tatsächlich in amerikanischem Besitz. Es gab zweihundertfünfzig deutsche Kriegsgefangene und viele erbeutete Maschinengewehre. Die Deutschen zogen sich auf eine Verteidigungslinie längs des Clignon-Baches zurück und machten in diesem Abschnitt fast keine Schwierigkeiten mehr.

Die kommandierenden Offiziere der 2. Division hatten eine ganze Menge über Kriegführung hinzugelernt, aber der Preis war relativ genauso hoch wie in Gettysburg oder Chickamauga. Im Monat Juni verloren sie rund ein Drittel ihrer Fronttauglichen durch Tod, Verwundung und Gasangriffe.

Die Franzosen überschütteten die Überlebenden mit Lobpreisungen. Da die amerikanische Zensur die Erkennungszahlen der Infanterieregimenter wegließ, erweckte die amerikanische Presse den Eindruck, daß eine einzige Brigade der Marines aus eigener Kraft den deutschen Vormarsch auf Paris abgestoppt hätte. Tatsächlich waren es zwei Divisionen, die sich ausgezeichnet hatten. Die Franzosen trugen zu dem Mißverständnis das ihre bei, da sie le bois de Belleau in le bois de la Brigade de Marine umbenannten.

Selbst die Deutschen waren beeindruckt. Ludendorff gab zu, daß die Amerikaner mutig angegriffen hätten, sie wären jedoch „ungeschickt geführt worden, griffen im dichten Unterholz an und versagten.“ Hindenburg schrieb mit widerstrebender Bewunderung über die Güte der amerikanischen Truppen, die er als „schwerfällig, aber straff geführt“ schilderte. Eine Stabsmeldung bezeichnete die 2. Division als sehr gute Division, die man möglicherweise sogar als Sturmtruppe bewerten könnte. „Die moralische Wirkung unseres Beschusses kann das Vordringen der amerikanischen Infanterie nicht ernstlich behindern.“

Pershing lächelte sein schmallippiges Lächeln. „Unsere ersten drei Divisionen, die sich aktiv am Kampf beteiligten, haben sich allesamt ausgezeichnet“, schrieb er. „Die erste in Cantigny, die zweite im Walde von Belleau und die dritte bei Château-Thierry.“ Er begann, bei Foch und Pétain auf die Bildung eines amerikanischen Korps zu drängen, unter dem die Divisionen, die ihren Mut bewiesen hatten, als Auftakt des Gegenangriffes südlich von Soissons, den er bereits mit Pétains Stab durchbesprach, rund um Château-Thierry Aufstellung nehmen sollten.

Der warmherzige Harbord, der dem Blut und Mut des Schlachtfeldes näherstand als Pershing, ließ seinen Gefühlen in den Aufzeichnungen freien Lauf, die er in dem baufälligen Bauernhaus niederschrieb, in dem er zwischen Batterien der Hundertfünfzig-Millimeter-Haubitzen sein Brigadehauptquartier errichtet hatte.

„Was soll ich über die Tapferkeit sagen, mit der diese Soldaten kämpften? Ich kann nicht über ihren prachtvollen Mut schreiben, ohne daß mir die Tränen in die Augen steigen. Nie hat es Besseres auf der Welt gegeben. Scharen dieser Männer haben sich buchstäblich geweigert, das Feld zu räumen, nachdem sie verwundet waren. Offiziere haben eigenhändig deutsche Maschinengewehre erbeutet und die Mannschaften erschossen, Soldaten den Zug geführt, wenn ihre Offiziere gefallen waren. Wir sind um rund 3400 wunderbare Offiziere und Soldaten ärmer als vor einem Monat. Das ist ein hoher Preis für ein Stück französischen Bodens, der einzig dadurch einigermaßen aufgewogen wird, daß dies bezaubernde kleine Stück Frankreichs der Scheitelpunkt des deutschen Vorstoßes auf Paris war und daß wir einen Blutzoll von vier deutschen Divisionen erzwangen, der unsere eigenen Verluste überstieg. Es gibt hunderte Fälle persönlicher Tapferkeit und keinen einzigen des Versagens.“

Die amerikanischen Gegenangriffe waren nicht die einzigen Faktoren, die Ludendorffs Pläne über den Haufen warfen, aber sie trugen zweifellos dazu bei. Seine neue Strategie, hastig bei einer Konferenz mit Hindenburg und dem Kaiser in den ersten Tagen des Siegestaumels über den Chemin des Dames entworfen, sah vor, Paris in die Zange zu nehmen. Mit seinen vorgeschobenen Frontlinien stieß er auf anwachsenden Widerstand der Franzosen. Die Engländer bewiesen ihre gewohnte Zähigkeit. Die Amerikaner raubten ihm Zeit und unersetzliche Soldaten. Der Schwung und der jugendliche Leichtsinns der amerikanischen Überfälle, verbunden mit der Meldung einer geradezu unwahrscheinlichen Beschleunigung in der Überführung amerikanischer Truppen nach Europa, der die U-Boote nichts anzuhaben vermochten, waren ein Schlag gegen den deutschen Kampfgeist, der die Ergebnisse einiger taktischer Erfolge weit überflügelte. Die deutschen Strategen erblickten in Cantigny, dem Wald von Belleau und den Brücken über die Marne die ersten Windböen eines drohenden Sturmes. Sollte der Krieg gewonnen werden, dann mußte das rasch geschehen.

XIX. KAPITEL

Ludendorffs schwarzer Tag

Die Amerikaner feierten den 4. Juli 1918 auf verschiedene Arten. In Washington begab sich Präsident Wilson, begleitet von Mrs. Wilson und der gewohnten Verwandtenschar, von Mitgliedern des Kabinetts und des diplomatischen Korps und einer Gruppe von Vorständen fremdsprachiger Gesellschaften, die von Creel und Tumulty mit einem Seitenblick auf ihre Verwendbarkeit in den kommenden Kongreßwahlen sorgfältig ausgesucht worden waren, auf der „Mayflower“ nach Mount Vernon.

Der Nachmittag war heiß wie ein Backofen. Selbst auf dem Fluß regte sich kein Lüftchen. Der Präsident bewies seine volkstümliche Seite, indem er seine schwitzenden Gäste aufforderte, doch ihre Gehröcke und Zylinder abzulegen. Als sie mit Fähren an Land gesetzt wurden, fanden sie eine Menge von zweitausend Menschen vor, die Sträucher und Pflanzen auf George Washingtons alter Plantage niedertrampelten. Wilson sprach von seinem Podium, das neben Washingtons Grab errichtet worden war.

Er sprach poetisch von der Ruhe des Platzes, „heiter und unberührt von der Unrast der Welt“. Als er gegen die Mittelmächte loszog, funkelten seine Augen in kalter Wut hinter seinem Zwicker mit. Es durfte keinen Friedenskompromiß geben. Er verkündete vier weitere Grundsätze zur Erhärtung seiner Vierzehn Punkte:

„Die Vernichtung jeder despotischen Macht, wo immer sie sein möge, die abgesondert, im geheimen und über ihren alleinigen Entschluß den Frieden der Welt gefährdet.“

Die Bereinigung der Fragen der Staatsgebiete und Landeshoheit „auf der Grundlage der freiwilligen Annahme dieser Regelung durch das unmittelbar betroffene Volk“.

Regierung der Völker durch „das allgemeine Recht der zivilisierten Welt“.

Die Gründung einer internationalen Gesellschaft zur Wahrung des Friedens.

„Die verblendeten Herrscher Preußens haben Mächte entfesselt, von denen sie wenig wissen“ — seine Stimme dröhnte über den kleinen Friedhof Virginias in der Mulde zwischen den Bäumen des Flußufers —, „Kräfte, die, einmal entfesselt, nie wieder niedergeschlagen werden können.“

„Vier Nägel am Sarg des deutschen Militarismus“, nannte Creels Propagandastab diese Ergänzungen.

Die Stellvertreter der europäischen Minderheiten, die wieder in ihre Gehröcke geschlüpft waren, um der Rede des Präsidenten zu lauschen, äußerten sich begeistert: Jeder hörte aus jenen tönenden Worten die Erfüllung seiner nationalen Wünsche.

Inzwischen gelang es den neuen Schiffswerften, die sich beim Bau der Ozeanfrachter der Methoden der Massenproduktion bedienten, an jenem ruhmreichen vierten Juli fünfundneunzig Schiffe vom Stapel zu lassen. „Das große Plätschern.“ Ihr Ziel waren hundert gewesen.

In der vorgeschobenen Front von Amiens schlossen sich vier Kompanien der kürzlich ausgeschifften 3. Division, die aus der Bürgerwehr von Illinois bestand, von denen einige in völliger Nichtachtung der Befehle General Pershings australische Uniformen trugen, an die *Aussies* von General Richardsons Viertes Armee in einem erfolgreichen *comp de main* gegen Hamel an und wurden von ihren Verbündeten als „kämpfende Narren“ begrüßt.

In Paris hielten Marines der 2. Division einen Parademarsch durch die Champs-Élysées ab und wurden von der hingerissen applaudierenden Menge beinahe zu Tode geküßt.

Hinter Cantigny bedachte die 1. Artillerie die deutschen Stellungen zur Feier des Tages mit achtundvierzig Salven. Zu vorgerückter Stunde hielten sie, gegen die deutschen Flieger durch die breitkronigen Eichen des Parkes geschützt, der ein uraltes Château umgab, zu Ehren eines hochbetagten französischen Generals, der dort wohnte, und einer Anzahl bewundernder Damen, eine bemerkenswert gute Pferdeschau ab.

Vorstoß zum Frieden

In Deutschland und Österreich waren die ersten Julitage eine Zeit der Verknappung, der Ausbrüche pazifistischer Gefühlsregungen im Reichstag und offenen Trotzes gegen die Erlässe der kaiserlichen Regierung. Der Friede von Brest-Litowsk und die ihm entsprungenen Maßnahmen, die alten Herrschaftsgebiete der Zaren in den mitteleuropäischen Handelskomplex einzubeziehen, bewirkten eine Verbreitung der bolschewistischen Seuche in

den Königreichen, Herzogtümern und Kleinstaaten der mitteleuropäischen Reiche. Der imperialistische Staatenbund, den Bismarck untermauert hatte, bebt. Selbst der Eckpfeiler Preußen zeigte die ersten Sprünge.

Der Kaiser hatte seinen Untertanen versichert, daß Ludendorffs Frühjahrsoffensive zum siegreichen Frieden führen würde, aber die deutschen Arbeiter bekamen davon nichts anderes zu fühlen als eine gigantische neue Verlustliste, Hunger und Mangel. Nun waren die Deutschen an der Reihe, es müde zu werden, fürs Vaterland zu sterben. Sie begannen, der Flüsterpropaganda der Bolschewisten die Ohren zu öffnen, die ihnen den Einzug des Friedens mit der Niederlage verhieß.

Ludendorffs erste drei Vorstöße waren grandiose Erfolge, aber sie bewirkten bloß, die Alliierten zu einigen und die Verschiffung amerikanischer Truppen zu beschleunigen. Die vierte Offensive, die während der Zeitspanne des erbitterten Kampfes um den Wald von Belleau begann, erwies sich als Fehlschlag.

Das Ziel dieses Angriffes, der unter dem Titel „Unternehmen Gneisenau“ lief, war die Eroberung vom Compiègne und die Übernahme der Hauptstrecke der Bahn zwischen Paris und Köln. Das Unternehmen sollte den westlichen Schenkel der Zange um Paris abgeben. Die Operation wurde General von Hutier persönlich anvertraut. Der Angriff erfolgte am frühen Morgen des 9. Juni nach der üblichen Giftgas- und Artillerievorbereitung auf einer zwanzig Meilen breiten Front zwischen Noyon und Montdidier.

Diesmal sah Foch Ludendorffs Absichten richtig voraus. Fünfundsiebzig und Haubitzen reihten sich Nabe an Nabe hinter seinen Verteidigungslinien auf. Seine Truppen entgingen dem Eröffnungsfeuer, indem sie sich von locker besetzten Vorposten auf die Schützengräben zurückzogen. Der größte Bodengewinn, den die Deutschen unter unsäglichen Opfern erzielten, betrug sechs Meilen. Die amerikanischen Operationen auf beiden Ufern der Marne stellten einen Teil eines generellen französischen Gegenstoßes dar, der die Straße des Feindes verriegelte.

Ludendorff stand vor einem Rätsel. Unentschlossenheit bemächtigte sich der Obersten Heeresleitung. Die Strategen schwankten zwischen ihrem ursprünglichen Plan, die Engländer in den Kanal zu treiben und dem verlockenden Köder von Paris, Europas Hauptstadt, die bloß fünfzig Meilen von ihrer Schußlinie entfernt war. Während sie mit erhöhter Sorgfalt ihren endgültigen Vorstoß nach Paris vorbereiteten, räumten die Deutschen den Alliierten eine unbeabsichtigte Pause von einem Monat ein. In dieser Zeitspanne gruppierten die Alliierten ihre Truppen nach Fochs Vorstellungen um. Vielleicht fehlte Ludendorff der scharfe Verstand seines Ratgebers

Max Hoffmann, der in den Widersprüchen seines Sieges über die revolutionären Russen im Osten steckengeblieben war. Ludendorff wählte seinen Weg mit Behutsamkeit. Ein neuer Hang zur Vorsicht erfaßte seine Truppen. Seine fünfte Offensive, vom Generalstab als „Vorstoß zum Frieden“ bezeichnet, durfte nicht fehlschlagen.

Hochsommerliche Flaute

Pershing unterstanden nun zwanzig Kampfddivisionen. Einige davon waren in ihrer Schlagkraft behindert, da ihre Artillerie und andere unterstützenden Einheiten dank der fixen Idee der Engländer, daß einzig Infanterie verschifft werden sollte, noch nicht angekommen waren. Trotz der Verhinderungstaktik der Engländer und Franzosen, die noch immer wenig Neigung zeigten, ihren Plan, amerikanische Rekruten als Auffüllung ihrer eigenen Armeen zu benützen, fallen zu lassen, war ein ausschließlich amerikanischer Nachschubdienst zustande gekommen und begann reibungslos zu funktionieren. Täglich wurden in den von Amerikanern geführten Häfen zwanzigtausend Tonnen Militärgut entladen. Amerikanische Eisenbahner fuhren auf den Strecken, die nach Lothringen führten. Amerikanische Lokomotiven zogen längere Frachtzüge, als der Kontinent sie jemals gesehen hatte. Französische Frachtbahnhöfe hallten von dem Ruut-to-tu-tuut ihrer Pfliffe wider. Tours war nun genauso zur amerikanischen Stadt geworden wie Chaumont.

Am 10. Juli hatte Pershing eine lange Unterredung mit Foch auf dessen Château in Bombon. Er verlangte Fochs Zustimmung, seine amerikanischen Divisionen aus den französischen und englischen Abschnitten ziehen zu dürfen. Er wollte sie unverzüglich in einem amerikanischen Heer neu aufgestellt haben, zuerst an der Marne, wo sie in Anbetracht der erwarteten deutschen Offensive benötigt wurden, und später in Lothringen, das den Ausgangspunkt seines für 1919 geplanten Vorstoßes in das Herz der deutschen Industrie bilden sollte. Schon richtete er amerikanische Korps-hauptquartiere ein, denen er sie unterstellen wollte. Er drängte Foch zu seinem geplanten amerikanischen Angriff an der vorgeschobenen Frontlinie von St. Mihiel.

Foch zog niemanden zu Rate. Er war entschlossen, diesmal jede Indiskretion zu vermeiden. Er hatte nicht die Absicht, sich von Pershing oder Haig in die Karten schauen zu lassen. Er hatte seine Truppenansammlungen hinter Compiègne und Soissons zwischen den beiden vorgeschobenen deutschen Linien konzentriert und verriet nicht, wo er sie angreifen lassen würde. Er stimmte allem, was der amerikanische General sagte, unverbind-

lich zu, schob aber den Zeitpunkt selbständiger amerikanischer Kriegshandlungen immer wieder hinaus. Er sprach von einem französischen Plan, die Marne im September zu säubern. Nach diesem Termin, vielleicht.

Der kleine Franzose machte seinen Mangel an Begeisterung durch Ausbrüche größter Herzlichkeit wett. Pétain würde dafür sorgen, daß die amerikanischen Divisionen nicht unter einem Mangel an Artillerie zu leiden hätten, sagte er in seiner selbstherrlichen Art. „Heute, da eine Million Amerikaner in Frankreich steht, bin ich amerikanischer als jeder von ihnen.“ Er überschüttete den wortkargen Pershing mit hart niederprasselnden Sätzen. „Amerika muß seinen Platz im Krieg bekommen. Die amerikanische Armee muß eine vollendete Tatsache sein.“ Ende Juli vielleicht, oder im September, aber ganz gewiß im nächsten Jahr.

Am gleichen Nachmittag befand sich General Pershing oben an der Marne in La Ferté-sous-Jouarre, wo sich die 2. Division hinter der Front des Waldes von Belleau erholte. Die Truppen hielten eine Parade ab, Belobigungen wurden ausgesprochen, Auszeichnungen verliehen. Ein Feuerwerker der Marine durchschwamm die Marne, um sich seine Auszeichnung zu holen.

Zwei Tage später aß der oberste Befehlshaber mit Harbord in dessen Hauptquartier der Marinebrigade zu Mittag. Harbord brüstete sich damit, daß einer seiner Leute vier deutsche Offiziere und achtundsiebzig Soldaten gefangengenommen hatte. Pershing erwiderte trocken, es sei kein Wunder, daß Harbord bei den Marines so beliebt sei, wenn er derart eindrucksvolle Geschichten über sie erzählte. Gleichzeitig gab er Harbords Beförderung zum Generalmajor bekannt, dem die 2. Division unterstand.

Hinter den Gefechtslinien warteten die Soldaten auf das Donnern der Artillerie, das einen Angriff anzeigen würde. „Wenn die Deutschen nicht innerhalb der nächsten Stunde einen sehr schweren Angriff im Gebiet zwischen Château-Thierry und Reims beginnen, werden unsere französischen Verbündeten in die Luft gehen, zerspringen, sich auflösen“, schrie Harbord. „Er ist seit Tagen angekündigt worden, aber der Deutsche muß wissen, wie gespannt wir ihn erwarten, denn er hat bisher weder die schwere Offensive wahrgemacht noch irgendwelche sichtbaren landläufigen Vorbereitungen dafür getroffen.“

In jenem Juli waren die Straßen Paris' von einer hektischen Fröhlichkeit erfüllt. Alle, die Paris verlassen wollten, hatten dies bereits getan. Die „Bertha“ feuerte mit der Regelmäßigkeit einer Uhr alle zwanzig Minuten eines ihrer Geschosse ab. Abgesehen von einer plötzlichen Beschleunigung des Herzschlages, lachten Männer und Frauen über die Gefahr. Wenn eine

Granate in der Seine explodierte, waren die Menschen in Minutenschnelle in ihren Booten draußen und zogen die Fische aus dem Wasser, die durch den Druck getötet worden waren.

Der Appetit war gut. Als eine Granate vor Foyots berühmtem altem Restaurant gegenüber der Senatskammer explodierte, bemerkten zwei amerikanische Beamte, daß die Hand eines älteren Kellners, der ihnen aus einer Flasche Burgunder in die Gläser goß, unverändert ruhig blieb. „Dieser Wein ist zu köstlich, um geschüttelt zu werden“, erklärte er.

Das Nachtleben war lebhaft. Die Menschen wollten die Liebe genießen. In den dunklen Straßen sahen alle Frauen hübsch aus.

Den Höhepunkt bildete der 14. Juli, der Tag der Bastille. Es war ein klarer, strahlender Morgen. Französische Flugzeuge kreisten über der Stadt. Die Straßen waren voll Blumen, und die Luft duftete nach Erdbeeren.

Auf dem Champs-Élysées wurde eine prachtvolle Parade abgehalten. Ganz Paris hatte sich in Gala geworfen und drängte sich nun auf den breiten Gehsteigen.

Die Garde Republicaine ritt in blitzenden Helmen auf ihren prächtigen Pferden als erstes heran. Ihr folgten Abteilungen aller Alliierten in ihren Nationalfarben unter den Klängen der voranmarschierenden Musikkapellen, die ihre jeweiligen Nationalmärsche spielten. Sie marschierten in Galauniform vom Arc de Triomphe zum Place de la Concorde. Dort standen französische Chasseurs Alpins in Bérêts und schwarzen Waffenröcken, englische Lifeguards, italienische Bersaglieri mit ihren Hahnenschwanzhüten, Portugiesen, eine antibolschewistische Kosakeneinheit in ihren Lammänteln, Vertreter der böhmischen und slowakischen Regimenter, die das österreichische Joch abgeschüttelt hatten, Polen, Rumänen, Serben, Montenegriner, Griechen in ihren abstehenden weißen Röckchen. Die Vereinigten Staaten waren durch Einheiten der 1. Division vertreten.

Gegen Mitternacht stoben amerikanische Militärpolizisten mit bedrückten Gesichtern aus ihrem Hauptquartier in der Rue St. Anne. Sie suchten Hotels und Bars ab und holten Offiziere und beurlaubte Soldaten zusammen. Alle Urlaube waren aufgehoben. Die Offensive hatte begonnen.

Die Überquerung der Marne

Oberst Billy Mitchell war an jenem Nachmittag in Paris und versuchte, die Überstellung von Flugzeugen für seine Brigade anzukurbeln, die nun Hunter Liggett's I. Korps angeschlossen war. Er aß einen späten Inibiß, ehe er in sein Hauptquartier in Coulommiers, etwa dreißig Meilen gegen Osten,

zurückeilte. In dem Restaurant traf er einen früheren Freund, der nun beim Roten Kreuz diente, und als sie gemeinsam aßen, rätselten sie über den Raum des kommenden Angriffes herum. Er mußte gegen Reims erfolgen, denn die Deutschen würden nicht wagen, weiter nach dem Süden vorzustoßen, ohne im Besitz der Hauptlinie der Bahn nach Paris zu sein.

Während sie plauderten, hörten sie ein dumpfes Grollen. Kanonen im Norden. Mitchell warf einen Blick auf seine Uhr. Es war genau 12 Uhr 10.

Auf der Straße konnten sie am nördlichen Firmament einen hellen Schein und aufzuckende Lichter sehen. Mitchell forderte seinen Freund auf, ihn zu begleiten, wenn er die größte Schlacht der Geschichte mit ansehen wollte.

Sie sprangen in das schnellste Stabsauto des Luftwaffenobersten. Knapp vor drei Uhr früh waren sie in Mitchells Hauptquartier.

Im Schutze des Hangars konnten sie sich umsehen. Das Blitzen der Geschütze erhellte die Wolken. Die farbigen Signale zerberstender Raketen und das weiße Glühen der Leuchtraketen schwebte über der gesamten Kampflinie. Scheinwerfer zerschnitten den Himmel. Über ihnen surrten und brummtun pausenlos die Flugzeuge. Der dumpfe Aufprall der Fliegerbomben klang ab und zu gegen das klopfende, brandungsähnliche Hämmern der Artillerie auf.

Da erst wenige Amerikaner im Nachtflug ausgebildet waren, rief Mitchell seine Jagd- und Beobachtungsgeschwader an, sich beim ersten Tageslicht einsatzbereit zu halten. Die Nachrichten seiner französischen Verbindungsoffiziere waren beunruhigend. Die Befehle der französischen Fliegerdivision waren verlorengegangen und ihre Flugzeuge nicht kampfbereit. Die Deutschen griffen längs der Marne an. Der einzige sofort greifbare Flugdienst dieses Frontabschnittes bestand aus amerikanischen Jagd- und Beobachtungsverbänden und einer englischen Brigade.

Nach kurzem Schlummer nahm Mitchell eines seiner Jagdflugzeuge und stieg zu den amerikanischen Linien jenseits von La Ferté-sous-Jouarre auf. Der Himmel war bedeckt, die Wolken hingen tief. Kein deutscher Flieger belästigte ihn. Abgesehen von dem Artilleriefeuer, das er die ganze Front entlang verfolgen konnte, sah er keine außergewöhnlichen Vorgänge.

Dann schwenkte er nach Osten und flog durch eilig dahinjagende Wolken das Marnetal hinauf. Als er sich der Krümmung bei Jauglonne näherte, stieß er auf einige Fokkers, aber sie beachteten ihn nicht. Um etwas sehen zu können, mußte er unter den Wolken fliegen. Der Fluß war hier von hohen Bergen eingengt. Östlich von Dormans glitt er über heftiges Artilleriefeuer. Die Deutschen übersetzten den Fluß auf fünf Brücken. Die Überquerung vollzog sich in hervorragender Disziplin.

Seine Flughöhe betrug etwa fünfzehnhundert Meter. Es gab keine Flugabwehr. „Als ich auf die Männer hinablickte, die so vorbildlich marschierten, dachte ich bei mir selbst, was für eine Schande es doch sei, derart prachtvolle Truppen zu zerstören.“

Er kreuzte den Fluß noch etwas höher hinauf, dann schwenkte er nördlich gegen Reims ein. In diesem Gebiet tobte eine gigantische Schlacht. Die Luft dröhnte von deutschen Fliegern. Er drehte ab und flog zu den Brücken zurück. Dort schien ein Nahkampf auf dem Berg genau südlich einer Pontonbrücke im Gange zu sein, die von Deutschen wimmelte.

„Die feindlichen Truppen standen dicht beisammen. Dies sah einem Nahkampf ähnlicher als alles, was ich bisher erlebt hatte. Ich dachte, es seien Amerikaner, und erkannte später, daß es unsere 3. Division war.“

Mitchell mußte zwischen den Wolken Zuflucht suchen, um auf seinem Rückweg zum Hangar einem Schwarm deutscher Flugzeuge zu entgehen. Er sandte seine gesamte Jagdgruppe aus, um die Brücken anzugreifen, und gab die Meldung an die nächste französische Stellung an der Champagnefront östlich von Reims weiter. Sie zogen geschlossen los und unterbrachen, trotz der großen Entfernung, die sie bewältigen mußten, die vorbildliche Ordnung der Deutschen. Mit Tagesende hatten die amerikanischen, französischen und englischen Flugzeuge eine rekordbrechende Menge von vierundvierzig Tonnen Bomben auf die Marnebrücken abgeladen.

Gestaffelte Verteidigungslinien

Die Amerikaner, die Oberst Mitchell in so schwerem Gefecht gesehen hatte, waren Kompanien von Oberst Ulysses Grant McAlexanders 38. Infanterie, die General Dickmans 3. Division angehörten. Seit dem ersten überstürzten Auftauchen der Division in Château-Thierry hatten die Kampfeinheiten sechs Wochen Zeit gehabt, sich unter dem ziemlich anhaltenden deutschen Beschuß von beherrschenden Stellungen am Nordufer in Schützengräben längs des Flusses zwischen Château-Thierry und dem Knie von Jauglonne einzugraben. Sie bildeten einen Teil der französischen Sechsten Armee.

Diesmal kam der Angriff nicht überraschend. Anläßlich eines Überfalles, den die Franzosen vor zwei Wochen auf das jenseitige Flußufer durchgeführt hatten, war ihnen ein deutscher Offizier der Pioniere in die Hände gefallen, der genauest ausgearbeitete Pläne für zwei der Flußüberquerungen bei sich trug. Außerdem hatten die Amerikaner die Mannschaft eines deutschen Patrouillenbootes gefangengenommen. Die einzigen unbekanntesten Faktoren waren der Tag und die Stunde des Angriffs.

McAlexanders Leute hatten ihre Schützenlöcher bis an den Wasserspiegel heran gegraben, Stacheldraht gezogen und alle Verteidigungsvorbereitungen getroffen, die sie von ihren französischen Schulmeistern gelernt hatten. Durch ein unheilvolles Versagen der Zusammenarbeit hatten sie die neue Taktik nicht begriffen, die von Foch und Pétain bekanntgemacht worden war und auf Grund derer die Deutschen dazu gebracht werden sollten, ihre Artilleriesvorbereitung an schwach besetzte Frontstellungen zu verschwenden, während die eigentliche Verteidigungslinie einige tausend Meter weiter hinten errichtet wurde. Als die deutsche Attacke begann, blieben die Amerikaner in ihren Stellungen.

Den Deutschen gelang es, eine niederschmetternde Artillerieübermacht heranzubringen. Sie begannen um Mitternacht, die Stellungen der Alliierten mit Granaten zu bombardieren. Dann überschütteten sie das ganze Gelände mit Gas- und Rauchbomben, die den Großteil der französischen und amerikanischen Batterien erstickten. Gas und Rauch vermengten sich mit den Morgennebeln zu einem dichten Schleier, so daß die Deutschen ihre Brückenkähne, die durch Schilf und Gebüsch verborgen gewesen waren, einsetzen konnten, ohne entdeckt zu werden. Sie befanden sich in der Mitte des Flusses, ehe die Amerikaner ihrer ansichtig wurden.

„Es begann eben hell zu werden“, schrieb ein Leutnant, der sich auf einem der Vorposten befand, „und durch Nebel und Rauchschwaden konnte man die Boote und Flöße sehen, die bis zum Dollbord mit feindlichen Infanteristen und Maschinengewehrschützen beladen waren und sich auf das Südufer zu bewegten. Männer der 38., die den stundenlangen Beschuß überlebt hatten, begegneten jedem Versuch mit Gewehren und automatischen Waffen. Unmengen dieser Boote wurden zerschossen, versenkt oder sonst kampfunfähig gemacht und trieben harmlos den Fluß hinunter. Hunderte von Deutschen sprangen ins Wasser und ertranken. Jene, die unser Ufer schwimmend erreichten, wurden entweder getötet oder gefangen.“

Soldaten, die am frühen Morgen verwundet worden waren, harhten in ihren Schützenlöchern aus und schossen so gut es ging, bis sie tödlich getroffen wurden. Neben einem toten Soldaten wurden Gewehr und Revolver, beide leergeschossen, aufgefunden. Vor ihm lag ein Haufen von zwölf toten Deutschen.

Die Vorposten längs des Flußufers wurden überwältigt. Die Deutschen schwärmten den Berg hinauf und stießen auf die Hauptlinie der amerikanischen Verteidigung hinter dem Damm der Bahn von Paris nach Metz, die das erste Ziel des deutschen Stoßes bildete.

Die Amerikaner hielten ihre Stellungen, während die Franzosen an ihren Flanken auf eine entferntere Bergkette zurückwichen. McAlexanders Mannschaft wurde auf beiden Seiten von deutschem Feuer bestrichen.

Die 38. wich nicht von der Stelle. Ihr präzises Gewehrfeuer verursachte dem Feind, der zu beiden Seiten in Truppenverbänden aufmarschierte, schwere Verluste. Ihre bittersten Verluste rührten von einem französischen Sperrfeuer, das zwischen der Bahnlinie und dem Fluß aufräumte, weil die Franzosen überzeugt waren, daß sämtliche alliierten Truppen sich bereits zurückgezogen hätten. Einem Leutnant der Feldartillerie wurden einige Pferde unter dem Körper weggeschossen, und er selbst erlitt Verwundungen bei seinen zahlreichen Versuchen, durch den Feuerhagel zu rennen, um den Schußwinkel der Geschütze zu berichtigen.

Wie viele Soldaten dabei auch den Tod fanden, gelang es dem trotzigem Widerstand der 3. Division doch, zwei deutsche Elitetruppen in Verwirrung zu stürzen. Die Amerikaner hatten bei Tagesende ein Drittel ihrer Leute durch Tod oder Verwundung verloren, hielten jedoch ihre Stellungen längs der Bahn und hatten dreihundert deutsche Kriegsgefangene gemacht.

Zur gleichen Zeit erhielten einige Kompanien der 28. Division der Pennsylvanischen Nationalgarde ihre Feuertaufe auf der Ostkuppe eines Berges zwei Meilen südlich der Marne. Auch hier herrschte ein Mißverständnis über die neue französische Taktik. Statt gemeinsam mit den Franzosen vor dem deutschen Ansturm zurückzuweichen, hielten die vier Kompanien in ihren Stellungen aus und wurden mit der Ausnahme einer kleinen Gruppe, die Offiziere unterstand, die noch nie eine Schlacht miterlebt hatten und denen es gelang, sich den Weg zu den neuen französischen Gräben zurückzukämpfen, bis auf den letzten Mann getötet.

Der deutsche Vorstoß südlich der Marne betrug stellenweise fünf Meilen, aber ihre Pontonbrücken wurden von den Alliierten so stark beschossen, daß ihr Vormarsch am 16. Juli seine Wucht eingebüßt hatte und am 17. überhaupt zum Stocken kam.

Die deutsche Überquerung der Marne war als die westliche Zange eines neuen Einkreisungsversuches gedacht, der sich gegen den Bahnknotenpunkt Reims und das südlich gelegene Hochland richtete. Während das Manöver im Westen für einen anfänglichen Erfolg große Opfer auf sich nahm, erging es dem östlichen Schenkel der Zange besonders schlecht.

Die 42. amerikanische Division, die sich Rainbow Division nannte und aus bunt durcheinandergewürfelten Einheiten der Nationalgarde unter General Menoher bestand, wurde der französischen Vierten Armee des einarmigen Gouraud überantwortet, die den Befehl hatte, Reims um jeden Preis zu halten. Hier klappte die Zusammenarbeit. Gouraud unterrichtete alle ihm unterstellten Truppenteile sorgfältig über die Taktik, mit der er besonders gut vertraut war.

Im Abschnitt von Reims war die Nacht zum 14. Juli mondhell und klar. Gourauds Artillerie zog zehn Minuten vor dem Zeitpunkt, für den, wie sie

wußten, der Beginn des deutschen Beschusses vorgesehen war, ein mächtiges Sperrfeuer auf. Die deutschen Truppen lagen lange, ehe noch ihre Stunde Null geschlagen hatte, im Feuerhagel.

Die Franzosen und Amerikaner wußten genau, was sie zu erwarten hatten. Jede Einzelheit war richtig vorausgesehen worden. Als das rollende Sperrfeuer sich näherte und die Sturmtruppen angerannt kamen, zogen sie sich auf eine Verteidigungslinie nach hinten zurück und opferten nur kleine Gruppen, die ihnen die Position der Angreifer signalisierten. Als die Deutschen die alliierte Frontlinie erreichten, prasselte ein Feuerregen der alliierten Artillerie auf sie nieder. Die Wogen des Angriffes erreichten Gourauds befestigte Stellungen gar nicht. Um zehn Uhr morgens versuchten die Deutschen noch immer, ihre Bodengewinne, die Gouraud ihnen bewußt überlassen hatte, zu befestigen. Am nächsten Tag wurden sie von einer Reihe von Gegenangriffen auf ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen. Die Rolle der 42. Division in dieser erfolgreichsten Verteidigungsoperation des gesamten Krieges forderte einen Preis von drei- undvierzig Offizieren und sechzehnhundertzehn Mann an Gefallenen.

Drei Tage nach dem Vorstoß wußte sowohl Fochs Hauptquartier als auch die deutsche Oberste Heeresleitung, daß Ludendorffs fünfte Offensive fehlgeschlagen war.

Fochs Truppenansammlung

Die Stunde war gekommen, auf die Ferdinand Foch gewartet hatte. Einen Monat lang hatte er an der Konzentrierung einer Kampftruppe im bewaldeten Gebiet von Villers-Cotterets gearbeitet. Von dort war er in der Lage, den Deutschen, sollten sie in Vorbereitung eines Vorstoßes gegen Paris ihren Angriff auf Reims fortsetzen, in die exponierte Flanke ihrer vorgeschobenen Frontlinie zwischen der Marne und dem Ourcq zu fallen. Der Erfolg von Ludendorffs Vormarsch südlich der Marne einerseits und sein Unvermögen, Gourauds Verteidigung von Reims zu brechen andererseits, bewirkten den Verlust seines Gleichgewichtes und machten die Westflanke seiner Truppen südlich von Soissons verwundbarer. Das war Fochs Augenblick, einen Angriff zu wagen.

Sich der Einmengungsversuche seiner englischen Verbündeten und seiner eigenen Generäle zu erwehren, kostete ihn mehr Mühe als die Planung des Verpflegswesens seiner Marschtruppen. Versailles befand sich in Aufruhr.

Der Erfolg der drei deutschen Vorstöße jagte Lloyd George Angst ein. Verzweifelt versuchte er, den englischen Verlusten ein Ende zu setzen.

Er verfocht drastische strategische Änderungen. Er träumte von der Wiederherstellung des alten Unentschieden in Frankreich und Flandern. Er sprach sich für eine Bekämpfung Deutschlands über Österreich oder den Balkan aus. Er wollte Truppen nach Rußland entsenden, um die Deutschen an der Mobilisierung ihrer dort stehenden Streitkräfte zu hindern. Gleichzeitig schrak er vor der Aussicht eines neuen deutschen Angriffes auf Haigs zerschlagene Heere zurück.

Die Zusammenkünfte des Obersten Kriegsrates verliefen immer hitziger. Anschuldigungen und Vorwürfe standen auf der Tagesordnung. Pershing mußte sich jeder List und aller erdenklichen Kniffe bedienen, um die Artillerie und die zusätzlichen Einheiten, die nach Europa verschifft worden waren, zur Vervollständigung seiner Divisionen zu erhalten. Über Lloyd Georges beharrliches Drängen wurden an Woodrow Wilson Depeschen mit der völlig unsinnigen Forderung nach der sofortigen Überstellung von hundert Divisionen amerikanischer Infanterie abgesandt. Zugleich belästigte er Haig damit, sein XXII. Korps zurückzunehmen, das der englische Feldmarschall entsprechend der Vereinbarungen von Beauvais und Abbeville, Foch zur Verfügung stellte.

Haig, der seinen eigenen Politikern noch tiefer mißtraute als den Franzosen, stand treu zu seiner Verpflichtung gegenüber Foch. Als Lloyd George ihm einen Unterhändler schickte, der versuchen sollte, ihn zu einer Änderung seiner Haltung zu bewegen, schrieb er zurück: „Ich übernehme die Verantwortung, und es ist mir völlig klar, daß mich der Vorwurf treffen wird, falls sich die Dispositionen als unrichtig herausstellen. Sollten sie sich jedoch als richtig erweisen, wird das Lob Foch zufallen. Damit“, fügte er verbittert hinzu, „müßte die Regierung wohl zufrieden sein.“

Trotz fortgesetzter privater Zwistigkeiten zwischen den beiden wurde Foch von Clemenceau unterstützt. Dennoch war er noch immer nicht Herr im eigenen Lager. Noch am Morgen des 15. Juli entdeckte er anlässlich einer Fahrt nach dem Norden zu einer Besprechung mit Haig, als er dem Hauptquartier seiner Zehnten Armee in Noailles einen unangemeldeten Besuch abstattete, daß Pétain, als Befehlshaber der französischen Feldtruppen, den Befehl erlassen hatte, die Truppenansammlung bei Villers-Cotterets abzubrechen. Pétain, der bis an die Grenzen der Ängstlichkeit einzig an die Verteidigung zu denken vermochte, wollte Gouraud in Reims verstärken.

„Gouraud soll selbst auf sich aufpassen“, sagte Foch mit seiner hochmütigen Geste, die Spinnweben menschlicher Dummheit von sich fortzuweisen. Gerade noch rechtzeitig widerrief er Pétains Befehle.

Vermutlich erreichte den deutschen Spionagedienst das Gerücht von Pétains beabsichtigten Vorkehrungen und ermutigte Ludendorff

dazu, seine Flanke südlich von Soissons zu schwächen und alle verfügbaren Streitkräfte nach Reims zu werfen. Die strategischen Überlegungen der Obersten Heeresleitung schienen sich durch gleichzeitige Verfolgung zweier Ziele verwirrt zu haben: die Deutschen wollten die Hauptlinie der Bahn von Reims nach Paris in ihren Besitz bringen und die Reserven für Kronprinz Ruprechts vernichtenden Schlag gegen die Engländer im Norden aufstellen, der zwei Wochen nach einem deutschen Sieg an der Marne erfolgen sollte.

Der stets pünktliche Foch fuhr von der Zehnten Armee eiligst zu seiner Verabredung mit Haig im nahe gelegenen Monchy. An diesem Tage zog er den englischen Kommandanten gerade weit genug über sein Vorhaben ins Vertrauen, um ihn wohlgesinnt zu erhalten. Erst am Morgen des 17. Juli, als Foch wußte, daß der deutsche Vorstoß vor Reims zum Stehen gekommen war und über die Marne sich zumindest verlangsamt hatte, übersandte er Haig eine Botschaft, mit der er seine Absichten völlig preisgab: am nächsten Tag würde General Mangin von der französischen Zehnten Armee zeitig früh südlich von Soissons mit zwanzig Divisionen angreifen.

Der Retzer Wald

Charles Marie Emmanuel Mangin, ein kleiner, nervöser, bleichgesichtiger Mann mit tiefen Falten und einem pechschwarzen Schnurrbart, war ein erfahrener Führer von Kolonialtruppen. Bullard beschrieb ihn als kleinen Foxterrier mit einem Bulldoggenkinn. Er hatte sich mit dem Kommando von zwei Gegenangriffen in Verdun im Jahre 1916 einen Namen gemacht. Der Plan, Soissons abzuschneiden, stammte von ihm. Der schwerste Teil des Vorhabens war Berdoulats Korps anvertraut worden, das aus der amerikanischen 1. und 2. und einer marokkanischen Division bestand, die für ihre Tollkühnheit und ihre Angriffslust berühmt war.

Die 1. Division, die jetzt Generalmajor Summerall unterstand, der für seine Führung der Artillerie in Cantigny befördert worden war, erhielt ihre Befehle am 11. Juli. Sie sollten sich aus der Etappe von Beauvais mit unbekanntem Ziel in Marsch setzen. Marschiert mußte bei Nacht werden, und die Truppen hatten sich untermags in Wäldern und Dörfern vor Beobachtung aus der Luft zu verbergen. Der Vormarsch der 1. Division zur Front war mühsam, wurde aber in den Grenzen des gewohnten Durcheinanders durchgeführt.

Die 2. Division, die drei Tage später verständigt wurde, hatte es nicht so einfach. Die Division war eben im Begriff, von dem nun ziemlich ruhigen Abschnitt des Waldes von Belleau abgelöst und westlich von Château-

Thierry eingesetzt zu werden. Die Yankees General Edwards rückten in ihre Stellungen nach. Um die Schwierigkeiten noch zu vergrößern, war Generalmajor Harbord eben erst verständigt worden, daß er das Divisionskommando von General Bundy übernehmen sollte.

Harbord befand sich auf zweitägigem Urlaub in Paris, stattete sich mit neuen Uniformen aus und wurde als der Held des Waldes von Belleau von seinem alten Bekannten Charley Dawes bewirtet, als ihn der Befehl erreichte, sofort an Stelle von Bundy einzuspringen. Als er in dem Ruhegebiet bei La Ferté-sous-Jouarre eintraf, wo sich seine Divisionen aufhalten sollten, fand er den Großteil seiner Truppen bereits im Aufbruch begriffen, doch konnte ihm niemand genau sagen, wohin es eigentlich ging.

Am 14. Juli, an dem warmes, sonniges Wetter an der Marne herrschte, schwammen die Marines der ersten Regimenter, die aus der Feuerlinie gekommen waren, geruhsam in dem grünen Fluß, wuschen ihre Wäsche, schrieben Briefe oder dösten in Erwartung einiger Tage dringend benötigter Ruhe im Gras, als die Unteroffiziere ihre Marschbefehle zu brüllen begannen. Sie brachen in größter Eile ihre Zelte ab und marschierten bis lang nach Einbruch der Dunkelheit.

Am nächsten Tag setzten sie ihren Marsch über Nebenstraßen der schönen, saftig grünen Landschaft zwischen der Oise und dem Ourcq fort. Am späten Nachmittag wurden sie von ihren Feldküchen eingeholt. Hastig schlangen sie den Fraß hinunter und marschierten weiter. Sie marschierten die ganze Nacht hindurch. Nach fünfzigstündigem Marsch erreichten sie ihren Bestimmungsort und erfuhren, daß sie innerhalb von vierundzwanzig Stunden zum Angriff bereit sein mußten.

Erst am späten Abend des 16. Juli fand Harbord, nachdem er sein Stabsauto durch ein unvorstellbares Gewirr von Militärtransporten, die sich über die Hauptstraße in die Waldgegenden um Villers-Cotterets bewegten, General Berdoulat. Das Hauptquartier des Korps lag in einem Dorf, das sich als schrecklicher Engpaß für den Verkehr entpuppte, da sich die Durchzugsstraße dort zu einer einzigen zwischen Steinhäusern eingezwängten Straße verengte.

Berdoulat begrüßte Harbord herzlich und setzte ihm ein Abendessen vor, aber er konnte ihm keinen Anhaltspunkt über die gegenwärtigen Standorte der verschiedenen Einheiten der 2. Division geben. Während des Essens verkündete er nachlässig, daß Harbords Division am Waldesrand in Stellung gehen und am Morgen des 18. Juli einen Angriff in Richtung der Straße Soissons—Château-Thierry machen sollte.

Keiner von Berdoulas Stab ließ sich zu einer weiteren Mitteilung darüber herbei, wo die Regimenter sich nach ihren Gewaltmärschen sammeln oder die Truppen, die mit Bussen und Lastwagen befördert wurden, ab-

geladen werden sollten. Das sei Sache des Heeres und nicht des Korps, sagten die Offiziere.

Sie statteten ihn jedoch mit Landkarten und Abschriften der Befehle aus. Ein französischer General, der im Jahre 1914 in diesem Landstrich gekämpft hatte, diktierte Harbords Stabschef, Oberst Brown, in fliegender Eile eine Beschreibung des Terrains.

Harbord und Brown verbrachten die Nacht damit, ihre Divisionsbefehle auszuschreiben. Das taktische Problem in einer Gegend, die ihnen so unbekannt war, wie die Oberfläche des Mondes, war schwer genug zu Papier zu bringen; die Aussicht, es in die Praxis umzusetzen, entsetzte sie. Sie taten ihr Bestes und wurden in ihrer Arbeit durch eine kurze, aber heftige Bombardierung durch deutsche Flugzeuge angespornt, die sie fürchten ließ, daß die Deutschen vielleicht besser über die Absichten der französischen Armee informiert seien als sie selbst. Beim ersten Morgengrauen waren sie unterwegs.

„Genau vierundzwanzig Stunden vor dem bevorstehenden Angriff“, schrieb Harbord, „verließen wir TAILLEFONTAINE in meinem Auto, um zu versuchen, die Division zu finden, zu sammeln, die nötigen Befehle zu verteilen, die Versorgung mit Munition und Verpflegung und den Abtransport der Verwundeten zu sichern und den Überfall zur festgesetzten Stunde zu garantieren.“

Foch wählte den uralten Retzer Wald als Sammelpunkt, da die mächtigen Bäume ziemlichen Schutz vor den deutschen Aufklärungsfliegern boten. Die Überlandstraße nach Soissons lief mitten durch den Wald, und von dieser Straße bildeten enge Waldwege rechts und links grüne Tunnels. Jede Straße und jeder Waldweg war gerammt voll mit den Truppen, den Lafetten und der rollenden Ausrüstung von zwanzig Divisionen, die sich für den Angriff sammelten.

Der Morgen des Siebzehnten begann mit Regen, aber der Tag wurde heiß. Die kurzen, gewittrigen Regenschauer waren eine Erlösung für die Männer, die von den langen Märschen erhitzt und verschwitzt waren. Wenn die Sonne schien, dampften die durchweichten Uniformen. Die Männer litten unter quälendem Durst. Die Straßen wurden schlüpfrig, und in den Gräben sammelte sich der Schlamm.

Trotz Erschöpfung und wundgelaufener Füße waren die eintreffenden Marines und Infanteristen doch von der Majestät der Umgebung beeindruckt. An den Rändern grün und im Inneren dunkel bis zur Schwärze ragten riesige Eichen und Buchen zu beiden Seiten dreißig Meter aus dem moosigen Waldboden auf.

Erst am vorgeschrittenen Nachmittag erreichten die amerikanischen Einheiten das Herzstück des Waldes. Ein Regiment verspätete sich, weil der

französische Major, der für die Lastwagen verantwortlich war, sie zwei Stunden aufhielt, während er um die Unterschrift auf Empfangsbestätigungen für die Beförderung der Soldaten feilschte. Die Amerikaner wußten, daß er diese Bestätigungen, sobald er sie bekommen hatte, an Ort und Stelle wegwerfen würde, statt sie an ihren Bestimmungsort zu leiten. „Oh, diese kleinlichen Franzosen!“ rief Harbord aus.

Die Soldaten blickten mit weit aufgerissenen Augen auf die mächtige Truppenansammlung. Vorpostenlinien der Artillerie und Kavallerie zogen sich, so weit der Blick reichte, zwischen den Bäumen dahin. Die einlangenden Amerikaner hatten das Gefühl, von den französischen Infanteristen in ihrem verschossenen Feldblau, die sich neben ihren aufgeschlitzten Gewehren räkelten, abschätzend gemustert zu werden. Einige glaubten, ein zustimmendes Lächeln hinter ihren drahtigen Bärten und herabhängenden Schnurrbärten wahrzunehmen.

Die Tanks drängten die Marschkolonnen auf die rechte Straßenseite, da die Mitte für den Lastenverkehr frei bleiben mußte. Viele Amerikaner sahen zum erstenmal in ihrem Leben einen Tank. Es gab schwere und leichte Tanks, die mit merkwürdigen grünen, braunen und blauen Klecksen getarnt waren. Sie rasselten, knirschten, stöhnten und schnauften voran. Ab und zu mußte sich ein Mann mit einem Sprung ins Gebüsch retten, um sie vorbeizulassen. Müde schlepten sie sich vorwärts und passierten dabei Berge von Kleinkalibermunition. Es gab Stöße von Granaten jedes erdenklichen Kalibers, ungeheure Depots von Handgranaten und pyrotechnischer Ausrüstung für Signalzwecke.

Die Straßenmitte war ein Gewirr von Haubitzen, die von tief durchhängenden Raupenschleppern geschoben wurden, schlanken französischen Fünfundsiebzigern, die von flotten sechsspännigen Pferdegespannen gezogen, und schwereren Feldgeschützen, die von acht Karrengäulen mühsamst nachgeschleppt wurden. Es gab fahrbare Feldküchen und Wasserwagen hinter ihren Muligespannen und Herden von Pferden jeder Farbe: Rotschimmel, Füchse, Rappen und Braune. Durch das dichte Gedränge wanden sich endlose Munitionszüge, Meldefahrer auf ihren Motorrädern, Offiziere in Beiwagen, die ungeduldigen, überfüllten Tourenwagen eines Stabes.

Zwischen den Bäumen zu beiden Seiten der Straße stapften müde Reihen staubverkrusteter Poilus mit ihren Gewehren, die den Amerikanern viel zu lang geraten erschienen, und allem Drum und Dran eines bescheidenen Haushaltes. Töpfe und Pfannen baumelten klirrend von ihren Tornistern. Da gab es dunkle Marokkaner in Khaki, schwarze Senegalesen und rosige Engländer in ihren gutsitzenden Uniformen. In der Ferne huschten Schatten berittener französischer Grenadiere mit Federn und Lanzen zwischen den hohen Baumstämmen vorbei.

Als das langanhaltende Zwielficht in die Nacht verdämmerte, wuchs die Verwirrung.

„Nun ist es Nacht in dem großen Walde von Retz“, schrieb der Soldat McCord in sein Tagebuch, „und es ist schwarz wie in einem Verlies, und mit der Dunkelheit kommt der Regen. Wir tasten uns im Gänsemarsch vor, jeder Soldat klammert sich am Tornisterriemen seines Vordermannes fest, und wir marschieren trotz des Schlammes, der schweren Lasten und des Regens, der in Sturzbächen auf uns niederprasselt, blind und verbissen weiter. Ohne das geringste zu sehen, tapfen wir uns mit der Hilfe Gottes und unseres eigenen Spürsinnnes voran, wir, die lausige Infanterie, wie immer der letzte Dreck, bis sie uns an die Stelle kriegen, wo sie uns brauchen, und es gelang uns wunderbarerweise, das Unmögliche zu vollbringen und uns von der einen Seite dieses schwarzen, brodelnden, verwirrenden Verkehrsstromes auf die andere zu schlagen, um anderen lausigen Soldaten gleich uns zu folgen, den anderen Bataillonen und Kompanien unseres Regiments, im Gänsemarsch immer weiter durch die Wälder zu unserer Linken...“

Wohin sich Harbord auch wandte, stets berichteten seine Leute die gleiche Geschichte einer ermüdenden Nachtfahrt oder eines endlosen Marsches; keine Auskunft, keine Karten, keine ortskundigen Führer, keine Befehle.

Die Maschinengewehre der Marinebrigade waren aus irgendwelchen Gründen in einem alten Château eingelagert worden. „Als sie endlich gefunden und der Divisionsstab davon in Kenntnis gesetzt wurde“, schrieb Harbord, „schleppten diese Männer ihre Maschinengewehre eigenhändig auf dem langen Marsch über Felder und aufgeweichte Straßen mit und langten im letzten Augenblick in den Stellungen ein. Keiner, der es nicht selbst versucht hat, weiß, was es heißt, ein Maschinengewehr zwölf Meilen über Sturzäcker zu tragen.

„Sieben nachtschwarze Stunden vor der Stunde Null“, schrieb Harbord. „Außer den Kanonieren war noch niemand von meinen Einheiten an seinem Platz. Es goß in Strömen. Der Wald war finster wie der Hades. Die Straße läßt sich mit Worten gar nicht schildern: Lastwagen, Artillerie, Reihen der Infanterie, Kavallerie, Karren, Munitionswagen, Schlamm, Dreck, völlige Verwirrung. Alle erkannten, daß unsere Aufgabe die menschlichen Kräfte beinahe überstieg, daß aber nicht nur die Ehre der Division, sondern Amerikas auf dem Spiele stand. Um 3 Uhr früh erzwangen sich die 5. Marines und die 9. Infanterie den Weg durch den Wald. Sie werden nach Erreichung der Höhe ganze fünf Minuten Atempause vor sich haben. Die Regimenter gelangten in halber Zeit zu dem Punkt, der für den Überfall bestimmt worden war.“

Zur Straße Soissons—Château-Thierry

Die Befehle lauteten: die marokkanische Division greift in der Mitte, die Amerikaner greifen mit ihrer 1. Division links und der 2. rechts von ihnen an. Viele Männer der 2. Division waren zwei Nächte lang ohne jeden Schlaf durchmarschiert.

„Der Angriff begann zu der festgelegten Stunde um 4.45 Uhr“, kritzelte Harbord in seine Aufzeichnungen. „Sobald sie ihre Stellungen verlassen hatten, konnte ich keinen Einfluß mehr auf den Verlauf nehmen, und es blieb mir nichts weiter zu tun übrig, als um den Sieg zu beten und auf Meldungen zu warten.“

18. Juli: „Morgendämmerung; Regen hat aufgehört“, schrieb Sergeant Carl McCone von den 5. Marines. Sein Bataillon stand auf einem Berg, der etwa eine halbe Meile von der Frontlinie entfernt war. Dort ließen die Männer ihre Decken zurück und stellten ihre Tornister mit eiserner Ration zusammen. Dann ging der Marsch wieder weiter. Die Männer waren sehr schweigsam und die Artillerie stumm. Eine französische Maschinengewehreinheit — bärtige Männer, schmierig von den Schützengräben — zog nach hinten vorbei. Der Unteroffizier bemerkte, daß sie müde aussahen und erleichtert zu sein schienen, die Marines zu sehen. Überall waren Granatrichter. Der Wald lichtete sich. In einem Bauernhaus faßte jeder Soldat zwei Patronengurte und zwei Handgranaten.

„Plötzlich bellte eine 75er auf, und dann ging das entsetzlichste Sperrfeuer los, das bisher stattgefunden hat. Geschütze jeden Kalibers, große und kleine, ließen in atemberaubendem Tempo einen Hagel aus Stahl und Eisen auf die feindlichen Linien niederprasseln, um die Eindringlinge aus dem Lande zu drängen. Der Himmel hellte sich auf. Da wir uns verspätet hatten, hasteten wir doppelt rasch in unsere Stellungen, stolpernd, keuchend, am Rande der Erschöpfung; die Männer rannten geduckt durch das gegnerische Sperrfeuer, das uns die Deutschen herüberschickten. Da und dort stürzte einer von Schrapnells getroffen zu Boden. Ein französischer Posten, der ein quer über die Straße gezogenes Drahtverhau bewachte, öffnete die Sperre, um die Marines durchzulassen; die Granaten schlugen immer dichter ein; manchen erwischte es. Mächtige Bäume waren vom Artilleriefeuer niedergemäht worden und lagen überall herum. Erschöpft plumpsten die Männer in die Löcher, die die Front bildeten, und holten Atem. So ausgepumpt sie waren, erhoben sie sich wieder und stürmten aus den Gräben.“

Die Deutschen traf der Angriff völlig unerwartet. Manche Einheiten standen draußen auf den Feldern und ernteten den Weizen, den die französischen Bauern auf ihrer Flucht im Stich gelassen hatten. Ihr Sperrfeuer hatte Lücken. Die Vorposten leisteten geringen Widerstand.

Der Tag wurde klar und sonnig. Die Sonne war heiß und Männer, die nachts ihre Feldflaschen leergetrunken hatten, litten unter entsetzlichem Durst. Fiel ein tödlich Getroffener zu Boden, dann rissen ihm die Kameraden die Feldflasche weg. Bald sammelten sie die Feldflaschen der gefallenen Deutschen auf.

„Wir durchquerten Stacheldrahtverhaue“, fuhr Sergeant McCone fort. „Ein Maschinengewehr eröffnete das Feuer gegen unsere Vorposten und unsere Soldaten machten halt und warfen sich zu Boden, soweit es ging, unter den Bäumen. Unsere Flankeneinheiten drangen vor und zwangen die MG-Bedienung zum Rückzug. Stets auf einen Überfall gefaßt, gingen wir von Baum zu Baum vor. Maschinengewehre mit langen Patronengurten lagen verstreut, wie die fliehenden Deutschen sie weggeworfen hatten. Das Sperrfeuer dröhnte gleichmäßig . . . Die deutsche Artillerie warf nun zwischen die erste und zweite Vorstoßwelle Granaten, denen die Männer dadurch auswichen, daß sie um das beschossene Gebiet einen Bogen schlugen und die Reihen wieder schlossen, sobald sie sich außer Schußweite befanden. Rechts von der Kompanie wurden ein Zehn-Zentimeter-Geschütz und ein Meldegerät erbeutet und etliche Gefangene gemacht. Wir fanden heißen Kaffee und deutsches Kriegsbrot und Butter, die von den Männern, nachdem sie die Lebensmittel zuerst von den deutschen Gefangenen kosten ließen, gierig verschlungen wurden.“

Marines einer anderen Abteilung gelangten, nachdem sie eine Schlucht gestürmt hatten, in den Besitz eines Fasses Sauerkraut. Mit ausgetrockneten Kehlen und knurrendem Magen zertrümmerten sie es mit einem Gewehrkolben. Als sie die zurückweichenden Deutschen dann weiter durch ein Weizenfeld vor sich hertrieben, hielt jeder Mann in der einen Hand sein Gewehr und in der anderen einen tropfenden Happen Sauerkraut.

Zur gleichen Zeit erstürmte eine Infanterieeinheit das Dorf Vierzy, das den Zugang zu einem schwer verteidigten Tunnel an der Bahn von Soissons nach Villers-Cotterets bot.

„Wir traten aus dem Wald hervor“, schrieb Leutnant Marvin H. Taylor von der 23. Infanterie, „und fanden uns auf einem ausgedehnten Weizenfeld, der flach wie ein Brett war und von einem breiten, tiefen Tal begrenzt wurde, in dessen Kessel die wichtigste Stellung des Ortes Vierzy lag. Die Häuser schoben sich terrassenförmig an dem gegenüberliegenden Hang empor, und jedes einzelne bot den deutschen Maschinengewehren ideale Deckung. Kaum begannen wir, die offenen Felder ohne jede Tarnung zu durchqueren, eröffneten sie auch schon ein mörderisches Feuer gegen uns. Wir rannten blitzschnell den Abhang zur Stadt hinunter. Dort wurden wir durch verborgene Heckenschützen aufgehalten, die wir nach kurzem Kampf von

Haus zu Haus erledigten, und dann folgte der mühsame Aufstieg auf den gegenüberliegenden Hügel. Die zu den einzelnen Häusern gehörigen Grundstücke waren von Zäunen und Mauern eingefriedet, die unbeschädigt geblieben waren. Offenbar hatte die allgemeine Verwüstung diese kleine Stadt aus unerfindlichen Gründen übersprungen, und die vielen Hindernisse gestalteten das Vordringen ungemein schwierig. Jede Truppenbildung war völlig ausgeschlossen, und wir mühten uns in Gruppen vorwärts, die sich aus Einheiten der Infanteristen, Marines und Marokkaner in einem sonderbaren Mischmasch zusammensetzten.

Auf dem Gipfel stießen wir auf ein merkwürdiges Bild. Genau am Kamm des Berges, etwas vom Gebüsch versteckt, hatte ein deutscher MG-Schütze die freie Schußlinie ausgenützt, während wir durch den Weizen gewatet waren. Nun aber hatte ihn sein Geschick ereilt und er war tot. Er hockte da, als wollte er eben feuern, den Finger am Abzugshahn, den Kopf zum Griffstück geneigt, einen Schuß in der Stirn und eine klaffende Bajonettwunde an der Kehle. Ich habe es nie für möglich gehalten, jemals den Punkt zu erreichen, an dem mich der Tod mit Genugtuung erfüllen könnte, aber der Anblick dieses Burschen schickte mir einen richtigen Begeisterungsschauer über den Rücken und so müde ich war, lachte ich laut heraus. Als ich lachte, wurde jeder einzelne des Zuges von der Stimmung des Augenblicks erfaßt und brach in kurzes, bitteres Gelächter aus.“

Zur Nachtzeit waren die erschöpften Männer der 2. Division über einen weiten Abschnitt des Schlachtfeldes verstreut. Sie hatten die Bahn von Soissons—Villers-Cotterets übersetzt, das nördliche Ende des Vierzy-Tunnels abgeriegelt und hielten Stellungen, die für den dritten Tag vorgesehen gewesen waren, und teilweise in Gebieten lagen, die ihren Verbündeten zugeteilt worden waren.

Inzwischen stieß die 1. Division nördlich der Marokkaner in besserer Ordnung und mit geringerer Geschwindigkeit verbissen gegen den energischen deutschen Widerstand in ein Tal vor, das gegen Soissons und das Fließchen Crise abfiel, einen Nebenfluß der verhängnisvollen Aisne. Der Weiler Missy-aux-Bois wurde heiß umkämpft. Bei Einbruch der Nacht hatten sie Missy erobert und befanden sich ein kurzes Stück weiter östlich zwischen den Gartenmauern von Breuil.

Die übermüdeten Marines und Infanteristen gruben sich für eine knappe Pause in Schützenlöchern ein. Glücklicherweise fand der Mann, der einen kurzen Schlummer fand. „Die Nacht war kühl und klar“, schrieb Sergeant McCone, „und die Sterne funkelten. Verwundete Marines lagen stöhnend auf den Feldern, denn es gab nicht genügend Bahren, um alle zu versorgen.“

„Mit Tagesende“, bemerkte Harbord, „hatten wir dreitausend Gefangene gemacht, elf Batterien der deutschen Artillerie, Hunderte von Maschinen-

gewehren und ein Dutzend Minenwerfer erbeutet, den Feind sechs Meilen vor uns hergetrieben und waren den besten Stoßtruppen Frankreichs, den fanatischen Moslems aus Marokko, um eine Meile voraus. Aber einige der besten Männer, die Amerika jemals hervorbrachte, hatten jene sonnigen Hügel und waldigen Berge mit ihrem Blute getränkt.“

„Um zehn Uhr abends“, schildert das Tagebuch des Generals weiter, „verlagerte ich das Divisions-Hauptquartier in einen Bauernhof von Beaurepaire. Dieser Ort beherbergte ein vorgeschobenes Feldlazarett und bot einen grauenhaften Anblick. Die Verstopfung der einzigen vorhandenen Landstraße ließ die Sanitätsautos nicht zur Front gelangen, und die Männer waren den ganzen langen Tag im Hof der Bauernhäuser gelegen und sollten weitere zwölf bis vierzehn Stunden dort liegen bleiben. Wasser war nicht aufzutreiben, die Häuser waren durch das Artilleriefeuer völlig zerstört und der Deutsche warf ab und zu noch eine Bombe von den Flugzeugen ab, die uns überflogen. Bei den Verwundeten aber wurde nicht ein Wort der Klage laut, geduldig ertrugen sie ihre Schmerzen. Verwundete Deutsche, Amerikaner und dunkelhäutige Marokkaner lagen Seite an Seite blutverschmiert und in zerfetzten Uniformen auf dem Boden, manche waren tot — und endlos rollten die Transporte mit Munition und Nachschub für den Kampf an die Front . . . An Schlaf war natürlich nicht zu denken, und um 2 Uhr morgens des 19. kam ein Befehl, die Attacke am gleichen Tage weiterzuführen.“

„Die Division hatte ihre Nachrichtenvermittlung überflügelt. Es gab keinerlei Kabelverbindung nach hinten. Der Korpsbefehl wurde von einem französischen Offizier überbracht, der höchst erstaunt war, die Division an ihrem jetzigen Standort zu finden.“

An jenem Tage rückten geschlossene deutsche Fliegerverbände aus. Der Widerstand versteifte sich, besonders vor Berzy-le-Sec auf einem Bergkamm, der die Straße Soissons—Château-Thierry beherrschte. Beidseitig von den Franzosen unterstützt, unternahmen Einheiten der 1. Division den ganzen Tag lang kurze Sturmangriffe gegen einige der besten Streitkräfte des deutschen Heeres.

Am Ende dieses Tages waren die Verluste der 2. Division so hoch und die Männer waren so erschöpft, daß Mangin beschloß, sie von einer frischen französischen Division ablösen zu lassen. „Der Verlust betrug beinahe fünftausend Offiziere und Soldaten“, bemerkte General Bullard, der nun das amerikanische Korps befehligte, das die Oberaufsicht der Operation hatte. „Aber ihre Taten waren der Sache der Alliierten jeden Preis wert.“

„Der Verlust war schwer“, schrieb Harbord, „aber die Wirkung auf das Ringen der Alliierten rechtfertigte diese Verluste. Heute früh standen

Brown und ich über eine Stunde an der Straße und beobachteten die Truppen, die in Richtung des Forêt de Retz zurückmarschierten: Bataillone mit nur zweihundert Mann, Kompanien von fünfundzwanzig bis dreißig Mann, die in der grauen Morgendämmerung vorüberzogen, ein Rest bloß, aber Gott sei Dank ein sieghafter, in ihrem Denken sicher ebenso wie in ihrer Fähigkeit, die Deutschen zu schlagen. Ihre selbstsichere Haltung, die Art, wie sie daher stolzierten, Wortfetzen ihrer Gespräche, die wir auffangen konnten, als sie vorbeizogen, stempelten sie zur siegreichen Division.“

Der erste Blick auf Soissons

Seit Beginn der Offensive hatten die Franzosen versucht, das Bergdorf Berzy-le-Sec und die kleinen Bergkuppen im Süden, die die Ausläufer von Soissons beherrschten, zu nehmen. Der Besitz dieses Hochlandes würde für die Deutschen den Verlust der Straße von Château-Thierry bedeuten, die sie für ihren Rückzug von der Marne benützten. Soissons war nicht nur ein Bahnknotenpunkt, es war auch der Schnittpunkt von sechs Überlandstraßen, die für das Transportnetz des Feindes unentbehrlich waren.

Der Deutsche hatte seine Batterien und Maschinengewehrnester mit gewohnter Umsicht aufgebaut. Die französischen Einheiten rannten vergeblich dagegen an. Am Morgen des 20. Juli erhielt General Summerall aus Manings Hauptquartier die Nachricht, daß dessen 1. Division, die während der letzten beiden Kampftage die gleiche tollkühne Einsatzbereitschaft wie die 2. bewiesen hatte, als Belohnung für ihre Tapferkeit die Ehre haben sollte, Berzy-le-Sec zu nehmen.

Und sie nahm es.

Der erste Versuch schlug fehl. Eine Gruppe von Offizieren beobachtete mit Feldstechern von einem Berg oberhalb des Dorfes Chaudun, das unter schweren Opfern am ersten Tag erobert worden war, wie die 2. Brigade in Marschkolonnen dort, wo die Hauptstraße nach Soissons aus dem Wald hervorkam, aus dem Schatten der zerfetzten Pappelallee austrückte. Im ersten Augenblick wirkten die Gesichter der Männer unter ihren Helmen in der grellen Julisonne schwarz. Ein französischer Offizier hielt sie für Algerier. Als sie jedoch in vorbildlicher Ordnung im ungefähren Tempo eines rollenden Sperrfeuers vorstießen, erkannten die Beobachter auf dem Berg die amerikanischen Gasmasken, die von der Brust jedes Soldaten baumelten, und das Aufblitzen der amerikanischen Bajonette. Als sie den kahlen Abhang emporkletterten, hoben sich die Staubwolken und der Rauch der Granaten, mit denen die Alliierten das Dorf beschossen. Vorläufig blieben die deutschen Geschütze noch stumm.

Der Truppenverband entschwand hinter einer Mulde aus dem Blickfeld. Nun konnten die Beobachter die vorausgeschickten Mannschaften entdecken, die dem eigenen Sperrfeuer über eine Bergkette folgten, die höher als die Dächer und der Kirchturm des Dorfes lag. Jeder einzelne Soldat hob sich scharf gegen den grasigen Abhang ab. Als die erste Reihe, die in ausgezeichneter Ordnung vorstieß, den Kamm erreichte, explodierten einige Granaten einer großen Haubitze zwischen ihnen.

„Der Beschuß wurde mit solcher Genauigkeit vorbereitet, daß praktisch keine Berichtigung nötig war und unsere Infanterie beinahe schlagartig in Rauch und Staub gehüllt wurde“, schrieb der Beobachter in seinem Bericht. „Die niedersausenden Granaten rissen breite Lücken in den Kolonnen. Trotzdem setzte sich der Vormarsch in größter Ordnung fort. Viele unserer Infanteristen entzogen sich unter dem vernichtenden Beschuß der feindlichen Artillerie über dem Kamm unseren Blicken. Verwundete verschwanden entweder oder rannten ziellos herum, bis sie stürzten.“

Nun vernahmen die Beobachter das Knattern der feindlichen Maschinengewehre. Die Reihen der winzigen Gestalten fielen in Granattrichter. Reihenweise humpelten die Verwundeten mühselig nach hinten. „Einzelne Soldaten oder Zweier- und Dreier-Gruppen begannen, das gesamte Gebiet abzuwandern. Es waren die Befehlshaber der Einheiten, die ihre Gruppen frisch für den erwarteten Gegenstoß des Feindes aufstellten. Unser Angriff war auf den Widerstand einer starken Feindstellung gestoßen. So verstrich der Nachmittag, und die Nacht fiel ein.“

Vor Tagesanbruch wurde der Angriff unter Brigadegeneral B. B. Buck wieder aufgenommen, der den ersten Vorstoß persönlich anführte. Die 1. Brigade war zwar durch den dreitägigen unaufhörlichen Beschuß sehr dezimiert, ging aber trotzdem sprungweise über die Überlebenden der 3. hinweg, übersetzte die tiefe Schlucht der Crise und pflanzte sich auf den Bergketten unmittelbar jenseits der Straße Soissons—Château-Thierry auf.

Eine Stunde später stürmten Einheiten der 2. Brigade durch Berzy-le-Sec. Sie mußten zuerst eine tödliche Batterie von deutschen 77ern zum Schweigen bringen, die aus Kernschußweite auf sie gezielt hatte.

In den schrägen Strahlen des Spätnachmittages konnten die Amerikaner von den Bergen über dem Dorf in der Ferne die Verschiebebahnhöfe von Soissons erkennen. In jener Nacht, in der sie in ihren Stellungen lagen und auf einen Gegenangriff warteten, der niemals kam, sahen sie in den nebelbedeckten Tälern im Osten und Südosten hohe Stichflammen aus brennenden Munitionslagern aufsteigen, und der Horizont erglühte im Widerschein angezündeter Dörfer, als die Truppen des Kronprinzen sich von der Marne zurückzogen.

Die Männer waren vom fünftägigen Kampf beinahe gefühllos vor Erschöpfung. Erst in der Abenddämmerung des 22. Juli hörten sie erleichtert die Dudelsäcke einer schottischen Division, die zu ihrer Ablösung einmarschierte.

Als die Soldaten der 1. Division sich kompanieweise rund um die Feldküchen im Waldesinnern außerhalb des Schußbereiches der Deutschen versammelten, waren Offiziere und Mannschaft entsetzt über den Anblick, der sich ihnen bot.

Kaum eine Handvoll war von jedem der vier Infanterieregimenter übriggeblieben. Fast keine Kompanie hatte noch einen kommandierenden Offizier. Ein Unteroffizier, ein Korporal, in einem Fall ein Gemeiner, führten den Befehl. Alle Bataillonskommandeure waren gefallen. Die 26. Infanteriedivision hatte alle ihre Staboffiziere verloren und stand nun unter dem Befehl eines Hauptmannes im zweiten Dienstjahr. Als die diensthabenden Unteroffiziere ihre Kompanien zum Appell riefen, war kaum die Hälfte der Mannschaft vorhanden, um mit einem „Hier“ zu antworten.

Mangin überschüttete die beiden amerikanischen Divisionen mit Glückwünschen. „Sie haben sich in den Kampf wie in eine Fête gestürzt“, verkündete er in seinem Tagesbefehl. „91 Geschütze, 7200 Gefangene, gewaltige Kriegsbeute, zehn Kilometer Land zurückerobert: das ist Ihr Anteil an dem Kriegsgewinn. Ich bin stolz darauf, Sie in solchen Tagen unter meinem Kommando gehabt und mit Ihnen für die Befreiung der Welt gekämpft zu haben.“

Sobald sie sich von dem Schock ihrer Niederlage erholt hatten, führten die Deutschen ihren Rückzug mit kaltblütiger Gewandtheit durch. Es dauerte bis zum 2. August, ehe Soissons gänzlich zurückerobert war, wenn auch schwere Artillerie, die auf den Höhen um Berzy-le-Sec aufgestellt wurde, den Ort als Verkehrsknotenpunkt für die Deutschen bald unbenützlich machte.

Säuberung der Bahnlinien

Die Oberbefehlshaber der alliierten Heere, deren Stimmung endlich einmal dem Gefunkel der goldenen Litzen auf ihren Kappen entsprach, trafen am 24. Juli in Fochs Hauptquartier in Bombon zusammen. Foch verlas einen zusammenfassenden Bericht über die strategische Lage. Die Deutschen befanden sich auf dem Rückzug. Den alliierten Generälen standen zum ersten Male stärkere Streitkräfte zur Verfügung als der deutschen Obersten Heeresleitung. Zweihundertundfünfzigtausend amerikanische Soldaten, die allmonatlich eintrafen, hatten das Gleichgewicht zu ihren Gun-

sten verlagert. Dieser erhöhten Schußkraft stellten die Deutschen eine sehr geschwächte Verteidigungsarmee entgegen, mit der sie ihre Front hielten, und hinter dieser Linie befanden sich starke Einheiten von Sturmtruppen, die noch immer imstande waren, gefährliche Schläge auszuteilen.

Die Alliierten hätten die Initiative an sich gerissen, sagte Foch. Seine Augen blitzten. Mit arrogantem Lächeln reckte er die Hühnerbrust unter seinem gesträubten grauen Schnurrbart vor. Sie durften sie nie wieder aus der Hand geben.

Er umriß drei Unternehmen, die zur Vorbereitung der großen endgültigen Offensive durchgeführt werden mußten. Er betrachtete es als Selbstverständlichkeit, daß dieser abschließende Angriff im Frühjahr oder Sommer 1919 stattfinden würde. Der Krieg hatte so lange über ihm zusammengeslagen, daß es ihm schwerfiel, sich vorzustellen, dieser Zustand könnte jemals enden.

Das erste Unternehmen lief bereits: es galt, den Feind im Marnetal von der Hauptlinie der Bahn Paris—Metz zu vertreiben.

Zweites Vorhaben: Die nördliche Hauptlinie, die durch Amiens und Hazebrouck zur Kanalküste verlief, mußte von der Feindeinwirkung gesäubert werden. Diese Aufgabe fiel Haig und den englischen Streitkräften nördlich von Amiens zu. General Debeneys Truppen im südlichen Teil dieses Abschnittes würden ihn dabei unterstützen.

Drittes Unternehmen: Der Ostabschnitt der Bahn Paris—Metz mußte durch eine Kürzung der vorgeschobenen Frontlinie von Saint Mihiel östlich von Verdun wieder der Verwendung der Alliierten zugänglich gemacht werden.

Als Foch die alliierten Befehlshaber um ihre Kommentare ersuchte — so will es der in Chaumont umlaufende Bericht wissen —, äußerte sich jeder seiner gewohnten Rolle entsprechend. Haig beklagte sich, daß seine Truppen nach den grausamen Verlusten, die sie im März und April erlitten hatten, noch nicht wiederhergestellt seien. Pétain brummte, daß die Franzosen ausgeblutet wären. Pershing platzte heraus, daß sich seine Leute nichts mehr wünschten, als zu kämpfen, setzte jedoch in saurem Tone fort, daß der einzige Umstand, der sie daran hindere, der sei, daß noch kein amerikanisches Heer bestünde, mit dem sie kämpfen könnten.

Foch konnte sehr diplomatisch sein, wenn ihm daran gelegen war. Mit seinem zuversichtlichen Lächeln besänftigte er ihre Klagen. Es wurde beschlossen, daß der nächste Schachzug der Befreiung Amiens gelten mußte. Das war Sache der tapferen Briten. Es fiel die Andeutung, daß die Sicherheit der englischen Kampftruppen sehr leicht darin liegen könnte, die Offensive vorwegzunehmen, die sich in Prinz Ruprechts Heeresgruppen gegen sie zusammenbraute. Überrumpelung, wiederholte Foch unermüdlich.

Und abermals Tanks

Haig überließ die Befreiung Amiens General Sir Henry Rawlinsons Vierter Armee. Sir Henry, den seine Freunde in den höheren Rängen Rawly nannten, war ein englischer Aristokrat, der in der großen viktorianischen Tradition herangewachsen war. Sein Vater war nicht nur ein berühmter Diener des Reiches, sondern auch ein erfahrener Orientalist und einer der ersten, der die assyrischen Inschriften studierte. Seine Mutter war eine Seymour aus der bekannten Familie der Herzöge von Somerset und überdies eine leidliche Aquarellmalerin. Rawly selbst war zeichnerisch nicht unbegabt, sehr belesen und verfügte über Erfahrung im Fernen Osten. Er hatte als Lord Roberts Adjutant in Indien gedient und war mit Kitchener in Khartum gewesen.

Obwohl er als alter Polospieler es nicht übers Herz bringen konnte, die Kavallerie ganz aufzugeben, war er einer der wenigen englischen Elitegeneräle, der die Wirksamkeit der Tanks anerkannte. Ebenso schätzte er die Anzacs (Australian and New Zealand Army Corps). Seine Armee setzte sich aus einem australischen Korps zusammen, die Offiziere, die sie nicht richtig zu nehmen verstanden, das Leben sauer machten, aus einem kanadischen und einem englischen Korps. Außerdem hatte er die amerikanische 33. Division in Reserve. Er war aufgeschlossen genug, um selbst die Amerikaner sympathisch zu finden.

Die jungen Mitglieder von Rawlys Spionageabteilung brachten ihm seit einiger Zeit Meldungen über die Kriegsmüdigkeit der deutschen Truppen zu, die ihm Widerstand leisteten. Sie litten unter einer Grippewelle. Ihre Linien waren schwach besetzt. Lang vor dem Kriegsrat in Bombon hatte er Haig gedrängt, den äußeren Bogen von Amiens, der seit März von den Deutschen gehalten wurde, zurückzuerobern. Er hatte versuchsweise einige Sondierungen vorgenommen.

Rawlys Unternehmen vom 4. Juli war nicht nur die erste Erprobung der Amerikaner an der englischen Front. Sie stellte auch den ersten Versuch mit den Tanks der Type V dar. Beide Experimente verliefen erfolgreich. Die Amerikaner bewiesen Kampfgeist. Der neue Tank zeigte sich rascher und leichter manövrierbar als der alte. Der geplante Angriff sollte von diesen Tanks eingeleitet werden.

Der Kampf um Amiens wurde ausschließlich von Engländern bestritten. Die französische Operation kam erst in zweiter Linie. Nur ein einziges amerikanisches Regiment war beteiligt. Die Arbeit des Stabes hätte nicht besser sein können. Die Konzentrierung von Truppen und Geschützen wurde bei Nacht oder an bewölkten Tagen durchgeführt, wenn die deut-

schen Aufklärungsflugzeuge das Gebiet vermieden. Batterien wurden mit neuen Geschützen verstärkt, ohne daß diese Erweiterung durch verstärkten Beschuß verraten wurde. Während die dreihundertsechzig schweren und sechsundneunzig leichten, schnellen Tanks in Stellung gebracht wurden, leiteten Flugzeugeschwader ein gründliches Sperrfeuer ein, damit der Feind das Klappern und Rasseln der schwerfälligen Fahrzeuge nicht hören sollte.

Die Vorbereitungen verliefen so geheim, daß nicht nur Ludendorffs Stab, sondern das Kriegskabinet und der australische Labor-Premierminister, William Morris Hughes, der sich in London befand und laut gegen die steigenden Verluste, die seine Aussies an der Front erlitten, protestierte, über die Pläne in Unkenntnis blieben. Kanadische Feldlazarette wurden möglichst auffällig im Gebiet des Berges Kemmel errichtet. Das Ergebnis war ein öffentlicher Protest des Generalgouverneurs von Kanada, daß seine Truppen nicht wie versprochen, als eine Einheit benutzt wurden.

Alles war darauf angelegt, die Deutschen einen Angriff im Norden erwarten zu lassen. Sie wurden weiter in Sicherheit gewiegt, als die Australier ihre Linien vor Amiens verlängerten, um einen Teil einer französischen Division, die südlich von ihnen lag, abzulösen. Zur Stunde Null war es den Engländern gelungen, nicht nur die Tanks unentdeckt einzuschleusen, sondern obendrein tausend zusätzliche Geschütze und sechs frische Divisionen.

Am Morgen des 8. August machte Sir Douglas Haig eine seiner gewohnten lakonischen Tagebucheintragen: „Barometer beständig. Nacht und Morgen klar — leichter Talnebel. Morgenluft läßt Herbst ahnen.“ Er fügte hinzu, daß die Vierte Armee eine ruhige Nacht gemeldet hatte.

Eine Stunde vor Morgengrauen schwärmten die englischen Tanks, deren Geräusch vom dichten Bodennebel verschluckt wurde, der durch Rauchbomben noch unterstützt worden war, über die deutschen Linien. Als sie einen guten Vorsprung hatten, trommelte vor ihnen das Sperrfeuer nieder. Aussies und Kanadier stießen hinter den Tanks nach. Die schweren Geschütze der englischen Artillerie konzentrierten sich darauf, die feindlichen Batterien außer Gefecht zu setzen. Leichte Tanks und Panzerautos brachen durch und rollten hinter den deutschen Linien auf und ab. Die Überraschung war so vollständig, daß ein Korpshauptquartier beim Frühstück überwältigt wurde.

„Überall hatte sich die Lage günstiger für uns entwickelt, als selbst ich Optimist zu hoffen gewagt hatte“, schrieb Haig. „Der Feind war völlig überrascht, zwei Divisionsablösungen waren im Gange, wir stießen auf geringen Widerstand, und unsere Truppen erreichten ihre Ziele rasch und unter unbedeutenden Verlusten.“

Die Fahrt der „Musikbox“

„Am 8. August 1918 befahl ich den leichten Tank „Musikbox“, meldete Leutnant C. B. Arnold. Er berichtete von der Überquerung der Bahn in Villers-Bretonneux, einer Stadt, die seit dem deutschen Märzangriff heiß umkämpft gewesen war. Seine Formation stieß östlich vor. „Ich fand mich an der Spitze der Tanks, da sich die anderen verspätet hatten. Unmittelbar vor mir sah ich weitere schwere Tanks, dicht gefolgt von australischer Infanterie. Wir gerieten in den Direktbeschuß einer vierfachen Feldbatterie, deren Aufblitzen ich sehen konnte.“

Granaten explodierten in der Nähe. Zwei schwere Tanks, die sich rund hundertfünfzig Meter zu seiner Rechten befanden, wurden abgeschossen. Er sah Rauchwolken aus den Fahrzeugen aufsteigen und die Besatzung herausklettern. Die Männer kollerten zwischen die nachstoßende Infanterie. Leutnant Arnolds leichter Tank fuhr längs einer Straße im Schutz der Bäume weiter.

„Ich fuhr an diesem Baumgürtel entlang, bis ich mich in gleicher Höhe mit der Batterie befand, dann schwenkte ich rechts ab und beschoß die Batterie von hinten. Die ungefähr dreißig Schützen verließen ihre Stellung und versuchten zu fliehen. Schütze Ribbans und ich erledigten sie alle. Ich rollte weiter vor, machte einen Umweg nach links und erschoss eine Anzahl feindlicher Soldaten, die jede Kampflost verloren zu haben schienen und nach allen Richtungen auseinanderstoben.“

Er stieß über ein Nebengleis der Bahn vor und fand australische Infanteristen, die einen Hohlweg hinter der von ihm gefechtsunfähig geschossenen Batterie besetzt hatten. Nachdem er sich bei ihrem Leutnant erkundigt hatte, ob sie der Hilfe bedürften, setzte er seine Fahrt in östlicher Richtung längs des Bahndammes fort, der zwischen zwei englischen Kavalleriepatrouillen verlief, die von einer deutschen Gruppe in einem Weizenfeld unter Beschuß genommen wurden. Er rollte auf die Deutschen zu, zersprengte sie und fuhr dann längs der Gleise weiter, wobei er bemerkte, daß ein brennender Zug von seiner Lokomotive fortgeschleppt wurde. Er suchte nach einer Stelle, die auf seiner Karte als deutsches Quartier angedeutet war.

„Ich konnte den Feind beim Packen der Tornister beobachten. Bei unserem Feuerstoß gegen den erstbesten tauchten viele andere aus ihren Baracken auf und rannten zum Ausgang des Tales. Sie wollten den Bahndamm überklettern und sich so unseren Blicken entziehen. Wir haben viele von ihnen erledigt.“

Dann kreuzte er über das Gelände und schoß auf zurückweichende Kolonnen feindlicher Infanteristen. Da er sich weit vor seinen unterstützenden

Truppen befand, war die „Musikbox“ starkem Maschinengewehr- und Gewehrfeuer ausgesetzt. Neun Benzinkanister zum Nachtanken, die er auf dem Dach des Tankes mitführte, wurden durchlöchert. Benzin tropfte über den Führersitz herunter.

„Der Rauch und die Hitze des Motors“ — Leutnant Arnold bemerkte, daß er sich bereits neun Stunden im Einsatz befand — „machten es nötig, durch das Mundstück der Gasmaske zu atmen.“

Er beschloß einen Flugplatz. Er brachte einen Lastwagen zur Strecke, der über eine Brücke fuhr. Er überquerte die Bahnlinie und schoß in einen Zug von Planwagen, die von Pferden gezogen wurden. Zu diesem Zeitpunkt befand er sich unter heftigem Maschinengewehrbeschuß.

„Die linke Verschlusskappe wurde weggeschossen. Rauch und Hitze waren drückend.“ Leutnant Arnold rief seinem Fahrer zu, zu wenden und den Einsatz abzubrechen, als er zwei schwere Erschütterungen spürte und der Tank zu brennen begann.

„Carney und Ribbans kamen zur Tür und wurden bewusstlos. Ich war ziemlich fertig, es gelang mir jedoch, die Tür zu öffnen, ich fiel zu Boden und konnte die beiden anderen herauszerren. Brennendes Benzin floß auf uns zu. Die frische Luft belebte uns, wir rafften uns auf und flohen vor dem flüssigen Feuer. Wir brannten alle lichterloh. Während des Rennens bekam Carney einen tödlichen Bauchschuß ab. Er war gleich weg. Wir rollten uns auf dem Boden, um die Flammen zu ersticken. Ich sah eine Schar Feinde von allen Seiten auf uns zueilen. Der erste ging mit Gewehr und Bajonett gegen mich los. Ich konnte es packen und die Bajonettspitze drang mir in den rechten Unterarm. Der zweite holte mit dem Gewehrkolben gegen meinen Kopf aus, traf mich an der Schulter und am Hals und warf mich zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, umstanden sie mich dutzendweise, und jeder, der nahe genug kam, trat und stieß mich: sie waren maßlos ergrimmt.“

Nach einer Anzahl von Verhören und etlichen Ohrfeigen wurde Leutnant Arnold in ein Feldlazarett gebracht, wo man ihm Injektionen gegen Tetanus verabreichte und seine Brandwunden behandelte. Als er sich weigerte, Fragen zu beantworten, wurde er in einen fensterlosen Raum gesperrt und fünf Tage lang dort behalten. Seine Tagesration bestand aus einem Topf Suppe und einer kleinen Schnitte Brot. Er weigerte sich noch immer, zu sprechen, und fand sich schließlich in einem Lager für englische kriegsgefangene Offiziere in Freiburg. Erst nach dem Waffenstillstand und seiner Befreiung war er imstande, seine Meldung zu erstatten.

„Der 8. August war der schwarze Tag . . .“

„Der 8. August war der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges“, schrieb Ludendorff. Die Deutschen ließ die Angst vor den Tanks nicht mehr los. Eliteeinheiten lösten sich auf und flüchteten. Die Australier und Kanadier erreichten ihre Ziele in Rekordzeit. Das englische Korps hatte Schwierigkeiten, gewann aber dennoch Boden.

Die französische Armee im Süden, die wenige Tanks besaß, griff nach der herkömmlichen Bombardierung durch die Artillerie Montdidier nördlich dem Amiensabschnitt an. Zuerst stießen sie auf erbitterten Widerstand, als jedoch die Verwirrung über den englischen Durchbruch um sich griff, vermochten sie vorzurücken.

Haig konnte es sich nicht versagen, die Schwierigkeiten der Franzosen zu Papier zu bringen. „Ich kehrte zu meinem Zug zurück, um Mittag zu essen“, schrieb er, „und besuchte gegen 16 Uhr das Hauptquartier der Ersten französischen Armee in Conty. Debeney war todunglücklich und weinte beinahe, weil drei Bataillone seiner Kolonialinfanterie vor einem deutschen Maschinengewehr ausgerissen waren. Ich erklärte ihm, daß der englische Vorstoß automatisch seine Front säubern würde.“

Im Schutze der Nacht war Rawlinsons Armee sieben Meilen vorgerückt, hatte vierhundert Geschütze erbeutet, darunter ein Ferngeschloß vom Typ der Bertha, das die englische Etappe hinter Amiens bombardiert hatte, und dreizehntausend Gefangene gemacht. Die Franzosen holten sie am zweiten Tag ein.

Nach den ersten vierundzwanzig Stunden verlangsamte sich das Tempo. Die unter Wasser stehenden Schützengräben der alten Schlachtfelder an der Somme erwiesen sich als härtere Behinderung als der Feind. Tanks hatten Pannen, und es ging ihnen das Benzin aus. Die Tankbesetzungen waren erschöpft.

Die englischen Generäle verließen sich für die Auswertung eines Durchbruches noch immer auf die Kavallerie. Die Deutschen bewiesen abermals, daß sie mit wenigen Maschinengewehren aus Pferden und Reitern Hackfleisch machen konnten. Die leichten Tanks, die ihren Einheiten weit voraus waren, wurden durch die Befehle eingeengt, der Kavallerie beizustehen. Der Vorstoß verlief im Sande. Am dritten Tag gruben sich die Deutschen hartnäckig an einer verkürzten Frontlinie ein, aber ihre Hoffnung, Amiens zu nehmen, war dahin.

Obzwar es sich bei der deutschen Niederlage bei Amiens in mancher Hinsicht um ein unbedeutenderes Unternehmen gehandelt hatte, vernahm die deutsche Oberste Heeresleitung darin die Stimme des Verhängnisses.

Offiziere hatten sich von der Panik erfassen lassen. Hauptquartiere der Divisionen hatten es nicht verhindert, daß ihre Archive in die Hände des Feindes gefallen waren.

„Wir mußten uns nun mit der Aussicht abfinden“, schrieb Ludendorff, „daß sich die feindliche Offensive fortsetzen würde. Ihr Erfolg war zu leicht errungen worden. Ihr Rundfunk jubelte in den höchsten Tönen und verkündete — und zu Recht —, daß die Moral des deutschen Heeres nicht mehr die alte sei. Der Feind hatte obendrein viele Dokumente erbeutet, die von unschätzbarem Wert für ihn waren.“

Ludendorff rief sofort die Divisionskommandeure und Stabsoffiziere zu einer Besprechung in sein Hauptquartier nach Avesnes. „Man berichtete mir von ruhmreichen Heldentaten, aber auch von manchem Benehmen, das ich, wie ich offen zugebe, im deutschen Heer niemals für möglich gehalten hätte.“

Er schob die Schuld daran der Propaganda der Pazifisten in die Schuhe. Prinz Lichnowsky, der im Jahre 1914 deutscher Botschafter in London gewesen war, hatte es zugelassen, daß sein Bericht über die englischen Bemühungen, den Frieden zu erhalten, in Flugschriften veröffentlicht worden war. Der Schluß lag nahe, daß das deutsche Kaiserhaus die Hauptschuld an der Kriegsprovokation trug. Die zuständigen Stellen schritten nicht gegen die Verbreitung dieses Berichtes ein, nicht einmal bei den Truppen. Wilsons Vierzehn Punkte waren in aller Munde. Soldaten, die in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen waren, wurden gegen ihren Willen wieder einberufen und trugen die bolschewistische Seuche in ihre neuen Regimenter. Joffe, der bolschewistische Botschafter in Berlin, machte seine Botschaft zum Ausgangspunkt von Verrat und Untergrabung des Kampfwillens. „Das Heer“, schrieb Ludendorff, „war im wahrsten Sinne des Wortes von feindlicher Propaganda überschwemmt.“

„Die Niederlage des 8. August“, gab Hindenburg in seinen Memoiren zu, „enthüllte sich vor aller Augen als ein Resultat der Schwäche. Der Feind hatte seit dem Frühjahr eine Menge von uns gelernt. Er wendete jene Taktiken gegen uns an, mit denen wir ihn so oft und gründlich geschlagen hatten.“

Ludendorff nahm die Niederlage vor Amiens so ernst, daß er zu Hindenburg ging und seinen Rücktritt als Stabschef anbot. Weder Hindenburg noch der Kaiser wollten seinen Abschied annehmen.

Bei einer Konferenz mit dem Kaiser im Hotel Britannique in Spa am 13. August eröffnete Ludendorff bündig, daß der Krieg beendet werden mußte. Der Kaiser beauftragte seinen Außenminister, sofort Verhandlungen aufzunehmen, möglichst über die Königin der Niederlande. Am nächsten Tag traf Kaiser Karl von Österreich mit der Nachricht ein, daß man dem

österreichisch-ungarischen Heer keinen weiteren Kriegswinter mehr zumuten dürfe. Obwohl Hindenburg zuversichtlich blieb, wiederholte Ludendorff die Tatsachen, wie er sie sah. Der Eindruck, den er bei der Konferenz in Spa hervorrief, war nach seinen eigenen Worten, daß „ich nicht länger an einen siegreichen Ausgang des Krieges glaube“.

XX. KAPITEL

Man muß die Russen vor sich selbst schützen

Washington erlebte im Jahre 1918 einen außergewöhnlich heißen Sommer. Woodrow Wilson hielt sein unerbittliches Arbeitspensum aufrecht. Um acht Uhr früh nahm er am Ende des Tisches gegenüber von Edith Wilson das gewohnte Frühstück im Familienkreis ein. Verwandte, die aus den weit verzweigten Wilson- und Bollingfamilien zu Besuch weilten, wurden mit frischen Morgengesichtern erwartet. Durch die Fenster wies Edith auf die vierzehn Schafe und vier Lämmer, die „ihren Beitrag“ zur Schur des Rasens des Weißen Hauses leisteten. Nach dem Frühstück begab sich der Präsident in den Flügel, in dem sein Arbeitsraum untergebracht war, und diktierte dort seinem Stenographen bis kurz vor zehn. Ab diesem Zeitpunkt wurden Kongreß- und Kabinettsmitglieder oder Abordnungen, die nicht an Tumulty abgeschoben werden konnten, vorgelassen.

In kühler Leutseligkeit hörte der Präsident seine Besucher an. Seine Antworten blieben stets unverbindlich. Er forderte die Besucher auf, ihre Anliegen schriftlich vorzulegen, damit er später in der Ungestörtheit seines Arbeitszimmers darüber entscheiden könne.

Das Mittagessen fand um eins statt, aber der Präsident kam oft zu spät. Falls keine Kabinettsitzung vorgesehen war, fanden nach dem Essen die offiziellen Besuche von Gesandten und ähnlichen Würdenträgern statt. Wenn noch ein Rest des Nachmittags zur Verfügung stand und es nicht zu heiß war, eilte er mit Grayson oder manchmal mit Edith in den Landklub, um ein wenig Golf zu spielen, und kehrte rechtzeitig ins Weiße Haus zurück, um vor dem Abendessen zu baden und sich umzuziehen.

Sobald er angekleidet war, wurde ihm der große Stoß von Briefen und Dokumenten, die unterschrieben werden mußten, vorgelegt. Manchmal fand er vor dem förmlichen Abendessen Zeit für einen Whisky-Soda. Bei Tisch wurden die Gäste daran gehindert, über Politik oder internationales Geschehen zu sprechen.

Nach dem Essen fanden Beratungen mit engen Mitarbeitern wie etwa Baker oder Creel oder Oberst House statt, wenn dieser in Washington weilte. Dann zog sich der Präsident in sein Arbeitszimmer zurück. Oft ging ihm Edith zur Hand, die ihm gerne seine Manuskripte zurechtlegte. Der Präsident brütete dann über den Unterlagen, die sich im Laufe des Tages angesammelt hatten, machte sich stenographische Notizen oder tippte auf seiner eigenen Schreibmaschine die privaten Memoranden, aus denen sich nach und nach die Staatsdokumente oder öffentlichen Reden entwickelten. Oft hatte die Uhr längst Mitternacht geschlagen, ehe er zu Bett ging.

Samstag morgens versuchte er, ein vollständiges Golfspiel zu absolvieren, meistens mit Grayson, manchmal auch mit Edith, wenn ihr danach zumute war. Sonntags besuchte er die Central Presbyterian Church. Der Predigt lauschte er stets mit größter Aufmerksamkeit: Er genoß Predigten, wie ein anderer den Wein genoß. Am Nachmittag scharte er die Damen der Familie um sich und nahm sie zu einer seiner stets gleichbleibenden Rundfahrten im Wagen des Weißen Hauses mit.

Kontakt mit den internationalen Bewegungen

In jenem Sommer war Stockton Axson, der Bruder der verstorbenen Frau Wilson, der als Sekretär beim Roten Kreuz diente, ein häufiger Gast. „Stock“, wie er ihn nannte, war einer jener Männer, die Wilson am meisten ins Herz geschlossen hatte. Ihre Freundschaft war vielleicht von einer gewissen Sehnsucht nach den akademischen Tagen und seinem verlorenen Leben mit Ellen gefärbt, an deren Tod er noch immer nicht zu denken wagte.

Dr. Axson entsann sich einer Unterredung, die an einem Sonntagnachmittag Ende Juni jenes Jahres stattfand und ihm so bedeutsam erschien, daß er sie Ray Stannard Baker mit allen Einzelheiten erzählte, als dieser ihn Jahre später um Anekdoten für seine Zeitschrift „Life and Letters“ ersuchte. Axson kam nach dem Gottesdienst zum Mittagessen ins Weiße Haus und traf den Präsidenten in „einer seiner anziehendsten gesprächigen Stimmungen“ an. Als Axson und die Wilsons nach dem Essen allein waren, fragte ihn der Präsident plötzlich, wen er als nächsten Präsidenten vorschlagen würde.

Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß Anwesende ausgenommen seien. Axson schlug McAdoo vor. Der Präsident erwiderte, er liebe Mac ebenso, wie Stock das täte, jedoch müßte der nächste Präsident nicht nur ein Mann der Tat sein, sondern auch ein Mann umsichtiger Überlegung. „Keiner versteht Dinge besser durchzuführen als Mac, aber falls Mac

jemals überlegt, so habe ich ihn nie dabei ertappt.“ Er sagte, Newton D. Baker sei der beste Mann, könnte aber niemals nominiert werden. „Der zukünftige Präsident muß imstande sein, in Weltbegriffen zu denken“, fuhr er fort. „Er muß den Blick für ein internationales Konzept besitzen. Die einzigen wahrhaft international denkenden Leute“ — dachte Wilson laut — „sind die Gewerkschafter. Sie stehen in Verbindung mit den Weltbewegungen.“

Nach dem Kriege würde sich die Welt grundlegend ändern. Regierungen würden Aufgaben bewältigen müssen, die nun von Einzelpersonen oder Gesellschaften gelöst würden. Wasserkraft, Bergwerke, Ölfelder müßten verstaatlicht werden. „Wenn ich das außerhalb dieser vier Wände verlauten ließe“, rief er aus, „würden die Menschen mich einen Sozialisten heißen, aber ich bin kein Sozialist. Und eben weil ich keiner bin, glaube ich an diese Dinge.“

Er fügte hinzu, daß dies seiner Meinung nach die einzige Möglichkeit sei, den Weltkommunismus zu verhindern — Dr. Axson sagte zu Ray Baker, er wüßte nicht sicher, ob Wilson das Wort Kommunismus verwendet hätte, das noch nicht stark verbreitet war, vielleicht hätte er auch Bolschewismus gesagt — „der zukünftige Präsident muß nicht nur ein Mann von großer Durchschlagskraft sein, sondern muß ebenso imstande sein, sich, nachdem er Ratschläge eingeholt und sich ein vollständiges Bild gemacht hat, allein hinter verschlossene Türen zurückzuziehen und die erforderlichen Maßnahmen Schritt für Schritt zu durchdenken.“

Die Maßnahmen durchdenken

Während jener Sommermonate wurde Woodrow Wilson, der zwar vor der Öffentlichkeit von zwingender Überzeugungskraft war, von Zweifeln gequält, sobald er sich hinter seine verschlossene Tür zurückzog, um die Maßnahmen Schritt für Schritt durchzudenken.

In Amerika machte sich, von bolschewistischer Propaganda gegen Kapitalismus und Krieg neu angefacht, bei der Arbeiterschaft und den Einwanderern jenes „gefährliche Brodeln“ bemerkbar, das Wilson stets beunruhigte.

Am gleichen Sonntag, an den sich Dr. Axson als den Tag ihrer vertraulichen Nachmittagsplauderei erinnerte, wurde in Cleveland Eugene V. Debs verhaftet, der sich selbst als Sozialist bezeichnete, dessen grundlegende Ansichten über den demokratischen Prozeß sich jedoch nicht allzusehr von jenen des Präsidenten unterschieden. Ihm wurde vorgeworfen, sich gegen das Spionagegesetz vergangen zu haben.

Die peinlichen Forderungen nach Begnadigung des Syndikalisten Tom Mooney, der verurteilt worden war, weil er eine Bereitschaftsparade in San Franzisko bombardiert hatte, wollten nicht verstummen. Dann war da der Aufstand der nun führerlosen I. W. W., die sich den Holzschlägeren in den Wäldern von Oregon und Washington widersetzen.

Immer wieder warfen Streiks die Kriegsproduktion zurück. Ein unmittelbares Problem, mit dem sich der Präsident auseinandersetzen mußte, war ein Streik, der gegen die Western Union Telegraph Company geschürt wurde und eine Unterbindung der Nachrichten androhte, die in Kriegzeiten unvorstellbar war. Die Gegenmaßnahme des Präsidenten bestand in einem Gesetzesvorschlag, der in Rekordzeit durch den Kongreß gepeitscht wurde, um die Telephon- und Telegraphendienste genauso zu verstaatlichen, wie es sechs Monate zuvor mit den Bahnen geschehen war.

Im Ausland waren es nicht die militärischen Probleme, die Wilson schlaflose Nächte verursachten. Wenn er sich in Gedanken auch gerne mit der Marine beschäftigte, so konnte er der Militärstrategie doch wenig Geschmack abgewinnen. Das überließ er den Berufsoffizieren. Er schreckte vor dem Gedanken eines ungeheuren Blutvergießens zurück. Die wenigen Einzelheiten über Schlachten, die bis zu ihm vordrangen, waren durch den artverwandten Geist seines Kriegsministers entschärft worden. Das Problem, das ihn quälte, war ein politisches: Sollte er sich in das zerstörte Romanow-Reich einschalten, das sich über das östliche Drittel der Hemisphäre erstreckte und im Todeskampf wand wie eine auf der Straße überfahrene Schlange?

Lloyd Georges einsichtsvoller Freund, Lord Reading, der englische Botschafter, versuchte beinahe täglich, Wilson für den englischen Standpunkt zu gewinnen, alliierte Streitkräfte an der arktischen Küste in Murmansk und in Wladiwostok im Fernen Osten landen zu lassen, um die Berge von Kriegsmaterial, die dort aufgestapelt waren, nicht in deutsche Hände fallen zu lassen. Unermüdlich schreckte er den Präsidenten mit der Vorstellung, daß der Friede von Brest-Litowsk, der einen anscheinend höchst freundschaftlichen Austausch von Botschaften zwischen den Bolschewisten und der deutschen Regierung zustande gebracht hatte, ein Bündnis hervorbringen würde, aus dem die Deutschen Menschen- und Kriegsmaterial für den Krieg im Westen ziehen könnten.

Verschiedene Boten Clemenceaus, darunter der berühmte Philosoph Henri Bergson, stimmten in Lord Readings Vorhaltungen ein.

Diese Verlegenheit wurde noch durch einen ausgedehnten Schacher mit den Japanern vertieft, die nach Meinung des State Departement von ihren englischen Freunden dazu ermutigt wurden, auf eigene Faust in Sibirien

ezinzufallen. Die Ratgeber des Präsidenten waren sich darüber einig, daß die Japaner daran gehindert werden mußten, aus dem Zerfall Rußlands Vorteile zu ziehen, um ihr eigenes Reich aufzubauen, aber über das Wie gingen ihre Ansichten auseinander. Newton D. Baker verwahrte sich heftigst gegen jede Art von Intervention. House wies darauf hin, daß eine ausschließlich japanische Invasion die Russen den Deutschen in die Arme treiben würde. Seiner Meinung nach war es besser, sollten die Japaner auf ihren Expansionsplänen beharren, sie gemeinsam mit einer amerikanischen Streitmacht einmarschieren zu lassen. Auf jeden Fall sollte einer Einmennung eine großangelegte Wirtschaftshilfe vorausgehen, die von Herbert Hoover nach dem Muster des belgischen Hilfswerkes durchgeführt werden sollte.

Von Amerikanern, die in Rußland lebten, trafen widersprechende Meldungen ein. Einige erblickten in der Regierung der Bolschewiki nur das letzte Kapitel des Aufstandes, das dazu bestimmt war, in wenigen Monaten genauso überrollt zu sein wie die Schreckenherrschaft der Jakobiner, die den Schlußstrich unter die Französische Revolution gesetzt hatte. Andere wieder sahen darin die Grundlage einer neuen Gesellschaftsordnung.

Woodrow Wilson war ein müder Mann. Auf seinem Schreibtisch häufte sich mehr Papier auf, als er bewältigen konnte. House bemerkte bereits mit Schrecken, daß er nicht mehr soviel Arbeit durchzupetschen vermochte als früher. Dr. Grayson stellte fest, daß sein Namensgedächtnis nachließ. Seit die bolschewistische Machtergreifung seinen Traum von einem demokratischen Rußland zertrümmert hatte, ließ er es zu, daß sich die Meldungen aus jenem revolutionszerrissenen Reiche vor einer verriegelten Tür in seinem Denken auf türmten.

Er verschloß sich immer widerwilliger gegen Argumente über Schritte, die von den Vereinigten Staaten in Rußland unternommen werden sollten. Er vermied es, sich die Eindrücke heimgekehrter Reisender anzuhören. Es war, als hätte er erkannt, daß der Stoff, den er bereits in sich aufgenommen hatte, zu schwierig sei, um sich in jene einzigen Begriffe zu fügen, mit denen sein Denken zurechtkam. Anfang Juli beschrieb er House, der vor der außergewöhnlichen Hitze an die Nordküste nach Magnolia geflohen war, in einem vertraulichen und freundschaftlichen Brief, wie verzweifelt er darum kämpfe, die richtigen Worte zu finden: „Ich habe über der Frage, was in Rußland richtig und ratsam“ — „möglich“ erklärte er in Klammern — „zu tun sei, Blut geschwitzt. Die Antwort zerrinnt mir wie Quecksilber unter den Fingern.“

Die verschlossene Tür

Wenn Leute unmittelbar vom Schauplatz eintrafen, weigerte er sich, sie zu empfangen. Er hatte zu Ende des letzten Sommers zerstreut einigen Berichten von Elihu Roots Mission gelauscht, hatte aber zum Kummer dieses hervorragenden und erfahrenen republikanischen Staatsmannes seinen Vorschlägen keine Beachtung geschenkt.

Später heimkehrenden Mitgliedern des Roten Kreuzes erging es nicht besser.

Dicht auf den Fersen der Root-Mission und von dem gleichen alten ausgeleiteten Zaren-Zug befördert, der durch die ermüdende Weite von Wladiwostok rollte, traf eine neue Gruppe von Amerikanern in Petersburg ein. Mitgliedern einer Rot-Kreuz-Mission im Ausland wurden Titel der entsprechenden militärischen Ränge verliehen. Es gab Obersten, Majore, Leutnants, aber keinen einzigen Gemeinen.

Diese besondere Rot-Kreuz-Mission unterschied sich dadurch von den übrigen, daß sie von einer Einzelperson finanziert wurde. W. B. Thompson, der als Geschäftsführer im Range eines Obersten mitreiste, beglich alle Rechnungen.

W. B. galt bei Baruchs Freunden von der Wall Street als sagenumwobene Gestalt. In Virginia City geboren und in Butte, Montana, herangewachsen, machte er sein Glück in Kupfer. Als Millionär kam er nach dem Osten und wandte seine Begabung für Poker und Faro, die er sich in den Bergwerkslagern seiner Jugend angeeignet hatte, an der Börse so erfolgreich an, daß er zu einem der reichsten Männer des Landes wurde.

Da sich Amerika im Kriegszustand befand, brannte W. B., ein kräftiger, großer, lärmender Geselle, Ende Vierzig, darauf, sich seinem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Sein alter Freund Henry P. Davison von der Morgan-Bank, der dem Roten Kreuz vorstand, empfahl ihm, sich mit einer Hilfsmision nach Rußland zu begeben. Eine Reisegesellschaft von etwa vierzig Köpfen wurde zusammengetrommelt. Obwohl ärztliche Ausrüstung, Medikamente und einige Ärzte mitgenommen wurden, bestand der eigentliche Zweck, wie sich Edward N. Hurley vom Verkehrsministerium beeilte, W. B. namens der Regierung zu versichern, darin, die Russen dafür zu gewinnen, für die Sache der Alliierten weiterzukämpfen. Die Abschriften der Reden Woodrow Wilsons erforderten mehr Gepäckraum als das Verbandsmaterial.

W. B. war von der Überzeugung durchdrungen, in Rußland der Stellvertreter des Präsidenten persönlich zu sein. In Petersburg mietete er die größte Suite des berühmten Ewropskaja-Hotels, kaufte einen Wolfshund,

ließ sich in einer blitzenden Limousine von einem französischen Chauffeur herumfahren und erschien mit seinen verschwenderischen Dinners, seinem runden Käppchen, das sein Hinterhaupt bedeckte, und seinen riesigen Zigarren den erstaunten Einwohnern wie die lebendig gewordene Karikatur des amerikanischen Kapitalisten.

Er entwickelte eine Leidenschaft für Ikonen und andere russische Kunstgegenstände. Als man ihn zu Katharina Breschkowskaja führte, einer alten Dame, die für ihre Leiden in den Gefängnissen des Zaren als die „kleine Großmutter der Revolution“ verehrt wurde, war er überzeugt, daß ihre Freunde, die rechtssozialistischen Revolutionäre, jene Leute seien, die Unterstützung verdienten. Als er erkennen mußte, daß ihm das amerikanische Außenamt keine Mittel zur Verfügung stellte, zeichnete er prompt einen eigenen Scheck auf die Morgan-Bank für eine Million Dollar, die für diese Parteigänger auszugeben waren. Diese plötzliche Finanzierung der sozialistischen Revolutionäre durch den auffallendsten aller Wall-Street-Magnaten gab den Bolschewisten einen weiteren Angriffspunkt gegen sie. Wenn noch der letzte Anstoß gefehlt hatte, um Kerenskis Sturz zu bewirken, so war W. B.'s Million genau rechtzeitig gekommen.

Nach Kerenskis Flucht und dem Zusammenbruch von Kronilows Aufstand schwenkte W. B. plötzlich um und fand, die Bolschewiki besäßen die nötige Organisation und Skrupellosigkeit, um an die Spitze zu gelangen. Zu dieser Meinungsänderung trug sein Mitarbeiter Raymond Robins viel bei, der das Land bereiste, Weizen für Hilfszwecke aufkaufte und die Erfahrung gemacht hatte, daß die Bolschewiki die einzigen Leute waren, die eine Sache verlässlich zur Durchführung brachten. W. B. überantwortete Robins die Agenden des Roten Kreuzes, die mittlerweile einen üppigen und höchst unverlässlichen Geheimdienst umfaßten, und machte sich zur Berichterstattung auf den Weg nach Washington.

Auf dem Heimweg legte er eine Unterbrechung in London ein, um sich mit seinem alten Schulfreund Tom Lamont auszuplaudern, der als einer der bedeutendsten Geldgeber bei den englischen Würdenträgern stets auf willige Ohren stieß. Er überzeugte Lamont, daß die Bolschewisten, wenn man sie nur richtig behandelte, die Deutschen bekämpfen würden. Lamont machte ihn mit verschiedenen Kabinettsmitgliedern bekannt. „Lassen Sie nicht zu, daß die Deutschen sie zu ihren Bolschewisten machen, machen wir sie zu unseren Bolschewisten“, erklärte ihnen W. B.

Lloyd George war so beeindruckt, daß er sofort einen russisch sprechenden schottischen Diplomaten namens Bruce Lockhart, der als englischer Generalkonsul in Moskau amtierte, anwies, mit Lenin und Trotzki Verbindung aufzunehmen. Als Köder bot Lloyd George die Anerkennung des russischen Agenten Litwinow, der sich bereits in London befand, durch die

Engländer an, sobald die Bolschewisten ihrerseits Lockhart als inoffiziellen Vertreter anerkannten.

Außerst ermutigt nahm Thompson das erste Schiff und traf im Jänner 1918 in Washington ein. Obwohl Lamont ihn begleitete, der darauf brannte, Lloyd Georges Reaktion auf W. B.'s Bericht zu beschreiben, gelang es keinem von beiden, den Präsidenten zu sprechen. Wilson hatte eben erst die Rede über die Vierzehn Punkte gehalten und fand, daß damit die Bolschewisten für eine Weile abgetan waren.

Die Intrige von Petersburg

Nach Thompsons Abreise fiel die Würde eines inoffiziellen amerikanischen Vertreters in Rußland einem anderen Minenbesitzer zu. Raymond Robins war ein ungemein gefühlsbetonter Mensch mit einem Hang zur Dramatik. Er hatte große, glühende schwarze Augen und glattes schwarzes Haar. Er sah einem Indianer auffallend ähnlich. Auf dem Lande in Florida zur Welt gekommen, hatte er als Knabe in den Kohlenbergwerken der Appalachen gearbeitet, war als Schürfer nach dem Westen gegangen und vom Goldrausch in Alaska als reicher Mann zurückgekehrt. Er war ein Selfmademan, überzeugter Christ und ausübender Wanderprediger. Nachdem er sich auf ein kirchliches Amt vorbereitet hatte, eignete er sich einige Rechtskenntnisse an und widmete sich dem Wohnhausbau in Chikago. 1912 trat er der Bull-Moose-Bewegung bei und ließ sich mit dem republikanischen Fortschrittlerprogramm für den Senat aufstellen. Ein Fortschrittler des „Vorán, ihr christlichen Soldaten“-Typs wurde er über Theodore Roosevelts Empfehlung für die Rot-Kreuz-Mission gewählt.

Voll ehrlicher Hilfsbereitschaft und ohne jede Sprachkenntnisse in Petersburg angekommen, suchte er sich einen jungen New Yorker Juden als Dolmetsch aus. Alexander Gumberg war in Rußland geboren und russischer Staatsbürger geblieben, jedoch in den grüblerischen intellektuellen Kreisen der jüdischen East Side New Yorks herangewachsen. Als kaufmännischer Direktor der russischen Zeitung „Novi Mir“ wurde er mit Trotzki bekannt. Wie so viele kehrte er nach der Revolution in der Hoffnung auf das gelobte Land nach Rußland zurück. Einer seiner Brüder war Mitglied der bolschewistischen Partei. Wenn er selbst auch ein gemäßigter Sozialist war und zur Skepsis neigte, genoß Gumberg doch das Vertrauen der bolschewistischen Führer.

Durch seine geschickten Übersetzungen gelang es Robins, enger als jeder andere Amerikaner an Lenin und Trotzki heranzukommen. Wenngleich er niemals vortäuschte, ihre dogmatischen Grundsätze zu teilen oder ihre

Methoden gutzuheißen, achtete er sie wegen ihrer Hingabe und ihrer offenkundigen Talente. Robins strahlte einen Eifer aus, der selbst auf Lenin Eindruck machte.

Robins gewann die Überzeugung, daß er auf eigene Faust den Lauf der Geschichte ändern könnte. Durch Creels Vertreter, Edgar Sisson, und über das Rote Kreuz sandte er Berichte nach Hause, die, dessen fühlte er sich völlig sicher, von Woodrow Wilson gewürdigt werden mußten.

Die Bolschewiki würden in Rußland die Oberhand gewinnen, und dieser Sieg gebührte ihnen, da sie als einzige imstande waren, etwas voranzutreiben. Von den Verhandlungen in Brest-Litowsk berichtete er, daß sie die Deutschen zu gängeln verstanden. Als Trotzki sich weigerte, die deutschen Friedensbedingungen zu unterfertigen, und nach Petersburg zurückkehrte, um über den Rundfunk seine Erklärung „Weder Krieg noch Frieden“ zu verlautbaren, war Robins Vertrauen bestärkt. Wenn er die Alliierten zu dem Versprechen einer sofortigen Hilfeleistung bewegen konnte, glaubte er, die bolschewistische Führerschaft zum Krieg gegen Deutschland überreden zu können.

Ihre Partner in der „Diktatur des Proletariats“, die linkssozialistischen Revolutionäre, deren Unterstützung von der Bauernschaft und besonders von den wohlhabenden Bauern der Ukraine stammte, stimmten geschlossen für den Guerillakrieg. Lenin sagte zwar, der Friede sei eine Notwendigkeit, aber Trotzki ließ Robins durch Gumberg andeuten, daß er für eine Fortsetzung des Krieges wäre, falls die amerikanische Anerkennung genügend rasch einträte und von alliierter Hilfe gefolgt würde. Robins war in Trotzkis Bannkreis geraten. Er fühlte sich Trotzkis dramatischen Reden verwandt. Er behauptete, daß seines Wissens nach Trotzki noch nie ein gegebenes Wort gebrochen hätte.

Trotzki, so eröffnete Robins dem wohlwollenden Lockhart, der für die Anerkennung der Bolschewiki genauso gegen die Übermacht in seiner eigenen Regierung Sturm lief, wie Robins es bei seiner Regierung tat, „ist ein abgefemter Hundesohn, aber der größte Jude seit Christus.“ Es waren eher die Bolschewisten, die sich der Deutschen für ihre Zwecke bedienten als umgekehrt. Damit, daß die Alliierten Gelder ausgaben, um Elemente des alten Regimes gegen die Bolschewisten zu unterstützen, nahmen sie den Deutschen die Arbeit ab. „Wenn der deutsche Generalstab annimmt, Trotzki gekauft zu haben, dann ist er hineingelegt worden.“

Während der ersten Zeit der Verhandlungen in Brest-Litowsk arbeiteten Sisson und Robins auf freundschaftlicher Basis miteinander. Sie wohnten und aßen gemeinsam. Durch Gumbers Einfluß in Smolni konnte Robins Sisson dazu verhelfen, Wilsons Vierzehn Punkte unter den deutschen Truppen verteilen zu lassen.

Weiters hatte Robins durch Verbindungen, die Thompson geschaffen hatte, Kontakte mit der Unterwelt mittel- und rechtloser Leute, die davon lebten, daß sie den verschiedenen Geheimdiensten dienten. Eine Gruppe behauptete, die Telegramme nach Smolni abgefangen zu haben, und schaffte nun Geld, indem sie die Geheimbotschaften der bolschewistischen Führung an den Meistbietenden verkauften.

Robins nützte seine Verbindung zu einigen dieser dunklen Existenzen, um Berichte über Lieferungen von knappen Kriegsmaterialien, wie Kupfer und Nickel, zu erhalten, die für Deutschland bestimmt waren. Dann ließ er durch Gumberg die Bolschewisten in Smolni verständigen, die nur zu froh waren, diese Sendungen für ihren eigenen Bedarf abzufangen.

Während der Verhandlungen von Brest-Litowsk herrschte in Petersburg rege Tätigkeit der Untergrundbewegungen. Wenn auch die Diktatur des Proletariats theoretisch errichtet war, hatten die Bolschewisten keine Zeit gehabt, die Opposition zu vernichten. Noch immer erschienen unabhängige Zeitungen. Polizisten gab es in der Stadt nur wenige. Anarchisten von eigenen Gnaden taten sich am Eigentum der Reichen gütlich. An Geheimagenten herrschte Überfluß. Das deutsche Außenamt und der deutsche Generalstab teilten scheffelweise Geld aus, um pazifistische und wehrkraftzersetzende Bewegungen anzuregen. Die französischen und englischen Agenten spielten mit ihnen Verstecken. Jeder Geheimagent war der Mittelpunkt einer Bande von Abenteurern, die vom Inflationsrubel gut leben wollten, solange es noch ging.

Die häufigste Handelsware des Adels bei den alliierten Stellen waren Dokumente, die sich den Beweis zur Aufgabe setzten, die Bolschewisten wären Agenten des deutschen Geheimdienstes. Der erste Stoß scheint zur Einführung recht großzügig und kostenlos verteilt worden zu sein. Es handelte sich um eine Reihe von Rundschreiben, die angeblich von einer Zweigstelle der Obersten Heeresleitung herausgegeben worden war und ihren russischen Agenten Instruktionen erteilten. Der Dragoman der amerikanischen Botschaft besaß ein Stück. Andere Exemplare befanden sich in den Händen der Engländer, und eine Anzahl wurde von einer Kosakenzeitung in antibolschewistischem Gebiet im Süden veröffentlicht.

Einer der Denunzianten, mit denen Robins in Verbindung stand, übergab ihm Anfang Februar 1918 Abschriften dieser Dokumente. Obzwar Robins selbst diesen Papieren keine Bedeutung beimaß, fand er doch, daß das amerikanische Außenministerium über ihr Vorhandensein in Kenntnis gesetzt werden sollte, und zeigte sie Sisson.

Augenblicklich gingen Robins' und Sissons Ansichten darüber auseinander, was mit diesem Material geschehen sollte. Die Nerven beider Männer waren durch die komplottgeladene Atmosphäre jener aufregenden winter-

lichen Tage zum Zerreißen gespannt. Robins sagte, die Papiere seien wertlos, aber Sisson, von Beruf Journalist und ein so glühender Deutschenhasser, als sich in Creels Stab nur finden ließ, war überzeugt, auf die wichtigste Erstmeldung des Krieges gestoßen zu sein. Ihr Streit wurde so persönlich, daß bei ihrem letzten gemeinsamen Frühstück keiner von beiden ein Wort sprach.

Sich selbst überlassen, mußte sich Sisson an die Botschaft wenden. Wie es so oft in der Geschichte amerikanischer Diplomatie geschieht, hatte keiner von Wilsons Regierungsbeamten Auftrag, seine Tätigkeit mit jener der anderen abzustimmen, und das letzte, woran jeder von ihnen dachte, war, den Botschafter ins Vertrauen zu ziehen. Während Sisson noch überlegte, wie er die Anhaltspunkte, die er in Händen hielt, am besten auswerten könnte, wurde er von der Botschaft benachrichtigt, daß Mr. Francis ihn zu sehen wünsche.

David R. Francis war ein zigarrenrauchender, whiskytrinkender alter Mann aus Kentucky, der unter Grover Cleveland Innenminister gewesen war, als Gouverneur von Missouri amtiert und die Weltausstellung von St. Louis ins Leben gerufen hatte. Als man ihm als verdientem Demokraten mit dem Ruf des geschäftlichen Weitblickes die Botschaft in Petersburg anbot, schien er gefunden zu haben, daß er angesichts des drohenden Krieges keinen Dienst verweigern dürfe, den der Präsident von ihm erbat. Da er Frau und Familie nicht den Gefahren eines kriegführenden Russlands aussetzen wollte, ließ er sich einzig von einem Sekretär und einem ergebenen farbigen Diener begleiten. Während der letzten Tage der Romanows erregte er die Neugier des Petersburger diplomatischen Korps durch die Einfachheit seines Haushaltes, seine ungehobelte Aufrichtigkeit und seine Vorliebe fürs Pokern.

Ein weiteres Gesprächsthema bildete seine Beziehung zu einer Madame de Cramm, einer wortreichen Dame, die hauptsächlich wegen ihres Namens im Verdacht stand, eine deutsche Spionin zu sein. Sie ging zu jeder Tageszeit in der Botschaft ein und aus und gab, wie es hieß, dem Botschafter Französischunterricht. Sie begleitete ihn in den hellen Sommernächten auf Spaziergängen durch die breiten Petersburger Straßen. Der Klatsch über Madame de Cramm mochte einige Schuld an der hochmüigen Haltung Robins' und Sissons gegenüber der Botschaft tragen.

Mr. Francis war kaum in der Hauptstadt der Romanows etabliert, als auch schon die kaiserliche Fassade abbröckelte und ein Gewirr von Ideologien und einander bis aufs Messer bekämpfender Parteien enthüllte, das zu verstehen er nicht besser ausgerüstet war als jeder der übrigen Amerikaner, die durch einen politischen Alptraum stolperten. Als Mann von Welt

hätte er sich besser aus der Affäre ziehen können, hätte man ihn nicht, wie er zu wissen glaubte, vorsätzlich über die Absichten seiner Regierung im dunkeln gelassen.

Ungefähr zur Zeit von Sissons Zank mit Robins wendete sich ein russischer Journalist mit einem mächtigen schwarzen Bart mit einer ziemlich unappetitlichen Geschichte an den Botschafter. Er zeigte ihm die Photokopie eines Briefes Joffes, der, wie er behauptete, geheime Abmachungen mit dem Feind während der Gespräche von Brest-Litowsk bewies. Bedeutend aufschlußreicher Material, ließ der Journalist durchblicken, wäre für einen gewissen Kaufpreis zu haben. Mr. Francis rief Sisson an und bat ihn, sich die Photokopie anzusehen. Sisson brachte die Unterlagen mit, die ihm Robins übergeben hatte. Die beiden Männer steckten die Köpfe zusammen und beschlossen, daß, echt oder nicht, das Zeug nach Washington depechiert werden mußte. Mittlerweile ersuchte Mr. Francis das Außenministerium um fünfundzwanzigtausend Dollar, über deren Verwendung er nichts verlauten lassen könnte.

Als Lansing Wilson die Depesche zeigte, bemerkte der Präsident, der anscheinend Botschafter Francis dafür verantwortlich machte, daß Thompson so übereilt und offen aufs falsche Pferd gesetzt: „Unsere Ansichten und die Francis' über die Verwendung von Geld in Rußland haben nicht im mindesten übereingestimmt.“ Er überließ jedoch die Entscheidung Lansing.

Der Scheck wurde eingelöst, und Francis, der vermutlich fand, daß Creels Stellvertreter mehr von der Verwaltungspolitik verstand als er selbst, gab sich in Sissons Hand. Sisson erhielt die Unterstützung des englischen Secret Service, und die Dokumente begannen einzuströmen. Einige Muster wurden in der Verschlüsselung des diplomatischen Korps an das Außenamt gekabelt. Minister Lansing zeigte sich interessiert, also kaufte Sisson mit verdoppeltem Eifer jeden Papierfetzen, der ihm angeboten wurde.

Sissons emsige Spürtätigkeit wurde am 18. Februar unterbrochen, als der deutsche General Hoffmann erklärte, seine Geduld sei erschöpft, und seinen Truppen befahl, in Rußland einzumarschieren. Innerhalb zweier Wochen hatten seine Armeen die baltischen Provinzen besetzt. Eine deutsche Division marschierte, weniger als hundert Meilen von Petersburg entfernt, in Narva ein.

Die Stadt wurde von Panik ergriffen. In Smolni begannen die Bolschewistenführer im bewaffneten Schutz ihrer lettischen Leibgarde ihre Archive für die Übersiedlung nach Moskau zu packen.

Die Agenten der Alliierten zerstreuten sich in alle Winde. Das Personal

der Gesandtschaften zwängte sich in Sonderzüge. Den Engländern gelang es, Schweden zu erreichen, ehe der Bürgerkrieg zwischen den Roten und Weißen die Verbindung über Finnland unterbrach. Monsieur Noulens, der französische Botschafter, wurde zur Rückkehr gezwungen. Dieser kriegsbedingte Zwischenfall trug viel zu seiner Antipathie gegen die aufständischen Russen bei. Mr. Francis, der unbeirrbar auf seiner Aufgabe beharrte, so lange wie möglich auf russischem Boden zu verweilen, da er beim russischen Volk und nicht bei einer bestimmten Regierung akkreditiert war, zog sich schließlich nach Wologda zurück.

Wologda war eine uralte Holzfällerstadt, von der es hieß, sie hätte mehr Kirchen als Wohnhäuser. Sie lag dreihundert Meilen östlich von Petersburg am Knotenpunkt der Transsibirischen Bahn und jener Linie, die nach dem Norden, nach Archangelsk führte. Aus Wologda konnte Mr. Francis sich entweder nach Archangelsk oder Wladiwostok zurückziehen, wenn ein Rückzug notwendig wurde. Die anderen Botschaften stießen dort zu ihm, und für einige Monate wurde Wologda zu einer Oase der Alliierten, von der die westlichen Diplomaten in das sie umgebende Chaos blickten. Wie sehr sich die Bolschewisten auch darum bemühten, gelang es ihnen nicht, die Botschaften nach Moskau zu locken. Nicht einmal die Drohungen und Schmeicheleien Karl Radeks, ihres entwaffendsten Spaßvogels und Journalisten mit der größten Überredungsgabe, hatten Erfolg.

Sisson, ein magerer, mürrischer, bissiger kleiner Mann, der zu diesem Zeitpunkt schon ein selbstgerechtes Nervenbündel war, vertraute seinen Stoß belastender Dokumente einem freundlichen norwegischen diplomatischen Kurier an und machte sich mit einer Schar von Flüchtlingen auf den Weg nach Finnland. Er heftete sich wie ein Blutegel an den Norweger, und schließlich gelang es ihm, nachdem er einige Male recht ungemütlichen Situationen um Haaresbreite entkommen war, sich durch die gefährlichen Scharmützel des finnischen Bürgerkrieges und über Eis und Schnee nach Schweden durchzuschlagen. Anfang Mai erreichte Sisson, der sich selbst ein nervöses Wrack nannte, Washington und ließ seine gewichtige Sendung in die Hände des Präsidenten legen.

Am 3. März 1918 hatten die Vertreter der Bolschewisten dank Lenins Beharrlichkeit in Brest-Litowsk kapituliert und einen Vertrag mit Deutschland unterzeichnet, durch den Rußland jeden Anspruch auf Polen, Lettland, Finnland, die baltischen Provinzen, die Ukraine und die Gebiete südlich des Kaukasus aufgab. Gefangene sollten in Freiheit gesetzt, diplomatische Missionen ausgetauscht und der Handel wieder aufgenommen werden. Trotzki's Antwort bestand in der Niederlegung seines Amtes als Außenminister. Sofort zum Kriegskommissar bestellt, begann er, eine Rote

Armee aufzubauen. Robins, der noch immer hoffte, Washingtons Anerkennung der Regierung Lenins zu erreichen, pendelte zwischen Moskau und Wologda. Auch er versuchte, Botschafter Francis zur Übersiedlung seiner Botschaft nach Moskau zu überreden. Francis gab jedoch nicht nach.

Gegen Ende April traf der deutsche Diplomat Graf Mirbach-Harff mit einer großen Delegation in Moskau ein, und Adolf Joffe brachte einen entsprechenden Stab von Propagandisten der Revolution in der alten zaristischen Botschaft in Berlin unter. Lansing und seine Berater im Außenministerium glaubten aus diesem Austausch erkennen zu müssen, daß jene Teile Rußlands, die noch unter bolschewistischer Herrschaft standen, nun völlig dem deutschen Einfluß unterlagen, und ersuchten Robins, unverzüglich nach Hause zu kommen.

Nach abschließenden freundschaftlichen Gesprächen mit den führenden Bolschewisten wurde Raymond Robins' Rot-Kreuz-Wagen an den Transsibirischen Expresß angehängt und begann seine lange, holprige Reise nach Wladiwostok. Seine Begleiter wurden zu ihrem Schutz mit Gewehren und Munition ausgestattet und ebenso mit einem Paß, der von Lenin persönlich unterzeichnet war. In seiner Brusttasche trug Robins ein Anerkennungsschreiben Trotzki's und ein Dokument, das unter Lenins Weisung entworfen worden war und einen verlockenden Köder an sibirischen Schürffrechten für amerikanische Kapitalisten enthielt, die nach der Anerkennung seiner Regierung durch Amerika in Kraft treten sollten.

Der Zug hatte in Wologda fünfzig Minuten Aufenthalt. Botschafter Francis begab sich so lange zum Bahnhof. Die beiden Männer gingen plaudernd auf dem Perron auf und ab. Keiner verriet dem anderen, worum sich seine Gedanken drehten.

Botschafter Francis hatte eben nach Washington deponiert, daß er zu der Ansicht gelangt sei, eine alliierte Intervention sei mit oder ohne Zustimmung der Moskauer Regierung vonnöten.

Robins hoffte inständig, daß das ihm von Lenin anvertraute Dokument der Schlüssel zu neuen Beziehungen zwischen Washington und Moskau werden könnte. Er plante eine Reihe von Zeitungsartikeln und Reden. Vielleicht würde Botschafter Robins bald den Botschafter Francis ablösen.

„Nach einem Privatgespräch von etwa zwanzig Minuten“, so erinnerte sich Francis an die Szene, „wandte ich mich von ihm oder er sich von mir ab: ich weiß es nicht mehr so genau. Wir trennten uns ohne jeden Groll.“

Gumberg, der schließlich eine kaufmännische Karriere in New York fand, die ihm mehr zusagte als ein Leben unter der Diktatur des Proletariates, fuhr mit Robins. Er war von der Moskauer Regierung beauftragt worden, in Amerika ein russisches Pressebüro aufzuziehen.

In Wladiwostok erhielt Robins eine kurz angebundene Botschaft aus Washington, die ihm befahl, sich jeder öffentlichen Äußerung zu enthalten. In Seattle wurden Robins und Gumberg, wie es scheint, über ein persönliches Ersuchen Lansings, der Schmach einer Durchsuchung durch die Einwanderungsbeamten unterzogen. Jeder, der mit einem Bolschewisten auch nur gesprochen hatte, war in Amerika bereits verdächtig.

In Chikago schloß sich W. B. Thompson Robins an und reiste mit ihm nach Washington, um seinen Einfluß spielen zu lassen. Er erreichte jedoch einzig eine kurze Unterredung Robins mit dem Außenminister. Der Verwaltung war es das wichtigste, daß Robins den Mund halten möge. Daran hielt sich Robins auch redlich. Präsident Wilsons Tür blieb ihm verschlossen.

Erst als der Krieg beendet war und Robins vor einem Ausschuß des Kongresses zu Wort kommen konnte, war er imstande, den Teilnehmern eines Banketts der Geschäftswelt zu eröffnen, was er dem Präsidenten im Sommer 1918 hatte sagen wollen.

„Sie sind der Ansicht, daß der Privatbesitz eine große und nützliche Aufgabe auf der Welt zu erfüllen hat. Der gleichen Ansicht bin auch ich. Deshalb richte ich heute das Wort an Sie. Unter diesem und unter jedem anderen Zimmer der Erde lauert eine Bombe, die unser System — Ihres und meines — in die ewige Vergangenheit zu den Bourbonen und den Pharaonen zu befördern vermag. Es handelt sich um eine Kraft, die imstande ist, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung zu zerstören. Wenn weder Aufstände noch Raubüberfälle, Pöbelhaufen und Massenmorde die gegenwärtige oder irgendeine Gesellschaftsordnung zu vernichten vermögen, da sich ihnen mit Gewalt ein Ende setzen läßt, bleibt als um so ernstere Bedrohung unserer Sozialstruktur einzig eine rivalisierende Gesellschaftsordnung — ein gleichwertiges Konkurrenzsystem, das planvolle und anwendbare System, das sein eigenes geregelttes Gesellschaftsleben zu schaffen vermag.“

Die einzige Verbindung, die Robins mit Woodrow Wilson herzustellen vermochte, bestand in einem kurzen Bericht, der die Notwendigkeit einer amerikanischen Wirtschaftsmission hervorhob, die zusammen mit der bolschewistischen Regierung an einem Aufbau des russischen Handels und der Industrie arbeiten sollte. Der Präsident las Robins Vorschläge und äußerte sich gegenüber Lansing, daß „sie jedenfalls bedeutend vernünftiger sind, als ich es ihrem Urheber zugetraut hätte. Ich bin einzig in praktischen Details anderer Meinung“; und damit war die Geschichte erledigt.

Die wiedergeborene Kommune

Wenn Woodrow Wilson sich um die richtigen Worte quälte, die mit den Aufständen, Raubzügen, Pöbelhaufen und Massenmorden aufräumen sollten, die ihm täglich aus Rußland gemeldet wurden, erzielte die deutsche Oberste Heeresleitung, die von Worten zu Taten übergegangen war, nicht viel bessere Ergebnisse. Auf der Karte nahmen sich ihre Erfolge überwältigend aus.

Während ihre Unterhändler Friedensbedingungen erzwangen, die ihnen Rußland für alle Zeiten auszuliefern schienen, besetzten ihre Truppen die Aalandinseln im Norden und rüsteten sich zu einer Unterstützung der weißrussischen Streitkräfte Baron Mannerheims, die sich im Kampf gegen die finnischen Bolschewisten als entscheidend erweisen sollte. In Zusammenarbeit mit den Türken durchsetzten ihre Militärmissionen die transkaukasischen Gebiete. Ihr Ziel waren die Erdölfelder von Baku.

Zur gleichen Zeit stießen österreichisch-deutsche Mischverbände von der alten galizischen Front längs der Bahnen nach Osten vor, um Kiew zu besetzen, die Hauptstadt der unabhängigen Ukraine, mit der sie in den ersten Februartagen einen Friedensvertrag unterzeichnet hatten.

Tiefer im Süden war der Widerstand längs der Moldau und in Rumänien erloschen. Es herrschte Waffenstillstand, und die deutschen Generäle verhandelten mit der Regierung König Ferdinands über Friedensbedingungen, die ihnen eine neunzigjährige Pacht der rumänischen Ölfelder zusicherte. Mit dem Weizen der Ukraine und dem Öl Rumäniens schien die Versorgung ihrer Truppen an der Westfront gesichert zu sein.

Die Bolschewisten hatten seit ihrer Machtübernahme im Winter wieder eine gewisse Ordnung hergestellt. Entlang der gesamten Transsibirischen Bahn, die das Rückgrat der Überreste des alten Reiches bildete, standen die örtlichen Sowjets unter der Herrschaft bolschewistischer Agenten. Von Murmansk bis Baku und von der Wolga bis Wladiwostok lagen Stadt- und Provinzverwaltungen in den Händen von Parteimitgliedern oder zumindest Parteifreunden. Adel und Bürgertum waren entrechtet. Erlässe wurden in die Praxis umgesetzt, die das Land unter den arbeitenden Bauern aufteilte, Fabriken und Industrieunternehmen wurden den Arbeiterausschüssen überschrieben und die Ausbeutung eines Menschen durch den anderen gesetzlich verboten. Der auffällige Apparat der zaristischen Regierung fiel ohne große Mühen aus den Händen der Fachleute, die sie unter Kerenski übernommen hatten, in die Hände der Bolschewisten.

Abgesehen von einigen Widerstandsnestern im Süden befanden sich die enteigneten Klassen auf der Flucht oder in Verstecken. Unter den Schlag-

wörtern des Friedens für die Soldaten und des Landes für die Bauern erschien der Sieg der Bolschewisten vollkommen. Trotzdem wagte Lenin kaum zu glauben, daß seine Revolution mehr sei als eine vorübergehende Bekräftigung der unwandelbaren Karl Marxschen Prinzipien, und genau wie die Pariser Kommune zum Aussterben verurteilt, falls nicht von revolutionären Bewegungen in Westeuropa Hilfe kam. Kein Augenblick durfte verloren werden, um die Staatsgewalt zu konsolidieren.

Beim Siebenten Kongreß des bolschewistischen oder Mehrheitsflügels der russischen sozialdemokratischen Partei wurde der Einklang mit den französischen Communards von 1817 durch eine Änderung des Parteinamens unterstrichen. Von nun an sollte die Partei russische kommunistische Partei heißen.

Die tschechische Legion

So rasch die zusammengebrochenen Bahnen sie zu tragen vermochten, schwärmten deutsche Streitkräfte in Südrußland ein und stießen nur gelegentlich auf den Widerstand flüchtiger Banden unter der Führung von Sozialrevolutionären oder Armeeoffizieren des alten Regimes. Am 5. April nahmen die Deutschen Charkow und einige Tage später den Hafen des Schwarzen Meeres Odessa.

Die Invasion brachte keine fühlbare Entspannung des deutschen Lebensmittelmekes. Wo immer die deutschen Wirtschaftsbeauftragten erschienen, schlug der Bürgerkrieg vor ihren Augen über dem Land zusammen. Andere Nebenerscheinungen der Invasion wirkten sich beinahe noch verheerender auf die deutsche Sache aus.

Der erste Ergebnis der deutschen Übernahme der Ukraine war das Erscheinen einer tschechoslowakischen Armee als Kriegsteilnehmer auf seiten der Alliierten.

Von allen nationalen Zielen der verschiedenen Völker Mitteleuropas waren die tschechischen Forderungen nach Unabhängigkeit von der Herrschaft der Habsburger seit Kriegsbeginn von den Franzosen mit besonderem Wohlwollen verfolgt worden. Die Slowaken — hauptsächlich slowakischsprechende Bauern des Berglandes, das sich östlich von Mähren bis zu den Karpathen erstreckte —, die seit langem unter der ungarischen Herrschaft geächtet hatten, kamen, um ihre Freiheitsforderungen mit jenen der weltmännischen Tschechen aus Böhmen und Mähren zu vereinen. Unter den Romanows pflegten panslawistische Kreise in Petersburg diese Bestrebungen emsig; die Förderung der westlich orientierten Tschechen glich den reaktionären Ruf des russischen Zarismus ein wenig aus.

Als Ergebnis kam es zur Aufstellung eines tschechischen Korps im russi-

schen Heer. Tschechen und Slowaken, die aus den Habsburgerarmeen desertierten, wurden als Brüder begrüßt. 1916 wurde mit dem Segen der französischen und russischen Regierung in Paris ein tschechoslowakischer Nationalrat gegründet. Das tschechoslowakische Korps an der Ostfront zeichnete sich in Brussilows letzter, unter schlechten Vorzeichen stehender Offensive aus.

Während sich die russischen Heere auflösten, blieb das tschechoslowakische Korps, dessen Ausrüstung aus russischen Spenden oder österreichischem Beutegut stammte, intakt. Die Disziplin war gut, die Moral hoch. Die tschechoslowakischen Soldaten verlangten nicht mehr, als für die Unabhängigkeit ihrer Nation zu kämpfen.

Professor Thomas Masaryk, einer ihrer nationalen Führer, der in den Staaten gelebt und an der Universität von Chikago unterrichtet hatte, wo er der Liebling der vielköpfigen tschechischen Kreise war — Chikago war nach Prag die größte tschechische Stadt — und der weiterhin freundliche Beziehungen zu den Universitätsprofessoren in England unterhielt, begab sich nach Petersburg. Dort machte er sich bei der Sowjetregierung beliebt.

Zur Zeit des deutschen Vormarsches waren die Tschechoslowaken, die nun mehr als zwei Divisionen ausmachten, im Gebiet von Kiew einquartiert. Sie halfen den lokalen bolschewistischen Elementen, die Deutschen bis zur Unterzeichnung des Friedensvertrages hinzuhalten. Dann zogen sie sich nach Kursk und an den Don zurück. Masaryk unterzeichnete einen Vertrag mit den Bolschewisten über deren Räumung des Gebietes jenseits der Transsibirischen Bahn bis Wladiwostok und machte sich auf die Reise nach Washington, um ihre Verschiffung über den Pazifik und die Beförderung durch die Vereinigten Staaten an die Westfront zu erreichen. Seitens der Franzosen und Engländer bestand das stillschweigende Übereinkommen, die Tschechoslowakei zum Dank für ihre Hilfe während des Krieges bei dem endgültigen Ausgleich anzuerkennen.

Als Kriegskommissar Trotzki in Moskau eintraf, bewegten sich die Tschechen bereits ostwärts. Da er jedes Kriegsmaterial, dessen er habhaft werden konnte, wie einen Bissen Brot brauchte, begann er, die Vereinbarung, die seine Regierung mit Masaryk unterfertigt hatte, zu revidieren. Die tschechoslowakische Legion mußte ihre Gewehre und Geschütze abgeben und Gegenrevolutionäre und Offiziere entlassen, die unter dem Zaren gedient hatten.

Kommunistische Werber wurden ausgesandt, um die Mannschaft für einen Kongreß der Kriegsgefangenen zu ködern, der in Moskau zur Schulung von österreichischen, ungarischen und deutschen Soldaten vor deren Rücksendung in ihre Heimat veranstaltet wurde.

Die Tschechoslowaken umgingen Trotzkis Anordnungen. Einige Abteilun-

gen ließen sich ihrer Artillerie berauben, aber die meisten versteckten ihre Gewehre und Maschinengewehre. Sie behielten ihre Offiziere. Je höher die bolschewistischen Forderungen kletterten, desto tiefer wurde das Mißtrauen der Tschechoslowaken.

Mittlerweile erkannten die Franzosen die Truppen, die in der alliierten Presse als die tschechoslowakische Legion bekannt wurden, als einen Teil der alliierten Streitkräfte an und ernannten mit der Zustimmung ihres Nationalrates den französischen General Janin zu ihrem Kommandanten. In Paris und London dämmerte die Erkenntnis, daß vierzigtausend Tschechoslowaken recht gut die Spitzenlinie einer Streitmacht abgeben und durch eine Vernichtung der deutschfreundlichen Bolschewisten die Ostfront wieder herstellen konnten. Bei den Sitzungen des Obersten Kriegsrates in Versailles wurden plötzlich Landkarten gezündet, mit denen die Bedeutung der Transsibirischen Bahn belegt wurde. In Washington klangen Präsident Wilsons Beratern immer dringendere Vorstellungen zugunsten eines Eingreifens in den Ohren.

Anfangs April kam es durch die angespannte Lage in Wladiwostok, wo der Sowjet der Stadt bereits unter den Geschützen der englischen, amerikanischen und japanischen Kriegsschiffe amtierte, die im Hafen vor Anker lagen, zu Gewalttätigkeiten. Mehrere bewaffnete Räuber, die als Soldaten in Uniform bezeichnet wurden, überfielen einen Laden und töteten etliche Japaner. Mit der Behauptung, von den zuständigen Stellen keine Genugtuung erlangen zu können, ließ der japanische Admiral fünfhundert Seeleute an Land gehen, um Leben und Gut seiner Landsleute zu schützen. Die Engländer schlossen sich mit fünfzig Matrosen an. Der amerikanische Befehlshaber hielt sich über Anweisung aus Washington aus der Sache heraus.

Chicherin, der schlaue, kleine adelige Bücherwurm, der Trotzki's Stelle als Kommissar für auswärtige Angelegenheiten übernommen hatte, veröffentlichte einen seiner ersten Aufrufe an das Urteilsvermögen der Menschheit. Ein Angriff des alten Feindes untermauerte die Stellung der Bolschewisten bei den zeitunglesenden Schichten der russischen Gesellschaft.

In Wladiwostok selbst wurde die Gegenwart der Japaner durch das pausenlose Eintreffen bewaffneter tschechischer Abteilungen überschattet. Nicht ohne Mißtrauen von den kommunistisch kontrollierten Ausschüssen beobachtet, die den Bahnverkehr kontrollierten, aber ohne ernste Schwierigkeiten setzten die langen Last- und Militärzüge der tschechoslowakischen Legion ihre langsame, beschwerliche Reise durch Sibirien fort.

Der Kreml der Zaren

Die Aneinanderreihung fremder Truppenabteilungen längs des Rückgrates ihres Herrschaftsgebietes erschwerte die Probleme der Kommunisten ungeheuer. Als Lenins Hoffnung verblaßte, die Alliierten lange genug gegen die Deutschen auszuspielen, um für sich die nötige Atempause zu gewinnen, senkte sich tiefe Niedergeschlagenheit über die Führerschaft. Sie verschanzten sich hinter den gigantischen Mauern, unter den wuchtigen, mit Gemälden ausgestatteten Gewölben und dem verblichenem Glanz des Kremles der ehemaligen Moskauer Zaren.

In ihren Verleumdungen aller, die ihnen unbequem waren, und jederzeit mit geschichtlichen Hinweisen auf die Französische Revolution zur Hand, wurde der Terror immer häufiger als die rechtliche Waffe der Diktatur des Proletariats erwähnt. Die Namen Robespierre, Saint-Just, Fouquier-Tinville wurden mit Bewunderung genannt. Während Trotzki seine Rote Armee ausbildete und erzog, entwickelte Dzerdzinsky seine Gesamtrossische Außerordentliche Kommission zur Bekämpfung von Gegenrevolution, Sabotage und Spekulation zu einer mächtigen Geheimpolizei.

Felix Dzerdzinsky war ein kultivierter Pole, der an deutschen Universitäten die beste Bildung genossen hatte. Als Sozialdemokrat hatte er in zaristischen Gefängnissen viel zu erdulden gehabt. Man erzählte sich die wunderlichsten Geschichten über die Selbstverleugnung, die er gegenüber seinen Mitgefangenen an den Tag legte. Stets war er es, der in einer Zelle die Latrinen säuberte oder den Boden aufwusch. Er war ein blasser Mann mit schlanken weißen Händen. Lockhart erwähnte das merkwürdige Starren seiner Augen zwischen unbewegten Lidern.

Dzerdzinsky stürzte sich unter völliger Verleugnung jedes menschlichen Gefühls in seine Aufgabe der Unterdrückung, die ihren Höhepunkt in einem Mythos des Massenmordes als Selbstzweck fand, einer grauenvollen Verirrung des menschlichen Geistes, die in Europa seit den Tagen der spanischen Inquisitoren unbekannt war, als Philipp II. sich auf seinem Totenbett fragen konnte, ob er zur Rettung seiner Seele auch genügend Ungläubige getötet hätte. Dzerdzinsky jagte den Menschen mit seiner außerordentlichen Kommission solchen Schrecken ein, daß die Leute es kaum wagten, die Anfangsbuchstaben, unter denen diese Kommission lief, auszusprechen.

Dzerdzinskys erste öffentliche Tat, nachdem er seine Zelte im Büro einer ehemaligen Versicherungsgesellschaft auf der Lubianka Nr. 11 aufgeschlagen hatte, gewann die sofortige Zustimmung der Ausländerkolonie in Moskau. Die Leute vom amerikanischen Roten Kreuz, die kleine Gruppe von Auslandskorrespondenten, die Mitglieder französischer Militärmissionen und

englischer Agenturen, die ihre Tätigkeit noch immer teils offen, teils geheim ausübten, wurden genau wie die übrigen Einwohner der Stadt von plündernden Banden selbsternannter Anarchisten terrorisiert, die sich in den Herrschaftssitzen wohlhabender Kaufleute angesiedelt hatten, deren Weinkeller leerten und auf die Straßen stürzten, um willkürlich zu rauben und zu morden. In einer Aprilmacht führte die Tscheka mit Hilfe von Trotzki's Roter Armee überraschend eine Razzia in den Anarchistenquartieren durch, erschoss alle, die Widerstand leisteten und schleppte den Rest ins Gefängnis.

Jakob Peters, Dzerdzinskys lettischer Mitarbeiter, der seine Englischkenntnisse während seiner Arbeitszeit in einem Londoner Büro erworben hatte, war so stolz auf die vollbrachte Leistung, daß er Lockhart und Robins am nächsten Morgen herumführte, um ihnen die Ergebnisse zu zeigen. Die Toten lagen noch immer in Blutpfützen zwischen den Seidendraperien auf den verdorbenen Aubusson-Teppichen der geflüchteten Reichen. In einem Speisezimmer lag eine junge Frau mit dem Gesicht auf dem Boden. Über ihr türmten sich verschüttete Speisen und zerbrochene Flaschen auf. Peters drehte sie um. Ihr Haar war verworren. Sie hatte einen Genickschuß bekommen und das Blut war zu einem unheimlichen dunklen Klumpen erstarrt. Sie konnte nicht älter als zwanzig sein. Peters zuckte die Achseln. „Prostitutka“, sagte er. „Vielleicht am besten so.“

Als Ende April der deutsche Botschafter mit seinem Gefolge erschien, waren in den mittelalterlichen Straßen der alten Stadt Recht und Ordnung wieder eingezogen.

Obwohl Graf Mirbach-Harff inmitten eines Stabes deutscher Experten für russische Angelegenheiten ankam, schien er dem Schauplatz der Revolution genauso wenig gewachsen gewesen zu sein wie seine englischen und französischen Gegenspieler in diesem Wechselspiel. Er wurde in dem bis zur Überladenheit ausgeschmückten Wohnhaus eines geflohenen Zuckermagnaten namens Berg untergebracht. Einen seiner ersten Eindrücke erhielt er, als er von seinem Auto aus die Erste-Mai-Parade, die zur Feier des Sieges des Proletariats abgehalten wurde, auf dem Roten Platz besichtigte.

Lockhart, der Mirbach in seinem offenen Wagen im Kreise seiner Mitarbeiter sitzen sah, berichtete, daß das geringschätzige, gezierte Lächeln im Gesicht des Deutschen erlosch, als er Reihen um Reihen schlecht gekleideter, schlecht ernährter, schlecht organisierter Arbeiter vorbeimarschieren sah. Ihr Anblick strahlte Kraft aus. „Es war ernst geworden“, schrieb Lockhart.

Die Armutsausschüsse

Mit Herannahen des Sommers wurden die Spannungen immer unerträglicher. Ungeachtet der Proteste ihrer sozialrevolutionären Partner erzwangen die Kommunisten Lenins die Aussendung von „Armutsausschüssen“, die gewöhnlich aus den Tunichtguten der Dörfer bestanden, um das eingelagerte Korn und andere Besitztümer ihrer wohlhabenderen und sauer arbeitenden Nachbarn zu beschlagnahmen. Jeder erfolgreiche Bauer war ein Kulak.

Die eiskalte Sozialmathematik Lenins erkannte deutlich, daß er den Kommunismus niemals durchsetzen konnte, wenn er auf dem Lande eine Bauernbourgeoisie heranwachsen ließ. Die Kulaken mußten verschwinden.

Die Ausmerzung der tüchtigsten Bauern würde jedoch die Lebensmittel-erzeugung unterbrechen. In den Kreisen der tatkräftigen und intelligenten Bauernschaft schwoll die Opposition an. Bei der in den Dörfern herrschenden Stimmung bedurfte es nur eines winzigen Anlasses, gleichsam eines Zündholzes, das in ein reifes Weizenfeld geworfen wurde, um in ganz Rußland den Bürgerkrieg aufflammen zu lassen.

Der Bürgerkrieg in Rußland

Am 14. März bricht in Tscheljabinsk, östlich vom Ural, zwischen einem von Tschechoslowaken besetzten in östlicher Richtung rollenden Zug und einem westwärts fahrenden Zug mit ungarischen Kriegsgefangenen ein Kampf aus. Auf jeder Seite gibt es einen Toten.

Trotzki gibt sofort Befehl, die tschechoslowakische Legion zu entwaffnen. Die Legion verweigert die Waffenablieferung und setzt die Fahrt nach dem Osten fort, wobei sie sich der Bahn bemächtigt. Östlich vom Baikalsee gelangen ihre Abteilungen unbehindert nach Wladiwostok, aber die Haupttruppen, die sich noch auf der Strecke nach dem Westen befinden, stecken in der Falle, da die Kommunisten Irkutsk, das Bahnzentrum am Südende des Sees, beherrschen.

Wie auf ein abgesprochenes Zeichen schüttelt ganz Sibirien das Moskauer Joch ab. Die Kommunisten der Regierungskomitees verschwinden in Verstecke. Abermals nehmen gemäßigte Elemente, die dazu neigen, die Alliierten den Deutschen vorzuziehen, das Ruder in die Hand. In der Mandschurei stellen zaristische Offiziere mit einiger Unterstützung seitens der Japaner ein Heer auf, um die Romanows wieder einzusetzen. In Südrußland beginnen sich, wo immer die Deutschen eingedrungen sind, reaktionäre Bewegungen zu regen. In der Ukraine reißt ein zaristischer General die Macht an sich und erteilt in seiner Eigenschaft eines Ataman Befehle. Die

Donkosaken haben ihre eigene Regierung. Zaristische Gruppen halten mit deutscher Unterstützung die Krim und die Städte an der Küste des Schwarzen Meeres.

Die verbleibenden Süßwasserhäfen fallen den Alliierten zu. Wladiwostok ist ein tschechoslowakischer Stützpunkt geworden. Ende Juni zwingt die Gefahr einer Invasion aus Lappland durch Mannerheims finnische Streitkräfte, die von den Deutschen unterstützt werden, die Sowjets des Murmansk Gebietes, einer Besetzung durch die Engländer zuzustimmen. Als Chicherin telephonisch Einspruch erhebt, nennt ihn der Vorsitzende des Murmansk Sowjets einen Deutschenfreund und sagt, daß die Genossen in Moskau unfähig seien, die Lage im Norden zu verstehen.

Aufstände folgen der Eisschmelze. „Grüne“ Truppen anarchistischer Bauern, „weiße“ Truppen, die dem alten Regime ergeben sind, Splittergruppen der Roten jeder sozialistischen Richtung sammeln sich, kämpfen und verschwinden in den Wäldern. Kurzlebige Republiken und Regierungen schießen empor, erlassen Proklamationen und versinken wieder im Chaos. Dörfer brennen, Städte werden geplündert, Getreidespeicher überfallen, Vieh davongetrieben. Männer töten und sterben im Kampf für Ideen, deren Namen sie kaum kennen.

Das letzte Aufleben der Linken

Am 4. Juli 1918 tritt der fünfte gesamtrussische Kongreß in Moskau zusammen. Den linkssozialistischen Revolutionären, die noch immer in allen Organen der Diktatur einschließlich der Tscheka vertreten sind, gelang es, ein gutes Drittel der Abgeordneten zu wählen. Anlässlich eines Parteiausschusses stellen sie fest, daß sich ihre Wege von nun an trennen. Sie wollen sich nicht länger der Beraubung revolutionärer Bauern durch die Armutsausschüsse oder der Zusammenarbeit mit den Deutschen unterwerfen, die in der Ukraine Bauern erschießen, die sich der Beschlagnahmung ihres Kornes widersetzen. Außerdem fordern sie die Abschaffung der Todesstrafe.

Der Kongreß wird im Bolschoi-Theater zur Ordnung gerufen, wo Moskowiter aller Parteien noch immer allabendlich verzaubert dem Tanz des verstaatlichten zaristischen Balletts zusehen, das beinahe das einzige Bindeglied zur Kultur des alten Regimes bleibt.

Lockhart, der sich in einer der für die alliierten Missionen reservierten Logen befindet, beschreibt die russischen Würdenträger, die auf der Bühne Platz genommen haben. Swerdlow, der Präsident, amtiert als Vorsitzender. Am Ende sitzt die Leiterin der linkssozialistischen Revolutionäre, Maria Spiridowna. Lockhart beschreibt sie mit ihrem Zwicker und dem schwarzen,

straff zurückgekämmten Haar als das Urbild der Dorflehrerin aus Tschschows „Drei Schwestern“.

Maria Spiridowna wird von allen Parteien der Revolution verehrt. Als junges Mädchen erschloß sie im Jahre 1905 einen unbeliebten zaristischen Beamten, erduldet unbeschreibliche Grausamkeiten durch die Kosaken und diente viele Jahre Strafarbeit in Sibirien ab. Sie verrät ihre Nervosität durch ihr unermüdliches Spielen mit dem Zwickel.

Die Sitzungen sind stürmisch bis an den Rand des Wutausbruches. Am zweiten Tag greift Maria Spiridowna Lenin selbst an:

„Ich beschuldige dich“, schreit sie, „die Bauern zu verraten, sie für deine eigenen Absichten auszunutzen und ihren Interessen nicht zu dienen.“ Ihre Stimme schwillt zu einem Kreischen an. „Wenn die Bauern, die bolschewistischen Bauern, die linkssozialistisch revolutionären Bauern, die parteilosen Bauern alle ohne Unterschied gedemütigt, unterdrückt und gebrochen sind, wirst du in meiner Hand die gleiche Pistole, die gleiche Bombe finden, die mich einst zur Verteidigung zwang . . .“

Ihre Worte gehen in Beifall und den Wogen des gegnerischen Gebrülls unter. Trotzki erhebt sich, um zu sprechen und wird niedergeschrien. Swerdlow läutet hilflos mit seiner Glocke.

„Dann tritt Lenin an die Bühnenrampe vor“, schreibt Lockhart. „Im Vorübergehen tätschelt er Swerdlow die Schulter und rät ihm, seine Glocke wegzustellen. Er faßt die Aufschläge seines Rockes, er blickt das Publikum an, lächelnd und voll überlegenem Selbstvertrauen. Man begegnet ihm mit Spott und Schmährufen. Er lacht gutmütig. Dann hebt er die Hand und mit einem letzten Aufbegehren legt sich der Tumult.“

Lenin wirft den linkssozialistischen Revolutionären Unlogik vor. Ein neuerlicher Krieg mit den Deutschen wird bloß der anderen imperialistischen Macht zum Vorteil gereichen, den Alliierten. Das russische Proletariat muß in aller Stille seine Macht sammeln, geduldig auf den Augenblick warten, in dem die Kriegsmüdigkeit die unterdrückten Völker aller Länder Europas dazu bringen wird, sich in einer weltweiten Revolution zu erheben.

Trotz Lenins beschwichtigender Rede bricht der Kongreß in eine wilde Kundgebung gegen Mitglieder der deutschen Mission aus, die in einer der Logen sitzen. Swerdlow vertagt die Konferenz.

Am nächsten Nachmittag suchen zwei Sozialrevolutionäre, mit Kennkarten ausgerüstet, die von Dzerdzinsky unterschrieben und ihnen von sozialrevolutionären Mitgliedern der Tscheka übergeben wurden, Botschafter Mirbach unter dem Vorwand auf, daß die Tscheka einen Mordanschlag gegen ihn aufgedeckt habe. Er habe Unterlagen, sagt der erste Mann. Er steckt die Hand in seine Rocktasche, zieht eine Pistole heraus und schießt. Die ersten Schüsse gehen vorbei, aber sein Begleiter zielt sorgfältig und

schießt Mirbach in den Kopf. Beide Mörder entkommen durch ein Fenster, nachdem sie zwei Handgranaten in der Halle der Botschaft explodieren lassen.

Die Ermordung Mirbachs ist das Signal für eine allgemeine Erhebung der linkssozialistischen Revolutionäre, die bereits gegen die Kommunisten geplant war. Sie besetzen das Büro der Tscheka und behalten Dzerdzinsky als Geisel zurück. Innerhalb weniger Stunden stellen Trotzki's Truppen und die geschulten Tschekisten die Ordnung wieder her. Der Aufstand ist unterdrückt, ehe er noch richtig begonnen hat. Die linkssozialistischen Revolutionäre sind entweder tot oder befinden sich hinter Schloß und Riegel. Die Überlebenden werden von allen Regierungsstellen ausgeschlossen. Lenins Kommunisten haben die ungeteilte Macht. Jeder, der nicht für sie ist, ist gegen sie.

Das Ende der Romanows

Am gleichen Tage wurde ein Aufstand in Petersburg unterdrückt und eine Grüne Armee, die, wie es hieß, von der französischen Militärmission in Moskau unterstützt wurde, nahm Jaroslawl in Besitz, das als Stützpunkt der Schifffahrt auf der oberen Wolga strategisch wichtig war, und verteidigte es einen Monat hindurch. Mittlerweile vereinigte sich der tschechoslowakische Truppenkader, der an der Transsibirischen Bahnlinie abgeriegelt war, mit den Kommunistengegnern und begann, nach Westen vorzustoßen, wo sie sich bis nördlich von Archangelsk durchkämpfen und eine Vereinigung mit den englischen Streitkräften im Gebiet von Murmansk erreichen wollten. Auf ihrem Vormarsch zum Ural fiel ihnen eine Stadt nach der anderen widerstandslos zu. Antikommunisten aller Schattierungen übernahmen die örtlichen Regierungsstellen und begannen sie als ihre Befreier zu begrüßen.

Jekaterinburg war eine der Städte auf dem Weg der tschechoslowakischen Legion. Einen Monat vorher, als der Aufstand in Sibirien um sich griff, waren die kläglichen Überreste der Romanowfamilie von ihrer Internierung in Tobolsk nach Jekaterinburg gebracht und im ehemaligen Wohnhaus eines dortigen Kaufmannes eingesperrt worden. Die Schar bestand aus dem Zar und der Zarin, ihren Töchtern und ihrem dreizehnjährigen Sohn. Bei ihnen befanden sich der Hausarzt und drei Diener. Durch schlechte Verköstigung und grobe Behandlung waren sie fast durchwegs krank.

In der Nacht des 16. Juli wurden sie von einem Exekutionskommando des Sowjets des Ural-Gebietes geweckt und gezwungen, in den Keller hinunterzugehen. Der Zar mußte seinen Sohn auf dem Arm tragen, da der

Knabe zu krank war, um selbst zu gehen. Im Keller wurden sie an die Wand gestellt. Der Anführer des Exekutionskommandos eröffnete ihnen, daß sie sterben müßten. Der Zar verstand ihn nicht gleich und als er sich vorbeugte, um zu sagen „Wie?“, traf ihn eine Revolverkugel im Gesicht. Sofort schossen die Henker die Magazine ihrer Revolver in die zusammengekauerten Gestalten leer. Jene, die noch stöhnten, wurden mit Bajonetten erledigt. Die Leichen wurden hastig mit ungelöschtem Kalk zugeschüttet und in einen verlassenen Bergschacht geworfen.

Einige Tage später eroberten die Tschechoslowaken die Stadt.

Masaryk im Weißen Haus

Professor Masaryk war anfangs Mai, aus Petersburg kommend, über Wladiwostok und Tokio in Washington eingelangt. Lansing und seine Berater im Außenministerium sahen seiner Ankunft ungeduldig entgegen. Hier kehrte endlich jemand von einer Rußlandreise zurück, an dessen Ansichten der Präsident lebhaftes Interesse gezeigt hatte. Alles, was Woodrow Wilson gehört hatte, nahm ihn schon im voraus für Masaryk ein. Hier war kein hochnasiger Millionär oder ein den verbilligten Nachtflug benützender Grubenbesitzer, sondern ein Collegeprofessor mit akademischem Grad. Es war unvermeidlich, daß die Sympathie des Präsidenten durch die Tatsache erweckt wurde, daß Masaryk aus einem kleinen und unterdrückten Land mit starker protestantischer Tradition stammte. Der Presbyterianer in ihm steckte stets knapp unter der Oberfläche. Dennoch mußte Masaryk mehr als einen Monat in Washington warten, und Lansing und House mußten nach einem gemeinsamen Mittagessen mit ihm dem Präsidenten ihre günstigen Eindrücke schildern, ehe Woodrow Wilson sich entschließen konnte, ihn zu empfangen.

Das erste Gespräch fand Ende Juni statt. Masaryk, der einer der gewiegtesten internationalen Drahtzieher des Jahrhunderts war, verstand es, bei Wilson Sympathie zu erwecken.

Wo die englischen und französischen Botschaften und der oberste Kriegsrat versagt hatten, war ihm Erfolg beschieden. Er schilderte das Elend der armen Tschechen, die sich ihren Weg in die Freiheit durch deutsche und ungarische, von den Bolschewisten bewaffnete Horden erkämpften, in den grellsten Farben. Ihre Besetzung Wladiwostoks, die beinahe am gleichen Tage stattfand wie das Vorgehen des Murmansker Sowjets, das nach englischer Einmischung verlangte, „änderte die Lage grundlegend“, wie Lansing spöttisch bemerkte, „weil sie die Frage unserer Pflicht um ein sentimentales Moment bereicherte.“

Als erstes Ergebnis dieses Gespräches durfte sich der tschechische Repräsentant der Telegrammstelle des Außenministeriums bedienen, um mit einer Botschaft an Chicherin dagegen zu protestieren, daß die Sowjetregierung ihre Zusicherung eines freien und unbehinderten Durchzuges der tschechoslowakischen Legion nach Wladiwostok nicht erfüllt hatte.

Einige Tage später vertraute der Präsident House in dem gleichen Brief an, in dem er davon sprach, über der Russenfrage Blut zu schwitzen: „Ich hoffe, bald durch eine wirtschaftliche und sonstige Unterstützung der Tschechoslowaken einen Fortschritt sehen und melden zu können.“

Wilson hatte seine Entscheidung bereits getroffen. Zwei Tage, ehe er an House schrieb, bat er die Minister Baker, Lansing und Josephus Daniels und General Peyton C. March, den nunmehrigen Stabschef, in sein stilles Arbeitszimmer im Obergeschoß des Weißen Hauses, um den Eindruck zu erwecken, sie um ihren Rat zu fragen, in Wirklichkeit jedoch, um die gefällte Entscheidung zu verkünden, nachdem er „die Maßnahmen allein hinter seiner verschlossenen Tür durchdacht hatte“.

„Es ist der klare und unerschütterliche Entschluß der Regierung der Vereinigten Staaten“, las der Präsident von einem kleinen Vormerkblock ab, „daß eine dortige militärische Einmischung die herrschende, bedauerliche Verwirrung in Rußland eher verstärken als beheben und dem Lande mehr Schaden als Nutzen zufügen würde und daß sie uns bei Erreichung unseres Hauptzieles, den Krieg gegen Deutschland zu gewinnen, nicht nützen könnte.“

Nach einigen überzeugenden Argumenten gegen ein Eingreifen in Rußlands interne Schwierigkeiten machte er, vermutlich zur größten Überraschung seiner Zuhörer, den Vorschlag, daß eine Militäraktion schließlich doch zulässig wäre: „einzig, um den Tschechoslowaken bei der Konsolidierung ihrer Streitkräfte und dem Zustandekommen einer erfolgreichen Zusammenarbeit mit ihren slawischen Brüdern zu helfen und jede Bemühung um eine Selbstregierung oder Selbstverteidigung zu festigen, da in diesen Bestrebungen möglicherweise sogar die Russen eine Hilfe annehmen würden.“

Er nannte auch die Arten der Hilfeleistung, die er sich vorstellte: „Unterstützung durch einen Ausschuß von Kaufleuten, Experten der Landwirtschaft, Beratern im Arbeitssektor, Vertretern des Roten Kreuzes und Beauftragten der Young Men's Christian Association.“ Das militärische Eingreifen jedoch mußte Vorrang haben. „Die Durchführung dieses Planes wird der militärischen Hilfe folgen, die der Nachhut der nach Westen vorrückenden Streitkräfte der Tschechoslowaken eingeräumt wird, und darf sie in keiner Weise beeinträchtigen.“

Was als Evakuierungsplan der Tschechoslowaken begann, hatte sich in den Plan verwandelt, ihre Nachhut in Sibirien zu sichern, während sie westlich des Urals ins Herz Rußlands vorstießen. Es schloß sich eine Erörterung der Einzelheiten an: die Japaner sollten ermuntert werden, den Tschechoslowaken, die längs der Bahn belagert wurden, leichte Waffen, Maschinengewehre und Munition zur Verfügung stellen.

Nachdem der Präsident seine Ausführungen beendet hatte, bat er um Kommentare. Gemäß Marchs Aufzeichnungen sprach sich Minister Lansing für die Vorschläge aus, Minister Baker (der sich beim Versuch, dem Präsidenten dieses Vorhaben auszureden, grün und blau geärgert hatte), nickte bloß, Minister Daniels stimmte zu und der General selbst schüttelte den Kopf.

„Warum schütteln Sie den Kopf, General?“ fragte der Präsident mit einer gewissen Schärfe, General March, der zu seiner persönlichen Befriedigung bemerkte, daß er niemals ein Jasager gewesen wäre, erwiderte, er hätte bereits erklärt, daß er einen derartigen Feldzug militärisch für undurchführbar hielte und daß die Japaner daraus überdies eigene Territorialgewinne ableiten würden.

„Das müssen wir eben riskieren“, erklärte der Präsident gereizt.

Das Dokument wurde in den Kanzlerämtern der Alliierten in Form eines *aide-memoire* in Umlauf gebracht, aber erst am 7. August wurde öffentlich bekanntgegeben, daß eine amerikanische Streitmacht nach Sibirien auf den Weg gebracht wurde. Masaryk sandte dem Präsidenten sofort eine überschwengliche Note. „Ihr Name, Mr. Präsident, wird, wie Sie zweifellos gelesen haben, in den Straßen Prags begeistert bejubelt.“

Nachdem eine Entscheidung über Sibirien gefallen war, folgte der Beschluß, den Engländern eine Abteilung nach Murmansk zu Hilfe zu schicken, ohne Schwierigkeiten nach. In der Seele des Präsidenten mußte ein bohrender Zweifel zurückgeblieben sein. In seiner Antwort an Masaryk schrieb er, der Brief des Professors sei besonders willkommen gewesen, weil „ich kein Vertrauen in mein eigenes Urteil über die verwickelte Lage in Rußland hatte und mich beruhigt fühle, daß mein Vorgehen Ihre Zustimmung gefunden hat.“

Edgar Sissons Erstmeldung

Als Teil der Bemühung, das Volk für den Beschluß des Präsidenten, Truppen nach Rußland zu entsenden, zu gewinnen, begann das Komitee für öffentliche Information etwas von dem Haß, den es gegen die Deutschen entfacht hatte, gegen die Roten und die Bolschewisten zu lenken. Die Presse-

meldungen über die Moskauer Schreckensherrschaft und den Mord am Zaren und seiner Familie machten diese Aufgabe nicht sonderlich schwer.

Als Sisson, noch immer unter dem Eindruck seiner nervenzermürenden Flucht aus Petersburg stehend, nach Washington zurückkehrte, nahm er seine Stellung als rechte Hand George Creels in dem alten Haus auf dem Jackson-Platz wieder ein. Creel überantwortete ihm obendrein die Auslandsmeldungen. Von prophetischen Vorahnungen erfüllt, traf Sisson ein und erwartete von der Veröffentlichung seiner Unterlagen über die deutsch-bolschewistische Verschwörung eine weltweite Erschütterung.

Ehe er aus London abreiste, wo er sich mit dem englischen Geheimdienst beraten hatte, zog er in Vorbereitung auf seine Bombentreffer alle C. P. I.-Angestellten (Committee für Public Information) aus jenen Teilen Rußlands ab, die unter kommunistischer Herrschaft standen. Ein Mann namens Arthur Bullard, der über russische Angelegenheiten gut informiert gewesen zu sein und einen klaren Blick besessen zu haben schien, stand dem Moskauer Büro vor. Er wandte gegen seine Abberufung ein, daß er sich gegenwärtig nicht in Gefahr befände. Lenins Regierung schien vor einem endgültigen Bruch mit den amerikanischen Missionen zurückzusehen. Bullard kabelte Sisson, daß ihm für die Botschaften des Präsidenten in den russischen Zeitungen beachtliches Interesse entgegengebracht würde und er zu bleiben wünsche. Sisson beharrte auf dem Abreisebefehl. Einem Freunde gegenüber erklärte Sisson seine Hartnäckigkeit, mit der er seine Stellvertreter aus dem Sowjetgebiet heim befahl, als Mittel, der Verwaltung die Bedeutung seiner Enthüllungen vor Augen zu führen.

Berichten Major Danseys vom englischen Militärgeheimdienst zufolge, waren die Mitglieder des Geheimdienstes, mit denen Sisson in London gesprochen hatte, überhaupt dagegen, diese Dokumente zu veröffentlichen. Der englische Heeres- und Marinegeheimdienst und das Büro der Briefzensur hatten eine Reihe der gleichen Unterlagen überprüft, die von einem englischen Agenten namens Maclaren eingesandt worden waren, den Major Dansey als „verbissenen Dokumentenkäufer“ bezeichnete, und waren zu dem Schluß gelangt, daß es sich bei den sogenannten Rundschreiben um Fälschungen handelte, die kunstlos auf der gleichen russischen Schreibmaschine hergestellt worden waren, und daß jene Begleitschreiben, die echt zu sein schienen, geringen Propagandawert besaßen.

Obwohl die ganze Wahrheit über die deutsche Finanzierung gewisser russischer revolutionärer Zeitungen zu Anfang des Krieges erst viele Jahre später enthüllt wurde, war dem englischen Geheimdienst ganz bestimmt damals schon bekannt, daß deutsche Agenturen den Bolschewistenführern zu ihrer Rückkehr nach Rußland verholfen hatten und daß sie vor ihrer Machtergreifung in jener Periode der Antikriegspropaganda Gelder von

den Deutschen erhalten haben mochten, aber sie empfanden es als unvernünftig, Lenin und Trotzki zu beschuldigen, daß sie als deutsche Agenten handelten, weil das auf den ersten Blick unrichtig war. Nach Major Danseys Widergabe hatte er Sisson erklärt, daß viele der Dokumente Fälschungen seien, und ihm dringend empfohlen, die Sache nicht aufzubauen.

Den ganzen Sommer hindurch bewahrte Sisson die Dokumente in seinem Safe auf. „*Le Petit Parisien*“, ein französisches Sensationsblatt, veröffentlichte in der Zwischenzeit eine ziemlich ähnliche Serie. Lansing drückte seine Befürchtung aus, daß eine Veröffentlichung in den Vereinigten Staaten das Leben einer beträchtlichen Anzahl von Amerikanern gefährden könnte, die sich noch auf sowjetischem Boden befanden. Vielleicht noch er den Braten.

Die Lage der Moskauer Kommunisten schien verzweifelt zu sein. Mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der sie ihre Gegner erschossen, erhob sich neuer Widerstand gegen ihre Herrschaft. Die linkssozialistischen Revolutionäre setzten ihre Mordkampagne gegen Kommunisten und Deutsche fort. Im Juli töteten sie Feldmarschall von Eichhorn, den deutschen Befehlshaber in der Ukraine. Im August wurde der Vorstand der Petersburger Tscheka ermordet, und am gleichen Tag verfehlte das Attentat der jungen Linkssozialistin Dora Kaplan Lenin um ein wenig, als er eine Fabrik in Moskau verließ, in der er vor einer Arbeiterversammlung gesprochen hatte. Er wurde am Hals verletzt und eine Kugel durchbohrte einen Lungenflügel. Es war ein Wunder, daß er dem Tod entging.

In der folgenden Welle der Massenmorde wurden englische Repräsentanten verhaftet, ein englischer Offizier fand bei einem Überfall auf die alte Petersburger Botschaft den Tod, und es wurde erklärt, daß zwischen der Sowjetregierung und den Alliierten der Kriegszustand bestünde. Selbst während dieser Terrorzeit, die sich noch lange fortsetzte, nachdem Lenin außer Lebensgefahr war, wurden die Amerikaner nicht belästigt.

Als sich die Meldungen über die grauenhaften Ausschreitungen in Rußland überstürzten, schien George Creel unentschlossen gewesen zu sein, ob er Sissons Dokumente veröffentlichen sollte oder nicht. Lansing war nach wie vor dagegen und schrieb dem Präsidenten auch in diesem Sinne. Wie es seine Gewohnheit war, wandte sich Creel über Lansings Kopf hinweg unmittelbar an Woodrow Wilson.

Der Präsident empfahl die Veröffentlichung. Kapitelweise wurden die Unterlagen an verschiedene Zeitungen verteilt. Die New York „*Times*“ begann in der Sonntagsausgabe des 15. September mit der Publikation.

Einige Tage später brachte die New York „*Evening Post*“ die Meldung,

daß die Dokumente gefälscht seien. Ungefähr am gleichen Tag traf eine besorgte Depesche von Botschafter Page aus London im Außenministerium ein. Er hatte eben mit Major Dansey gesprochen und der hätte schwere Zweifel zum Ausdruck gebracht. Überdies gab Major Dansey an, Sisson anlässlich ihrer Unterredung in London gesagt zu haben, daß die Engländer die Dokumente für Fälschungen hielten. Page fragte ziemlich anzüglich, warum Sisson seine eigene Regierung von diesen Zweifeln nicht in Kenntnis gesetzt hätte.

Creel meldete sofort ein Ferngespräch mit Sisson an, der sich nicht in Washington befand. Sisson stritt „ausdrücklich und entschieden“ ab, eine derartige Unterhaltung mit Major Dansey geführt zu haben, gab jedoch zu, ihn getroffen zu haben. Zwei Collegeprofessoren, die angeblich über Russischkenntnisse verfügten, wurden zur Überprüfung der Dokumente gezogen, um schriftlich und gewunden und voll von Vorbehalten die Echtheit zu bestätigen. Die Veröffentlichung wurde fortgesetzt.

Dynamitgeladene Eier

Am Nachmittag des 2. August erhielt der frisch ernannte Generalmajor des Nationalheeres, William S. Graves, die verschlüsselte Nachricht des Stabschefs, mit dem ersten Schnellzug nach Kansas City zu fahren. Graves, der eben erst den Befehl über eine Division übernommen hatte, die in Palo Alto für den Einsatz in Frankreich ausgebildet wurde, hatte einige Jahre als Sekretär im Generalstab gedient und es endlich, nach Ausnützung sämtlicher ihm zur Verfügung stehender Verbindungen erreicht, dem Frontdienst zugeteilt zu werden. Von Befürchtungen geplagt, daß seine Pläne fehlgeschlagen seien, saß er den ganzen Weg von San Franzisko nach Kansas City in seinem Abteil, da die Pullmans voll besetzt waren. Seine Weisungen lauteten, sich ins Hotel Biltmore zu begeben und sich dort beim Kriegsminister zu melden.

Als der von Vermutungen verfolgte General am Bahnhof von Kansas City seinen Zug verließ, trat ein Feldpolizist mit der Nachricht auf ihn zu, daß der Kriegsminister ihn in einem Privatzimmer erwarte.

Seine Unterredung mit Mr. Baker verlief hastig, da der kleine Mann einen abfahrenden Zug erreichen wollte.

Der Minister eröffnete ihm in scherzhaftem Ton, er bedaure es unendlich, aber er müßte Graves nach Sibirien schicken. Er sagte, er wüßte, daß der General nach Frankreich hatte fahren wollen und daß Graves General March für diese Marschverschiebung nicht verantwortlich machen dürfte: March hätte versucht, ihn vor dieser Abkommandierung zu bewahren.

Eines Tages, fügte Baker geheimnisvoll hinzu, würde er Graves vielleicht eröffnen, warum gerade er für diese Aufgabe gewählt worden sei. „Wenn Sie in Zukunft jemanden dafür verfluchen wollen, daß er Sie nach Sibirien geschickt hat“, sagte er, „dann bin ich der Mann dafür.“

Er zog einen langen, versiegelten Briefumschlag aus seiner Rocktasche und drückte ihn dem General in die Hand. „Darin finden sie die Taktik, die Amerika in Rußland einschlägt und nach der Sie sich richten werden. Seien Sie vorsichtig; Sie werden auf dynamitgeladenen Eiern gehen. Gott segne Sie und adieu“, und schon war er auf dem Weg zu seinem Zug.

Der General fuhr in ein Hotel, sperrte sich in sein Zimmer ein und las das versiegelte Schreiben. Es war Präsident Wilsons aide memoire. So weit sich feststellen läßt, waren dies die einzigen Anweisungen, die er jemals von Washington erhielt.

„Nachdem ich das Dokument sorgfältig durchgelesen und das Gefühl hatte, die eingeschlagene Taktik zu begreifen“, schrieb der General in dem Bericht, den er Jahre später veröffentlichte, „ging ich zu Bett, aber ich konnte nicht schlafen und zerbrach mir den Kopf darüber, wie sich andere Völker benahmen und warum man mich nicht halbwegs über die Vorgänge in Sibirien in Kenntnis gesetzt hatte.“

Wenn General Graves ratlos war, als er Präsident Wilsons aide memoire in jenem Hotelzimmer von Kansas City las, war er noch bedeutend ratloser, als er in Wladiwostok ankam. Er verließ den Transporter „Thomas“ mit ungefähr zweitausend Mann und fand zwei Regimenter vor, die auf seinen Befehl warteten und zugleich mit einem Feldlazarett und Transporteinheiten von den Philippinen heraufgeschickt worden waren. Am Morgen seiner Ankunft entdeckte er bei seinem von ihm als Höflichkeitsgeste aufgefaßten Besuch beim japanischen General, daß General Otani voraussetzte, daß die amerikanische Streitmacht unter seinem Befehl dienen würde.

Statt der siebentausend Japaner, die Graves nach Information des Kriegsministeriums bei seinem Feldzug unterstützen sollten, fand er zweiundsiebzigtausend japanische Soldaten, die eifrig dabei waren, die chinesische Ostbahn in Besitz zu nehmen und eine japanische Kolonisation der reichen Sojabohnen-Gebiete der Mandschurei vorzubereiten.

Er entdeckte, daß die Tschechoslowaken, statt sich nach Wladiwostok zurückzuziehen, um nach Europa evakuiert zu werden, Irkutsk genommen hatten und von Franzosen und Engländern gleichermaßen ermutigt wurden, sich um die rasche Eroberung des Landes längs der Wolga zu bemühen. Statt aus dem Lande gebracht zu werden, wurde die Legion zur Unterstützung der antikommunistischen Bewegungen im Bürgerkrieg benützt.

General Graves Weisungen lauteten, den Tschechoslowaken bei der Konsolidierung ihrer Streitkräfte zu helfen. Die Engländer und Franzosen waren ihm dabei schon zuvorgekommen.

Was die „erfolgreiche Zusammenarbeit mit ihren slawischen Brüdern“ betraf, standen nun vierundzwanzig kriegführende Regierungen auf russischem Boden, die außer dem Haß gegen die Kommunisten wenig gemeinsam hatten.

Was die „Bemühungen um eine Selbstregierung“ betraf, hatte die einzige Wahl, die in Wladiwostok unter Aufsicht der Tschechen und der alliierten Soldaten stattgefunden hatte, zu jedermanns Verärgerung einen Sieg der Kommunisten erbracht.

Was die Unterstützung der Russen bei ihrer „Selbstverteidigung“ anlangte, war die Frage, wie Lenin es bündig formuliert hatte: „Welchen Russen?“

Die Eisbären

Während als Folge von Präsident Wilsons „Durchdenken der Maßnahmen“ General Graves und seine verwunderten Infanteristen dazu verwendet wurden, am Ostende der Transsibirischen Bahn zugunsten internationaler Intrigen, die mit einer Sorte von Dynamit geladen waren, über die sie nur unklare Vorstellungen hatten, zu patrouillieren, sah sich eine weitere Gruppe junger Amerikaner mit einigem Erstaunen an der Invasion des nordwestlichen Rußlands teilnehmen.

In Stoney Castle in England bereitete sich die 339. Infanterie, die sich aus Mechanikern, Angestellten und Fabrikarbeitern aus Milwaukee und Detroit zusammensetzte, für den Einsatz in Frankreich vor, als die Männer plötzlich den Befehl erhielten, ihre Enfields abzugeben und statt dessen sonderbare lange Gewehre faßten, die in den Vereinigten Staaten für das Heer des russischen Zaren erzeugt worden waren. Ehe sie Gelegenheit hatten, sich mit diesen ungewohnten Waffen einzuschießen, wurden sie schon auf drei kleine englische Transportschiffe zusammengedrängt, die, wie man vermutete, Kurs auf Murmansk nahmen.

Einige Tagesreisen hinter Newcastle brach die heftige Grippewelle aus, die damals wie eine Seuche wütete. Medikamente waren nicht mitgenommen worden. Ohne Hilfe von Militärärzten erholten sich einige und viele starben. Der befehlshabende Oberst hatte die Weisung, sich beim englischen General Poole in Murmansk zu melden, um ihn bei der Bewachung von Lagerhäusern zu unterstützen. Einige Tagereisen vor Murmansk erhielt er den telegraphischen Befehl, sich vierhundert Meilen nach dem Südosten in die Bucht des Weißen Meeres nach Archangelsk zu begeben.

Zwei Tage, nachdem Graves in Wladiwostok ankam, wurden die Überlebenden und Rekonvaleszenten der Grippeepidemie bei frostigem Sprühregen in der fremdartigen arktischen Stadt ausgeladen, die von den Zwiebeltürmen ihrer seltsamen Kirche überragt wurde, die an ihrer Außenwand ein riesiges, buntes Fresko des jüngsten Gerichtes aufwies.

„Die Truppschiffe ‚Somali‘, ‚Thydeus‘ und ‚Nagoya‘ stießen mißmutig gegen die Docks von Bakarita und Smolni und hatten schwere Schlagseite zum Hafen“, schrieb ein Offizier des Regimentes. „Die amerikanischen Infanteriesoldaten marschierten entschlossen die Laufstege hinab und setzten den Fuß auf russischen Boden.“ Die Erinnerung verlieh ihm eine gewisse Beredsamkeit: „Die schwarzen Wellen der Dwina wurden von den Gegenströmungen des Nordwindes und der Meeresflut aufgepeitscht, und die tiefen Wolken des arktischen Himmels trugen ihr trauriges Teil zu diesem Auftakt des schrecklichen Kampfes bei, den die amerikanischen Söhne der Freiheit während des Feldzuges dieses Jahres mit den Bolschewisten austragen sollten.“

Ein vom Glück begünstigtes Bataillon wurde zur Stadtstreife abkommandiert und nahm sogar die Straßenbahnen in Betrieb. Die beiden anderen wurden unverzüglich an die Frontlinie abgeschoben, ein Teil in Lastwagen und die anderen in offenen Schleppern, die die Dwina hinaufgezogen wurden. Der englische Befehlshaber, General Poole, fand seine französischen und englischen Truppen in ihren verstreuten Vorposten arg bedrängt, wo sie darum kämpften, die Verbindungen dwinaaufwärts und bahnabwärts nach Wologda aufrechtzuerhalten.

Die alliierten Kontingente, die sich bis dahin darauf beschränkt hatten, Murmansk vor den Deutschen und den Weißfinnen zu schützen, waren einen Monat vor der Ankunft der amerikanischen Infanterie im Kielwasser eines Aufstandes gegen die Kommunisten, der von einer Gruppe ausgeführt wurde, die sich Volkssozialisten nannte, nach Archangelsk vorgestoßen. Ihnen schloß sich das geflüchtete Botschaftspersonal von Wologda an, einschließlich des amerikanischen Botschafters Francis, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits in einen heiligen Haß gegen die Kommunisten gesteigert hatte. General Poole, ihr begeisterter Kommandeur, führte mit Hilfe der alliierten Diplomaten den Plan aus, der zuerst von den Franzosen entworfen worden war: seine Truppen würden bahnabwärts nach Wologda gehen, um sich mit den Tschechoslowaken zu vereinigen, die von Jekaterinburg und dem Ural nach Westen vorstießen. Er tat lachend die Vorstellung ab, daß die Rote Armee sich dieser Strategie, das europäische Rußland zu teilen, entgegenzusetzen könnte. Die Legion hatte eben Kazan erobert. Die Roten schienen überall zu fliehen. Mitte August depeschierte General Poole dem Kriegsministerium: „Gehe sehr vergnügt große Wagnisse ein.“

General Poole war ein zuversichtlicher Mensch. Die Großtat eines Haufens amerikanischer Matrosen ließ ihm die Nützlichkeit amerikanischer Truppen in besonders rosigem Lichte erscheinen.

Zu der alliierten Flotille, die im Fluß bei Murmansk vor Anker lag, gehörte der uralte Kreuzer „Olympia“, der in der Schlacht in der Bucht von Manila Admiral Deweys Flaggschiff gewesen war. Fünfzig Blaujacken dieser „Olympia“ und ein Fähnrich, die es satt hatten, Monate unter dem bleiernen arktischen Himmel an Bord eingepfercht zu sein, meldeten sich freiwillig zur Teilnahme an der Landung in Archangelsk.

Sie wollten eine Gelegenheit haben, die Bolos vor ihre Gewehre zu bekommen. Bei der Mannschaft des alliierten Heeres ersparte man sich den moralischen Vorwand, „jede Bemühung zur Selbstregierung oder Selbstverteidigung“ in Rußland zu unterstützen. Die Tommies nannten die Kommunisten Bolos, und das waren die Leute, zu deren Bekämpfung sie hier waren.

Da sie in Archangelsk nicht auf schießende Bolos, sondern nur auf Propagandareden der Volkssozialisten stießen, beschlossen die Blaujacken, den Feind aufzuspüren. Als sie zwischen den zerstörten Lokomotiven der Verschiebebahnhöfe herumstöberten, gerieten einige von ihnen an eine uralte Holzfeuer-Lokomotive mit Schornstein, die fahrbereit war. Sie heizten sie an, hängten zwei Plattformwagen daran und machten sich auf, das Land zu erforschen.

Sie ratterten die Geleise hinunter, um den letzten ausfahrenden Zug der Roten zu verfolgen. Sie heizten so unbekümmert drauf los, daß die Bolos nicht wagten, haltzumachen, um die Brücken zu verbrennen, bis die Blaujacken ungefähr dreißig Meilen südlich einen Maschinenschaden hatten. Die Zeit, die sie zur Behebung des Schadens brauchten, erlaubte den Bolos, die nächste Brücke zu verbrennen und ihren Maschinengewehrtrupp ausschwärmen zu lassen. Mit lebhaftem Feuer verhinderten sie jede Weiterfahrt. Der Fähnrich wurde am Bein verwundet und die Blaujacken gruben sich rund um ihren Zug ein und warteten auf Entsatz durch General Pooles Infanterie.

Dieser kleine Zwischenfall machte die Blaujacken von der „Olympia“ zu den Helden des alliierten Kommandos in Archangelsk, und als General Poole weitere Amerikaner eintreffen sah, schickte er sie unverzüglich und ohne sich mit ihrem Vorgesetzten, einem Oberst der regulären Armee, der, um es bescheiden auszudrücken, ein pensionsreifer Mann zu sein schien, zu beraten, gesund oder krank an diesen Vorposten, der in verstreuten Holzhütten zwischen den Sümpfen und in verkümmerten Waldstrichen an den Ufern der Dwina oder längs der Bahn nach Wologda untergebracht war.

Die Erkenntnis, daß die Bolos über ein organisiertes Heer verfügten, bedeutete für das Kommando der Alliierten eine böse Überraschung. General

Pooles zuversichtliche Pläne zerstoben. Die Roten setzten bald einen Panzerzug auf der Bahn oder Kanonenboote auf dem Fluß ein. Rote Aufklärungsfieger schwärmten über amerikanische Vorposten. Besonders die Offiziere, von denen die meisten „neunzig Tage Wunder“ waren, die versuchten, alle Weisheit aus den Büchern zu beziehen, ließen sich nur schwer davon überzeugen, daß die Bolos über eine Luftwaffe verfügten. Eines Tages rannte ein etwas unbeliebter Major auf ein Flugzeug zu, das in einer Lichtung abgestürzt war. „Nicht schießen!“ brüllte er, „wir sind Amerikaner!“

Er wurde von einer Maschinengewehrsalve empfangen und stürzte kopfüber in das Moor. Als seine Mannschaft ihn von Moos und Flechten gesäubert hatte, waren die Roten Flieger im Wald verschwunden.

„Nicht schießen!“ wurde der Spottruf, der unter den Infanteristen mit dem Eisbärenemblem auf dem Schulterstück von Mund zu Mund ging, als sie während des arktischen Winters unter den blutigen Scharmützeln mit den Bolos litten. „Wir sind Amerikaner!“

XXI. KAPITEL

Tout le Monde à la Bataille

Dem Geschützdonner weit entrückt, brütete Ferdinand Foch über seinen Landkarten in seinem gobelinbehängten Château inmitten der stillen Laubschatten von Bombon. Die Rückeroberung von Soissons hatte ihn zum Marschall Frankreichs gemacht. Nachdem ihm sein geschmückter Marschallsstab überreicht worden war, hörte ihn einer seiner Gefolgsleute krächzen: „Zumindest ist er kein Blumenkranz auf einem Grab.“

Foch war ein pünktlicher Mann. Alles mußte auf die Minute genau erfolgen. Er besuchte regelmäßig die Frühmesse. Während er nach seinem *petit déjeuner* seine billige Zigarre rauchte, wurden ihm die Meldungen aus den Kampfabschnitten vorgelegt. Die Mahlzeiten waren ihm heilig. *Déjeuner à la fourchette* wurde Schlag zwölf aufgetragen. Nicht einmal Weygand, sein Stabschef, wagte es, sich um eine Minute zu verspäten. Wurde er wirklich aus zwingenden Gründen aufgehalten, mußte er warten, bis der Marschall seine Mahlzeit beendet hatte, ehe ihm das Essen vorgesetzt wurde. Der Nachmittag war weiteren Besprechungen gewidmet. Punkt sieben Uhr gab es Abendessen. *Le maréchal est à table*. Nach dem Essen bemühten sich zu Besuch weilende Würdenträger beim Kaffee schauernd, die billigen Zigarren des Marschalls zu rauchen. Er fand es übertrieben, Geld an Havannas zu verschwenden. Früh zu Bett. Die Mitglieder seines Stabes — die *la famille Foch* genannt wurden — berichteten voll Stolz, daß der alte Knabe während des ganzen Krieges nur eine einzige Nacht außerhalb des Bettes verbracht hatte, und zwar bei der ersten Schlacht an der Marne, als er sich in einem kleinen Rathaus auf dem Boden ausstrecken mußte. Mußte er sich wirklich auf eine Reise begeben, dann beschwerte er sich lachend, daß ihn seine „*famille*“ wie ein Paket einwickelte.

Mit fortschreitendem Sommer und günstigeren Heeresberichten gestattete es sich der Marschall manchmal, seine gute Laune bei Tisch merken zu lassen. Ein englischer Brigadier erzählte, daß Foch über die deut-

schen Schlappen gestrahlt habe: „Haha, haha, wo wir mit einem einzigen Kommando auskamen, brauchten die Deutschen zwei — das des Kronprinzen und jenes des Prinzen Ruprecht von Bayern. Mich würde interessieren, ob Ludendorff sein Geschäft versteht; ich glaube es nämlich nicht.“

Als der Juli in den August übergang, begann Foch, seinen Plan für eine nicht abreißende Reihe von Angriffen entlang der gesamten Front bekanntzugeben. Bei einem Mittagessen erklärte er sein Vorhaben Oberst Repington, der zur englischen Elite der Kriegskorrespondenten zählte. Unter seinem gesträubten Schnurrbart schnatterte der kleine Mann wie ein Maschinengewehr: „*Je les attaque! . . . Bon! . . . Je dis allez à la bataille! . . .* Jeder beginnt zu kämpfen. Gott weiß, daß nun die Zeit für den höchsten Kraftaufwand gekommen ist. Machen wir uns an die Arbeit. *Bon!*“

Sein Leitsatz, den er seinem Stab bekanntgab, war folgender: „Die Schlacht beginnt an einem Abschnitt der Front, und der Feind ist gezwungen, alle greifbaren Reserven dorthin zu schicken. Kaum ist das geschehen, flammt sie in einem anderen Abschnitt auf und schließlich an einer dritten Stelle. Der Feind befindet sich in einer teuflischen Lage.“

Fochs Losungsworte für alle wurden: „*Tout le monde à la bataille.*“

Vorspiel in St. Mihiel

Als Pershing anlässlich einer allgemeinen Lagebesprechung in Bombon dem Marschall seine Pläne für seine erste amerikanische Armee auseinandersetzte, glaubten beide Männer noch, daß der Krieg sich ins nächste Jahr ausdehnen würde. Von General Bliss in Versailles leidenschaftlich unterstützt, sandte Pershing dem Kriegsministerium Depeschen, daß er bis zum April 1919 achtzig Divisionen und bis Juli hundert Divisionen brauche (diese Streitmacht wäre größer als sämtliche Truppen, die Franzosen und Engländer im Feld stehen hatten.)

Gerüchte über einen Frieden beunruhigten ihn. Der Friede würde seine Pläne für ein amerikanisches Heer vernichten. „Wir dürfen die Leute den Gerüchten, daß die Deutschen zum Friedensschluß bereit sind, keinen Glauben schenken lassen. Ehe Deutschland nicht völlig vernichtet ist, darf es keinen Frieden geben“, sagte Pershing dem Marschall ernst. Der Marschall war voll und ganz seiner Meinung. „Es gibt bei uns lauwarne Pazifisten“, beklagte sich Pershing, „die nur allzu gerne jeden Vorschlag zur Beendigung des Krieges annehmen würden.“

Der amerikanische Oberkommandierende und der französische Marschall scheinen bei ihrer Erörterung der Strategie des Herbstfeldzuges aneinander vorbeigeredet zu haben. Pershing verließ Bombon unter dem Eindruck, sei-

nen seit langem geplanten Vorstoß durch den Bogen von St. Mihiel in das Bergbauggebiet von Briey verwirklichen zu dürfen.

Sein Stab arbeitete bereits die Einzelheiten mit Pétains Untergebenen aus. Dem amerikanischen Heer mangelten schwere Tanks, Artillerie und Flugzeuge. Nachdem das Kriegsministerium außerstande war, diese nötigen Dinge beizustellen, mußten sie gegen einen gewissen Preis von den Franzosen entliehen werden.

Es würde zu Verzögerungen kommen, ganz besonders beim Eintreffen der schweren Artillerie. Mangin brauchte alle großen Haubitzen, die er für das Unternehmen, das er zusammen mit den Engländern gegen die deutschen Linien zwischen Soissons und Arras durchführte, auftreiben konnte. Schwere Tanks waren überhaupt nicht zu haben.

Am 11. August übernahm Pershing in dem alten amerikanischen Stützpunkt La Ferté-sous-Jouarre an der Marne persönlich das Kommando über seine Erste amerikanische Armee und verlegte sofort sein Hauptquartier nach Neufchâteau in der Etappe der St. Mihiel-Front. In Neufchâteau und den anschließenden Dörfern machten die Offiziere des bunt zusammengewürfelten, neu gebildeten Korps Überstunden beim Entwurf, Truppen und Kriegsmaterial für das erste großangelegte amerikanische Kriegsmanöver heranzubringen. Am 30. August übernahm General Pershing den Befehl über sämtliche alliierte Streitkräfte, amerikanische und französische, des Abschnittes von St. Mihiel.

Am gleichen Tage trafen Marschall Foch und Weygand in Pershings privater Unterkunft im nahegelegenen Ligny-en-Barrois ein und baten ihn um seine Zustimmung zu einem völlig neuen Schlachtplan, den sie als logische Folge des unerwartet raschen englischen und französischen Vorstoßes in der Picardie hinstellten.

Das Unternehmen von St. Mihiel sollte auf die Abriegelung des St. Mihiel-Bogens beschränkt und eine Anzahl von Pershings Divisionen für eine gänzlich neue Offensive unter französischem Befehl gestellt werden, die, statt wie vorgesehen gegen das Industriegebiet Lothringens vorzugehen, nach Nordwesten durch das schwierige Gelände zwischen den Flüssen Maas und Aisne vorstoßen sollte. Auf diese Weise würde sie den östlichen Riegel einer Einkreisung darstellen, deren westliche Hälfte in einem anglo-französischen Marsch auf Cambrai bestehen sollte.

Pershing wurde sofort wütend. „Nun, Marschall, das ist eine äußerst plötzliche Veränderung“, soll er ihm nach seiner eigenen Darstellung entgegengehalten haben. „Am selben Tage, an dem Sie dem amerikanischen Heer einen Abschnitt zuerkennen, ersuchen Sie mich, das Unternehmen einzuschränken, damit Sie mir mehrere Divisionen wegnehmen können.“

Die Unterredung wurde ungemein hitzig. Foch äußerte sich mit seinem verächtlichen Knurren, daß General Pershing vielleicht überhaupt nichts daran liege, sich am Kampf zu beteiligen. Natürlich läge ihm daran, ver setzte Pershing trotzig, „aber mit einem amerikanischen Heer und nicht anders.“

Foch beharrte auf seinem Standpunkt. Beide Männer erhoben sich von dem Tisch, an dem sie gesessen waren. „Marschall Foch, Sie mögen auf Ihrer Forderung beharren, wie Sie wollen“, erinnerte sich Pershing gesagt zu haben, „aber ich lehne sie ab.“

Pershing schilderte, daß Foch seine Karten und Unterlagen an sich nahm und „sehr bleich und offensichtlich erschöpft“ ging, nachdem er vorher Pershing noch ein Memorandum zum weiteren Studium überreicht hatte.

Pershing war entschlossen, die Amerikaner nicht länger als Kanonennutter verwenden zu lassen, damit die Truppen der übrigen alliierten Generale verschont blieben. Wenn sie im großen und ganzen mit den Franzosen auch besser auskamen als mit den Engländern, wußte er doch, daß es seine Infanteristen satt hatten, sich von den Franzosen herumkommandieren zu lassen. Er war entschlossen, seinen amerikanischen Abschnitt so zu führen, wie er es für richtig fand.

Der Endeffekt dieser erhitzten Unterredung war, daß er zustimmte, seinen St. Mihiel-Angriff auf die Abriegelung der vorgeschobenen deutschen Linien zu beschränken, und versprach, sofort anschließend, ungeachtet der Schwierigkeit, seine Transportvorkehrungen zu diesem späten Zeitpunkt umzuändern, in einem Bogen, der westlich von Verdun beginnen sollte, durch das Tal der Maas zu den Franzosen zu stoßen.

„Die Pläne dieser zweiten Truppenansammlung verlangten die Verlegung von etwa 600.000 Mann und 2700 Geschützen“, schrieb Pershing, „von denen mehr als die Hälfte vom Schlachtfeld von St. Mihiel über nur drei Straßen und beinahe ausschließlich während der Nachtstunden abgezogen werden mußten.“

Eine Million Tonnen Nachschub mußte längs der Voie Sacrée hinter Verdun gesammelt werden, während die amerikanischen Transporteinheiten damit beschäftigt waren, das Kriegsmaterial für die St-Mihiel-Operation nach Neufchâteau hinaufzuschaffen. „Als Gesamtheit betrachtet“, schrieb der General, „ist anzunehmen, daß die Geschichte keine Parallele zu einem derartigen Unterfangen aufweist.“

Für den Angriff auf St. Mihiel wurden an die dreitausend Geschütze jeden Kalibers, von denen nicht ein einziges aus amerikanischer Erzeugung stammte, herangebracht. Etwas weniger als die Hälfte davon wurden mit

Franzosen bemannt, der Rest von amerikanischen Schützen. Vierzigtausend Tonnen Munition wurden in leicht erreichbaren Depots vorbereitet.

Telegraphen- und Telephonverbindungen, Radio und ein Brieftaubenkorps mußten mit einer zentralen Vermittlungsstelle in Ligne-en-Barros verbunden werden.

Lastwagenzüge, zum Teil amerikanischer, größtenteils jedoch französischer Herkunft, pendelten von neunzehn Bahnknotenpunkten hin und her, um Verpflegung, Kleidung und Ausrüstung anzuliefern, die von amerikanischen Häfen verschifft worden waren.

Nahezu dreißigtausend Betten standen in Feldlazaretten des Sanitätskorps bereit.

Zum ersten Male konnte Oberst Billy Mitchell eine umfangreiche Luftwaffe befehligen, die aus zwölfhundert Flugzeugen und französischen und englischen Verstärkungen bestand.

Schwere Tanks fehlten noch immer zur Gänze, und die leichten Tanks waren knapp. Das hieß, daß die Infanteristen sich selbst den Weg durch den Stacheldraht bahnen mußten, statt sich von Tanks Lücken aufreißen zu lassen.

Die Gesamtmacht der Streitkräfte unter Pershings Befehl umfaßte 550.000 Amerikaner und 110.000 Franzosen.

Man hatte gehofft, am 8. September angreifen zu können. Trotz ausgeklügelter Bemühungen, die Deutschen durch laute Radiosendungen zu täuschen und trotz Errichtung eines Scheinhauptquartiers, das den Eindruck einer Angriffsvorbereitung im Gebiet von Belfort erwecken sollte, waren die Deutschen über die amerikanischen Absichten gut unterrichtet. Der Angriff bei St. Mihiel war seit einiger Zeit das Gesprächsthema in den Pariser Cafés. Schweizer und deutsche Zeitungen strichen ihn zwei Wochen, ehe er tatsächlich stattfand, heraus. Die letzte viertägige Verzögerung bot den Deutschen Gelegenheit, eine große Anzahl ihrer Truppen sicher aus dem gefährdeten Bogen zurückzuziehen.

Dieser Rückzug hatte bereits begonnen, als am 12. September, eine Stunde nach Mitternacht, das amerikanische Artilleriesperrfeuer einsetzte. Ein Teil der Bombardierung wurde an leere Schützengräben verschwendet. Während der Nacht hatte es stark geregnet, und in der Morgendämmerung verbargen Nebel und Sprühregen sowohl die Bewegungen der angreifenden Amerikaner als der zurückweichenden Deutschen.

In Ermangelung von Tanks schnitten amerikanische Pioniereinheiten mit Drahtscheren Durchschlupfe in den Stacheldraht. Sie legten Laufwege aus Maschendraht über die Verhaue. Dieses Verfahren erregte Verwunderung bei den Franzosen, da vorher niemand an diese Möglichkeit gedacht hatte.

Der doppelseitige Angriff, der aus mehr oder weniger gleichzeitigen

Überfällen vom Süden und vom Westen her bestand, wurde schlagartig und erfolgreich durchgeführt. Einem deutschen Soldaten standen acht Alliierte gegenüber. Trotz einzelner hartnäckiger Verteidigungsnester gelang es ihnen nicht, ihre gesamten Truppen abzuziehen, ehe die Zange über ihnen zuschnappte.

In sechsunddreißig Stunden wurden zweihundert Quadratmeilen französischen Bodens und eine Bahnlinie vom Feind gesäubert. Die drohende Anhöhe des Montsec, die seit langem die alliierten Schützengräben in Schach gehalten hatte, fiel beinahe kampfflos. Etwas weniger als sechzehntausend Gefangene und vierhundertfünfzig Geschütze verschiedenen Kalibers fielen den Alliierten zu einem Preis von nur siebentausend Verlusten in die Hände.

Am 13. September zog General Pershing in Begleitung von General Pétain siegreich in die Stadt St. Mihiel ein, die durch einen rätselhaften Glücksfall nur wenig Schaden erlitten hatte. Sie wurden von aufgeregten Schulkindern, die heftig die Trikolore schwenkten, und vom stellvertretenden Bürgermeister im Hôtel de Ville begrüßt. Die Deutschen hatten die Einwohner im allgemeinen gut behandelt, erfuhren sie, allerdings waren alle tauglichen Männer bei der Räumung der Stadt mitgenommen worden. Bald sickerte die Nachricht durch, daß die Deutschen bei ihrem Rückzug zu so großer Eile gezwungen waren, daß sie ihre Gefangenen zehn Meilen außerhalb der Stadt freigelassen hatten.

Als die siegreichen Generäle im Aufbrechen begriffen waren, stießen sie auf Minister Baker, der eine Begabung dafür besaß, immer dort aufzutau-chen, wo sich etwas Bedeutsames ereignete. Unangekündigt und mit schüch-tertem Lächeln kam er angefahren. „Ich bedauerte“, schrieb Pershing, „daß er nicht mit mir und General Pétain hatte kommen können.“

Am nächsten Sonntag erschien Monsieur Clemenceau in Pershings Hauptquartier. Es war seine Gewohnheit, jeden Sonntag die Frontsoldaten zu besuchen. Er verlangte, nach Thiaucourt, der zurückeroberten Stadt, die Metz am nächsten lag, gebracht zu werden. Pershing bedauerte. Seinem Ermessen nach stand die Stadt noch unter Beschuß und war vom Last-wagenverkehr verstopft, da die Truppenverschiebung in den Abschnitt von Verdun bereits unterwegs war. „Wir können nicht riskieren, einen Premier-minister zu verlieren.“ Clemenceau bestand auf seinem Wunsch. Pershing preßte die dünnen Lippen zusammen.

Unglücklicherweise ergab es sich, daß Präsident und Mme. Poincaré, die etwas später angefahren kamen, im Zuge einer Reise, bei der sie auch die kläglichen Überreste eines reizenden kleinen Landhauses besichtigt hat-

ten, das sie einst auf den Anhöhen über der Maas besaßen, eine Besuchserlaubnis für Thiaucourt bekommen hatten.

Beim Abendessen im amerikanischen Hauptquartier war Clemenceau widerborstig und wollte sich nicht begütigen lassen. Seine Abneigung gegen Pershing verwandelte sich in unversöhnliche Abscheu. Während der Rückfahrt nach Paris brummte er unablässig über die hirnlose Art, in der die Amerikaner ihren Militärverkehr durchführten. „Sie wollten ein amerikanisches Heer haben“, knurrte er. „Jeder, der so wie ich die hoffnungslose Verstopfung in Thiaucourt gesehen hat, wird bezeugen, daß sie sich glücklich schätzen dürfen, nicht schon früher auf eigenen Füßen gestanden zu sein.“

Der Angriff gegen den Drehpunkt

Die Säuberung des Dreiecks von St. Mihiel war kaum beendet, als Pershing sein Hauptquartier der Ersten Armee nach Souilly auf die Voie Sacrée zwischen Verdun und Bar-le-Duc verlegte. Die *mairie* in Souilly war während der großen Verteidigungsschlacht die wichtigste französische Kommandostelle gewesen. Die Amerikaner hatten zugeschnürte Kehlen, als sie über die ausgetretenen Stufen hinaufmarschierten. Ihre Ziele lagen nordwestlich der Hügel und Festungen, die während der Kämpfe der vorangegangenen Jahre so mit Blut getränkt worden waren: Mort Homme, Höhe 304, Vaux, Douaumont.

Um die ungeheuren Truppen- und Geschützbewegungen in den Sektor Maas-Argonne zu tarnen, wurden mit aller Deutlichkeit Vorbereitungen auf die Scheinoffensive durch die Burgundische Pforte getroffen. Pershings alter Vorstoßplan in das Bassin de la Briey wurde in der Zeitung veröffentlicht. Pershings Communiqué sprach von amerikanischen Infanteristen auf dem Anmarsch auf Metz.

In Belfort wurde ein Armeehauptquartier unter dem Befehl General Bundys errichtet, wo echte Vorbereitungen für einen östlichen Vorstoß getroffen wurden, der sich mit der Scheinbewegung gegen Metz von Thiaucourt überschneiden sollte. Fünfundzwanzig schwere Tanks wurden bei Nacht herangebracht und fuhren an Stellen, wo sie von den deutschen Posten jenseits der Linien gehört werden konnten, ratternd im Wald ein und aus. Aufklärungsscharmützel wurden durchgeführt. Ein amerikanischer Nachrichtenoffizier ließ geflissentlich ein nagelneues Karbonpapier aus einem Brief an Pershing fallen, in dem er ihm schrieb, daß alles für den Angriff bereitstünde. Das Karbonpapier flatterte in den Papierkorb seines Zimmers in einem Hotel in Belfort und wurde prompt von der deutschen Spionage geschnappt.

Mittlerweile gab man den Korrespondenten falsche Anhaltspunkte, ein Nachrichtenbüro wurde in Nancy untergebracht, um Meldungen über den Angriff zu bringen, und das amerikanische Telephon begann in leicht zu entschlüsselndem Code über die Aufstellung einer amerikanischen Zehnten Armee zu sprechen, die die Spitze des östlichen Angriffes bilden sollte. Ob die Deutschen dieser *ruse de guerre* wirklich Glauben schenkten oder nicht, stellte sie doch eine genügend ernste Drohung dar, um Ludendorff einige Divisionen ins Elsaß und nach Lothringen abkommandieren zu lassen.

Im Morgenrauen des 26. September zogen neun amerikanische Divisionen, die ungefähr zweihundertvierzigtausend Mann zählten, in das alte Niemandsland der Verteidigung von Verdun ein. Sie hatten während der Nacht in völliger Lautlosigkeit die französische Verteidigungslinien übernommen, während eine der schwersten Artilleriebombardierungen des Krieges die deutschen Stellungen durchkämmte. Die zu erstürmende Front erstreckte sich einundzwanzig Meilen von der Maas zu den westlichen Ausläufern des Plateaus des Argonner Waldes, wo sie mit Gourauds Vierter Armee, die durch die Ebenen der Champagne östlich von Reims vorstieß, die Verbindung aufrechterhalten sollten.

Pershing strebte die Unterbrechung der Hauptbahnlinie nächst Sedan an, die für die Deutschen die wichtigste Seitenverbindung quer durch ihre gesamte Front von Metz bis Valenciennes in der Nähe von Flandern bildete. Girauds Ziel war die gleiche Bahn, nur einige Meilen weiter westlich, an dem wichtigen Straßenknotenpunkt Mézières.

Den Stäben des eiligt improvisierten amerikanischen Korps standen kaum zwei Wochen zur Ausarbeitung ihrer Pläne für ein Unternehmen jener Sorte zur Verfügung, dessen Vorbereitung gewöhnlich Monate beansprucht. Da die drei fronterfahrenen Divisionen nicht die Zeit hatten, sich durch die verstopften Straßen des St. Mihiel-Abschnittes durchzuzwängen, mußte der Eröffnungsangriff hauptsächlich von frischen Truppen gemacht werden, die noch nicht gelernt hatten, ihr Leben auf dem Schlachtfeld erfolgreich zu schützen. Sie griffen eines der am besten zu verteidigenden Gebiete der Westfront an.

Der Tag dämmerte klar heran. Eine Zeitlang sah es aus, als sollten die alliierten Flugzeuge den Himmel für sich allein behalten. Die Berichterstat-ter waren eingeladen worden, der Kampferöffnung beizuwohnen. Vom granatenzerfetzten Buckel des Mort Homme blickten sie nach Norden und Westen ins Maastal hinab, das sich trichterförmig gegen das dreißig Meilen hinter den nebeligen Bergen liegende Sedan verjüngte. Der ganze mächtige Keil wurde von den Höhen am Ostufer der Maas beherrscht, wo die

deutsche Artillerie, sobald sie sich von den Einschlägen der ersten Bombardierung erholt hatte, zu tödlichem Ausholen bereit war. Gegen Westen schnitten die baumgekrönten Vorgebirge des Argonner Waldes mit einer Reihe tiefer Schluchten, die hier und dort von einer steileren Anhöhe abgelöst wurden, in das Tal. Im weitab liegenden Vordergrund, mit dem Blick auf die Schlachtziele des ersten Tages, lag die zerstörte Stadt Montfaucon. Dahinter erhob sich ein weiterer Gebirgskamm, und fünfzehn Meilen hinter diesem lag das Bergdorf Buzancy. Eine in Buzancy postierte Artillerie würde das Maastal und die Bahn Sedan—Metz beherrschen.

Anfangs schien alles gutzugehen. Die Deutschen waren beinahe ebenso in der Minderzahl wie seinerzeit in St. Mihiel. Das schwerste Hindernis, das sich den amerikanischen Infanteristen entgegenstellte, war der Schlamm in dem granatenzerrissenen Gebiet des alten Niemandslandes hinter den Bergen, die Verdun geschützt hatten. Fuß um Fuß mußten die Straßen neu errichtet werden. In kürzester Zeit hatte die Infanterie ihre Feldartillerie und die Tanks hinter sich gelassen, die ihnen Schutz bieten sollten.

Die Berichterstatter und Stabsoffiziere auf dem Mort Homme verfolgten mit begeisterter Anteilnahme durch ihre Feldstecher und Fernrohre olivbraune Punkte und Linien, die sich planmäßig über das grüne Land jenseits des granatvernarbten Gebietes vorwärtsschoben. Die Korrespondenten fuhren nach Bar-le-Duc zurück, um phantasiereiche Schilderungen eines Vormarsches von durchschnittlich sieben Meilen und der Eroberung von Montfaucon zu verfassen.

Einige von ihnen beschlichen leichte Zweifel, ehe sie ihre Beobachtungsposten verließen. Ein Flugzeug, das sie als eines der ihren am Himmel bewundert hatten, setzte plötzlich zum Sturzflug auf sie an. Als es das Maschinengewehrfeuer eröffnete, ließ sich nicht länger abstreiten, daß es ein Boche war. Stabsoffiziere und Presseleute krochen zwischen den steinigen Granattrichtern in Deckung.

Mit einfallender Nacht kristallisierte sich allmählich die Wahrheit heraus. Die Amerikaner hatten die ersten deutschen Verteidigungslinien überannt, aber Montfaucon befand sich noch immer in deutschem Besitz, und die amerikanischen Divisionen waren planlos über ein Gelände zerstreut, das für eine Verteidigung durch Trupps von Maschinengewehrschützen geradezu ideal war. Ihre Deckung durch die Artillerie reichte nicht, und Tanks fehlten beinahe gänzlich. Ihr Nachschub war im Niemandsland hinter ihnen im Dreck steckengeblieben, Verbindung mußte durch Melder oder Briefftauben hergestellt werden. Von einem Beobachtungsposten in Montfaucon dirigierten die Deutschen vernichtenden Artilleriebeschuß auf die angreifenden Stoßtrupps. Links entwickelte sich die Baumregion, die

von den Infanteristen Oregon-Wald genannt wurde, zu einem zweiten Wald von Belleau, nur auf breiterer Ebene.

Am nächsten Tag nahm zwar die 313. Infanterie, Marylander von der 79. Division, Montfaucon unter großen Verlusten ein, aber es wurde Spätnachmittag, ehe die Keller und Ruinen der Stadt und die angrenzenden Wälder vom Feind gesäubert waren. Selbst dann zeigte sich, daß die deutschen Stützpunkte sich auf der nächsten, dahinterliegenden Hügelkette befanden. Das verspätete Eintreffen der Artillerie, die durch das Verkehrschaos auf den beinahe unpassierbaren Straßen aufgehalten worden war, gab dem deutschen General von Gallwitz die erwünschte Möglichkeit, seine Reservedivisionen nachrücken zu lassen und seine schweren Geschütze zu verstärken, die von den Höhen östlich der Maas das Längsfeuer eröffnet hatten. Zu all diesen Übeln gesellte sich noch der einsetzende Regen.

Für die Amerikaner folgten nun schreckliche Tage. Deutsche Elitedivisionen wurden eingesetzt, um ihre gewohnten meisterhaften Gegenangriffe durchzuführen. Unter den Truppen wütete eine Grippewelle, die im gesamten Heer beinahe ebenso viele Todesopfer forderte wie die Maschinengewehre und Schrapnells des Feindes. Die zu den Kampfabschnitten führenden Straßen waren völlig unzulänglich. Stets fehlte es an Tanks. Verpflegung und Munition traf schubweise ein. Immer wieder verloren die Befehlsstellen die Verbindung mit ihren Vortrupps. Am letzten Septembertag hatte sich der Vormarsch festgefahren. General Bullard, der das III. Korps in den vom Kampf betroffenen Gebieten entlang der Maas befehligte, erinnerte sich dieser Tage bitter als einer Zeit des „Schwankens und Stillstandes“.

Zur gleichen Zeit war Gourauds Vierte französische Armee, die am ersten Tag einen guten Anfang gemacht hatte, durch eine sorgfältig befestigte deutsche Stellung auf einem Kalkberg, der Blanc Mont hieß, und die westlichen Ausläufer des Argonner Waldes ähnlich beherrschte, wie es Montfaucon im Osten tat, zu einem mühseligen Vorwärtskriechen verurteilt worden.

Weiter westlich begannen französische Armeen im Gebiet des Chemin-des-Dames Fortschritte zu erzielen, wo die gemeinsamen englischen und französischen Vorstößen gegen St. Quentin und Cambrai gut vorangingen, und im äußersten Norden stießen Engländer, Franzosen und Belgier bei ihrem Vormarsch durch das sumpfige Gelände vor Ypern nur auf geringen Widerstand.

Es begann offenkundig zu werden, daß die deutschen Verteidigungsstellungen, die von den amerikanischen Divisionen bis zur Weißglut beschossen wurden, den Drehpunkt darstellten, an dem die gesamte deutsche Linie von Sedan bis an den Kanal einen graduellen Rückzug durchführte. Das

Manöver sah vor, die Truppen Schritt um Schritt auf eine verkürzte Linie längs der Maas zurückzunehmen, so etwa, wie sich eine Tür in der Angel schließt.

Das Oberkommando war entschlossen, diesen Drehpunkt um jeden Preis zu halten.

Schwanken und Stillstand

Während der letzten Septembertage war das Hauptquartier in Souilly ein äußerst ungemütlicher Platz. Ein Strom von Befehlen, die wie Peitschen niedersausten, ergoß sich aus dem Büro von Pershings Stabschef. Vorwärts! Vorwärts! Angesichts der Gegenangriffe durfte nicht nachgegeben werden. Brigade- und Divisionsbefehlsstellen mußten unentwegt vorverlegt werden, um mit den Kampflinien in Verbindung zu bleiben. Wehe dem Offizier, der bei dieser Aufgabe erlahmte.

General Pershing selbst war nicht die geringste Aufregung anzumerken. Bullard schrieb, daß Pershing sein Korpshauptquartier besuchte und sich „auf gut gelaunte, angenehme, beinahe gleichgültige Art nach allem erkundigte; trotzdem war mir klar, daß sich unter seinem verbindlichen Benehmen unerbittlich Verderben für jenen Befehlshaber verbarg, dessen Pflichterfüllung zu wünschen übrig ließ.“

Als sich die Kampfhandlungen Tag um Tag hinschleppten und wenig andere Ergebnisse als Verwirrung und Verluste erbrachten, wurden den Generälen ihre Kommandos entzogen; Stabsoffiziere oder „Neunzig-Tage-Wunder“, die sich als zaghaft oder unfähig erwiesen, wurden in die Etappe befohlen. Die dauernden Abberufungen und die hohen Verluste an ausgezeichneten Offizieren und Unteroffizieren im Kampf brachten einen ständigen Befehlswechsel in allen betroffenen Einheiten mit sich. Damit wuchs die Schwierigkeit an, jene straffe Organisation zu erzielen, die in derart schwierigem Gelände und gegen einen so gewiegtten Gegner nötig war. Nachzügler und Deserteure entwickelten sich zum Hauptproblem.

„Die schwerste Arbeit, die ich jemals in Frankreich leistete oder leisten gesehen habe“, schrieb Bullard, „bestand darin, die Männer zur Erfüllung ihrer Dienst- und Kampfpflicht zu zwingen. In früheren Tagen hatten einige unserer Militärtheoretiker mit wenig Fronterfahrung die Einschränkung der Militärpolizei gewünscht. Je weiter sich unsere Kampfhandlungen ausdehnten, desto mehr mußte jedoch diese Militärpolizei auf jede erdenkliche Weise verstärkt werden. Eine geschlossene Reihe von Militärpolizisten zog hinter unseren Angriffen her.“

Außer der Schwierigkeit, ein Heer, das zumindest zur Hälfte aus unerfahrenen Rekruten bestand, straff zu führen, zu verpflegen und gegen den

Feind zu lenken, hatte Pershing noch weitere Schlachten durchzukämpfen.

Brieflich und telegraphisch focht er ein ständiges Geplänkel mit dem Kriegsministerium in Washington um größere Lastwagenkontingente aus. Er brauchte dringend Pferde. Die Lokomotiven waren zuwenig. Er war noch immer mit Tanks, der Mehrzahl seiner Flugzeuge und, abgesehen von wenigen Schiffskanonen, mit schweren Geschützen von den Alliierten abhängig. „Nach nahezu achtzehn Kriegsmonaten“, schrieb er, „ließe sich schließlich vernünftigerweise erwarten, daß die Organisation in der Heimat endlich imstande wäre, uns mit angemessener Ausrüstung und Nachschub zu versorgen und die Verschiffungen planmäßiger durchzuführen.“

Außer diesem Kampf mit dem Kriegsministerium, in dem sich der hochmütige General March nicht als die große Hilfe erwies, auf die Pershing gehofft hatte, stand er seinen Strauß mit Clemenceau durch.

Bei einer weiteren seiner Sonntagsspritzfahrten traf der Tiger in seinem Auto in Souilly ein und bestand darauf, Montfaucon zu besuchen. Pershing wies darauf hin, daß die Stadt das Ziel deutschen Beschusses sei, und erwähnte die unpassierbaren Straßen. Clemenceau beschloß, den Versuch zu wagen und blieb in einer Verkehrsstauung stecken, die von den Nachschubzügen einer ablösenden Division verursacht wurde, die von der abgelösten Division eingeklemmt war. Es war noch ärger als Thiaucourt. Er fuhr nach Paris zurück und war nun erst recht entschlossen, Pershing seines Amtes zu entkleiden.

Einige Tage später traf Weygand, von Foch kommend, mit dem Vorschlag ein, als dessen Urheber Pershing den Präsidenten des Rates vermutete, daß die Zweite französische Armee den Befehl über die Amerikaner im Argonner Wald übernehmen solle. Pershing lehnte kaltblütig ab.

Clemenceau konnte nicht begreifen, warum die Amerikaner am Maas-Argonne-Abschnitt so lange brauchten. Der Tiger war in Eile. Er konnte den Sieg bereits am Horizont erkennen. Seine Ungeduld steigerte sich von Tag zu Tag. Er besaß geschmeichelte Vormarschmeldungen aus den westlichen Teilen der Front. Er schob die Schuld an dem ergebnislosen Kampf in der Argonne Pershing zu. Seit langem war er durch die französischen Missionen gegen ihn aufgehetzt worden. Schließlich schrieb er einen heftigen Brief an Foch: „Sie haben aus nächster Nähe beobachtet, wozu sich die Forderung General Pershings entwickelt hat. Unseligerweise ist es ihm dank seiner unüberwindlichen Starrköpfigkeit gelungen, seinen Willen gegen Sie genau wie gegen Ihre unmittelbaren Untergebenen durchzusetzen. Das französische und englische Heer wirft den Feind mit einem Schwung zurück, der die Bewunderung der ganzen Welt erregt; unsere geschätzten amerikanischen Verbündeten jedoch, die nach Kampfhandlung

gen dürsten und die allgemein als hervorragende Soldaten anerkannt werden, haben seit ihrem Vorstoß des ersten Tages viel Zeit verstreichen lassen, und es ist ihnen, trotz schwerer Verluste, nicht gelungen, den ihnen zugeteilten Abschnitt zu erobern.“

Er sah die beste Lösung darin, daß Foch, falls Pershing sich nicht Fochs Befehlen unterwarf und den Rat fähiger französischer Generäle annahm, unverzüglich Präsident Wilson um die Absetzung Pershings ersuchen solle. „Es wäre dann bestimmt höchste Zeit, Präsident Wilson die Wahrheit, und zwar die volle Wahrheit über die Lage der amerikanischen Truppen zu sagen.“

Foch ging auf Clemenceaus Wutausbruch nicht direkt ein. Er sandte ihm statt dessen einen Kampfbefehl, aus dem hervorging, daß sich von dreißig amerikanischen Divisionen, die an der Front bereitstanden, bereits zehn mit den französischen und englischen Armeen vereinigt hatten und nur zwanzig Pershings unmittelbarem Befehl unterstanden. Er wies hinterhältig darauf hin, daß sich vielleicht Mittel und Wege finden ließen, diese zehn Divisionen zu vermehren und die zwanzig zu vermindern. Bis zu ihrem Tod blieb dieses Thema ein Zankapfel zwischen dem Marschall und dem Premierminister.

„Da ich den Schwierigkeiten der amerikanischen Armee mehr Erfahrung und damit auch mehr Einsicht entgegenbrachte“, schrieb Foch in seinen offiziellen Memoiren, „konnte ich mich mit der von Monsieur Clemenceau geplanten Radikallösung nicht einverstanden erklären.“

„Das deutsche Volk soll tatkräftig mitbestimmen . . .“

Während die unausgebildeten Amerikaner durch verbrannte Wälder und zerstörte Bergdörfer der Argonne und der Maas gegen Truppen anrannten, die all ihre harten Erfahrungen aus vier Jahren Frontdienst zu Hilfe nahmen, um sie für jeden gewonnenen Fußbreit Bodens blutig zahlen zu lassen, zerbrach die politische Struktur hinter der deutschen Wehrmacht.

Das Bündnis mit dem Osten bröckelte als erstes ab.

Trotz der Bemühungen eines deutschen Feldmarschalls und mehrerer Sturmbataillone ließ sich die türkische Armee in Palästina Mitte September von Allenbys englischen Kolonialtruppen und von aufständischen Arabern in Meggido, nördlich von Jerusalem, überraschen und überlisten. Die türkische Armee wurde vernichtet und nach Damaskus zurückgeworfen. Die Reste flohen nach Aleppo.

Beinahe gleichzeitig besiegte General Franchet d'Espereys wackelige Koalition von Franzosen, Engländern, Italienern, Griechen, Serben und

Albanern die bulgarische Armee am Balkan. Kommunistische Redner begannen, vor dem Königspalast in Sofia Ansprachen an den Mob zu halten und versetzten Zar Ferdinand in solche Angst, daß er am 30. September einen bedingungslosen Waffenstillstand schloß. Die Alliierten konnten nicht rasch genug einrücken, um ihn vor dem roten Aufstand zu bewahren. Die Überreste der Armee Mackensens mußten in größter Eile über die Donau zurückweichen und ließen große Mengen rollenden Materials und die kaiserlichen Hoffnungen auf eine Bahn von Berlin bis Bagdad und alle damit verbundenen Vorteile zurück.

Alliiertenfreundliche Politiker übernahmen die bulgarischen Staatsgeschäfte, und wenige Tage später dankte Ferdinand zugunsten seines Sohnes ab. Der Verlust Bulgariens bedeutete eine Unterbrechung der Verbindung zwischen Deutschland und der Türkei. Hungerrevolten und Streiks der Aufständischen in Prag und Budapest spalteten das Habsburgerreich. Separatistenbewegungen wagten sich ans Licht der Öffentlichkeit. In Wien hing die Regierung Kaiser Karls an einem Faden.

In Berlin war das unmittelbare Ergebnis des bulgarischen Versagens die resignierte Abdankung des alten Kanzlers Graf Hertling. Die im Reichstag vertretenen Sozialdemokraten und jene unabhängigen Sozialisten, die sich noch in Freiheit befanden, forderten immer lauter das Kriegsende und demokratische Reformen in der Heimat. Die Presse begann, an den Hohenzollern Kritik zu üben.

Demokraten und gemäßigte Liberale vereinten ihre Stimmen zu solcher Lautstärke, daß Kaiser Wilhelm sich gezwungen sah, an jenem gleichen 30. September von seinem Militärhauptquartier in Spa eine Proklamation zu erlassen, daß von nun an „das deutsche Volk tatkräftig das Geschick des Vaterlandes mitbestimmen werde“.

Als Nachfolger Hertlings wählte der Kaiser Prinz Max von Baden. Prinz Max, Thronfolger des Großherzogtums Baden, war seit langem als gemäßigter Liberaler bekannt. Er hatte sich gegen Grausamkeiten im allgemeinen und den U-Boot-Krieg im besonderen ausgesprochen und die Reichstagsresolution des 19. Juli 1917 gutgeheißen, die einen Frieden ohne Annexionen oder Gutmachungen verlangte. Er regte unverzüglich an, daß den Interessen Amerikas und Gesamteuropas am besten mit einer liberalen Koalition gedient wäre, in der ein demokratisiertes Deutschland seine Rolle gegen die Verbreitung des Bolschewismus spielen würde.

In seiner ersten offiziellen Rede vor dem Reichstag erklärte er, daß Deutschland bereit wäre, die Vierzehn Punkte als Grundlage des Friedens anzunehmen. Als Wilson durch Lansing entgegnete, daß Deutschland zuerst seinen guten Willen dadurch beweisen müßte, daß es jedes eroberte Gebiet räumte, lautete seine Antwort, daß Deutschland dazu bereit sei. Er

schlug die Ernennung einer gemischten Kommission zur Besprechung der Einzelheiten vor.

Kaum hatte die deutsche Note durch die Vermittlung des Schweizer Botschafters Wilsons Schreibtisch erreicht, als sich die Zeitungsspalten mit Berichten über die jüngste deutsche Greuelthat füllten. Ein U-Boot torpedierte den Passagierdampfer „Leinster“ des Fährdienstes zwischen England und Irland.

Die eben erst bei den Alliierten und insbesondere in den englischen Zeitungen begonnenen zaghaften Erörterungen darüber, ob ein Verhandlungsfriede wünschenswert sei, gingen in einem Empörungsschrei unter. Die Meldung machte die Hoffnungen der deutschen Liberalen zunichte. Philipp Scheidemann, der Führer der Sozialdemokraten, den Prinz Max in das Kabinett berufen hatte, erklärte dem Reichstag: „Wir müssen versuchen, uns in die Lage des Feindes zu versetzen und die Lage der Dinge objektiv zu sehen. Das grauenhafte Unglück der Torpedierung eines Passagierdampfers, auf dem sechshundert Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, den Tod fanden, ist empörend. Der U-Boot-Krieg müßte auf der Stelle beendet werden.“

Wenn auch die im Felde stehenden Armeen noch unversehrt und diszipliniert waren, griff doch die Demoralisierung in den Staffelnstellungen hinter der Front um sich. Das Oberkommando wurde von Panik erfaßt. Es wurde erzählt, Ludendorff hätte sich über die Erfolgsmeldungen von Fochs Großoffensive derart aufgeregt, daß er in einem Anfall zu Boden gestürzt wäre.

Eine Welle der Verzweiflung überflutete all die kleinen Höfe der Königreiche, Herzogtümer und Fürstentümer, aus denen sich das Reich zusammensetzte. Der Mittelstand war bitter enttäuscht, als offenkundig wurde, daß alle Opfer des Krieges sinnlos gewesen waren. Die Arbeiterschaft, die seit dem schrecklichen „Rübenwinter“ von 1916/17 für geringe Bezahlung und bei fortschreitender Unterernährung, die fallweise an Hungersnot grenzte, Überstunden gemacht hatte, begann sich dem russischen Beispiel zuzuwenden. Die russischen Massen hatten ihre Peiniger vertrieben; warum sollten die Deutschen es ihnen nicht gleichtun?

Schließlich und endlich war Deutschland die Wiege des Sozialismus. Die deutsche sozialistische Partei war seit Jahren die mächtigste und angesehenste in Europa. Im Jahre 1914 über die Frage, ob sie den Krieg unterstützen sollte oder nicht, in zwei Flügel gespalten, wurde die vaterlandstreue Mehrheit jetzt zur Hauptstütze der Hoffnungen des Prinzen Max, in höchster Eile ein liberales und autonomes Deutschland zu improvisieren, das den Bedingungen eines Wilson-Friedens auf Grund der Vierzehn Punkte gerecht werden konnte. An sämtlichen deutschen Höfen begannen Men-

schen ähnlicher Gesinnung Reformen zu entwerfen. Als Versöhnungsgeste gegenüber den Unabhängigen Sozialisten, die sich gegen den Krieg gesträubt hatten, erließ der Kanzler eine Amnestie ihrer Führer, die unter der alten Regierung ins Gefängnis geworfen worden waren.

Am Tage seiner Entlassung sprach Karl Liebknecht, einer der leidenschaftlichsten sozialistischen Kriegsgegner, vor einer erregten Menge die Forderung nach der Abdankung des Kaisers und der Gründung einer sozialistischen Arbeiterrepublik aus. Von den Arbeitern der Berliner Munitionsfabriken und den Matrosen der Flotte in Kiel traf als Vorbote eines Aufstandes das Echo ähnlicher Aussprüche ein.

Deutschland wimmelte von Hetzrednern. Adolf Joffe hatte den Sommer in der alten russischen Botschaft Unter den Linden nicht ungenützt verstreichen lassen. Er hatte herzliche Beziehungen zu einer Gruppe wohlhabender Radikaler in Berlin hergestellt. Er half einer Anzahl von Reichstagsabgeordneten aus den Wählerschaften der Unabhängigen Sozialisten bei der Finanzierung von Zeitungen. Moskauer Rubel beglichen die Spesen der Redner und Organisatoren, die kommunistische Tendenzen in jeden Winkel des deutschen Industriegebietes trugen.

Karl Radek, feurig, witzig, erfinderisch, fachte unter dem Mantel diplomatischer Unantastbarkeit eine deutsche Revolution nach kommunistischem Vorbild an. Lenins Paladine im Kreml, die ringsum von Gegenrevolutionen bedrängt waren, hefteten ihre Hoffnungen auf Sicherheit an die Arbeiterrevolution, die sie beim Zusammenbruch des deutschen Militarismus glaubten provozieren zu können.

Die Liberalen des Mittelstandes und die nüchterne Hierarchie der Gewerkschaften und der Beamten der Sozialdemokratischen Partei erblickten in Präsident Wilson eine Möglichkeit zur Erreichung des Friedens und der Selbstverwaltung. Die jüngere, draufgängerische und ungestüme Generation der deutschen Arbeiterklasse schrie nach Lenin, der roten Fahne und der vorbehaltlosen Vernichtung der bestehenden Ordnung.

Der Oregoner Wald

Während Reiche ihrem Fall entgegen taumelten und Friedensgerüchte wie Wetterleuchten über den Horizont zuckten, hatten die amerikanischen Infanteristen, die sich über Höhenzug um Höhenzug durch stacheldrahtverspernte Dickichte schlepten, keinen anderen Gedanken, als zu töten, um nicht getötet zu werden. Das Wetter war kalt. Der beinahe pausenlose Regen erschwerte den Nachschub. Langsam wurden immer mehr amerikanische Divisionen zugezogen, bis die Erste Armee am Höhepunkt der

siebenundvierzigtägigen Schlacht mehr als eine Million Mann umfaßte und Ludendorff ihnen vierzig seiner zusammengeschrumpften Divisionen entgegenwarf.

Beinahe unmerklich wendete sich das Blatt im Tale der Maas.

Französische Streitkräfte vertrieben die deutsche Artillerie vom Hochland am Ostufer des Flusses. Dadurch konnte die 1. Division das Waldplateau vom Osten her erfolgreich umgehen und einem Bataillon der New Yorker 77. zu Hilfe eilen, das im Walde abgeriegelt wurde, als flankierende Einheiten ihre Ziele nicht erreicht hatten. Unter dem Befehl von Charles Whittlesey, im Zivilleben ein New Yorker Jurist, wehrte das Bataillon, das keinerlei Verpflegung und beinahe kein Trinkwasser besaß, die von allen Seiten kommenden deutschen Angriffe — einschließlich einer höflichen, in englischer Sprache geschriebenen Aufforderung an den Major, sich zu ergeben — beinahe eine Woche lang ab, ehe der Vormarsch der 1. Division die Deutschen dazu zwang, den Wald eiligst aufzugeben. Fünfhundertfünfzig Offiziere und Mann dieses Bataillons hatten den Wald betreten; einhundertundvierundneunzig verließen ihn wieder.

Zwei Gouraud geliehenen amerikanischen Divisionen gelang es, den Blanc Mont von der Rückseite zu erstürmen. Nachdem dieser gefährliche Berg in amerikanischem Besitz übergang, war der gesamten französischen Linie die Bewegungsfreiheit zurückgegeben.

Korporal John Aasland von der 5. Marines hinterließ in seinem Tagebuch Eintragungen über den Angriff: „3. Oktober. Um 4.30 Uhr wurde gepfiffen und wir packten. Die Front sollte am ersten Tag den 6. Marines gehören, und wir sollten sie unterstützen. Die beiden Regimenter in der Kampflinie haben heute nacht einen guten Trick verwendet. Um 23 Uhr schlichen sie in der Dunkelheit zur vordersten deutschen Linie hinüber und nahmen dort alle Deutschen gefangen, dann blieben sie die ganze Nacht über drüben, ohne daß die Deutschen in den zweiten und dritten Linien Lunte rochen, und benützten die deutsche Front als Ausgangspunkt. Die Artillerie eröffnete erst fünf Minuten vor Beginn des Angriffes das Feuer. Bis die Deutschen einigermaßen einsatzbereit waren, hatte sich die Frontlinie schon gegen den Kamm des Blanc Mont vorgeschoben.

Wir Reservetruppen folgten den 6. Marines in einem Abstand von 500 Metern. Wir gingen reihenweise in Kampfgruppen vor, übersetzten einen Bach und wateten in fußtiefem Wasser, grade genug, um naß zu werden. Es wurde strahlend hell, die Sonne schien und wir hatten keinen Nebel, der uns verbarg. Die Feindballons hinter der Linie gaben der Artillerie — die sehr zahlreich war — Weisungen, also begann sie, uns sauber zu beschießen. Als das Feuer etwas leichter wurde, erreichten wir eine Schmalspurbahn, wo wir abermals Halt machten. Am Stacheldraht

hingen die Gliedmaßen von Männern, die es schon früher erwischt hatte. Rundum lagen blaue Stofferzen, die Überreste der erfolglosen Angriffe der Franzosen auf diesen Ort.

Wieder geht's bergauf, und jetzt kommt von links Maschinengewehrfeuer. Wir lassen uns ins Gras fallen und liegen regungslos zwischen den Halmen; einer von der äußersten Linken wird sich um die Maschinengewehre kümmern müssen. Das Schießen hört auf. Pfeifsignal; wir springen auf und es geht weiter. Manchmal bin ich nach dem Pfeifsignal ganz rasch hochgeschneilt und habe mich umgesehen. Außer den Männern direkt neben mir konnte ich niemanden ausmachen. Zehn Zentimeter hohes Gras und die Farbe der Uniformen machten uns unsichtbar. Wenn wir ständig liegen bleiben dürften, das wär' schön! Sieht komisch aus, wenn die ganze Reihe aufsteht und wieder zu marschieren beginnt, als ob sie von nirgendwo aufgetaucht wäre.

Da und dort fällt einer, und ein Verwundeter schreit: „Erste Hilfe!“, aber es ist noch nicht schlimm. Wir sind in einem Graben angelangt. Im Wald vor uns stehen die Deutschen. Ab und zu sucht uns eine Maschinengewehrsalve heim. Schweres Sperrfeuer setzt ein und deckt uns zu. Auf unserem Weg durch den Graben hinauf wird es klar, daß es auch andere Stellen im Wald erwischt hat. Da und dort liegen Tote im Schützengraben. Bald erreichen wir den Kamm des Blanc Mont, wo die 6. Marines und die 9. Infanterie seit gestern mittag sind. Sie haben sich in einem flachen Graben verschanzt, ganz oben auf dem Berg, aber unter Bäumen, die sie gegen Flieger abschirmen.“

Das Chaos plötzlichen Todes und knappen Entkommens und die Heldentaten von Männern, die in kleinen Gruppen vorstießen, im Schlamm alter Schützengräben hockten und sich zwischen gefällten Baumstrünken in Sicherheit brachten, lieferte Stoff zu mancher Legende.

Da gab es einen ernsten jungen Mann aus den Bergen Tennessees, der als Kirchenältester und in gewissenhafter Befolgung der zehn Gebote als Kriegsdienstverweigerer in die Armee eintrat. Ein Offizier im Ausbildungslager, der bemerkte, daß der junge Mann ein ausgezeichneter Schütze war, las die Bibel mit ihm und bewies ihm nach Kapitel und Versen, daß „Du sollst nicht töten“ nicht auf eine gerechte Sache zutraf und daß Jehova auch ein Gott der Schlachten sei.

Corporal York war nicht nur ein Meisterschütze, sondern auch ein ausgezeichnete Förster. Der Argonner Wald unterschied sich nicht besonders von den Appalachenbergen, zwischen denen er groß geworden war.

Auf seinem Vorstoß durch den Wald mit seinem Zug gelang es ihm, sich hinter eine Bataillons-Befehlsstelle des Feindes zu schleichen.

Die Deutschen wurden von der ersten amerikanischen Salve auf-

geschreckt, warfen die Hände hoch und ergaben sich, aber ein deutscher MG-Schütze, der vor ihnen stand, riß sein Geschütz herum, brüllte den Deutschen zu, sich zu Boden zu werfen und tötete sechs Infanteristen und verwundete den kommandierenden Sergeanten.

Auf der einen Seite von einem Baum, auf der anderen von einem toten Kameraden gedeckt, sprang Corporal York ein und erschoss jeden Schützen des MG-Trupps. Als ihm die Munition für sein Gewehr ausging, zog er seine automatische Pistole und legte einen Leutnant und sieben Mann um, die versucht hatten, sich auf ihn zu stürzen. Dann setzte er dem deutschen Major die Pistole in den Rücken und drängte ihn kaltblütig den amerikanischen Linien entgegen. Auf ihrem Rückweg zur deutschen Front stöberten sie einige deutsche MG-Nester auf und marschierten in ihre Hauptquartier ein.

„Corporal York“, salutierte er vorschriftsmäßig vor dem betroffenen Adjutanten, der an einen deutschen Überfall glaubte, als er sie zwischen den Bäumen vortreten sah, „meldet sich mit Kriegsgefangenen zurück, Sir.“

Nach der Anzahl der Gefangenen befragt, erwiderte er: „Ehrlich, Herr Leutnant, ich weiß es nicht.“

Der Adjutant zählte sie, als sie auf ihrem Marsch nach hinten vorbeizogen. Es waren einhundertundzwei Gefangene, einschließlich eines Majors, zweier Leutnants und achtundzwanzig Maschinengewehren.

„ . . . das Geschick des Vaterlandes mitbestimmen“

Ende Oktober waren die Nachrichten, die vom Hinterland durchsickerten, auch an den bestdisziplinierten deutschen Truppen nicht spurlos vorübergegangen.

Am 28. Oktober bricht die Meuterei in der Kampfflotte des Kaisers aus. Als der Befehl zum Auslaufen gegeben wird, legen die Heizer des Schlachtschiffes „Markgraf“ ihre Schaufeln weg und marschieren geschlossen vom Schiff. Als ein Marinetrupp sie verhaftet, verläßt die gesamte Besatzung das Schiff unter Protest. Andere Schiffe nehmen den Sympathiestreik auf. Die Matrosen marschieren durch die Stadt und werden von roten Fahnen und Rednern begrüßt, die ihnen von der gewaltigen Rolle erzählen, die die Matrosen der baltischen Flotte in der russischen Revolution spielten. In kurzer Zeit ist der gesamte Marinestützpunkt beinahe ohne Widerstand seitens der Offiziere in den Händen der Meuterer, und der Aufstand greift auf andere Häfen, Rüstungsfabriken und auf Berlin über.

Im kaiserlichen Hauptquartier in Spa setzen der Kaiser und von Hindenburg Ludendorff als Stabschef ab. Fast unmittelbar darauf folgt die Meldung, daß sich die österreichischen Armeen als Folge des italienischen Sieges in Vittorio Veneto aufgelöst haben; daß die Habsburgerregierung Präsident Wilson um Waffenstillstand ersucht; daß Pöbel mit roten Flaggen die Wiener Straßen überflutet; daß Kaiser Karl abgedankt hat und geflohen ist.

Das Rennen um Sedan

Inzwischen haben die Belgier Ghent und seine U-Boot-Bunkeranlagen genommen. Die Engländer stehen hinter St. Quentin und Cambrai. Die Franzosen haben den Chemin des Dames überrannt und Laon erobert.

Längs der Maas hat sich die amerikanische Erste Armee, die endlich unter dem unmittelbaren Befehl eines vernünftigen Veteranen namens Hunter Ligett eine reibungslos klappende Organisation erreicht hat, auf den Höhen des letzten Kammes niedergelassen. Buzancy liegt hinter ihnen. An der Maas gibt es nun amerikanische Brückenköpfe.

Auf nach Sedan war das Lösungswort gewesen. Endlich waren die Infanteristen für den Marsch auf Sedan bereit, aber von Foch trifft der Befehl ein, die amerikanischen Divisionen nach dem Osten schwenken zu lassen. Von Mund zu Mund läuft die Nachricht, daß sie nie die Stadt zu Gesicht bekommen werden, für deren Erreichung sie soviel Blut vergossen haben. Die Ehre, Sedan einzunehmen, wird für die französische 40. Division der Armee Gourads reserviert werden.

Am Abend des 7. November ergeht eine Botschaft an die kommandierenden Generäle des I. und V. Korps, die an der äußersten Linken der amerikanischen Front Sedan am nächsten liegen. Sie sind Sedan deshalb am nächsten, weil Gourauds Armee mit dem verrückten Tempo ihres Vorstoßes nicht Schritt halten kann. Die Infanteristen sind noch immer voll Schneid.

Die Botschaft lautet: „General Pershing wünscht, daß die Ehre, Sedan zu betreten, der Ersten amerikanischen Armee zufällt. Ihre Aufmerksamkeit wird auf die günstige nun vorhandene Gelegenheit gelenkt, unseren Vorstoß während der Nacht fortzusetzen. Begrenzungen werden nicht als bindend angesehen.“

Sofort verwandelt sich der Vormarsch in ein Rennen. Die Offiziere der Rainbow Division des I. Korps treiben ihre müden Männer, ihre sterbenden Pferde, ihre erschöpften Trosse an und stoßen nördlich gegen Sedan vor. Im Morgengrauen stehen sie auf den Höhen, von denen sie die Verschiebeshöfen und die historische Ebene in einem Gebiet überblicken, das Foch

Gourauds Armee zugeteilt hat. Da ihnen die Munition ausgegangen ist, stürmt die 16. Infanterie den letzten Hügel mit blanken Bajonetten.

Auch General Summerall, der den Befehl über das V. Korps führt, befiehlt seiner 1. Division, am Morgen in Sedan zu sein. Die Männer der 1. Division, erschöpft von den harten Gefechten längs der hart umkämpften Ausläufer des Waldes, mit wundgelaufenen Füßen und knapp an Verpflegung und Munition, nehmen ihn beim Wort und marschieren die ganze Nacht in verzweifelterm Tempo durch. Dabei verstricken sie sich mit vorstoßenden Nachschubreihen des I. Korps. Mehr tot als lebendig strömen die Männer beim Morgengrauen auf die Höhen über der Stadt.

Zur gleichen Zeit erhebt Pétain im Hauptquartier der französischen Vierten Armee fürchterliches Geschrei. Die Amerikaner werden verständigt, daß die französische 40. Division es für nötig erachten könnte, das Artilleriefeld zu eröffnen, um den Sektor zu säubern, der ihnen für einen Vorstoß zugedacht ist.

Einige Stunden lang ist die Lage zum Zerreißen gespannt.

MacArthur setzt sich lachend über seine Eroberung hinweg. Die Regenbogendivision bringt ihre Feldküchen heran, um die Männer der 1. abzuspeisen, die, obwohl sie den Befehl zum Rückzug erhalten hatten, als zu müde für einen weiteren Marsch erklärt werden. Förmlich abgefaßte Entschuldigungen pendeln zwischen den einzelnen Stäben hin und her.

Eine französische Einheit bricht das Eis, indem sie eine amerikanische Einheit zum Abendessen bittet und sie einlädt, zusammen mit den Franzosen in der Stadt einzumarschieren. Die Amerikaner sind gezwungen abzulehnen.

Widerwillig hat Pershing den Befehl erlassen, daß kein Amerikaner Sedan betreten darf. „Unter normalen Bedingungen“, schrieb er später in seinen Memoiren, „hätte der Vorgang des Offiziers oder der Offiziere, die für die Verlegung der ersten Division quer über die Aktionsgebiete zweier anderer Divisionen verantwortlich waren, nicht übersehen werden können, aber die prachtvollen Leistungen dieser Einheit und das näherrückende Ende der Feindseligkeiten rieten zur Nachsicht.“

Auf dem Abstellgleis im Bois de l'Aigle

Zur frühen Morgenstunde des 8. November wartet Marschall Foch auf einem Abstellgleis in der Nähe von Compiègne in einem Teil des Waldes, der den Namen Wald des Adlers trägt, in seinem Hauptquartierszug auf die Ankunft der deutschen Abordnung, die um Waffenstillstand ersuchen will.

Um 7 Uhr früh treffen die Deutschen unter der Führung von Matthias Erzberger, Prinz Max's Außenminister, hohlwangig und nach schlaflos verbrachter Nacht mit dem Zug ein, der sie aus der Kampflinie brachte.

Um neun werden sie von Marschall Foch in seinem Bürowaggon empfangen. Er befindet sich in Begleitung von General Weygand, Admiral Sir Rosslyn Wemyss, dem Obersten Chef des Marinestabes, und dem englischen Admiral Hope mit ihren Stäben. Andere Delegierte der Alliierten sind nicht anwesend.

Die Deutschen werden von General Weygand, der als Vertreter der alliierten Landstreitkräfte erschienen ist, und von Admiral Hope, der für die Seemacht spricht, steif begrüßt.

Rätselhaft wie eine Sphinx am Kopf der Tafel thronend, fragt Foch die Deutschen nach dem Grund ihres Erscheinens. Kalter Haß spricht aus jedem seiner Worte. Die Deutschen bitten um Bekanntgabe der Bedingungen, unter denen die Alliierten einem Waffenstillstand zustimmen würden.

Fochs knappe Antwort lautet, daß er keine Bedingungen kenne.

Die Deutschen bitten höflichst, die letzte Note Präsident Wilsons zu lesen, die Marschall Foch ermächtigt, die Bedingungen festzusetzen. Ganz Deutschland wartet atemlos auf einen Waffenstillstand auf Grund der Vierzehn Punkte.

Foch beharrt darauf, daß die Deutschen, sollten sie einen Waffenstillstand wünschen, zuerst darum bitten müßten.

Die Deutschen bitten um einen Waffenstillstand.

Dann verliest Weygand einen Entwurf der Bedingungen.

Die Bedingungen lauten:

„Sofortige Räumung aller besetzten fremden Gebiete innerhalb von dreißig Tagen und von ganz Deutschland westlich des Rheins. Das Rheinland wird von alliierten Truppen besetzt werden.

Sofortige einseitige Rückgabe aller Kriegsgefangener.

Die Lieferung einer ungeheuren detaillierten Menge verschiedener Geschütztypen und von siebenhundert Flugzeugen.

Die Lieferung von fünftausend Lokomotiven, hundertfünfzigtausend Wagen und fünftausend Lastautos, alle in gutem Zustand.

Die Auslieferung aller U-Boote, weiters Übergabe von zehn Kampfschiffen und einer langen Liste anderer Kriegsschiffe.“

Der Waffenstillstand gilt für sechsunddreißig Tage, ist jedoch verlängerbar. Mittlerweile wird die Blockade gegen Deutschland fortgesetzt.

Die deutschen Abgeordneten sind so fassungslos, daß sie kaum zu sprechen vermögen. Erzberger sagt heiser, er könne solche Bedingungen ohne Rücksprache mit seiner Regierung nicht einmal erörtern.

Noch während er spricht, schmilzt seine Regierung dahin. Eine Arbeiterrepublik wird in Bayern ausgerufen. In Berlin verkündet Prinz Max die Abdankung des Kaisers und dankt selbst auch sofort ab. Ein neues Kabinett wird von den Sozialdemokraten und den Unabhängigen Sozialisten gebildet. Der neue deutsche Premierminister Friedrich Ebert ruft die deutsche Republik aus.

Könige, Prinzen und Herzöge stieben in allen Richtungen davon. Hindenburg allein im kaiserlichen Hauptquartier dem Kampf mit den Problemen der Armeen überlassend, besteigen Kaiser und Kronprinz ihren Hofzug und flüchten nach Holland.

Die Abgesandten halten den Schein der Beratung mit ihrer Regierung aufrecht, aber in Deutschland existiert keine Regierung. Die ganze Nacht zum 10. November kämpfen sie um günstigere Bedingungen.

Foch, der sich vom Zug nur für die Dauer der Sonntagsmesse entfernt hat, sitzt in eisiger Verstocktheit am Ende des Tisches. Er läßt die anderen streiten, wie sie wollen.

Dies ist die zweite Nacht, die der Marschall während des Krieges nicht im Bett verbrachte.

„Wir schliefen nur wenig“, erzählte er nachher einem seiner Adjutanten. „Im Laufe des Abends hatten wir unsere Unterredung wieder aufgenommen. Ich legte mich von elf bis eins nieder. Dann begannen wir abermals, bis früh um fünf Uhr fünfzehn zu debattieren. Endlich unterschrieben sie, und ich sah Erzberger seine Feder zücken und die Zähne zusammenbeißen, als er das Dokument unterzeichnete. Ich war damals froh darüber, meinen Willen durchgesetzt und alle Mittel zu seiner Durchsetzung angewandt zu haben, denn damit war die Sache erledigt.“

Unverzüglich wurden telegraphisch die Befehle ausgesandt. Um elf Uhr vormittags wird das Feuer entlang der gesamten Linie von der Schweiz bis ans Meer eingestellt.

Am Rande arktischer Finsternis

Zur gleichen Stunde, als das Feuer an der Westfront verstummte und die Soldaten der deutschen und alliierten Armeen sich von Kopf bis Fuß abtasteten und ausriefen: Bei Gott, ich lebe!, wurden dreihundert Amerikaner, die von der Kompanie Königlicher Schotten und einigen Kanadiern

unterstützt wurden, in einer Reihe von Holzhütten stromaufwärts von Archangelsk an der Dwina beinahe durch einen Angriff der Truppen der Roten Armee überwältigt.

Das Dorf Tulgas, das unter dem Befehl eines amerikanischen Hauptmannes stand, war einer der befestigten Militärposten, die sich in die Sümpfe und Wälder Nordrußlands verirrt hatten und die Überreste des ehrgeizigen Vorhabens des fröhlichen englischen Generals Poole waren, nach Süden zu schwenken und sich mit der tschechoslowakischen Legion zu vereinen. Nun hatten sich die Tschechoslowaken auf die transsibirische Bahn zurückgezogen, und Poole hatte den Befehl des nordrussischen Feldzuges an General Ironside abgetreten, der sofort erkannte, daß er vor allem seine Streitkräfte zusammenlegen und ein zweites Gallipoli vermeiden mußte.

Ironside ließ die alliierten Truppen Blockhäuser bauen. Am 10. November inspizierte sein Unterbefehlshaber General Findlayson die Stellung in Tulgas und bezeichnete das Dorf als völlig angriffssicher. Der Winter setzte spät ein, und die Moorwälder waren seiner Meinung nach noch nicht hart genug gefroren, um einen Truppendurchzug zu gestatten. Da die alliierten Kanonenboote sich nach Archangelsk zurückgezogen hatten, um nicht im Eis stecken zu bleiben, sobald der Fluß zufror, hielt er es auch für selbstverständlich, daß die Kanonenboote der Roten in ihrem Stützpunkt Kotlas, gute hundert Meilen nach dem Süden zu, festgemacht waren.

Am Morgen des 11. November wurde die Garnison Tulgas beim Frühstück vom Gewehrfeuer aufgeschreckt, das vom oberen Flußlauf, der südlich von ihnen verlief, kam und von „Hurra-Hurra!“-Rufen des angreifenden Feindes begleitet war. Durch die Dunkelheit und den Raureif der Morgendämmerung hatten sich die Bolos an einen Zug der Amerikaner herangeschlichen, der am oberen Ende des Dorfes in einigen eng zusammengeduckten Kohlenbrennerhütten untergebracht war.

Unter der Führung ihres Leutnants wichen die Amerikaner vor dem Gewehrfeuer rasch über einen kleinen Fluß zurück, ließen Kirche und Pfarrgebäude hinter sich und stießen ins Innere des Dorfes zu der Hauptgruppe der Hütten. Gleichzeitig erklang das Pfeifen der Gewehrschüsse und das Ratatata der Maschinengewehre von den Blockhütten im Norden des Dorfes. Das Feldlazarett war in einer dieser Hütten untergebracht. Da aus dieser Richtung kein Angriff erwartet worden war, lag das Feldlazarett völlig ungeschützt, und die einzige Verteidigung der beiden kanadischen Feldgeschütze, die mit südlicher Zielrichtung in Stellung standen, bestand aus einer Handvoll amerikanischer Gewehre und einem Maschinengewehr, Marke Lewis.

Zum Glück ließen sich die Bolos, die von einem Kerl befehligt wurden,

der in seiner riesigen schwarzen Pelzmütze wie ein Räuberhauptmann ausah, Zeit, um die ersten an ihrem Wege liegenden Hütten gründlich zu plündern. Der Anführer stapfte in das Lazarett und befahl seinen Soldaten, die Verwundeten zu erschießen, die dort lagen. Der englische diensthabende Unteroffizier war geistesgegenwärtig genug, um dem Anführer eine Flasche Rum anzubieten und alles herbeizutragen, was an Verpflegung vorhanden war. Im gleichen Augenblick stürzte ein Lebewesen, das sich als junge Frau entpuppte, die gleich dem Rest in Lumpen gehüllt war, mit entschertem Gewehr in das Blockhaus und drohte, jeden zu erschießen, der sich den Kranken näherte. Es war die Freundin des Bolo-Anführers, ein stämmiges, dralles Mädchen, das ihm durch Finsternis und Schlamm bis in die Schlacht gefolgt war.

Essen, Trinken und die Reize der Dame übten ihre Wirkung aus. Der Bolo widerrief sein Kommando, überließ ihr die Befehlsgewalt über das Lazarett und setzte seinen Angriff fort.

Diese Verzögerung gab den Kanadiern Zeit, ihre Feldgeschütze aus den Stellungen zu reißen, sie umzuschwenken und mit nahezielten Schrapnells zu laden. Sie waren ausgezeichnete Schützen, die an der Westfront gedient hatten. Sie ließen die brüllenden Bolos, die als Haufen vorstürmten, auf Schußweite herankommen und nahmen sie dann unter frontalen Beschuß. Die Bolos zögerten, erlebten einen zweiten Schrapnellhagel und zogen sich zu den Hütten und an den Waldesrand zurück. Ihre Toten und Verwundeten lagen auf dem Felde.

Mittlerweile wehrte der Hauptkader der Amerikaner im Schutz der Wände ihrer Blockhütten den Angriff vom Süden ab. Beide Seiten erlitten Verluste, aber die der Bolos waren bedeutend schwerer. Bis zum frühen Einbruch der Dunkelheit hielten die Amerikaner und Engländer jeden weiteren Angriff ab und erledigten mit einer Reihe von Ausfällen die Hecken-schützen.

Im Laufe der Nacht empfing der amerikanische Hauptmann zu seiner großen Erleichterung Blinksignale von einem englischen Vorposten zwei Meilen jenseits des Flusses. Als die Meldung entschlüsselt war, zeigte sich, daß man von ihm Rechenschaft für ein Dutzend Rot-Kreuz-Wollschale verlangte, die seiner Einheit zugeteilt und nicht bestätigt worden waren. In der Nacht des Waffenstillstandes, als die ganze Welt wie von Sinnen das Kriegsende feierte, schliefen die Männer der kleinen Garnison Tulgas auf ihren Geschützen.

Am nächsten Morgen näherten sich von einer Flußbiegung unter der tief am Himmel stehenden arktischen Sonne Kanonenboote der Roten Armee und begannen den Beschuß. Ein Gerücht wollte wissen, daß Trotzki selbst sich an Bord befände. Dieser Angriff war kein flüchtiges Scharmützel. Die

Schußweite der russischen Kanonen übertraf die der kanadischen Feldgeschütze, so daß sie ungehindert ihre Bomben auf die zerstreuten Hütten fallen lassen konnten, in denen Amerikaner und Engländer mit zusammengebissenen Zähnen an ihren Gewehren und Maschinengewehren hinter Schlitzen in den Blockwänden standen.

Die Bombardierung setzte sich mit Unterbrechungen drei Tage hindurch fort. Wenn auch der Angriff im Norden mit dem Tod des riesigen Bolo-Anführers in der schwarzen Pelzmütze im Sand verlief, mußten wiederholte Versuche, die kleine Brücke, die den nördlichen Zutritt zu der einzigen schlammigen Straße von Tulgas bildete, zu stürmen, zurückgeschlagen werden. Eine Granate zerriß das amerikanische Blockhaus und das Pfarrhaus, von wo das Maschinengewehrfeuer auf die Brücke gezielt werden konnte. Nur die Kirche bot der Verteidigung noch Unterschlupf.

Am Morgen des vierten Tages, ehe die lange Nacht verdämmerte, kroch eine amerikanische Kompanie in den Wald rings um die Kohlenbrennerhütten, in denen die russischen Angreifer kampierten. Ihr Plan war es, mit dem größtmöglichen Lärmaufwand anzugreifen. Die List glückte. Die Bolos wurden im Schlaf überrascht. Die Hütte, in der sie ihre Munition eingelagert hatten, wurde angezündet und knatterte so ohrenbetäubend, daß die Bolos dachten, eine ganze Division sei ihnen auf den Fersen, und entweder in die Wälder flüchteten oder sich ergaben.

Dieser Gegenangriff und der arktische Winter brachten die Rettung. Temperaturen unter Null ließen die Dwina einfrieren und zwangen die Kanonenboote der Roten Armee zum Rückzug nach Kotlas.

Als sich die Lage beruhigte, zeigte sich, daß die Russin, die ihren Liebhaber seinen letzten Atemzug tun sah, die Kranken und Verwundeten vortrefflich versorgt hatte. Sie erzählte, ein Mitglied von Kerenskis Frauenbataillon gewesen zu sein und den Krieg aus Sport mitzumachen. Sie blieb als Krankenschwester in den Spitälern der Alliierten und wurde von den Infanteristen als Lady Olga verehrt.

In der Erinnerung der amerikanischen Truppen, die achtundzwanzig Tote und siebzig Verwundete zu beklagen hatten, ging die Belagerung von Tulgas als die Schlacht am Waffenstillstandstag ein.

FÜNFTER TEIL

Mr. Wilsons Friede

Amerika ist es, an das sich heute die gesamte Welt wendet; nicht nur mit ihren Unbillen, sondern auch mit ihren Hoffnungen und ihren Kümernissen. Die Hungrigen erwarten, von uns gespeist zu werden, die Heimatlosen wenden sich um Unterkunft an uns, die an Leib und Seele Kranken hängen von unserer Heilkunst ab. Alle diese Erwartungen tragen den Stempel größter Dringlichkeit. Es darf keine Verzögerung eintreten. So war es seit jeher. Die Menschen werden ihre Tyrannen jahrelang erdulden, aber sie reißen ihre Befreier in Stücke, wenn nicht sofort ein Zeitalter des Glückes und des Friedens geschaffen wird. Trotzdem wissen Sie und ich, daß diese uralten Ungerechtigkeiten, das gegenwärtige Unglück, nicht in einem Tag oder mit einem Winken der Hand aus der Welt geschafft werden können. Was ich vorausszusehen glaube — und ich hoffe aus tiefstem Herzen, daß ich mich irre — ist eine Tragödie der Enttäuschung.

Woodrow Wilson zu George Creel,
als sie auf Deck der nach Frankreich fahrenden
„George Washington“ auf und ab gingen.

XXII. KAPITEL

Das Versprechen des Präsidenten

Am 27. September 1918 hielt Woodrow Wilson bei der Auflage der Vierten Freiheitsanleihe im Haus der Metropolitan Opera in New York eine Rede, die genauso viel zum schleunigen Ende des Krieges beitrug als das Gemetzel der Armeen, die einander an der Maas und im Argonner Wald bekämpften.

„Wenn es das ehrliche, von Taten gefolgte gemeinsame Ziel der gegen Deutschland verbündeten Regierungen und der von ihnen regierten Völker ist, wie ich es annehme“, sagte er, „bei den künftigen Übereinkommen einen sicheren und bleibenden Frieden zu erreichen, wird es notwendig sein, daß alle, die sich um den Friedentisch niederlassen, mit dem guten Willen und der Bereitschaft kommen, den Preis, den einzigen Preis, der diesen Frieden erbringen kann, zu entrichten. Dieser Preis ist die unparteiische Gerechtigkeit in jedem Punkte des Abkommens ohne Rücksicht darauf, wessen Interessen durchkreuzt werden; und nicht nur die unparteiische Gerechtigkeit, sondern auch die Zufriedenheit der verschiedenen Völker, um deren Geschick es geht. Das erforderliche Mittel dazu ist ein Völkerbund, der unter Vertragssatzungen konstituiert werden muß.“

Der anwesende Oberst House schrieb in sein Tagebuch, daß das Opernhaus festlich geschmückt war und sich die bedeutendsten Persönlichkeiten New Yorks eingefunden hatten.

„Der Präsident verlas seine Rede. Das meiste schien dem Publikum etwas zu hoch zu sein, während die unbedeutenderen Abschnitte den stürmischsten Beifall ernteten. Wir alle sind gespannt, wie die Presse die Rede aufnehmen wird. Nach seiner Ansprache bat mich der Präsident, mit ihm ins Waldorf zu fahren. Die Erregung hatte ihm die Röte ins Gesicht getrieben, und er war mit seiner Tagesleistung ungemein zufrieden.“

Das Echo auf die Rede des Präsidenten war in den englischen Zeitungen günstiger als im eigenen Lande. Die amerikanischen Chefredakteure

waren noch immer von der aus Creels Büro in Umlauf gebrachten Theorie befangen, daß der Aufruhr in Deutschland eine schlechte, von der Obersten Heeresleitung veranstaltete Komödie sei. Londons „Kakaopresse“ äußerte sich positiv. Glückwunschtelegramme von Grey und Lord Robert Cecil trafen ein.

Die sofortige Antwort Deutschlands auf Wilsons Forderung nach einem Frieden der unparteiischen Gerechtigkeit war eine Note des Prinzen Max von Baden, die über die Schweiz geleitet wurde und um einen Waffenstillstand auf der Grundlage der Vierzehn Punkte bat.

Die deutsche Note, der ähnliche Vorschläge seitens Osterreichs auf dem Fuße folgten, löste auf Capitol Hill tosende Empörung aus. Im Vorschlag des Prinzen Max, einen gemischten Ausschuß mit den Einzelheiten der Räumung der besetzten Gebiete von den deutschen Truppen zu betrauen, wurde ein Vorwand vermutet, der den Deutschen die Umgruppierung ihrer Streitkräfte für einen Verteidigungskrieg an den eigenen Fronten gestatten würde. „Eine Falle“, entrüsteten sich die Zeitungen. Im Senat drängte Lodge die Unversöhnlichen zur Forderung der bedingungslosen Übergabe.

Mittlerweile holte der Präsident den Rat seiner Kabinettsmitglieder ein und konsultierte House, der sich noch in New York befand, in Ferngesprächen. House schlug ihm vor, zu erwidern, daß er das deutsche Ansuchen den alliierten Mächten unterbreiten wolle, um Zeit zu gewinnen. „Ich würde Ihnen empfehlen, die Alliierten so rasch wie möglich zu einer Besprechung mit mir nach Paris zu bitten.“

Der Oberst eilte nach Washington.

„Ich traf Schlag neun Uhr im Weißen Haus ein“, schrieb House. „Der Präsident begrüßte mich, und wir betraten sein Arbeitszimmer.“ Lansing erschien. Der Präsident las den beiden den ersten Entwurf seiner Antwort vor. Lansing rümpfte die Nase und sagte, die Antwort sei eher eine Anfrage als eine Erwiderung. House fand sie zu nachgiebig. „Er schien sehr betroffen, als ich sie ganz entschieden ablehnte. Ich nahm nicht an, daß das Land zu diesem Schreiben seine Zustimmung geben würde. Er schien die beinahe ungeteilte Strömung in unserem Lande gegen alles außer bedingungsloser Übergabe nicht zu erfassen und nicht zu erkennen, wie kriegsbesessen unser Volk geworden ist.“

Nachdem Lansing nach Hause und zu Bett gegangen war, blieben Wilson und House bis ein Uhr nachts beisammen sitzen und überarbeiteten die Antwort des Präsidenten auf die deutsche Note. Ihre endgültige Fassung forderte als Auftakt eines Waffenstillstandes die eindeutige Annahme von Wilsons Vierzehn Punkten durch die Deutschen; die unverzügliche Räumung des besetzten Gebietes ohne jedes Hin- und Herreden über einen gemischten Ausschuß; die Gewähr, daß die Regierung in Berlin na-

mens des deutschen Volkes und nicht im Interesse einer militärischen Clique sprach.

Die mit 8. Oktober datierte Note des Präsidenten trieb den letzten Keil zwischen den Kaiser und seine Untertanen. Gleichzeitig wurde sie sowohl von neutralen als auch kriegführenden Mächten als Versprechen Woodrow Wilsons angesehen, daß die Deutschen, falls sie ihre Waffen streckten, mit „unparteiischer Gerechtigkeit“ in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Vierzehn Punkte behandelt werden würden.

Der Kommentar der amerikanischen Presse drückte Achtung, aber keine Begeisterung aus.

Am Kolumbus-Tag, der zu diesem Anlaß in Freiheitstag umbenannt wurde, marschierte Woodrow Wilson an der Spitze einer Parade die Fifth Avenue hinauf und wurde, nach Berichten der New Yorker „Times“, „mit einem Jubel begrüßt, wie er noch nie zuvor einem Präsidenten unseres Landes in dieser Stadt zuteil wurde. Von Beginn bis Schluß war das Wilson-Lächeln zu sehen, und sein Arm hob und senkte sich mit der Regelmäßigkeit eines Kolbens, um seinen Hut vor der ‚Hoch!‘ rufenden Menge zu ziehen.“

Am gleichen Abend, während der Präsident und Mrs. Wilson im Waldorf zu Abend aßen, ehe sie einer Wohltätigkeitsvorstellung zugunsten kriegsblinder italienischer Soldaten im Hause der Metropolitan Opera beiwohnten, überbrachte Tumulty die Nachricht über die Annahme der Bedingungen des Präsidenten durch die deutsche Regierung.

„Es war eine ungeheure Menschenmenge, die dem Präsidenten begeistert jubelte“, bemerkte House. „Ich war von der eben aus Berlin eingetroffenen Meldung so bewegt, daß ich dem Programm nicht zu folgen vermochte.“

Der Präsident kehrte mit dem Entschluß nach Washington zurück, keine Zeit zu verlieren. Jede weitere Stunde bedeutete sinnlose Todesopfer. House fuhr mit ihm.

Am 15. Oktober schrieb House: „Gestern war ein bewegter Tag meines Lebens. Der Präsident und ich setzten uns sofort nach dem Frühstück zusammen. Ich sah ihn nie zuvor gequält. Er wollte seine Antwort so endgültig gestalten, daß keine weiteren Notenwechsel mehr erforderlich waren.“

Wilson's erste Bedingung, ehe ein Waffenstillstand in Erwägung gezogen werden konnte, verlangte die Vermeidung solcher Greuelthaten wie die Versenkung der „Leinster“.

„Weder der Präsident noch ich wünschten, einen rachsüchtigen Frieden zu schließen. Genauso wenig wünschte er, daß die alliierten Heere Deutschland verwüsten sollten, wie Deutschland jene Länder verwüstete, in die es einmarschiert war. Er ist sehr nobel in dieser Einstellung, und ich bedaure es, daß er durch die Alliierten und das laute Gebrüll in unserem Land ein-

geengt wird. Es ist schwierig, das Richtige zu tun, wenn Leute wie Roosevelt, Lodge, Poindexter und andere nach dem Unerwünschten und Unmöglichen schreien.“

Zu diesem Zeitpunkt wurde es notwendig, daß der Präsident im Obersten Kriegsrat in Versailles persönlich vertreten war. Bisher war dem amerikanischen Stellvertreter, dem robusten, alten General Bliss, niemals genügend Macht eingeräumt worden, um die Initiative zu ergreifen. Noch ehe Wilson seinen Notenwechsel mit Berlin beendete, der den Weg für einen Waffenstillstand freilegte, befand sich Oberst House schon in Richtung Frankreich auf hoher See.

In Begleitung von Mrs. House und Miß Denton, die sich mit einem kleinen Revolver mit Perlmuttergriff ausgestattet hatte, um im Notfall das Leben des Obersten zu verteidigen, und von Miß Dentons Sekretärin, Miß Tomlinson und seines Schwiegersohnes Gordon Auchincloss, den er sich vom Außenministerium geliehen hatte, begab sich der Vertraute des Präsidenten an Bord der USS „North Pacific“. Als Mitfahrer fand er Konteradmiral William S. Benson und dessen Stab; Josef C. Grew, ehemaliger Berater an der Berliner Botschaft; eine Anzahl von Büroangestellten und Stenotypisten, und Frank Cobb von der New Yorker „World“. Damit war die Gesellschaft vollzählig. Sie hatten eine stürmische Überfahrt. Bei Nebel fuhren sie aus, bei Nebel landeten sie. Am 26. Oktober ging das Schiff im Hafen von Brest vor Anker.

In seiner Rocktasche trug Oberst House eine persönliche Bevollmächtigung des Präsidenten und ein eindrucksvoll versiegeltes Dokument, das im Außenministerium ausgebrütet worden war. „Indem ich mein besonderes Vertrauen in die Integrität und Fähigkeit William M. Houses aus Texas setze, ernenne ich ihn zum Sonderbeauftragten der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika und ermächtige und bevollmächtige ihn, die Verpflichtungen seines Auftrages mit allen daraus erwachsenden Vorrechten und Vorteilen zu erfüllen.“

Alle Beteiligten empfanden das Schicksalhafte des Augenblicks. Der Abschied des Präsidenten und besonders auch jener Mrs. Wilsons war ungewöhnlich herzlich. „Beim Abschied sagte er, ‚Ich habe Ihnen keinerlei Instruktionen erteilt, weil ich sicher bin, daß Sie wissen werden, was zu tun ist‘“, schrieb House in sein Tagebuch. „Er weiß, daß unsere Ansichten im allgemeinen parallel verlaufen, und er weiß ebenso, daß ich dort, wo sie voneinander abweichen, eher seiner Geistesrichtung folge als meiner.“

Die Republikaner erobern die Mehrheit im Kongreß

Als die Kongreßwahlen näher rückten, blieben trotz der mächtigen und gut finanzierten Wahlwerbung, die unter Führung Will Hays, des neu ernannten Vorsitzenden des republikanischen Nationalausschusses, stand, die Spitzen der Verwaltung zuversichtlich. Am Morgen des Wahltages sagte die New Yorker „Times“ einen Sieg der Demokraten voraus. Als die Zählung vorlag, sah sich Woodrow Wilson zwar keinem überwältigenden Sieg der Republikaner gegenüber, wohl aber einem klaren Hinweis darauf, daß die republikanische Strömung, die ihn 1916 beinahe besiegt hätte, nach wie vor anhielt.

Die Wahlvorbereitungen beider Parteien wurden durch das Absagen öffentlicher Versammlungen wegen der Grippeepidemie in vielen Teilen des Landes beeinträchtigt. Die Republikaner behaupteten, daß mehr Massenversammlungen ihrer Partei als jener ihrer Gegner gestrichen worden waren. Dennoch und ungeachtet einer gewissen Vorsicht, die durch die Angst vor der Auslegung des Spionagegesetzes durch das Justizministerium bei den regierungsfeindlichen Rednern hervorgerufen wurde, erzielten die Republikaner im Repräsentantenhaus eine Mehrheit von sechsunddreißig Sitzen und hatten einen knappen Vorsprung im Senat. Der Mittlere Westen kehrte zu den Republikanern zurück.

In Illinois verlor der beliebte J. Hamilton Lewis, der versucht hatte, eine Senatsresolution zu erreichen, die den Präsidenten ermächtigen sollte, ohne Konsultation des Senates Friedensverhandlungen zu führen, zugunsten eines Republikaners.

In Michigan hatte Korvettenkapitän Truman H. Newberry, Industrieller und begeisterter Anhänger der Marine, solchen Eifer in seiner erfolgreichen Kampagne gegen Henry Ford bewiesen, der veranlaßt worden war, sich mit dem Wilson-Programm um einen Senatsitz zu bewerben, daß er bereits von einer Anklagejury wegen zweckfremder Verwendung von Kampagnegeldern verdächtigt wurde. Wenn Newberrys Wahl gefestigt werden konnte, würden die chauvinistischen Republikaner den Senat reorganisieren und Henry Cabot Lodge den in diesem kritischen Augenblick ausschlaggebenden Vorsitz des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten erlangen.

Politische Obduktionen schoben die Hauptschuld an der Niederlage der Administration beinahe einstimmig dem Aufruf des Präsidenten an die Wähler zu, durch die Wahl eines demokratischen Kongresses seine Politik zu bestätigen.

„Ich wollte damit keineswegs andeuten, daß in Fragen der Vaterlandsliebe irgendeine politische Partei besonders hervorsteht“, schrieb Wilson in einer Erklärung, die wenige Tage vor der Wahl herausgegeben wurde.

„Ich will damit nur sagen, daß die Schwierigkeiten und das für unsere gegenwärtige Aufgabe nötige Fingerspitzengefühl es unbedingt nötig machen, daß das Volk der Regierung unter einer einheitlichen Führung seine ungeteilte Unterstützung gewährt und daß ein republikanischer Kongreß die Führung spalten würde. Ich bitte Sie nicht zugunsten meiner Person oder zugunsten einer politischen Partei um Ihre Unterstützung, sondern zugunsten der Nation selbst.“

Trotz seiner entwaffnenden Formulierung wurde der Aufruf des Präsidenten von einem Sturm selbstgerechter Entrüstung seitens der republikanischen Redner begrüßt. „Eine Beleidigung“, schrie Will Hays, „eines jeden treuen Republikaners des Landes.“ Vergebens wiesen George Creel und Tumulty darauf hin, daß ähnliche Aufrufe zur Wahlzeit von George Washington und Abraham Lincoln ergingen und daß McKinley, Theodor Roosevelt und Taft in ihren Wahltagsäußerungen ihrer Partei noch wesentlich unverblümter das Wort gesprochen hatten.

Die demokratische Verteidigung war flau. Jene Regierungsmitglieder, die konsultiert worden waren, hatten sich gegen diese Erklärung ausgesprochen. Washingtoner Zeitungsleute behaupteten, McAdoo sei „giftig wie eine Hornisse“, weil der Präsident seinen Rat nicht eingeholt hätte. Newton D. Baker soll vor einem Freund trocken bemerkt haben, daß es natürlich höchst unpassend für einen Demokraten sei, das Volk zu bitten, für ihn zu stimmen; dies sei ein Vorrecht der Republikaner.

In der Halle des Senates gab Henry Cabot Lodge namens seiner Oppositionsgruppe vor den Zeitungsleuten eine beleidigende Erklärung ab, deren Tenor war: „Das ist nicht der Privatkrieg des Präsidenten.“ Theodore Roosevelt machte Wilsons Appell zum Thema der letzten Rede seiner Laufbahn.

Oberst Roosevelts letzter Angriff

Seit Wilson ihn dazu gebracht hatte, seinen Plan, Truppen im europäischen Krieg zu befehlen, fallenzulassen, stürmte T. R. bis zur Erschöpfung gegen eine Wand von Enttäuschungen an. Immer wieder ließ ihn die Gesundheit im Stich. Von seinen Forschungen im Amazonasbecken hatte er ein anfallsweise auftretendes Fieber heimgebracht. Durch die neben der Lunge steckende Kugel litt er an einer chronischen Bronchitis. „Ehe ich nach Südamerika fuhr, hätte es bei mir noch zu einem Hauptmann gereicht“, vertraute er Owen Wister an. „Jetzt könnte ich höchstens noch einen Major abgeben. Aber meine Zukunft ist mir völlig gleichgültig“, fügte er hastig hinzu, „ich habe mein Leben stets genossen.“

Manchmal ging noch seine frühere Tatkraft mit ihm durch. Wie ein kämpf-

fender Stier, der durch die Mantillas der Toreros verwirrt ist, raffte er sich noch hie und da zu einem tödlichen Angriff auf. Er sah auf eine Phrase Wilsons plötzlich rot und zeigte eine Weile sein altes Feuer, seinen alten Schwung, aber ermüdete rasch und trottete schwach zu seiner Frau Edith und der Ruhe von Sagamore Hill zurück.

Er neigte zu Wutausbrüchen, wie bei seinem Zusammenstoß mit Samuel Gompers im Sommer 1917, als sie von der gleichen Tribüne der Carnegie Hall aus die demokratische Revolution in Petersburg begrüßen wollten.

Die Zeitungen hatten drei Tage hindurch Meldungen über einen grauenhaften Rassenkampf in Ost-St. Louis gebracht. Der angeblich von den Gewerkschaftsführern aufgehetzte Pöbel hätte Negerfamilien angegriffen, die auf der Suche nach Arbeit vom Süden heraufkamen. Häuser wurden angezündet, Männer und Frauen während ihrer Flucht aus den brennenden Gebäuden erschlagen, Kinder verbrannten. Es gab neunundzwanzig Tote und ungefähr neunzig Schwerverletzte; dreihundert Hütten und Häuser und ein großer Teil des Geschäftsviertels waren niedergebrannt.

T. R. vermochte sein Entsetzen über diesen Überfall auf harmlose Menschen nicht abzuschütteln. Als er unter Beifallsstürmen durch Bürgermeister Mitchel eingeführt wurde, wich er von seiner vorbereiteten Rede ab, um seine Trauer und Beschämung darüber zu äußern, daß solche Dinge in Amerika möglich seien.

Gompers bat ums Wort und versuchte zu erklären, daß die für die Rassenkämpfe eigentlich Verantwortlichen die gewinnhungrigen Fabrikanten seien, die billige Negerarbeiter nach St. Louis gelockt hätten, um die Kollektivlöhne zu umgehen.

T. R.s Gesicht lief rot an. Er schüttelte die Faust vor Gompers Nase. „Für mich“, brüllte er, „bedeutet Gerechtigkeit nicht nur eine Phrase oder ein bloßes Wort. Wie können wir das russische Volk dafür preisen, daß es innerhalb seiner eigenen Grenzen den Menschen Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn wir für einen Mord, der an den Hilflosen begangen wurde, auch nur die geringste Entschuldigung finden?“

Gompers wurde aschgrau. Er murmelte etwas über eine Untersuchung, die von der American Federation of Labor durchgeführt wurde.

„Ich würde zuerst die Mörder einsperren und dann erst die Untersuchungen anstellen“, brüllte T. R. und unterstrich jedes seiner Worte mit heftigen Ruderbewegungen.

Pfuirufe, Pfeifen und fallweise Hochrufe wurden im Publikum laut. Nur mit Mühe gelang es, die Ordnung in der Carnegie Hall wieder herzustellen.

Im anschließenden Winter mußte T. R. wegen Geschwüren am Bein für einige Wochen ins Spital. Sobald das Wetter wärmer wurde, stürmte

er wieder durch das Land, griff die Kriegsführung der Verwaltung an und peitschte mit seinen Reden über Amerikanismus die patriotischen Gefühle auf. Wo immer er hinreiste, erschütterte er das Vertrauen der Menschen in die Rhetorik Wilsons. Seine kunstlosen Worte über Negerrechte trugen dazu bei, die Negerwählerschaft der nördlichen Städte den Demokraten zu entfremden.

Der Oberst konnte nicht persönlich am Krieg teilnehmen, aber er war stolz darauf, daß seine vier Söhne ihn vertraten. Archie und Theodore junior waren Offiziere der amerikanischen Streitkräfte, die Kermit den Engländern unterstellt hatte, und erkrankten in Mesopotamien an Malaria. Quentin, der Jüngste, erhielt seine Flugausbildung. „Ich treibe mich mit den anderen alten Jungfrauen herum“, schrieb T. R. an Quentin, nachdem er im Frühling das Spital verlassen hatte, „und versuche, mich bei der Freiheitsanleihe, dem Roten Kreuz und ähnlichem nützlich zu machen.“

Je weiter der Sommer 1918 fortschritt, desto höher schlug sein Herz bei den Frontberichten. Theodore junior zeichnete sich in Cantigny aus und war nun selbst Oberstleutnant. Archie wurde von einer explodierenden Granate schwer getroffen. Er hatte lange genug Heimaturlaub, um mit eingegipstem Arm neben seinem Vater auf dem Podium zu erscheinen, als T. R. vor dem ursprünglich deutsch-amerikanischen Liederkranzverein in New York sprach.

T. R. legte zwei erfolgreiche Rednertourneen durch den Mittleren Westen zurück. Bei einem politischen Dinner in Chicago bewerkstelligte er eine öffentliche Versöhnung mit Taft. Seine Rückkehr ins politische Leben schien gesichert. Viele Anhänger der Republikanischen Partei erhofften seine Führerschaft, um im Jahre 1920 die Demokraten aus Washington zu verdrängen. Er war erst einundsechzig Jahre alt. Wenn seine Gesundheit wieder vollständig herzustellen war, mochte er noch einmal Präsident werden.

Ende Juli traf die Nachricht ein, daß Quentin, sein jüngster und in mancher Hinsicht sein liebster Sohn, beim Luftkampf mit einem deutschen Flugzeugverband abgeschossen worden war. Anfangs wurde er als vermißt gemeldet. Dann gaben die Deutschen seinen Tod und seine ehrenvolle Beisetzung hinter ihrer Front bei Cambrai bekannt.

Der Verlust traf T. R. schmerzlicher, als er vorausgesehen hatte. Er stürzte sich mit all seiner Tatkraft in die Aufgabe, seine Frau zu trösten. Ungebeugt fuhr er, zwei Tage nach der Todesnachricht seines Sohnes, nach Saratoga, um mit seiner Rede der staatlichen Tagung der Republikaner die gewünschte Richtung zu geben. Alle Parteigruppen, selbst der Industrielle Barnes, den er in einer Verleumdungsklage heftig angegriffen hatte, drängten ihn zur Annahme der republikanischen Nominierung für den Gouverneurposten. Lächelnd wies er sie ab. Sein Ziel war höher gesteckt.

Am 26. Oktober erhob er vor einer dichtgedrängten, beifallklatschenden Menge schwere Anklage gegen den Präsidenten wegen dessen Forderung nach einem Kongreß der Demokraten. Er prangerte die Überheblichkeit der Kriegführung Wilsons an. Mit seiner gewohnten Mischung aus wilden, zündenden Erklärungen und Schlussfolgerungen des gesunden Menschenverstandes zerpfückte er die Vierzehn Punkte, schrie, daß sie Schwindel seien und nicht den gerechten Frieden erbringen würden, den das amerikanische Volk anstrebte.

(T. R. war außerstande gewesen, Wilsons Krieg an sich zu reißen, vielleicht konnte er den Frieden davotragen.)

An jenem Abend in der Carnegie Hall erschien T. R., der seine Brillen funkeln ließ, mit den großen Zähnen knirschte und seine Arme mit dem bereits legendären Eifer schwenkte, seinen Zuhörern als der alte ungebrochene Angreifer. Er gestand niemandem ein, daß er sich fiebrig und krank fühlte. Das Geschwür an seinem Bein machte ihm zu schaffen. Als er nach Sagamore Hill heimkam, gab er Edith zu, daß er sich gar nicht wohl fühle. Am Tage des Waffenstillstandes brachte man ihn ins Roosevelt-Spital nach New York. Er war schwach, hatte hohes Fieber und starke Schmerzen und litt, wie er es nannte, unter Ischias.

Roosevelts alter Freund Henry White, ein ehemaliges Mitglied von John Hays diplomatischem Korps, der Roosevelt während der großen Tage seiner Präsidentschaft bei der Marokko-Konferenz vertreten hatte, besuchte ihn gemeinsam mit Elihu Root im Spital. White war eben, als Zugeständnis an die Republikaner, als einer von Wilsons Abgeordneten bei der Pariser Friedenskonferenz bestellt worden. White und Root wollten T. R. wegen eines Arbeitsplanes konsultieren, fanden ihn aber zu schwach für ein Gespräch.

Er raffte sich lange genug auf, um einige Tage später eine sorgfältige Anklage der Friedenspläne des Präsidenten abzufassen: „Unsere Alliierten, unsere Feinde und auch Mr. Wilson selbst sollten alle begreifen, daß in diesem Zeitpunkt Mr. Wilson nicht das Recht hat, namens des amerikanischen Volkes zu sprechen. Seine Führung ist eben jetzt vom amerikanischen Volk nachdrücklich verworfen worden. Mr. Wilson und seine Vierzehn Punkte und seine vier ergänzenden Punkte und seine fünf vervollständigenden Punkte und alle seine wie immer lautenden Äußerungen haben aufgehört, auch nur den Schatten des Rechtes für sich beanspruchen zu dürfen, als Ausdruck des Willens des amerikanischen Volkes gewertet zu werden.“

Zu Weihnachten wirkte T. R. so weit wieder hergestellt, daß er sich nach Hause begeben konnte. Zwei Wochen später überraschte ihn auf Sagamore Hill der Tod im Schlaf.

Die gerechte Sache

Theodore Roosevelt beabsichtigte mit seinem letzten Ausfall eine Warnung an die Welt vor Woodrow Wilsons Friedensbedingungen, die, selbst ehe sie noch völlig ausgefeilt waren, aller Wahrscheinlichkeit nach von den amerikanischen Wählern abgelehnt werden würden. Wenn er auch von persönlicher Verbitterung beeinflusst war, hatte der alte Fuchs seine politische Intuition doch nicht verloren. Während er so geschickt einen Keil zwischen die Völker der Mittelmächte und ihre Regierungen trieb, hatte es der Präsident unversehens geschehen lassen, daß er sich breiter und wesentlicher Schichten des amerikanischen Volkes entfremdet hatte. Die Kluft war noch nicht zur Gänze sichtbar geworden.

In sechs Jahren hatte sich das politische Gelände verändert. Die Reformbewegungen, die den Weg für Wilsons Führung geebnet hatten, büßten ihre Stärke ein oder verschoben sich zugunsten neuer Blickwinkel. Solange das Jahrhundert in den Kinderschuhen steckte, hatte das amerikanische Volk nach Rechtschaffenheit gehungert und gedürstet. T. R., Bryan und Woodrow Wilson begründeten ihre politische Karriere auf dem Volksvertrauen in autonome Institutionen und dem Glauben an den schließlichen Triumph der christlichen Moral. Nun hatten sich viele Reformen verwirklicht. Senatoren wurden durch allgemeine Wahlen ernannt. Das Wahlrecht der Frauen war Tatsache geworden. Da viele der großen Ziele erreicht waren, verkümmerte der hochfliegende Schwung zu einer Reihe engstirniger Rechthabereien.

Von einer wirksamen und frömmelnden Organisation unterstützt, breitete sich die Prohibition im Lande aus. Noch lange vor dem Krieg war ein Gutteil des Reformeifers in Bemühungen verpufft, Glücksspiele und Prostitution zu unterbinden. Nun wuchsen sich die Gefahren des Alkohols zu einer derartigen Zwangsvorstellung aus, daß man kaum das Büro eines Notars aufsuchen konnte, ohne von der Liga zur Bekämpfung der Kneipen angeworben zu werden.

Um den Kriegseinsatz auf Hochtouren zu bringen, hatte die Wilson-Regierung das Volk zu zügellosem Haß und Mißtrauen gegen Ausländer und ausländische Ideen und praktisch gegen alle Ideen aufgeputscht, daß sich die Gefühle nun, da ihre im Rahmen der Kriegpsychologie erhoffte Nützlichkeit erreicht war, nicht länger unter Kontrolle halten ließen.

Die noch vorhandenen Anhänger politischer Reformen wurden durch die gerichtliche Verfolgung der Stimmen der Opposition entfremdet. Als sich die Maßnahmen der Meinungsunterdrückung lockerten, traten Bewegungen wie La Follettes Fortschrittlerpartei und die Liga der Parteilosen in Minnesota und die Dakotas, die in mehr als einer Hinsicht die

Erben der Bull Mooser waren, wieder ans Licht der Öffentlichkeit, jedoch als landwirtschaftliche oder Bauern-Arbeiter-Gruppen. Der nationale Charakter war ihnen irgendwie abhanden gekommen.

Wenn ihre Führer vom Krieg sprachen, so geschah das nicht länger mit den Schlagworten Wilsonscher Prägung. Sie fanden die Welt durchaus nicht für eine Demokratie gesichert. Noch war die Erinnerung zu frisch in ihrem Gedächtnis, daß, während Wilsons Justizministerium an die zweitausend gerichtliche Anklagen gegen Sozialisten, Pazifisten, Syndikalisten oder unter dem Verdachte der Deutschfreundlichkeit Stehende erhob, kaum eine Maßnahme getroffen wurde, um die brutalen Gewinne herabzuschrauben, die von der Rüstungsindustrie abgeschöpft wurden. „Kaufleute des Todes“ hieß das Thema der Reformer.

Die jungen Radikalen, die in früheren Jahren den Fortschrittlern in ihrem Empörungsschrei gegen die reichen Übeltäter gefolgt waren, wandten sich nun an die russische Revolution um Eingebungen. John Reed, dessen „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“ Tausenden von Amerikanern die Oktobertage lebendig machten, wurde das Urbild der zornigen Jugend jener Zeit, die in den Blutbädern der Fronten oder in der Unterdrückung von Arbeiterbewegungen durch das Justizministerium kein Ideal zu finden vermochten.

In Sowjetrußland glaubten sie die gerechte Sache zu entdecken, die ihre Väter in ihrer Anhängerschaft an Wilson, Roosevelt und Bryan gesucht hatten. In ihren Augen waren die Sowjets spontan entstandene Versammlungen der Selbstverwaltung gleich den neuenglischen Gemeindeversammlungen. Die Sowjetregierung hatte die Geheimdiplomatie verworfen und förderte die Selbstbestimmung der nationalen Minderheiten. Lenin hatte den Soldaten Frieden und den Bauern Land geschenkt. Die Gewaltakte und Gemetzel, die im Namen der Proletariats stattgefunden hatten, wurden als vorübergehende Erscheinungen im Kampf gegen eine Schar von Feinden abgetan, die von kapitalistischen Regierungen finanziert wurden, oder als kapitalistische Lügengespinste in der Art der Sisson-Dokumente gewertet.

Die eigensinnige und nonkonformistische Jugend, die noch eine Generation früher Woodrow Wilson mit Ehrfurcht angehört hätte, wurde nun von den verschiedenen sozialistischen und syndikalistischen Ideologien angezogen, die sich bereits zum kommunistischen Dogma zu verhärten begannen.

Der Leithammel jener von den demokratischen Methoden Enttäuschten war Lincoln Steffens, der einflußreichste Schreiber der korruptionsaufdeckenden Ära und persönliche Freund T. R.s. Er hatte in seinen Artikeln die Taten Bob La Follettes in Wisconsin und Newton Bakers in Cleveland ungemein herausgestrichen. Nun verkündete Steffens, der der richtung-

gebende Philosoph einer ganzen Generation empörter Korruptionsaufdecker und der Reformbewegung von einer Küste des Landes zur anderen gewesen war, plötzlich öffentlich, daß er nicht länger an das Hergebrachte glaube, dem er ein Leben lang gedient hatte. Als er nach seiner Rückkehr von einer Reise in die Sowjetunion seinen Freund, den Bildhauer Jo Davidson, der eben an einer Büste Bernhard Baruchs arbeitete, besuchte, erklärte Steffens gewichtig: „Ich habe der Zukunft einen Besuch abgestattet und, bei Gott, sie funktioniert.“

Die organisierte Arbeiterschaft verfocht verschiedene Gedankenrichtungen. Wenn auch Samuel Gompers die offizielle Führung der American Federation of Labor auf seiten des Präsidenten hielt, brodelte es doch, von den bolschewistischen Revolutionen angefeuert, die Europa überschwemmten, ständig unter der Oberfläche. Die im Ausland Geborenen, die durch Verdächtigungen und Belästigungen in Amerika verletzt waren, träumten davon, sich dem siegreichen Aufstand des Weltproletariates anzuschließen. Die Unterdrückung rief selbst unter den geborenen Amerikanern Widerspruch hervor. Es fiel den arbeitenden Männern und Frauen schwer, zu vergessen, daß Debs in Atlanta seine Strafe abdiente.

Flüchtig besehen war trotz des schweren Unbehagens des Volkes, das im republikanischen Wahlsieg nur einen schwachen Niederschlag fand, alles beim alten. Bei der Meldung über den Waffenstillstand atmete das Land erleichtert auf. Es gab keine Familie, die nicht einen Mann an der Front oder im Ausbildungslager hatte. Mütter, Väter, Gattinnen und Liebchen seufzten tief auf und sagten einander, daß ihre Lieben nun in Sicherheit seien. Der Siegerstolz verlieh der Gestalt des Präsidenten einen gewissen Heiligenschein. Sein Anklang beim Volk war nie größer gewesen. Trotzdem schwelte hinter den Jubelrufen der Menge das Mißtrauen.

Unbehagen in der Presse

Die Verwaltung büßte die günstigen Pressestimmen ein. Wenn die Zeitungsleute privat sich auch längst gegen George Creels selbstherrliches Gebaren als Propagandachef des Präsidenten ausgesprochen hatten, blieb die Haltung der Person Woodrow Wilsons gegenüber selbst bei den Zeitungen der Opposition ehrerbietig bis an den Rand der Servilität. Noch immer besaß er ergebene Anhänger unter den fähigsten Journalisten der damaligen Zeit. Als der kritische Geist sich in den Leitartikeln zu äußern begann, klang sein Tonfall eher bekümmert als zornig.

Drei Tage nach dem Waffenstillstand versetzte der Präsident das amerikanische Volk mit der Ausnützung seiner Kriegsbefugnis in Erstaunen,

die atlantischen Kabel zu beschlagnahmen. Dieser Zug wurde George Creel zugeschrieben. Chefredakteure erklärten spöttisch, daß Creel beabsichtige, seine Depeschekontrolle zur Zensurierung und Entstellung der Meldungen über die Friedenskonferenz zu benutzen, wie sein „Ausschuß für öffentliche Mißinformation“ die Meldungen von den Kampflinien zensiert und entstellt hatte. Kaum eine Stimme erhob sich zur Verteidigung des Präsidenten.

Die Aufregung über die Verstaatlichung der Kabel hatte sich kaum gelegt, als bekannt wurde, daß McAdoo seine Stelle als Finanzminister und Direktor der Bahnen niederlegte. Der Schwiegersohn des Präsidenten wurde allgemein als der stärkste Mann des Kabinetts betrachtet. Mac selbst bemühte sich nie besonders, die Tatsache zu verschleiern, daß er ebenfalls dieser Ansicht war; er bemerkte verächtlich vor House, daß die übrigen Kabinettsmitglieder „nichts als Schreiberlinge“ seien. Wenngleich die Freunde des Weißen Hauses wußten, daß Mac zweimal erkrankt gewesen war, was auf Überarbeitung zurückgeführt wurde, und mit dem Präsidenten und dem Oberst seines Vertrauens die Gründe besprochen hatte, die ihn bald zu einer Rückkehr ins Privatleben zwingen würden, rief die Nachricht seiner unvermittelten Abdankung zu einem derart kritischen Zeitpunkt eine wahre Sturzwelle des Klatsches hervor.

Als Verfechter der Unternehmerfreiheit trat Mac zum Zeichen seines Protestes gegen den Hang des Präsidenten, öffentliche Einrichtungen zu verstaatlichen, zurück. Er konnte sich nicht länger mit Bakers Untüchtigkeit im Kriegsministerium abfinden, die durch den Hughes-Report über die Mängel des Flugzeugprogramms enthüllt worden war. Er hatte sein Amt in einem Anfall von Verärgerung abgeschüttelt, da der Präsident ihn nicht an der Friedenskonferenz teilnehmen ließ.

McAdoos Rücktritt war der Auftakt für eine Massenflucht der „Ein-Dollar-pro-Jahr-Leute“ aus Washington. Direktoren und Industriekapitäne, die sich in den Kontroll- und Beschaffungsämtern der vielköpfigen Hydra Washingtons unentgeltlich zu Tode gerackert hatten, während sie zu ihren weniger patriotischen und oft weniger tüchtigen Kollegen schielten, die sich an Kriegsgewinnen bereicherten, kehrten scharenweise ins Privatleben zurück. Selbst Bernard Baruch, des Präsidenten lieber Dr. Tatsache, kündigte an, daß er sich mit Jahresende vom Ministerium für Kriegsindustrie zurückziehen wollte. Der Präsident schrieb ihm umgehend, daß er eine weitere Betätigung für ihn im Sinne hätte. Obwohl Wilson nie daran gedacht hatte, McAdoo nach Europa mitzunehmen, zwang ihn der Rücktritt seines Finanzministers doch, die Liste seiner Abgeordneten umzuändern. Ohne Mac mußte er Minister Baker, das einzige weitere Kabinettsmitglied, dem er wirklich vertraute, in Washington belassen, um das Getriebe der Regierung während

seiner Abwesenheit in Schwung zu halten. Mitte November prangte die Geschichte in Schlagzeilen in den Zeitungen. Der Präsident plante tatsächlich, persönlich seiner Delegation bei der Friedenskonferenz vorzustehen.

Die Nachricht wurde mit Bestürzung aufgenommen. Im Außenamt stellte Lansing in aller Stille seine eigene Untersuchung darüber an, ob die Europafahrt des Präsidenten wünschenswert sei. Die Antwort Kardinal Gibbons' in Baltimore an unbekannte demokratische Bezirksvorsteher des nördlichen Teils von New York lautet nein. Alte Freunde baten Lansing schriftlich, den Präsidenten von seinem Vorhaben abzubringen. Viele führten die Tradition ins Treffen, daß kein Präsident den Boden der Vereinigten Staaten verlassen solle.

Als Lansing seine Einwände mit der gebührenden Ehrerbietung vorbrachte, deutete der Präsident an, er hätte sich noch nicht endgültig entschieden. Es hieß gerüchtweise, Baruch sei gegen die Teilnahme des Präsidenten. Baker war dagegen. Landwirtschaftsminister Houston, der von einer hingebungsvollen Treue war, sagte bei einer Kabinettsitzung, daß es wohl passend wäre, wenn der Präsident die Konferenz persönlich eröffnete, anschließend jedoch solle er heimkehren und die Einzelheiten seinen Abgeordneten überlassen. Wie es seine Art war, hörte sich Wilson jeden Vorschlag höflich an und ging mit sich selbst zu Rate. Eines Abends platzte er dann unerwartet in eine Abendgesellschaft in Lansings Haus und erklärte seinem Außenminister kurz angebunden, er habe sich zur Fahrt entschlossen.

Ein Abklatsch dieser Debatten und Vorhaltungen war durch die Washingtoner Journalisten in die Presse gedrungen, die nun, da der Krieg beendet war, knapp an Sensationsmeldungen war. Selbst die „New York World“, die ergebenste Förderin des Präsidenten unter den Zeitungen der Großstädte, runzelte über diese Idee die Brauen. Als die „New York Times“ einen Querschnitt durch die Leitartikel des ganzen Landes brachte, stellte sich heraus, daß sich die Meinung zwei zu eins gegen die Fahrt des Präsidenten aussprach.

„Ich folge eher seiner Geistesrichtung als meiner eigenen“

Sobald House am 26. Oktober in Paris angekommen und seine Büros in einem grauen alten Wohnhaus in der Rue de l'Université am linken Ufer etabliert hatte, wechselten der Präsident und sein Vertrauter eine pausenlose Reihe von Depeschen in ihrem privaten Geheimschlüssel. Sofort übernahm House seinen alten Sitz im Obersten Kriegsrat als der persönliche Stellvertreter des Präsidenten.

Clemenceau begrüßte ihn wie einen längst verlorenen Bruder. „Er empfing mich mit offenen Armen. Wir tauschten eine Reihe von Komplimenten aus. Er scheint mir echte Zuneigung entgegenzubringen“, schrieb House in sein Tagebuch. „Er denkt in der Sprache des zweiten Reiches“, fügte er etwas später hinzu. „Er versteht die neuen Gedankengänge nicht.“ Trotz der besonderen Vorliebe, die ihm der übellaulige, alte Tiger entgegenbrachte, stieß der Oberst bei den Engländern eher auf Sympathie für die Pläne des Präsidenten. Lord Milner und Marschall Haig fürchteten den Bolschewismus stärker als eine Wiedererhebung Deutschlands und stimmten für eine maßvolle Behandlung der besiegten Völker. Lloyd George sprach einmal so, einmal so. Er erweckte den Eindruck, noch fahriger und zerstreuter zu sein als gewöhnlich. Seine Gedanken kreisten um die kommende Wahl in seinem Heimatland.

Während der Oberste Kriegsrat in Versailles tagte und inmitten der starren Formalitäten des militärischen Protokolls immer vernichtendere Bedingungen des Waffenstillstands für die besiegten Völker ausarbeitete, flüchteten die alliierten Zivilvertreter vor den Schwierigkeiten ihrer Generäle an den Quai d'Orsay. Die hübschen Büros Monsieur Stéphane Pichons, des französischen Außenministers, zählten zu den wenigen Staatsappartements in Paris, wo die *chauffage centrale* wirklich funktionierte. Dort konnten sich die Premierminister, Clemenceau, Lloyd George und Orlando mit House, der Präsident Wilson vertrat, vor einem Kamin rund um einen geschnitzten Tisch niederlassen und ihre Debatten in einer aufgeschlossenen Atmosphäre fortsetzen.

House war über die erste Zusammenkunft, der er beiwohnte, entsetzt: „Lloyd George und Clemenceau feilschten einen ganzen Nachmittag darum, ob die Engländer oder die Franzosen die Kapitulation der Türken entgegennehmen sollten. Sie stritten wie die Marktweiber. Lloyd George zumindest führte sich so auf. Es hätte komisch sein können, wäre es nicht eine so tragische Zeitverschwendung gewesen.“

Houses erste Aufgabe bestand darin, die vierzehn Punkte in der Tagesordnung der Friedensverhandlungen, die folgen würden, fest zu verankern. „Ist das geschehen, so wird die Grundlage für den Frieden auch schon geschaffen sein. Deutschland begann die Verhandlung auf der Basis dieser Bedingungen, und die Alliierten haben sie bereits versuchsweise angenommen. Es zeichnet sich allerdings täglich deutlicher ab“, schrieb er nach zweitägigem Aufenthalt in Paris, „daß sie wünschen, sich den Verpflichtungen zu entziehen, die ihnen diese Bedingungen beim Zustandekommen des Friedens auferlegen. Wenn wir uns nicht vorsehen, werden wir uns in die gleiche unehrenhafte Lage bringen wie Deutschland, als es seine vertraglichen Verpflichtungen gegenüber Belgien verletzte.“

Es gab zwei entscheidende Punkte. Lloyd George war unnachgiebig, wenn es sich um die Freiheit der Meere handelte, und Orlando verlangte Sicherheiten über die Anerkennung der italienischen Ansprüche auf die Adria. Nach viertägiger Verhandlung erzielte House einen Kompromiß.

Er versprach, daß sowohl die Engländer als auch die Italiener die Möglichkeit haben sollten, ihre Sonderwünsche in Direktverhandlungen mit den Vereinigten Staaten zu klären, ehe die Auslegung jedes Streitpunktes endgültig in bindenden Durchführungsbestimmungen festgelegt würde. Weiters überreichte der Oberst, mit vollem Wissen und Einverständnis des Präsidenten, den alliierten Staatsoberhäuptern ein privates und vertrauliches Schreiben, das unter Houses Aufsicht entworfen worden war und jene Grundzüge milderte, die den europäischen Staatsmännern in den Vierzehn Punkten am unangenehmsten erschienen. Über den Inhalt ließe sich reden, versicherte ihnen der verbindliche Oberst, wenn sie nur die Schlagworte in ihrer äußeren Form annähmen.

Als House eben diese erfreuliche Übereinstimmung mit den Premierministern bei einer Besprechung, die diesmal in Houses großem Wohnzimmer in der Rue de l'Université stattfand, erreicht hatte, traf die Nachricht ein, daß Österreich die Bedingungen des Waffenstillstandes angenommen hatte. „Es herrschte große Aufregung“, bemerkte er, „und Händeschütteln und Umarmungen. Ich sage zu Orlando, ‚Bravo, Italien‘, was ihn an den Rand der Tränen brachte.“

„Das war ein Feiertag“, kabela House dem Präsidenten.

Sir William Wiseman war einer der ersten, die ihn beglückwünschten. Wiseman, ein schlanker, unternehmungsfreudiger, kleiner Mann verbarg hinter einem offenen und aufrichtigen Gebahren eine beachtliche Doppelseitigkeit. Da er dem englischen Geheimdienst in Washington während des überwiegenden Teiles des Krieges vorgestanden war, hatte er es sich angelegen sein lassen, sich mit dem Vertrauten des Präsidenten anzufreunden. Seine Nützlichkeit als Busenfreund des mächtigsten Ratgebers des Präsidenten kann seinen Vorgesetzten in Whitehall kaum verborgen geblieben sein. Auch in Paris war er abermals als privater englischer Verbindungsmann zu Oberst House eingesetzt worden.

Am 4. November trug House überschwenglich ein: „Wiseman und meine anderen Freunde versuchten mir einzureden, daß ich einen der größten diplomatischen Siege der Geschichte errungen habe. Mag dies sein, wie es will. Tatsache ist, daß ich zu dem Zweck nach Europa gekommen bin, die Entente für die Friedensbedingungen des Präsidenten zu gewinnen. Ich ließ in den Staaten eine feindliche und einflußreiche Gruppe zurück, die unumwunden zugab, daß sie die Bedingungen des Präsidenten nicht billigte. Auf dieser Seite des Ozeans fand ich die Regierungen der Entente den Vier-

zehn Punkten gegenüber genauso feindlich wie die Leute zu Hause. Das einfache Volk steht meistens auf seiten des Präsidenten, aber es ist nicht das einfache Volk, mit dem ich zu unterhandeln habe. Ich mußte sie überreden, ihnen drohen.“ Houses Drohung hieß, daß der Präsident den Kongreß um die Schließung eines Separatfriedens ersuchen würde — „Aber das Ergebnis belohnt alle meine Anstrengungen. Ich bin froh, daß die Sonderwünsche eingesetzt wurden, denn sie unterstreichen die Annahme der Vierzehn Punkte.“

Houses Telegramme verursachten großen Jubel im Weißen Haus. „Stolz darauf, wie Sie die Lage handhaben“, kabela der Präsident. Sowohl der Präsident als auch sein Vertrauter empfanden, daß sie den ersten Schritt zur Einlösung von Woodrow Wilsons Versprechen an die Völker der Welt getan hatten.

Der Tiger gewinnt eine Runde

Den Rachegeilsten Fochs nun, da die übrigen Mittelmächte *hors de combat* waren, beim Diktat eines Waffenstillstandes an die Deutschen freien Lauf lassend, erörterten die Staatsmänner den Ort der Konferenz, die Europa den Frieden aufzwingen sollte. Ehe House nach Frankreich abgereist war, hatten er und der Präsident sich für Lausanne entschieden. Sie fanden es selbstverständlich, daß die Konferenz in einem neutralen Land stattfinden mußte. Andrew Carnegie schlug Wilson schriftlich Den Haag vor, aber als der Kaiser in Holland Asyl suchte, schied das Land aus. Lloyd George begann mit dem Vorschlag des spanischen Badortes San Sebastian. Orlando, der italienische Premierminister, sagte House, ihm wäre jede passende Stadt recht, am liebsten in der Schweiz. House und Lloyd George einigten sich auf Genf. Die ganze Zeit über beharrte Clemenceau unaufdringlich auf Versailles.

Am gleichen Tag, an dem House Präsident Wilson telegraphisch um seine Zustimmung zu Genf bat, brachten die Zeitungen Sensationsmeldungen über einen Generalstreik in der Schweiz. Die Bolschewisten bedankten sich für die Gastfreundlichkeit der Schweiz während der Jahre ihres Exiles mit der Finanzierung revolutionärer Hetzer. Obwohl sich der Streik als Strohfeuer erwies, erschrak Wilson und kabela House, daß die Schweiz „von jedem erdenklichen Gift verseucht“ sei. Clemenceau schilderte die Vorteile der Pariser Hotels und der mächtigen, eleganten Gebäude von Versailles. Die Staatsmänner der Alliierten waren von den jahrelangen Anstrengungen und Anspannungen erschöpft; in Paris wohnten sie bereits, warum sollten sie verreisen? Aus purer Müdigkeit einigten sie sich auf Paris. Zu Houses

Überraschung willigte Wilson sofort ein. Clemenceau hatte seinen Willen durchgesetzt.

House vertraute seinem Tagebuch seine Enttäuschung an: „Es wird schwierig sein, einen gerechten Frieden zustande zu bringen, aber es wird beinahe unmöglich sein, ihn unter dem Einfluß der Hauptstadt eines der Kriegsteilnehmer zu erreichen.“

Damit blieb die letzte Frage zwischen House und dem Präsidenten zu entscheiden. Unter welchen Bedingungen sollte Wilson an der Verhandlung teilnehmen? Wilson hatte von Anfang an darauf bestanden, den Eröffnungstagungen vorzusitzen. Houses Vorschlag ging wie jener Houstons dahin, daß der Präsident an den Vorverhandlungen teilnehmen und danach die Einzelheiten den Bevollmächtigten überlassen sollte. Es war beschlossen worden, die vier Siegermächte Italien, Frankreich, Großbritannien und die Vereinigten Staaten je durch eine Fünferkommission vertreten zu lassen. House kritzelte in seine Privataufzeichnungen, daß er selbst gerne, mit McAdoo und Herbert Hoover als engste Mitarbeiter, dem amerikanischen Ausschuß vorsitzen würde.

Clemenceaus erster Gedanke, als er hörte, daß Präsident Wilson bestimmt nach Paris käme, war, daß die Ankunft eines weiteren Staatsoberhauptes Poincaré die Möglichkeit einräumen würde, den Vorsitz zu übernehmen. Das wäre verfehlt; den Vorsitz strebte der Tiger selbst an.

Lloyd George und Orlando waren nicht minder außer sich. Sie fürchteten in Wilson einen schwierigen Verhandlungspartner. Sie hatten Angst vor der Aussicht, er könnte sich über ihre Köpfe hinweg an die Völker ihrer Heimatländer wenden. Als sie ihre Zweifel dem Oberst mitteilten, versicherte ihnen House leutselig, daß sie den Präsidenten im persönlichen Kontakt weder steif noch diktatorisch finden würden. Ganz im Gegenteil. House erklärte, der Präsident wäre stets jedem Rat gegenüber höchst aufgeschlossen.

Die Amerikaner, die House in Paris zu Rate zog, fanden die Reise des Präsidenten gleichermaßen unerwünscht, wenn auch aus anderen Gründen. Frank Cobb verfaßte ein leidenschaftliches Memorandum über dieses Thema:

„Im Augenblick, in dem Präsident Wilson sich mit diesen Premierministern und Außenministern am Konferenztisch niederläßt, hat er jene Wirkung eingebüßt, die ihm die Ferne und Unerreichbarkeit einräumt. In Washington verkörpert Präsident Wilson das Ohr der gesamten Welt. Es ist eine beherrschende Stellung, die Stellung eines Hofes in der letzten Zuflucht einer Weltdemokratie. Er kann vor den Kongreß hintreten und an das Gewissen und die Hoffnung der Menschheit appellieren. Das ist eine

gewaltige Waffe. Würde aber der Präsident persönlich an den Verhandlungen teilnehmen, dann wäre sein Nimbus dahin.“

Getreu seinem Entschluß, als Wilsons Stellvertreter in Paris „eher seiner Geistesrichtung zu fogen als meiner eigenen“, erkannte House, der wußte, wie sehr sich der Präsident und Mrs. Wilson auf einen Staatsbesuch in Europa freuten, daß er sich dem Kommen des Präsidenten nicht entgegenstellen dürfe. Er zog all sein diplomatisches Geschick zu Hilfe, als er die Depesche an das Weiße Haus folgendermaßen abfaßte:

„Wenn der Friedenskongreß in Frankreich tagt, wird Clemenceau den Vorsitz führen. Wäre ein neutrales Land gewählt worden, hätte man Sie ersucht, den Vorsitz zu übernehmen. Amerikaner, deren Ansichten wertvoll sind, finden praktisch einstimmig, daß Ihre Teilnahme an der Friedenskonferenz nicht weise wäre. Sie befürchten einen damit verbundenen Verlust an Würde und Ihrer Vorrangstellung. Clemenceau hat mir eben gesagt, er hoffe, Sie würden nicht am Kongreß teilnehmen, weil kein Staatsoberhaupt das tun sollte. In England herrscht die gleiche Ansicht. Cobb depechiert, daß Reading und Wiseman dieselbe Meinung äußern. Alle hoffen, daß Sie herkommen und an der Vorverhandlung teilnehmen werden.“

Als der Präsident und Mrs. Wilson die Depesche in der Ungestörtheit des Privatarbeitszimmers entschlüsselten, waren sie wenig entzückt. „Das wirft jeden gefaßten Plan über den Haufen“, telegraphierte Wilson zornig zurück. „Ich folgere, daß die französischen und englischen Politiker mich von der Konferenz aus Angst auszuschließen wünschen, daß ich die schwächeren Völker gegen sie vertreten könnte. Ich spiele in meiner Regierung die gleiche Rolle, die in ihren Regierungen die Premierminister innehaben. Die Tatsache, daß ich das Staatsoberhaupt bin, ist völlig bedeutungslos. Keine Rücksicht auf die Stellung darf uns davon abhalten, jene Ziele zu erreichen, die wir uns gesetzt haben und erreichen müssen. Ich bin durch diesen Programmwechsel völlig aus dem Konzept geraten.“

Houses Antwort beschwichtigte: „Ich glaube, daß Sie nach Ihrer Ankunft entscheiden sollten, welchen Anteil Sie an den Verhandlungen zu nehmen am klügsten finden.“

Wilson hatte bereits angedeutet, daß er bereit sei, den Vorsitz Clemenceau zu überlassen.

Am Morgen des 19. November, nachdem der Präsident am Vorabend in Lansings Abendgesellschaft geplatzt war, um seinen endgültigen Entschluß zu verkünden, gab er eine formelle Erklärung entsprechend den von House empfohlenen Richtlinien ab: „Der Präsident wird sich zur Eröffnung der ordentlichen Tagung des Kongresses per Schiff nach Frankreich begeben. Es ist nicht anzunehmen, daß es ihm möglich sein wird, sämtlichen Sitzungen der feierlichen Friedenskonferenz beizuwohnen, jedoch ist

seine Anwesenheit bei deren Eröffnung notwendig. Er wird sich natürlich in Begleitung von Abgeordneten befinden, die als Vertreter der Vereinigten Staaten der gesamten Konferenz beiwohnen werden.“

Die Erklärung wurde von Washington in trotzigem Schweigen zur Kenntnis genommen. In seinen Erinnerungen an jene Tage schrieb Tumulty, daß der Präsident zutiefst über die Kritiken gekränkt war, „die seine Feinde auf Capitol Hill an ihm so verschwenderisch übten“. Tumulty hatte ihn nie so ermüdet und sorgenvoll gesehen. „Nun, Tumulty“, erinnerte er sich einer Äußerung Wilsons, „diese Fahrt wird entweder der durchschlagendste Erfolg oder der tragischste Fehlschlag der Geschichte werden; aber ich glaube an die göttliche Vorsehung. Es ist meine Überzeugung, daß keine menschliche Körperschaft, gleichgültig, wie sehr sie ihre Kräfte oder ihren Einfluß anspannt, dieses mächtige Weltwagnis zum Scheitern bringen kann.“

Die Wahl seiner Unterhändler war das Thema eines umfangreichen Briefwechsels. Lansing und Tumulty stellten sich beide auf Houses Seite, der den Präsidenten dringend ersuchte, einen führenden Republikaner wie Taft, Root oder Senator Knox zu bestellen.

Gegen Taft sprach sich Wilson mit aller Entschiedenheit aus. Vielleicht befürchtete er, Taft könnte seine eigenen Vorstellungen darüber haben, wie ein Völkerbund zu konstituieren sei. Root schrieb er als unmöglichen Reaktionär ab. Eine Zeitlang spielte er mit dem Gedanken, Samuel W. McCall zu ernennen, den stark Wilson-orientierten, demokratischen Gouverneur von Massachusetts, oder Richter Day vom Obersten Gerichtshof. Er lehnte Knox so unerbittlich ab, daß es keiner seiner Berater wagte, irgendein anderes Mitglied des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten vorzuschlagen. Solange die Entscheidung offen war, wurden Tumulty und das Außenministerium mit Namen bombardiert; ein jeder wollte nach Paris fahren. Um die Gerüchte endlich zum Schweigen zu bringen, nannte Tumulty der Presse fünf Namen.

Die Ernennung Oberst Houses wurde vorausgesetzt. Er befand sich bereits in Paris. Gegen Mr. Lansing erhoben sich keinerlei Einwände. Schließlich war er der Außenminister. Der Einfall, Henry White als Vertreter der Republikaner auszusuchen, wurde mit zornigem Gelächter quittiert. Während der langjährigen diplomatischen Laufbahn des ehrenwerten Herrn war kaum festgestellt worden, daß er, obwohl nach außen hin Republikaner, jemals bei einer Wahl mitgestimmt hatte. Gegen den alten, zurückhaltenden General Bliss war zwar nicht viel zu sagen, für ihn allerdings auch nichts. Der fünfte Name war Wilsons eigener.

Der Kongreß hatte sich noch nicht recht mit der Überraschung abgefunden, daß die Liste weder einen republikanischen noch einen demokratischen

Senator enthielt, als der Präsident vor den beiden Häusern erschien, um sich zu verabschieden. Minister Houston vermerkte besorgt die geringe Begeisterung der Gesetzgeber. Die Rede des Präsidenten wurde mit ungewohnter Stille aufgenommen. Er versuchte zu erklären, daß er dank der modernen Technik und telegraphischer Verbindung trotz seiner gegen die Tradition verstoßenden Reise nach Übersee jederzeit genauso erreichbar wäre, als ob er in Washington bliebe. „Ich werde mit Ihnen in enger Verbindung stehen, und Sie werden über jeden meiner Schritte unterrichtet sein. Ich werde nicht unerreichbar sein.“ Es sei seine Pflicht, der Friedenskonferenz persönlich beizuwohnen, um das edle Werk zu vollenden, für das so viele tapfere Männer ihr Leben geopfert hatten, und das Versprechen Amerikas an die Menschheit einzulösen.

Diese Rede gehörte nicht zu den erfolgreichsten Ansprachen Wilsons. Houston beschrieb das Bild: „Viele Republikaner und einige Demokraten starrten so beleidigt und ungerührt vor sich hin, als seien sie aus Holz.“

An Bord der „George Washington“

Der Präsident und Mrs. Wilson fuhren von New York mit dem alten Ozeandampfer „George Washington“ der Hamburg-Amerika-Linie aus, der längst in ein Truppenship umgewandelt und von der Marine in Dienst genommen worden war. Als der Dampfer vom Hoboken-Dock in den angeschwollenen Hudson glitt, der von Schleppern und Motorbooten wimmelte, die bis an den Rand mit Schaulustigen besetzt waren, die der Abreise des Präsidenten beiwohnen wollten, wurde der Wimpel des Präsidenten am Hauptmast gehißt. Fünf Zerstörer, die das Wasser des Flusses aufgischt ließen, feuerten einundzwanzig Kanonenschüsse ab. Jeder im Hafen liegende Dampfer ließ die Sirenen heulen. Es war ein ohrenbetäubendes Getöse.

Zwei Militärflugzeuge und ein lenkbarer Ballon kreisten über der Szene. Von jedem Dock und von den blitzenden Fenstern der Wolkenkratzer Manhattans flatterten die Fahnen unter dem winterlichen Himmel. Als der Kanonendonner verhallte, konnten der Präsident und Mrs. Wilson, die das Schauspiel von der Kommandobrücke genossen, schwach und in immer größerer Entfernung den Jubel einer unübersehbaren Menschenmenge vernehmen, die sich auf der Battery drängten und mit Fähnchen und Taschentüchern winkten.

In den Narrows gab ein Geschütz der alten „Monitor“, die im Bürgerkrieg berühmt geworden war und zu ihrer letzten Ausfahrt vor Anker lag, einen dröhnenden Salutschuß ab. Über das Pfeifen des Windes durch die Takelung war das zarte Gezirpe der Stimmen von Hunderten von Schul-

kindern hörbar, die an den grasbewachsenen Abhängen von Staaten Island „Mein Vaterland“ sangen. Im Lower Bay stieß ein begleitendes Kampfschiff zur „George Washington“, die am Leuchtturm Ambrose vorbei inmitten einer Zerstörerformation in den schweren Wellengang des Atlantiks glitt.

Längst schon hatten sich der Präsident und Edith Wilson in ihre Kabinen begeben, wo ihnen „in einem Dickicht von Blumen“ in ihrem privaten Speiseraum ein ausgezeichnetes Mittagmahl vorgesetzt wurde. In ihrer Gesellschaft befanden sich einzig Cary Grayson und Edith Wilsons Sekretärin Miß Benham. Edith bemerkte, daß das Essen deshalb so überraschend gut sei, weil einer der besten Küchenchefs des Hotels Biltmore an Bord geschickt worden war, um sich um das leibliche Wohl der Reisegruppe zu kümmern. Als der Präsident, der Sonderbedingungen haßte, davon erfuhr, bestand er darauf, bei seiner nächsten Überfahrt die gleichen Mahlzeiten wie die übrigen Schiffsreisenden zu bekommen. Anschließend an das Essen begab sich der Präsident, der von seinen langen Arbeitstagen hinter seinem Schreibtisch in Washington, wo er die Reise vorbereitet hatte, und von einer gestörten Nachtruhe im Zug nach New York erschöpft war, in seine Luxuskabine und schlief drei Stunden lang.

Von dem Schläfchen erfrischt und voll gewinnendem Charme, dessen er sich zu bedienen wußte, wenn ihm danach zumute war, spazierte der Präsidenten am späten Nachmittag mit Mrs. Wilson auf dem Promenadendeck und begrüßte die Mitglieder der Reisegesellschaft.

Da waren Außenminister und Mrs. Lansing, die bereits die ersten Vorboten der Seekrankheit fühlte. Der Minister verbarg seine quälenden Zweifel unter einem etwas gekränkten, aber ehrerbietigen Benehmen. Zu diesem Zeitpunkt war er peinlich darauf bedacht, seine Befürchtungen nicht zu äußern oder sie nur der Reihe nach in sein Tagebuch einzutragen. Er betrachtete das gesamte Unterfangen voll Unbehagen und hatte sich mit der Teilnahme des Präsidenten an der Friedenskonferenz nicht ausgesöhnt. Seine heimliche Meinung über die Vierzehn Punkte deckte sich mit jener Theodore Roosevelts. Besonders befürchtete er von den gegensätzlichen Auslegungen der „Selbstbestimmung der Völker“ neuerliches Unheil und Blutvergießen.

Weiters waren der französische Botschafter und Madame Jusserand anwesend. Monsieur Jusserand hatte dem Präsidenten eben die Vorschläge vom Quai d'Orsay über die Organisation einer interalliierten Vorverhandlung unterbreitet. Sollte Jusserand sich der Erwartung hingeben haben, daß der Präsident während der Überfahrt dieses Thema mit ihm besprechen würde, so sah er sich enttäuscht.

Wenn der Präsident diesem Dokument überhaupt Aufmerksamkeit schenkte, dann schob er es kommentarlos als weiteren Beweis der reak-

tionären Tendenzen beiseite, die er zu bekämpfen haben würde. Weder Wilson noch seine Berater scheinen den französischen Plan mit genügender Sorgfalt studiert zu haben, um zu entdecken, daß er wertvolle Anregungen für die Arbeitsweise enthielt. So sollten sofortige einleitende Verfügungen einschließlich der Verwandlung des deutschen Kaiserreiches in eine bundesmäßige Verfassung erlassen werden. Ein allgemeiner Kongreß nach dem Beispiel des Wiener Kongresses, an dem Neutrale und Feindstaaten vertreten waren, sollte anschließend stattfinden, um die Frage eines Völkerbundes und der dauernden Befriedung der Welt aufzunehmen. Es folgte der Entwurf einer Arbeitseinteilung, nach der die Fragen entsprechend ihrer unmittelbaren Wichtigkeit aufgegriffen werden wollten und vor allem sollte — durch eine Klausel, deren Durchführung viele Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt hätte — jeder Geheimvertrag annulliert werden.

Vielleicht war es eine Vorahnung dieses Memorandums, das den Vertrag von London bedrohte, der den Bestrebungen des Italia irredenta so teuer war, die den italienischen Botschafter zu dem plötzlichen Entschluß bewegte, daß auch er mit der „George Washington“ fahren mußte, wenn Jusserand dieses Schiff benützte. Er berief sich in Frank Polks Büro im Außenministerium wütend auf seine diplomatischen Rechte und so wurden im letzten Augenblick passende Unterbringungsmöglichkeiten für ihn, seine Gemahlin, ihre vier Kinder und persönliche Diensthofen gefunden.

Ein weiterer Fahrgast war der freundliche Henry White, der in seiner Diplomatenmappe die Vorschläge Elihu Root's und Henry Cabot Lodge's trug, die nicht mehr Beachtung finden sollten als die französischen. Da war der nicht zu unterdrückende George Creel, der trotz einer beinahe hysterischen Opposition, die gegen ihn im Kongreß um sich griff, und eines Zeitungsskandals, noch immer hoffte, auch weiterhin der Welt die Wilsonschen Schlagwörter übermitteln zu dürfen, wie sie von den Lippen seines Herren fielen. Dann waren da George W. Davis und seine Frau. Der bekannte New Yorker Anwalt befand sich auf dem Weg nach London, um Walter Hines Page, der nach Hause gekommen und in einem New Yorker Spital gestorben war, als Botschafter am Hof von St. James abzulösen.

Ray Stannard Baker war an Bord, Wilsons glühender Ministrant, der das Pressebüro für die amerikanischen Unterhändler leiten sollte, und einige andere Presseleute, die auf Grund ihrer Einstellung gewählt worden waren. (Der Großteil der Zeitungsleute mußte auf der weniger komfortablen „Orizaba“ nachkommen.) Dann waren die Mitglieder von Oberst Houses Umfragebüro da, Historiker, Geographen, Soziologen und Fachleute der Wirtschaftspolitik, die den Präsidenten mit jenen Unterlagen versorgen sollten, die er benötigte, um seiner Neugestaltung der Landkarte nach den Grundsätzen des Rechtes und der demokratischen Gerechtigkeit Nachdruck

zu verschaffen. Die Experten waren gleichzeitig mit drei Lastwagen voll Drucksachen einen Abend vor Abfahrt des Schiffes an Bord gebracht worden.

Weiters nahm eine Gruppe hoher Marineoffiziere an der Überfahrt teil, zwei Orchester und eine Militärkapelle, Kinooperateure und Ausrüstung für zwei Filmtheater, und, unter Deck, eine Truppenabteilung, die als Ablöse der amerikanischen Streitmacht in Übersee bestimmt war.

Wenn auch einige Beamte des Geheimdienstes unter der Seekrankheit litten, fanden der Präsident und Edith Wilson die Fahrt herrlich. Die Übungen an den Rettungsbooten und die Bedrohung durch Treibminen verliehen der Reise den Reiz der Gefahr. Das Wetter war mild. An sonnigen Nachmittagen spielten sie Shuffleboard. Der Präsident hielt sein tägliches Schläfchen. Am Sonntag wohnten sie gemeinsam mit den Truppen dem Gottesdienst bei, und am Sonntagabend, nach einer weiteren Andacht mit Hymnen und Chören, in die der Präsident mit seinem tragenden Tenor einfiel, durften die Infanteristen am Präsidenten vorbeimarschieren und ihm die Hand schütteln.

Eines Tages, als die „George Washington“ an den grünen Hängen und den von violetten Nebeln umhüllten Klippen der Azoren vorbeidampfte, berief der Präsident in seinem geräumigen Salon eine Sitzung der Mitglieder des Umfragebüros ein. Sie schilderten ihn als entspannt, lächelnd, geistreich und charmant. Nach Aufzeichnungen Dr. Isaiah Bowmans begann der Präsident mit der Erklärung, daß die Amerikaner das einzige Volk seien, das ohne Verfolgung eigener Interessen an der Friedenskonferenz teilnähme.

„Die Männer, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen, sind keine echten Volksvertreter“, schrieb Dr. Bowman. Dies sei die erste Konferenz, unterstrich der Präsident, die „vom Gutachten der Menschheit abhing“. Wenn die Konferenz nicht den Willen der Völker statt jenem seiner Oberhäupter zum Ausdruck brächte, würden wir bald wieder vor einem abermaligen Zusammenbruch der Welt stehen. Ein Völkerbund verhieß politische Unabhängigkeit und Unantastbarkeit der Herrschaftsgebiete plus späterer Abänderungen der Bedingungen und Grenzen, wenn bewiesen werden konnte, daß eine Ungerechtigkeit geschehen war oder sich die Voraussetzungen geändert hätten. Die Fragen konnten erst dann im Lichte der Gerechtigkeit erörtert werden, wenn die Erhitztheit des Krieges abgeklungen war. Wilson fand, daß einzig ein Völkerbund die Sicherheit und friedliche Anpassung an die jeweiligen Gegebenheiten gewährleiste. Ihm schwebte ein Verwaltungsrat vor, der „aus den besten Männern, die gefunden werden können“ zusammengesetzt war und seinen Sitz in einer neutralen Stadt wie Den Haag oder Bern haben sollte. Wo immer sich Schwierigkeiten ergaben, sollten sie diesem Rat zur Kenntnis gebracht werden. Handelsboykott

und die Sperrung von Post- und Telegrapheneinrichtungen wären die Zwangsmaßnahmen, die anstelle eines Krieges gegen vertragsbrüchige Völker angewandt werden konnten.

Die gesamte Menschheit verlangte nach einer neuen Weltordnung. Wenn sie nicht funktionierte, dann mußte sie zum Funktionieren gebracht werden. Die Welt hatte bereitwillig das Gift des Bolschewismus angenommen, weil sie im Bolschewismus einen Protest gegen die herrschenden Ungerechtigkeiten sah. Es war die Aufgabe der amerikanischen Delegation bei der Friedenskonferenz, für eine neue Weltordnung zu kämpfen, „wenn man es uns gestattet, auf entgegenkommende Weise; sollte es sich jedoch als nötig erweisen, dann auch auf höchst unangenehme Art“.

Seine Stimme nahm einen freundlichen, privaten Klang an. Er hoffte, seine Experten oft zu sehen. Sein Lächeln ruhte auf jedem Gesicht. Sie würden natürlich über die Unterhändler arbeiten, aber im Notfall erwarte er, daß sie jede entscheidende Frage ihm persönlich vorlegten. Er endete mit einem Satz, der die Herzen der Mitglieder des Umfragebüros unmittelbar ansprach: „Sagen Sie mir, was das Richtige ist, und ich will dafür kämpfen.“

XXIII. KAPITEL

Der Friedentisch

Erst am 13. Dezember dampfte die langsame, alte „George Washington“ unter den Salutschüssen der französischen Flotte und sechs amerikanischer Schlachtschiffe und inmitten ganzer Schwärme von Zerstörern im Hafen von Brest ein. Das Datum entzückte den Präsidenten. Dreizehn war seine Glückszahl. Der Regen hatte aufgehört. Als sie sich der Küste näherten, rissen die Wolken auf, und die Sonne schimmerte durch die Rauchschwaden der einundzwanzig Salutschüsse. Mrs. Wilson fand den Tag „strahlend, und eben kalt genug, um erfrischend zu sein“.

Während die Wilsons hastig ein frühes Mittagessen zu sich nahmen, ging das Schiff vor Anker. Sofort wimmelte es in ihren Luxuskabinen von Würdenträgern. Da waren Monsieur Pichon und der Marineminister und eine Schar französischer Generäle und General Pershing, General Bliss, Admiral Sims und Admiral Benson. „Nachdem mir viele Ausländer die Hand geküßt hatten und nach heftigem Hackenzusammenschlagen und der Überreichung von Blumensträußen und in bester Stimmung“, erinnerte sich Edith Wilson, „verließen wir unser braves Schiff und fuhren mit einem Beiboot, das ‚The Gun‘ hieß, an Land.“

Sie bewunderten die steinerne Hafenanlage und die Fischerboote mit ihren blauen und braunen Segeln, die vor den Felsen der Bucht ankerten, und die schieferfarbene Stadt, die sich terrassenförmig zu dem alten Schloß der Herzöge der Bretagne emporwand. Am Kai stießen sie auf weitere Würdenträger, noch mehr Goldlitzen, strammstehende Elitezüge der französischen Truppen und Margaret, die Tochter des Präsidenten, die in patriotischer Pflichterfüllung für die Infanteristen in den Unterküften der YMCA gesungen hatte. „Das arme Kind“, bemerkte Edith Wilson, „das Essen oder das Klima hatten ihr nicht gut getan, und sie war ganz krank. Wir waren froh, sie unter unsere Fittiche nehmen zu können.“

Nach einer Reihe von Ansprachen bestiegen der Präsident und sein Ge-

folge offene Tourenwagen und wurden durch die schmalen, naßkalten Straßen gefahren, die von Männern und Frauen in ihren bretonischen Festtrachten gesäumt waren. Das Khaki dichter Schwärme amerikanischer Soldaten stach von der dunklen Kleidung der Franzosen ab. Sie fuhr durch Triumphbögen. An den Wänden prangten rote Anschläge: LE PRÉSIDENT WILSON A BIEN MERITÉ DE L'HUMANITÉ.

Das war keine vorbestellte Kundgebung. Schwarzgekleidete Frauen hatten Tränen in den Augen. Verwundete Veteranen applaudierten mit ihren Armstümpfen, wenn sie keine Hände hatten. Die Mengen brüllten sich heiser: *Vive Wilson*.

Am Bahnhof schritten sie über einen roten Teppich zu einem *Train de Luxe*, der auf jedem dunkelblauen Abteil das Monogramm RF aufgepinselt hatte. Der Präsident und Mrs. Wilson wurden im Schlafwagen Präsident Poincarés selbst untergebracht. Edith stellte fest, daß der Wagen weder modern noch luxuriös war. Die Betten waren hart. „Kein Teil des Zuges war sauber, und die Betttücher fühlten sich feucht an, als wären sie eben erst gewaschen worden.“

Es gab einen langen Aufenthalt und eine Reihe von Verwechslungen mit dem Gepäck. Der Abend brach bereits herein, als der Zug sich in Bewegung setzte. Im Galaspeisewagen, wo, wie Edith Wilson privat feststellte, die Bedienung elend war, unterhielt sie sich in der Wartezeit zwischen den einzelnen Gängen damit, daß sie auf ihrer Speisekarte die Autogramme aller anwesenden bekannten Persönlichkeiten sammelte.

Bei ihrer Ankunft in Paris am Vormittag des 14. Dezember schien abermals die Sonne. Der Zug hielt in einem ländlich wirkenden Bahnhof. Als der Präsident und Mrs. Wilson aus ihrem Schlafwagen stiegen, wurden sie vom Präsidenten der Republik, vom vollzählig versammelten Kabinett und den Beamten der amerikanischen Botschaft empfangen. Nach abermaligen Ansprachen und einem Tusch der Garde Républicaine nahmen Präsident Wilson und Präsident Poincaré in einem offenen zweisitzigen Einspanner Platz, während die Damen, Madame Poincaré, Madame Jusserand, Mrs. Wilson und Tochter Margaret in einem Landauer untergebracht wurden.

Mit glitzernden Helmen führte die Garde Républicaine auf ihren edlen, schnaubenden Pferden die Parade unter der winterlichen Sonne zu den Champs Elysées. Man wisperte Mrs. Wilson zu, daß die schweren Ketten unter dem Arc de Triomphe zum erstenmal seit 1871 zur Seite gezogen worden waren, und die beiden Präsidenten durchfuhren den Bogen.

Längs der Gehsteige der ausladenden Straßen reihten sich die erbeuteten deutschen Geschütze. Über ihnen flatterte die Trikolore und wurde, so weit der Blick reichte, von der Old Glory (amerikanische Fahne) abgelöst. Dem schmalen Pflasterstreifen, den sie für die Wagen freihielten,

zugewandt, standen die Reihen der Poilus in himmelblauen Uniformen. Alles: Kanonen, Dächer, Balkons, waren mit jubelnden, schreienden Menschen besetzt. „Selbst die hohen Kastanienbäume“, bemerkte Edith, „waren von Männern und Buben bevölkert, die wie Spatzen in ihren Ästen hockten. Einer wurde schwindlig, als er versuchte, von ganz hoch oben die Willkommensrufe zu überblicken, die wie der Anprall wilder Wogen auf uns zurollten. Ein Blumenregen hüllte uns ein, bis wir beinahe darunter begraben waren.“

Ab und zu konnten sie über die dichtgedrängten Köpfe hinweg an einem Kiosk oder einer nackten Mauer die Plakate lesen: WILSON LE JUSTE.

Sie wurden über die Place de la Concorde gefahren, auf der sich, wie man ihnen erzählte, noch mehr Menschen eingefunden hatten als selbst am Tage des Waffenstillstandes; an der Säule des Vendôme und der tempelförmigen Kirche der Madelaine vorbei; dann in einen weiteren Boulevard hinaus, wo alles, was sie sehen konnten, dicht aneinandergedrückte Gesichter und jubelnde Lippen waren, in eine von Soldaten abgesperrte Straße, in der das ihnen als Wohnung zuge dachte Haus stand. Breite schmiedeeiserne Tore in einer hohen Stuckmauer öffneten sich zwischen blauen und roten Schildwachehäuschen, um die Wagen einzulassen.

In „My Memoir“ beschrieb Edith ausführlich den Prunk des Hôtel de Mûrat; die funkelnden Parketten, die hohen Spiegel, die feuerfarbenen Brokate, die breite, schwungvolle Treppe. „Hinreißende Räume“ waren für den Präsidenten und sie reserviert worden. Die Tapeten waren in schimmerndem Gold mit dem napoleonischen Adler bestickt. In ihrem Badezimmer aus Marmor standen eine goldene Toilettegarnitur mit dem Wappen der Mûrats und eine hohe Kristallflasche mit Orangenblütenwasser bereit.

Im Schlafzimmer des Präsidenten waren Wände und Vorhänge aus grünem Damast, die mit goldenen Bienen des Kaiserreiches bestickt waren.

Edith Wilson hatte kaum Zeit, einen Blick in die Schränke ihres rosa- und elfenbeinfarbenen Salons zu werfen, in denen sich zahlreiche *Objets d'art* befanden, ehe sie sich für das offizielle Bankett im Elysée-Palast umkleiden mußten. Die Gesellschaft wurde von der Nachricht eines jungen, hochrot angelaufenen amerikanischen Verbindungsoffiziers in helle Aufregung gestürzt, daß im Elysée alle Anwesenden Frack tragen würden. Von einigen ländlichen Senatoren abgesehen, wurde dieses Kleidungsstück in Amerika bereits als überholt betrachtet. Der Präsident wollte gestreifte Hosen und einen Cutaway tragen. Nach einer Suche in den Koffern hielt Brooks, der schwarze Diener des Präsidenten, triumphierend nicht nur einen, sondern zwei Frackanzüge hoch. Er hatte vermutet, sie könnten gebraucht werden, verriet er, und strahlte übers ganze Gesicht. „Man kennt nie die sonderbaren Sitten anderer Länder.“

Vertrödelte Tage

Das Essen und die hastigen Austausche offizieller Besuche, die das Protokoll zwischen Präsident und Madame Poincaré und Präsident und Mrs. Wilson unter der Begleitmusik rollender Trommeln der Ehrengarde vorschrieb, dehnten sich so weit in den Nachmittag, daß es Abend war, ehe Wilson ein privates Wort an Oberst House richten konnte.

House traf den Präsidenten schlecht gelaunt an. Er schien unter der Reaktion des aufregenden Empfanges zu leiden. House, der eine gewisse Verstimmung des Präsidenten gehaut haben mochte, weil sein Alter ego ihm nicht nach Brest entgegengefahren war, erklärte hastig, daß er sich nach seiner Grippeerkrankung, die ihn zehn Tage ans Bett gefesselt hatte, noch nicht ganz erholt hätte. Viele Mitglieder der amerikanischen Missionen waren ernstlich krank. Willard Straight war an der Grippe gestorben. Houses Arzt hatte ihm die Fahrt untersagt. House wandte sich angenehmeren Themen zu. Er beglückwünschte den Präsidenten dazu, die Engländer und Franzosen bewogen zu haben, die Zensur über die amerikanischen Pressetelegramme aufzuheben.

Wilson erkundigte sich einigermaßen erbittert, warum die Konferenz über die Friedensbedingungen nicht sofort beginnen könnte. Er hatte die Eröffnung für den 16. Dezember vorgesehen gehabt. House wies darauf hin, daß Lloyd George sich nicht festlegen würde, ehe ihm die Ergebnisse der allgemeinen Wahlen in England bekannt waren. Die Franzosen hatten nichts dagegen, zu warten, während die Deutschen und die Österreicher noch ein bißchen länger hungerten. Alle Alliierten sabotierten die Bemühungen Herbert Hoovers, den bittere Not leidenden Bevölkerungen Lebensmittel und Versorgungsgüter zukommen zu lassen.

Wilson hatte bereits eine Antipathie gegen Poincaré gefaßt. Er verdächtigte den kurz geratenen Président de la République, hinter der Weigerung der französischen Regierung zu stecken, ihn von Abordnungen der Arbeiterschaft in Brest empfangen zu lassen. Im letzten Augenblick wurde den Gewerkschaften untersagt, zu Ehren des amerikanischen Präsidenten eine Monsterparade durch Paris abzuhalten und den Vierzehn Punkten zuzustimmen. Wilson hatte die Absicht gehabt, vom Balkon des Hôtel de Mûrat zu ihnen zu sprechen. Die französische Regierung drängte sich zwischen ihn und das französische Volk.

Dann war da das Kapitel Lansing. Der Präsident beklagte sich darüber, daß Lansing versucht hatte, die „George Washington“ mit Angehörigen des Außenministeriums vollzustopfen. „Ich fand ihn äußerst schlecht auf Lansing zu sprechen“, schrieb House in sein Tagebuch. House nützte die Stimmung des Präsidenten, um ein wenig für seine eigene Organisation Reklame

zu machen, und erzählte ihm, wie angenehm die Experten des Umfragebüros von seinem ungezwungenen Geplauder auf dem Schiff beeindruckt waren.

House gab zu, daß Lansing taktlos war. Dennoch durfte der Präsident nicht vergessen, daß Lansing sich mit einer Nebenrolle abfand, ohne darüber zu klagen. Eifersüchteleien zwischen dem Außenministerium und dem Umfragebüro waren unvermeidlich. „Ich bin überzeugt, daß Lansing weder grob noch unhöflich sein will, aber er hat eine unglückliche Art.“

Während der nachfolgenden Tage war jede Minute des Präsidenten und Mrs. Wilsons mit offiziellen Mittag- und Abendessen ausgefüllt. Ständig mußten sie sich umziehen. Sie besuchten Spitäler, legten einen Kranz am Grab Lafayettes nieder, ließen endlose Reden im Hôtel des Ville über sich ergehen, wo dem Präsidenten von den Stadtverwaltern von Paris eine prächtige goldene Feder zur Unterzeichnung des Vertrages überreicht wurde und Edith Wilson „ein wunderbares Laliqne-Etui, in dem eine höchst originelle Anstecknadel lag, die aus sechs Friedenstauben aus Rosenquarz bestand“, erhielt.

Sooft Wilson weder Reden hielt noch Reden anhörte war er damit beschäftigt, Besucher zu empfangen; Clemenceau, Foch, Pershing, Venizelos mit zwei Leibwachen in gestärkten weißen Röckchen, militärische und zivile Würdenträger aus großen und kleinen Ländern. „Jeder Tag brachte uns mit neuen interessanten Menschen zusammen“, schrieb Edith Wilson, „und jede Stunde war eingeteilt.“

House versuchte inzwischen, den alliierten Staatsmännern ein wenig einzuheizen. Er erreichte Northcliffe, den selbstgerechten Herrn und Meister eines großen Teiles der englischen Presse, und versuchte, ihn mit Herbert Hoovers nachweislichen Meldungen einzuschüchtern, daß die grausamste Hungersnot seit dem Dreißigjährigen Krieg in Europa bevorstand. Der Hunger bedrohte die besiegten Völker und die neuerstandenen Republiken mit Auflösung und Chaos. Die Erben dieses Chaos würden die Kommunisten sein.

House drang in Northcliffe, den Einfluß seiner umfangreichen Presse dazu zu benützen, den Politikern die Dringlichkeit der Lage klarzumachen.

„Northcliffe und ich kamen überein, daß der Präsident England sofort einen Besuch abstatten und dort den Empfang entgegennehmen sollte, der ihn erwartete.“ Aus Houses Aufzeichnungen geht weiters hervor, daß Northcliffe ebenso wie er der Ansicht war, daß Wilsons Empfang durch die Pariser Bevölkerung bereits die Haltung der französischen Politiker verändert habe. „Wir glauben, daß Lloyd George und seine Kollegen es

nicht wagen werden, sich den Tendenzen der Friedenskonferenz entgegenzustellen, wenn Wilson England besucht und vom englischen Volk genauso begeistert begrüßt wird wie hier.“

Zu diesem Zeitpunkt stand bereits fest, daß es Mitte Jänner werden würde, ehe die interalliierte Konferenz, die noch immer als Vorverhandlung zur eigentlichen Friedenskonferenz betrachtet wurde, beginnen konnte. House empfahl dem Präsidenten, die Zwischenzeit mit Staatsbesuchen in England und Italien auszufüllen.

Der Oberst, der seine Organisation ins Crillon verlegt hatte, als jene schöne alte Gaststätte der Sitz der amerikanischen Unterhändler wurde, veranlaßte einige vorbereitende Zusammenkünfte zwischen dem Präsidenten und Clemenceau. House betrachtete das erste Treffen als Erfolg. „Keiner machte Äußerungen, die zu besonders unrichtigen Auslegungen verleiten konnten. Sie mieden einfach jene Themen, die Streitfragen zur Folge haben mochten.“

Einige Tage später, als Clemenceau den Präsidenten ein zweites Mal im Hôtel de Mûrat aufsuchte, bemerkte House, daß während der eineinhalbstündigen Zusammenkunft hauptsächlich der Präsident redete. „Clemenceau drückte unverbindlich seine Zustimmung aus. Er fand, daß die Gründung eines Völkerbundes versucht werden sollte, hatte aber wenig Zutrauen sowohl zu dessen Zustandekommen, als auch der praktischen Anwendungsmöglichkeit nach seiner Bildung.“

Ein sorgfältig von House inszeniertes Treffen zwischen dem Präsidenten, dem schmeichlerischen Premier Orlando und dem gierigen Sonnino, dem rothaarigen italienischen Außenminister mit dem Verbrechergesicht, verlief ähnlich ergebnislos. „Der Präsident sprach ausgezeichnet, aber es gelang ihm nicht, die Italiener davon zu überzeugen, daß sie sich nicht so hartnäckig auf den Vertrag von London berufen sollten.“

Der französische Galazug wurde noch einmal eingesetzt, um die Wilsons nach Chaumont zu bringen, wo sie die Weihnachten bei den amerikanischen Truppen verbringen wollten. Edith Wilson fand den Zug noch unbequemer als zuvor. Die Heizung funktionierte nicht. „Die Leintücher in den eiskalten Betten fühlten sich so feucht an, daß ich Angst hatte, zu erkranken.“ Sie trafen bei Schneesturm im Hauptquartier Pershings ein und besichtigten die Scheunen und Bauernhöfe, in denen die Infanteristen einquartiert waren. Edith Wilson fand ihre Bemühungen, die Weihnachtsstimmung mit grünen Zweigen und roten Papierschlängen herbeizuzaubern, rührend. Sowohl sie als auch ihr Mann waren sehr von den Entbehrungen betroffen, denen die Infanteristen während des französischen Winters ausgesetzt waren.

Tiefer Schlamm und Eisregen raubte der Militärparade, die von der 77. Division zu Ehren der hohen Gäste abgehalten wurde, einiges von ihrer Wirksamkeit. Selbst die Maultiere blieben im Matsch stecken. Die Wilsons nahmen das Weihnachtessen mit den Soldaten in einem Lager ein. Die einzige warme Unterkunft, die sie in Lothringen fanden, war General Pershings Chateau, wo ein erlösendes Feuer im Kamin prasselte und heißer Tee auf sie wartete. Nach der trübseligen Rückfahrt nach Paris machten sie sich am folgenden Tag auf die Reise nach England.

Oberst House verabsäumte es, den Präsidenten zu begleiten. Er hütete seine Gesundheit und fand, daß er bessere Dienste leistete, wenn er in Paris blieb und versuchte, Clemenceau zu den Vierzehn Punkten zu überreden, als wenn er in kurzen Hosen am Hof von St. James erschien. An seiner Stelle entsandte er seinen Schwiegersohn Gordon Auchincloss. Auchincloss, von Natur aus ein anmaßender junger Mann, begann sich etwas zuviel auf die Wichtigkeit seiner Stellung zugute zu tun. Die Sekretäre des Präsidenten tadelten ihn dafür, daß er ihnen keine Einladungen zu den Staatsbanketten verschaffte. Aufdringlich erstattete er House täglich telephonisch Bericht und erweckte bei Mrs. Wilson und Cary Grayson den Eindruck, daß der Oberst ihn mitgeschickt hatte, um sie zu bespitzeln. Prompt steckten sie den Präsidenten mit ihrem Verdacht an.

Durch Auchincloss' Anrufe erfuhr House die Einzelheiten der englischen Wahl. Es war die erste Abstimmung seit dem Wahlrecht der Frauen. Ein Großteil der Stimmen war von Soldaten zu erwarten. Lloyd George bekam es mit der Angst zu tun. Obwohl er seine Wahlwerbung mit einer Reihe von Reden begann, die für einen gerechten Frieden und einen Völkerbund im Stile Wilsons eintraten, erkannte der schlaue Waliser bald, daß die drei Hauptthemen, mit denen er seine Zuhörer augenblicklich begeistern konnte, die sofortige Demobilisierung war, weiters die Verpflichtung, die Deutschen die Gesamtkosten des Krieges tragen zu lassen und die deutschen Anführer als Kriegsverbrecher vor Gericht zu stellen. „Die Hunnen sollen ihren letzten Pfennig ausspucken“ und „Hängt den Kaiser!“ wurden die Schlagworte seiner Wahlwerbung. Das Ergebnis war ein überwältigender Sieg für Lloyd George und seine Koalitionsregierung. Die Wahl erhielt bald den Beinamen „Khakiwahl“.

House hatte kaum die Ergebnisse der Khakiwahl verdaut, als er von der überwältigenden Vier-zu-eins-Vertrauensabstimmung erfuhr, die Clemenceau am Abend des 29. Dezember in der Abgeordnetenkammer errang. Der Tiger sprach spöttisch über Woodrow Wilsons Pläne. Er schilderte „la noble candeur“ des amerikanischen Präsidenten. Ganz Paris begann

über die beabsichtigte Bedeutung dieser Phrase zu debattieren. „*Candeur*“ konnte als Offenheit oder Redlichkeit übersetzt werden, mit dem gleichen Recht ließ es sich jedoch auch als die Beschränktheit eines Dorftrottels auslegen. Als Clemenceau der Kammer eröffnete, er zöge fixe Verträge und Bündnisse zur Wahrung des Gleichgewichtes der Mächte einem riskanten Völkerbund vor, erhoben sich die Abgeordneten in stürmischer Begeisterung.

House bemerkte, daß es für den Erfolg fortschrittlicher Grundsätze wohl kaum entmutigendere Vorzeichen geben könnte. Die Tatsachen standen in völligem Widerspruch zu Wilsons hochtrabender Erklärung vor den Experten auf der „George Washington“: „Die Männer, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen, sind keine wahren Volksvertreter.“ Von den politischen Führern der vier Völker, von denen die bedeutendsten Entscheidungen der Friedenskonferenz abhingen, war Woodrow Wilson der einzige, der an den Wahlurnen abgelehnt worden war.

Am letzten Tag des alten Jahres trug House bedrückt in sein Tagebuch ein: „Wenn man das Ergebnis der kürzlich stattgefundenen Wahlen in den Vereinigten Staaten und jenes der englischen Wahlen berücksichtigt, könnte die Lage strategisch gesehen nicht schlimmer sein.“

Edith Wilsons Europareise

Der königliche Zug, der den Präsidenten und Mrs. Wilson in Calais aufnahm, war „von luxuriöser Bequemlichkeit“. King George und Queen Mary erwarteten sie am Bahnhof von Charing Cross am Ende eines roten Teppichs, der von Topfpalmen eingesäumt war. Sie wurden in den schwerfälligen alten Königskarossen von Kutschern in Perücken in den Buckingham Palace gefahren. Rot livrierte Diener standen hinten auf den Kutschen. Der Tag wurde sonnig. Trotz des Feiertages drängten sich die Menschen in London und riefen: „Wir wollen Wilson!“ Als sie an Marlborough House vorbeikamen, sah man Königinmutter Alexandra am Fenster stehen. Sie küßte ihre Hand und winkte mit einer kleinen amerikanischen Fahne. Auf jedem offenen Platz standen die Truppen stramm, und Blechmusikskapellen spielten auf.

Im Hof des Palastes drängten sich die amerikanischen Infanteristen. Die Verwundeten, auf Krücken oder in Rollstühlen, hatten die vordersten Reihen inne. Mächtiger Jubel erscholl, als Woodrow Wilson, den Zylinder in der Hand, aus seiner Kutsche stieg, um sie zu begrüßen.

Der Präsident und Mrs. Wilson hatten sich kaum in ihren Prunkräumen niedergelassen, die sie mit Rosenkörben von den Kabinettsmitgliedern

überschwemmt und durch das Fehlen jeder Zentralheizung bitter kalt fanden, als der Präsident ersucht wurde, von seinem Balkon zu der Menge zu sprechen. Seine Rede erweckte donnernde Hochrufe und heftiges Winken mit englischen und amerikanischen Fähnchen.

Der König und die Königin waren äußerst rücksichtsvoll. Während der folgenden Tage bewegte sich die Gesellschaft der Wilsons nach den schwierigen Vorschriften der Hofetikette. Edith unterwarf sich hingerissen dem Zeremoniell. Der Präsident verursachte eine gewisse Verwirrung in der Frage der Bekleidung, da er im einfachen Abendanzug erschien, wodurch sämtliche Kammerherren es ihm gleichtun mußten. Cary Grayson präsentierte sich in einer Admirals-Galauniform.

In den Häusern der Politiker verlief die Unterhaltung ungezwungener als bei den Staatsempfängen, wo sie unter den strengen Blicken der Hellebarden tragenden königlichen Leibgardisten essen mußten. Während der Präsident bei einem Lunch, den Lloyd George ihm zu Ehren in der Downing Street Nr. 10 gab, gewesene, gegenwärtige und zukünftige Premierminister kennenlernte, wurde Mrs. Wilson von Lady Reading unterhalten. Neben ihr saß Margot Asquith, von der Edith erzählte, sie habe pausenlos geraucht und ihre Zündhölzer, wie es manche Männer an ihren Hosen taten, am Sitz ihres Schneiderkleides angebrannt. Sie erklärte, sie sei ganz darauf versessen, den Präsidenten kennenzulernen, da sie noch nie einem gebildeten Amerikaner begegnet sei.

Nach den traditionellen Empfängen im Londoner Rathaus durch den Bürgermeister und der Schildkrötensuppe im Mansion House brachte der königliche Zug, an den der königliche Schlafwagen angehängt war, den Präsidenten und seine Begleiter nach Norden nach Carlisle. Aus Houses Tagebuch geht hervor, daß er und Northcliffe diesen Besuch des Präsidenten im englischen Geburtsort seiner Mutter ausgeheckt hatten, weil sie sicher waren, daß damit die Gefühle des englischen Mittelstandes angesprochen würden.

An einem verregneten Sonntagmorgen wohnten die Wilsons der Messe in Großvater Woodrows Kirche bei, und am Abend brachte ihr Zug sie nach Manchester, der Hauptstadt des Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts, in dem Woodrow Wilson großgezogen worden war. Nachdem er die Gastfreundschaft der Stadt bei einem Bankett angenommen hatte, hielt er in der Free Trade Hall eine Rede, die er und House unter Stoßgebeten vor wenigen Tagen in Paris aufgesetzt hatten.

Er berührte die beängstigende Vielfalt der miteinander unvereinbaren Probleme, Petitionen und Forderungen, mit denen er seit seiner Ankunft in Europa bedrängt wurde. „Ich wage nicht zu hoffen“, gab er zu, „daß die Abkommensbedingungen restlos zufriedenstellend sein werden. Die In-

teressen einigen die Menschen nicht, sie entzweien sie“, rief er aus. „Es gibt nur eines, das imstande ist, die Menschen zu vereinen, das ist die gemeinsame Aufopferung für das Recht. Wir gehorchen nicht dem Auftrag einer Partei oder Politik, wir gehorchen der Verpflichtung gegenüber der Menschheit.“

Einzig ein Völkerbund würde „den Apparat zur Berichtigung“ allfälligen Unrechtes liefern, das durch das von ihm vorausgesehene Hin- und Herzerren bei der Friedenskonferenz sonst für alle Zeiten verankert werden könnte. Seine Aufrichtigkeit wurde wärmstens aufgenommen. Sein Idealismus sprach die Bevölkerung der Midlands an. Beim Abschied hatte er das Empfinden, in Manchester auf eine seiner verständnisvollsten Zuhörerschaften gestoßen zu sein.

Nach ihrer Rückkehr auf den Kontinent am Neujahrstag von 1919 verbrachten die Wilsons nur wenige Stunden in Paris. Der Präsident fand Muße für eine lange Unterredung mit House. Sie besprachen die Wirtschaftskommission, bei der Baruch und Vance McCormick, die am gleichen Tage von New York abreisten, zusammen mit Herbert Hoover tätig sein und versuchen würden, eine Taktik Amerikas gegenüber den alliierten Forderungen nach deutschen Reparationen zu finden, die mit jedem Tag gigantischere Ausmaße annahmen. House sollte den Vorsitz führen.

Der Präsident lieferte House eine lebhaftere Beschreibung der englischen Politiker, mit denen er sich in London angeregt unterhalten hatte. Wilson fühlte sich in der modischen Klubatmosphäre der britischen Politik nicht zu Hause. House bemerkte boshaft, daß Wilsons Reise die englischen Staatsmänner um ihren Weihnachtsurlaub an der Riviera gebracht hatte. Sie waren ihm zu Ehren alle zu Hause geblieben. House gab seinem Entzücken über das Echo Ausdruck, das der Besuch des Präsidenten beim Volk ausgelöst hatte.

Dann schnitt House die heikle Frage an, wie der republikanische Kongreß zur Zusammenarbeit zu bewegen sei. Er schlug dem Präsidenten vor, den Republikanern zu eröffnen, daß die Gesetzgebung nun ihre Angelegenheit sei und empfahl, eine Politik des Gebens und Nehmens einzuschlagen. House konnte die bekannte Verhärtung der Mundpartie des Präsidenten wahrnehmen, sobald er seinen Vorschlag anbrachte.

„Er hat sich so an eine beinahe diktatorische Macht gewöhnt“, schrieb House, „daß es ihm schwerfallen wird, sich davon zu lösen.“

Nach der Erledigung einer Reihe offizieller Pflichten fuhr der Präsident mit Mrs. Wilson am Abend zum Gare de Lyon, wo ihn der Zug des italienischen Königs erwartete. „Zu meiner Überraschung“, schrieb Edith, „entpuppte sich der italienische Zug als der eleganteste von allen. Ich habe nie

zuvor derartiges gesehen: Diener in purpurroten Livreen; Teller, Porzellan und Gläser trugen das italienische Wappen; Tisch- und Bettwäsche waren wunderschön bestickt.“

Der italienische Botschafter von Washington und ein „großer, bekümmert blickender Mann in langen Frackschößeln, der wie der Leichenbestatter beim Begräbnis einer bekannten Persönlichkeit aussah“ und den König von Italien vertrat, spielten im Zug die Rolle des Gastgebers. Margaret Wilson und Miß Benham waren mitgekommen und natürlich der unentbehrliche Dr. Grayson, der zwei der Damen, die während der Fahrt von Reisekrankheit befallen worden waren, betreute.

Am nächsten Morgen empfing sie der amerikanische Botschafter von Rom an der Grenze. Sie hielten sich lange genug in Genua auf, um dem Präsidenten einen Besuch des Hauses zu gestatten, in dem Columbus das Licht der Welt erblickt haben soll. Die Reise nach dem Süden war überaus angenehm. „Unsere Ankunft in Rom“, schrieb Edith Wilson, „wird stets der strahlendste Eindruck von all den bunten Bildern meiner Erinnerung bleiben. Hier gab es keinen Regen mehr. Der Himmel war saphirblau. Goldener Sand war auf die Straßen geschüttet worden, die von der *Staatscortège* überquert wurden. Brokate und Samte, die mit goldenen Wappen bestickt waren, hingen von den Balkons herab.

Der Quirinal, in dem sie untergebracht waren, wurde noch als Lazarett verwendet, aber ein Flügel war mit Gobelins und Teppichen, mit Skulpturen aus den Museen und mit Renaissancemöbeln ausgestattet worden. Die Bilder waren verwirklichte Wunschträume eines Sammlers. Jedes Fenster ihrer Zimmerflucht gab den Blick auf einen üppig blühenden Garten frei. Man sagte Edith Wilson, daß an die hunderttausend Menschen sich in den Straßen und auf den Plätzen rund um den Palast drängten und darauf warteten, daß sich ihr Mann auf dem Balkon zeigen möge.

Während all der Staatsbankette, des Mummenschanzes und der Trinksprüche seines Rombesuches wurde Woodrow Wilson von der Aussicht gequält, dem Papst einen Besuch abstatten zu müssen. Verschiedene Berater des Außenministeriums und Mitglieder des diplomatischen Korps hatten darauf beharrt, daß ein derartiger Besuch unbedingt erforderlich wäre. Protestantische Abgesandte legten heftigen Protest ein. Sämtliche presbyterianische Ansichten des Präsidenten sträubten sich gegen diese Vorstellung. Er hatte eingewilligt, sich unter der Bedingung in den Vatikan zu begeben, daß er die gleiche Zeit für einen Besuch seines Freundes, Mr. Lowry, des Rektors der amerikanischen Episkopalkirche, verwenden würde.

Die Fahrt des Präsidenten quer durch Rom in den Vatikan, bei der er

aufrecht in einem offenen Tourenwagen stand, entwickelte sich zu einem Triumphzug. Die Menge war so gewaltig, daß Seine Heiligkeit fünfundvierzig Minuten warten mußte.

Der Präsident hatte bekanntgegeben, daß er nach seiner Rückkehr aus dem Vatikan vom Fenster des Quirinals aus zu der unübersehbaren Menschenmenge sprechen würde, die sich auf dem davor liegenden Platze versammelt hatte. Er hatte die Absicht, Orlando und Sonnino durch einen direkten Aufruf an das italienische Volk, die Vierzehn Punkte zu unterstützen, zu umgehen. Als er von seiner Audienz beim Papst zurückkehrte, hatten Polizeitruppen die Menschenmengen zerstreut.

Die Unhöflichkeit brachte den Präsidenten zur Weißglut. Er äußerte sich vor den eingetroffenen Reportern auf unmißverständliche Art. Der Vorfall senkte einen eisigen Hauch über die restliche Fahrt, wenn auch die Menschenmengen in Mailand noch gewaltiger waren als in Rom.

In Mailand war die Anwesenheit des Präsidenten bei einer Galavorstellung der „Aïda“ in der Scala verlautbart worden. Es war Sonntag. Der Präsident erklärte, er besuche an einem Sonntag niemals das Theater. Der italienische Protokollchef erklärte glatzüngig, es handle sich um ein „kirchliches Konzert“, und der Präsident ließ sich in eine Loge führen, von wo er mit tiefem Ernst zuhörte, während die Chöre die Nationalhymne sangen und Solisten einige Arien aus der Kirchenmusik zum besten gaben. Unmittelbar danach hob sich der Vorhang und die ungekürzte „Aïda“ wurde aufgeführt.

In Turin hielt der Präsident eine feierliche Rede vor ungefähr tausend Bürgermeistern großer und kleinerer Städte des Gebietes von Piemont, die sich zu seiner Begrüßung eingefunden hatten. Sie setzten sich aus Angehörigen aller sozialen Schichten zusammen, Bankiers, Kaufleuten, Bauern, Ladenbesitzern und Schmieden. Als er ihnen allen nach seiner Ansprache die Hand schüttelte, verneigten sich einige Bürgermeister der ländlicheren Landstriche und küßten ihm die Hand. Der Präsident war tief ergriffen.

An der Universität wurde ihm ein akademischer Ehrentitel verliehen. Edith fand, daß ihr Mann am großartigsten bei seiner einfachen, freundlichen Dankesrede war, die er an die Studenten richtete. Er riß das Haus in einen Beifallstaumel, als er eine blaue Studentenmütze aufsetzte. „Wie jung und männlich er aussah, als er auf dem Podium stand“, rief sie aus.

Diese Staatsreisen waren für Edith Wilson die Verwirklichung ihrer Mädchenträume. „Da mich das Schicksal zu dieser Aschenputtelrolle ausersehen hat“, schrieb sie in „My memoir“, „habe ich versucht, sie mir für andere auszumalen in dem Bemühen, mich für den ungeheuren Vorzug dankbar zu erweisen, der mir zugefallen ist.“

Die mißliche Lage Oberst Houses

Als die Wilsons am 7. Jänner, von vielen Verpflichtungen und langen Bahnfahrten ermattet, wieder in Paris eintrafen, war der Präsident entschlossen, sich nicht länger durch seine Repräsentationspflichten von seinen Friedensbemühungen abhalten zu lassen. Er gab seinem Sekretär Auftrag, keine weiteren Einladungen anzunehmen.

Kaum hatte er sich wieder im Hôtel de Mûrat niedergelassen, rief er Oberst House über die Privatlinie an, die er zwischen seinem Arbeitszimmer und Houses Räumen im Crillon hatte legen lassen, um sich über die jüngsten Ereignisse unterrichten zu lassen. Die feierliche Eröffnung der Friedenskonferenz war für den 18. Jänner anberaumt worden.

Die amerikanischen Unterhändler versammelten sich am gleichen Nachmittag in Houses Wohnung im Crillon. Sehr zu Lansings Verdruß richtete es House — der mit naiver Eitelkeit in seinem Tagebuch vermerkte, er hätte mehr Räume zur Verfügung als alle übrigen Unterhändler zusammen — meistens so ein, daß die Besprechungen in seiner Suite stattfanden. Der Präsident, dessen unmittelbare Umgebung bereits Andeutungen darüber fallen ließ, daß der Oberst während der Abwesenheit des Präsidenten sich allzusehr in den Mittelpunkt stellte, ließ ausrichten, daß er um fünf Uhr bei House sein würde, um der Versammlung persönlich vorzusitzen. Fast im gleichen Augenblick traf eine Nachricht Clemenceaus ein, daß auch er House zu einer privaten Unterredung um fünf Uhr nachmittags aufsuchen würde.

Der Oberst war in einem Dilemma. Selbst sein weltberühmter Takt fand angesichts dieser Lage nicht leicht einen Ausweg.

„Der Präsident traf als erster ein“, schrieb House. „Ich führte ihn in mein Empfangszimmer und überließ ihn den übrigen Unterhändlern. Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte eben ein lebhaftes Gespräch mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, als Monsieur le Président du Conseil de Ministres gemeldet wurde. „Ich entschuldigte mich bei Präsident Wilson und führte Clemenceau in ein anderes Zimmer, wo wir eine unserer unverblühten Unterredungen führten.“

Der ungemein boshafte Clemenceau, der House zwar sympathisch fand, sich aber bereits darüber beschwerte, daß Wilson sich für den lieben Gott hielt, genoß zweifellos die Möglichkeit des Unfugs. Den Präsidenten der Vereinigten Staaten im Vorzimmer warten zu lassen, war ein ebensolches Vergnügen, wie Poincaré zu überlisten. Er zog sein Gespräch mit House unnötig in die Länge.

House war von seiner Aufgabe völlig gefangen: „Ich überzeugte ihn“,

diktierter er der treuen Miß Denton, als sie sein Tagebuch in die Maschine übertrug, „glaube ich, zum ersten Male, daß ein Völkerbund völlig im Interesse Frankreichs läge. Ich hob die Tatsache hervor, daß es heute im kontinentalen Europa nur eine einzige große Militärmacht gäbe, nämlich Frankreich. Da Rußland als Militärmacht zu bestehen aufgehört hatte und sowohl Deutschland als auch Österreich untergegangen waren, existierte auf dem Kontinent kein Gleichgewicht der Mächte. Ich fragte ihn, ob Frankreich sich unter diesen Voraussetzungen nicht sicherer fühlen würde, wenn England und Amerika die Verpflichtung eingingen, Frankreich für den Fall zu Hilfe zu eilen, daß eine andere Nation ähnlich Deutschland versuchen sollte, es zu vernichten. Wenn Frankreich sich die Chance, die ihm die Vereinigten Staaten durch den Völkerbund anboten, entgehen ließ, würde es nie wieder eine gleichwertige Möglichkeit haben. Wilson konnte diese Bedingung erzwingen, denn trotz aller Großsprecherei des Senates würden sie niemals wagen, einen Vertrag zu verletzen, der in Übereinstimmung mit den Alliierten geschlossen wurde, und durch den Amerika den Krieg gegen Deutschland entweder allein weiterführen oder einen Separatfrieden schließen mußte.“

Clemenceau beschrieb House äußerst anerkennend in seinem „Splendeur et Misère de la Victoire“ als einen „überzivilisierten Menschen, der der texanischen Wildnis entflohen ist, alles sieht, alles versteht und, obwohl er nie etwas anderes tut als das, was er für richtig hält, es fertigbringt, sich bei allen Gehör und Respekt zu verschaffen.“ Natürlich war ihm an der guten Meinung Houses gelegen.

Vielleicht war er für den Augenblick auch tatsächlich überzeugt. „Der Alte schien alles einzusehen und begann, Feuer zu fangen“, schrieb House. „Er legte mir beide Hände auf die Schultern und sagte: ‚Sie haben recht. Ich stimme für den Völkerbund, wie Sie ihn sich vorstellen, und Sie dürfen mit meiner Mitarbeit rechnen.‘“

House nützte die Begeisterung des Tigers, um die schwierige Frage der Reparationen anzuschneiden. Gewisse Teile der französischen Presse, von denen man wußte, daß sie von der Regierung „inspiriert“ waren, begannen, die Streichungen der amerikanischen Kriegsschulden zu verlangen, forderten aber gleichzeitig unwahrscheinliche Billionen als Reparationszahlung von Deutschland. Die Deutschen mußten nicht bloß dazu gezwungen werden, die gesamten Kriegskosten zu tragen und alle Schäden gutzumachen, die der Krieg angerichtet hatte, sie mußten den alliierten Kriegsteilnehmern auch Pensionen zahlen. „Ich bat ihn dringend, seinen Einfluß geltend zu machen, um solche Vorhaben zu entmutigen. Sie schadeteten Frankreich und würden schließlich bei den Amerikanern eine Voreingenommenheit auslösen.“

Als House Clemenceau schließlich zu den versammelten Unterhändlern führte, war deutlich zu fühlen, daß die Abwesenheit des Obersten zu lange gedauert hatte. Der Präsident war gezwungen gewesen, sich mit einer Gruppe, die er nun für Dummköpfe hielt, zu unterhalten, ohne vom Fleck zu kommen. Die Anwesenden bemerkten die Kälte in Wilsons Benehmen. Einige nahmen an, daß die Entfremdung zwischen dem Präsidenten und seinem „Leiboberst“ von diesem Augenblick datierte.

Flut über Paris

Während der ersten Jännertage war ganz Paris von fieberhafter Spannung erfaßt. Nie war die Stadt überfüllter gewesen. Die Bevölkerung erwartete den Beginn der Friedenskonferenz, wie sie den Beginn der Rennsaison oder einer Weltausstellung erwarten würde. Die Leute bedienten sich jeden Schliches, um Zutritt zur Eröffnungssitzung im Salon de l'Orloge am Quai d'Orsay zu erlangen.

Jedes große Hotel hatte die Flagge eines ausländischen Potentaten gehißt. Die billigeren *hôtels meublés* waren von den bescheideneren Vertretern jedes Volkes, Stammes, jeder Enklave und jeder Minderheit des eurasischen Kontinents dicht besetzt. In Uniform oder in Zivil bevölkerten Griechen, Mazedonier, Serben, Montenegriner, Kroaten, Slowenen, Tschechen und Slowaken, Siebenbürger, Ukrainer, Galizier, Polen, Litauer, Estländer und Letten die Hallen der Hotels. Selbst aus dem Hedschas waren Araber in ihren wallenden Gewändern in Begleitung des jungen, sagemuwobenen Oberst Lawrence zu sehen.

Es gab Araber aus Palästina und Araber aus Mesopotamien, Perser, Kurden, Syrier, christliche und mohammedanische Libanesen, Repräsentanten von Armenien, Aserbeidschan und Kaukasisch-Georgien. Zionisten waren zu sehen und feindliche Gruppen aus Polen und Schlesien und ein Bote aus dem Herzogsitz Teschen.

Luxemburg hatte seine Vertretung gesandt, ebenso Liechtenstein. Ein schwedisches Komitee war eingetroffen, das um die Zuerkennung der Aland-Inseln ersuchen wollte. Dänische Diplomaten fanden sich ein, um Schleswig-Holstein für sich zu fordern. Jede Gruppe wollte sich auf Kosten ihrer Nachbarn bereichern.

Die bevollmächtigten Unterhändler Amerikas hatten ihre Büros an der Place de la Concorde Nr. 4 in einer langgestreckten Zimmerflucht, die die alten *cabinets particuliers* aus dem Oberstock des Maxims mit ihren Erinnerungen an die Erzherzöge und die längst überholten turbulenten Feste des Zweiten Kaiserreiches enthielten. Chargen der Marine machten Dienst:

Harold Nicolson stellte fest, daß die Räume wie ein Schlachtschiff rochen. Ihre Sicherheitsvorkehrungen waren ungemein streng. Die Matrosen überprüften die Pässe so genau, daß viele bedeutende Persönlichkeiten ungeduldig im Wachzimmer auf- und abliefen, während die Bürokräfte hin- und herschossen, um die Identität nachzuschlagen. Am Eingang drängten sich dunkelhäutige Abordnungen um die großen unbeweglichen Wachen und bettelten, zu „*Monsieur le Président Wilson*“ vorgelassen zu werden.

Erlitten sie hier eine Absage, dann marschierten sie die Champs Elysées zum Hotel Astoria beim Arc de Triomphe hinauf, wo die englischen Delegationen ihre Büros hatten. Jede Provinz des Kaiserreiches, in dem die Sonne niemals unterging, hatte ihre Stellvertreter, die von einem Rudel von Fachleuten begleitet wurden. Das Tor wurde von einem Kordon von Tommies mit blankgeputzten Messingknöpfen und von Sauberkeit strahlenden Uniformen gegen das Eindringen von Fremden geschützt.

Im Gefolge der anerkannten Delegationen hatte sich ein Rattenschwanz von Abenteurern eingefunden, die Erdölkonzessionen oder Schürfrechte zu verschachern suchten und angebliche Ansprüche auf Herzogtümer oder Throne geltend machten. Den Reigen ergänzten Verrückte, die in ihren Aktenmappen die Zauberformel zur Verwirklichung Utopias zu tragen behaupteten, Spione, Kunsthändler, Teppichverkäufer, Kuppler und Zuhälter. *Petites femmes* sprachen die Fremden auf den Boulevards mit Brocken aus allen Sprachen Europas an. Restaurants und Bars waren bis auf den letzten Tisch ausverkauft. Die Taxis verlangten schwindelerregende Preise. In der Maison des Nations blühte das Geschäft.

Selbst die Seine war angestiegen. Der Herbstregen hatte sich in nasse Schneeestöber verwandelt. Die Kais und tief gelegenen Straßen waren überschwemmt, und das braune Wasser gurgelte bis an die Brückenpfeiler heran.

Er wünschte keine Juristen

Von der Fastnachtsstimmung und der Hoffnung auf menschliche und vernünftige Lösungen beflügelt, kamen die jüngeren Mitglieder der englischen und amerikanischen Delegationen blendend mitsammen aus. Sie tauschten gegenseitig Ausgaben von „The Nation“ und „The New Republic“ gegen „The Spectator“ oder „The Round Table“ aus. Sie boten eine Mahlzeit im Crillon für eine im Hotel Majestic an, wo die Engländer das gesamte Personal vom Oberkellner bis zum Tellerwäscher aus London hatten kommen lassen, damit ihre Tischgespräche nicht an die Ohren der Ausländer dringen sollten.

Im Crillon konnte der emsige Diplomaten Nachwuchs mit einigem Glück

vielleicht einen Blick auf Oberst Houses fliehendes Kinn erhaschen, wenn er mit leisen Schritten durch einen Gang glitt, aber die bedeutenden Persönlichkeiten der Amerikaner blieben unsichtbar.

Im Majestic waren die englischen Würdenträger beim Essen für alle sichtbar. Während man sich über den Völkerbund unterhielt, konnte es geschehen, daß die große Gestalt des Pflegevaters dieser Idee, Lord Robert Cecil mit der gewölbten Stirn und dem buschigen Haarschopf, wie ein aufspringendes Klappmesser vom Tisch hochschnellte.

Für jedes Weltproblem ließ sich ein Fachmann finden, der die Unterlagen im kleinen Finger hatte. Eine große Anzahl gut vorbereiteter Leute mit den besten Absichten widmete sich mit all ihren Fähigkeiten der Gesundung der Welt. Es bedeutete eine große Ermutigung für die amerikanischen Experten, unter den Engländern so viele Gleichgesinnte zu treffen. Jene von ihnen, die sich über die Schranken der Sprachen hinwegzusetzen vermochten, stießen öfters auf junge Franzosen, deren Ansichten ihren eigenen unerwartet ähnlich waren. Voll Hoffnung verglichen sie ihre Vorschläge für den Entwurf eines gerechten Friedens und erfolgreichen Völkerbundes.

Durch den Umstand, daß die lebhafteren Geister dazu neigten, sich in Oberst Houses Vorzimmer zu versammeln, ein wenig isoliert, widmete sich der Außenminister ausschließlich seiner Arbeit. Lansing war ein gewissenhafter Mann. Er liebte die Genauigkeit. Er war überzeugt, daß für die kommenden Sitzungen eine sorgfältige Tagesordnung ausgearbeitet werden mußte. Während der Weihnachtszeit verursachte ihm ein eiternder Zahn heftige Schmerzen. Mrs. Lansing kränkelte ebenfalls. Trotzdem ließ er sich nicht davon abhalten, ein genau durchdachtes Gerüst für einen Vertrag für den Präsidenten auszuarbeiten oder gemeinsam mit Houses Fachleuten eine versuchsweise Formel für einen Völkerbund aufzustellen. Als er sich bemühte, dem Präsidenten seine Pläne zu erklären, mußte er zu seiner Bestürzung erkennen, daß der Präsident nicht im mindesten daran interessiert war.

Wilson hatte seine eigenen Vorstellungen. Houses Berichten zufolge versuchte er unverändert, sein eigenes Konzept eines Völkerbündpaktes in dreizehn Kapitel unterzuteilen. Seine Satzungen fußten auf dem Entwurf, den House im letzten Sommer vorgelegt hatte. Die Mitarbeiter Houses waren nächtelang wach, um dieses Dokument mit Cecils Überarbeitung des Planes des englischen Phillimore Komitees in Einklang zu bringen, der eben nach einigen abschließenden Veränderungen durch die energische Hand des südafrikanischen Repräsentanten, Jan Christiaan Smuts, mit Flugpost aus London eingetroffen war. Der Präsident gab Lansing unmißverständ-

lich zu verstehen, daß er seine Einmischung in dieser Angelegenheit nicht begrüße. Er wünsche keine Juristen, erklärte er ihm in dem unfreundlichen Ton, den er so gut anzuschlagen verstand. Fragen der Arbeitsweise interessierten ihn nicht.

Lansing führte genau wie House gewissenhaft Tagebuch. Am 10. Jänner erinnerte er sich an die einstündige Besprechung mit dem Präsidenten und den Unterhändlern im Zimmer General Bliss', wo er sein Memorandum vorlegte. „Eine äußerst unbefriedigende Sitzung“ schrieb Lansing. „Der Präsident liebt es sichtlich nicht, wenn jemand außer ihm persönlich Vorschläge macht oder Vertragsentwürfe für einen Völkerbund aufsetzt. Er sagte, er wolle keine Juristen zuziehen.“

Lansing war stolz auf seine Kenntnis des internationalen Rechts. Ihr verdankte er seine gesamte Karriere. Die Bemerkung des Präsidenten traf ihn an seiner empfindlichsten Stelle. Jahre später, als er seine Rechtfertigung für seine Rolle in diesem Drama veröffentlichte, schrieb er ein ganzes Kapitel darüber. Von diesem Augenblick an machte er keine weiteren Vorschläge über den Pakt oder den Bund.

Er machte seinem Herzen in seinem Tagebuch Luft. „Auchincloss hat mir den Entwurf des Präsidenten gezeigt. Er ist äußerst kunstlos aufgesetzt, und ich glaube, daß er in seiner gegenwärtigen Form nur Spott ernten kann.“

Minister Lansing hatte seine Meinungsverschiedenheiten mit dem Präsidenten überspannt. Von nun an wurde er in Abstand gehalten. „Lansing ist kein Mann, für den man sich begeistern kann“, schrieb House, „trotzdem finde ich, daß der Präsident ihn rücksichtsvoller behandeln sollte.“

Zwei Tage später erkrankte House an einem Nierenleiden. Er hatte hohes Fieber und heftige Schmerzen. Zwei Krankenschwestern umsorgten ihn. Das Gerücht wurde laut, daß er im Sterben läge. Schon wurden in der amerikanischen Presse Nachrufe veröffentlicht.

Da er Lansing tödlich verletzt hatte und Oberst House ausschied, mußte Wilson, der General Bliss' Weitschweifigkeit oder Henry Whites Diplomatenanekdoten kaum Beachtung schenkte, ganz allein seinen Anfangskampf mit einer Gruppe der gewitzigsten Politiker Europas und Asiens ausfechten.

Der Rat von X

Die Führer der englischen Delegation trafen am 11. Jänner in Paris ein. Lloyd George, der eben seinen überwältigenden Sieg an den Wahlurnen davongetragen hatte, kam in Begleitung einiger der fähigsten Männer des United Kingdoms. Alle politischen Parteien außer Asquiths Liberalen

waren vertreten. Arthur Balfour verkörperte die Weltanschauung des konservativen Landadels in ihrer sublimiertesten Form. Bonar Law vermochte für die Interessen der Finanz-, Erzeuger- und Kaufmannskreise zu sprechen, George Barnes für die Handelsvertretungen. Cecil und Smuts, die den British Commonwealth of Nations aus der Taufe heben sollten, verfochten einen internationalen Idealismus, der um nichts weniger radikal war als jener Woodrow Wilsons.

Als zweite Geige hatte Lloyd George, der es in dem gleichen Maße verstand, andere für seinen Zweck zu benützen, in dem Wilson in dieser Hinsicht versagte, die Premierminister der autonomen Dominions mitgebracht: Hughes aus Australien, Massey aus Neuseeland, Sir Robert Borden aus Kanada. Jeder von ihnen vertrat die Mehrheitsparteien ihrer jeweiligen Wählerschaft. Hinter Smuts und Botha standen im Augenblick alle Parteien Südafrikas. Im Hintergrund befand sich eine Schar von Emiren und Maharadschas aus Indien und den orientalischen Protektoraten, die alle von einem erfahrenen Berater des britischen Außenministeriums ermuntert worden waren. Um die Arbeit der Delegationen zu organisieren und auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, war der hervorragende Sir Maurice Hankey zugezogen worden. Hauptsächlich weil die Amerikaner nicht mit einer ebenso kompetenten Persönlichkeit dienen konnten, wurde Hankey der Geheimsekretär des inneren Kreises der Friedenskonferenz und der einzige Berichtstatter über die geheimsten Zusammenkünfte der Alliierten.

Der englische Premierminister traf in Paris an der Spitze einer Gruppe der ausgezeichnetsten Unterhändler ein, die je versammelt wurde. „Andererseits“, wie Winston Churchill, der damalige Kriegsminister es ausdrückte, „kam er von den Gemeinheiten und der Schmutzwäsche der kürzlich stattgefundenen allgemeinen Wahlen einigermaßen zerzaust zur Konferenz. An seinen Frackschösseln hafteten noch die Plakate: ‚Hängt den Kaiser‘, ‚Durchsucht ihre Taschen‘ und ‚Laßt sie zahlen‘; und dies verminderte begrifflicherweise die Würde seines Auftretens einigermaßen.“

Die Franzosen hatten als Gastgeber der englischen und amerikanischen Abordnungen den Vorteil, sich im eigenen Lande zu befinden. Der Quai d'Orsay verfügte beinahe über ebenso viele hervorragende Köpfe wie das Foreign Office. Clemenceau hatte die Abgeordnetenversammlung in der Hand. Durch Mandels wechselweise Zensur und Finanzierung konnte er gleich einem Organisten sämtliche politische Register — rechts, links und Mitte — der französischen Presse spielen lassen.

Wenn der Tiger Foch und seine Generäle im Sieg auch noch anstrengender fand als in der Niederlage, konnte er ihnen von Zeit zu Zeit, wenn er ein *fait accompli* brauchte, doch ihren Willen lassen.

Englische Beobachter bemerkten, um wieviel weniger schlagfertig die Amerikaner im Wortgeplänkel der Ausschusssitzungen waren als die Europäer.

Obwohl die Premierminister längst unter dem Vorwand des Obersten Kriegsrates oder bei weniger formellen interalliierten Konferenzen zusammengetroffen waren und bereits gewisse Grundregeln aufgestellt hatten, die sie als Ausgangspunkt für die Verhandlungen zu übernehmen hofften, sahen die Engländer und Franzosen doch mit Unbehagen den ersten Vollversammlungen der Repräsentanten aller alliierten und verbündeten Mächte entgegen. Sie wußten, daß Lansing beabsichtigte, die Vereinigten Staaten die kleineren Nationen zur Stellungnahme gegen die, wie die Amerikaner es nannten, „bösen Absichten“ der Europäer zu veranlassen, und fürchteten, daß es ihm in Abwesenheit des einsichtsvollen Oberst House gelingen könnte, Präsident Wilson für dieses Vorhaben zu gewinnen.

Da Lansings Schar des Außenministeriums sämtliche den Amerikanern zustehende Einlaßkarten in Händen hielt, mußten sich die Mitglieder von Houses Umfrage, vorübergehend ihres Gönners beraubt, damit bescheiden, am 18. Jänner das Eintreffen der Würdenträger vom Hofe des Foreign Office zu beobachten. Jede Ankunft wurde mit Tusch und Trommelwirbel angekündigt, sobald der Bevollmächtigte aus seinem Auto oder seiner Kutsche stieg. Präsident Wilson nahm den Zylinder ab und entblößte seine Pferde Zähne zugunsten der Wochenschaukameras in einem ausgiebigen Lächeln.

Der Einzug der Bevollmächtigten war eine langatmige Parade. Die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich hatten je fünf Abgeordnete, und zum Erstaunen der Schaulustigen war Japan ebenfalls mit fünf Delegierten vertreten. Die japanischen Diplomaten hatten das Versäumnis der Amerikaner, einer etwas verstoßenen Sitzung des interalliierten Rates beizuwohnen, die vor Weihnachten in London stattgefunden hatte, als House mit Grippe zu Bett lag, dazu benützt, um darauf zu beharren, daß die Engländer zu ihrem Bündnis stünden. Als die japanischen Torpedoboote während des Krieges dringend für den Geleitsdienst im Mittelmeer benötigt worden waren, hatten sich die Engländer auf weitere Versprechungen eingelassen. Deshalb traten nun hintereinander fünf lächelnde japanische Delgierte unter Bücklingen und durch die Zähne pfeifend auf die Sitze zu, die den Großmächtigen zugedacht waren. Ohne daß jemand genau wußte, wie es geschehen war, waren aus den Großen Vieren die Großen Fünf geworden.

Als nächstwichtige Staaten kamen Belgien und Brasilien, die ebenfalls

einige Torpedoboote beigesteuert hatten; dann das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen mit je drei Delegierten. Dann folgten China, Griechenland, Hedschas, Polen, Portugal, Rumänien, Siam und die neu geschaffene tschechoslowakische Republik mit zwei Abgeordneten. Eine ganze Völkerschar, die bloß „technische Kriegsteilnehmer“ gewesen waren, schlossen sich an: Kuba, Guatemala, Haiti, Honduras, Liberia, Nicaragua, Panama, Bolivien, Uruguay, Ekuador und Peru waren mit je einem Delegierten vertreten.

Die Aufnahme Japans in den inneren Kreis während der hitzigen Scharmützel der letzten Woche vor der Friedenskonferenz stellte eine Niederlage Woodrow Wilsons dar. Eine weitere bestand in der Zulassung von fünf englischen unabhängigen Dominien, die auch in der Delegation des britischen Empires vertreten waren. An jenem Nachmittag am Quai d'Orsay wurden zwei Vertretern Kanadas, Australiens, Südafrikas und Indiens und einem aus Neuseeland Sitze zugewiesen. Um Präsident Wilson nicht zu vergrämen, räumte man ihm das Recht ein, Costa Rica, das von einem Diktator regiert wurde, den er ablehnte, von der Liste der technischen Kriegsteilnehmer zu streichen.

Nachdem sämtliche Delegierte in der Pracht ihrer Diplomatenuniformen oder der Würde ihrer Fracks inmitten von scharlachrotem Damast und Goldbronze unter den glitzernden Kronleuchtern aus Kristall, die sich in den hohen Spiegeln endlos wiederholten, und in einem Duftgemenge aus Möbelpolitur, muffig riechenden Gobelins, Pomade und Kölnischwasser Platz genommen hatten, traf Präsident Poincaré ein und hielt die Begrüßungsrede. Unter dem Schlußbeifall ging er kurzbeinig von einem Delegierten zum anderen, bis er jede Hand geschüttelt hatte. Einige Engländer stellten verborgen schmunzelnd fest, daß Mr. Wilson altmodische Schnürstiefel trug.

Monsieur Clemenceau, in schwarzem Käppchen und Zwirnhandschuhen, beeilte sich, den Vorsitz zu übernehmen — vorübergehend, wie es hieß. Präsident Wilson schlug ihn höflich als ständigen Vorsitzenden vor, und er wurde ordnungsgemäß gewählt. Er schleuste rasch die Wahl des Vizepräsidenten, eines Sekretärs und Kommissionen für diese und jene Fragen durch.

Die ersten beiden Punkte der Tagesordnung waren für niemanden eine Überraschung. 1. Verantwortung der Kriegsurheber, 2. Verantwortung für begangene Kriegsverbrechen. Der dritte Punkt löste ziemliche Bewegung aus: Gesetzgebung im Hinblick auf internationales Arbeitsrecht. Das war ein Obolus an die kommunistische Bedrohung.

Clemenceau ließ niemanden zu Atem kommen. Er peitschte die Punkte durch. Die Mächte wurden ersucht, Memoranden über diese Fragen vorzu-

legen. Als Höflichkeitsgeste gegenüber Mr. Wilson wurde verkündet, daß bei der nächsten Vollversammlung eine Gesellschaft der Nationen an erster Stelle auf der Tagesordnung stehen würde. Ehe noch jemand die Möglichkeit zu einer Äußerung hatte, erklärte der Tiger die Sitzung für vertagt.

Harold Nicolson, der als vielversprechender junger Beamter des englischen Außenministeriums an der Tagung teilnahm, bezeichnete Clemenceau als „ziemlich anmaßend gegenüber den kleineren Mächten... *Y-a-t-i-l d'objections...? Non... adopté... wie ein Maschinengewehr.*“

Während sie in der Halle ihre Mäntel zurückbekamen, fand sich ein Freund Nicolsons neben dem alten französischen Diplomaten Jules Cambon. „*Mon cher*“, sagte er, „*savez-vous ce qui va resulter de cette conférence?*“ Um seiner Antwort Nachdruck zu verleihen, dehnte er die Vokale unnötig lange: „*Une impro-vis-a-tion.*“

„Spötter“ nannte der junge Nicolson ihn in seinem Tagebuch.

Es war allen Beteiligten klar, daß die Vollversammlung eine zu schwerfällige Körperschaft war, um irgend etwas durchführen zu können. Schon vor der Organisation dieser neuen Ausschußform waren je zwei Abgeordnete der fünf Mächte regelmäßig in Monsieur Pichons Zimmer zusammengekommen. Nur formell benannt, begann der Rat der Zehn in etwas überstürzter Art alle jene Fragen anzuschneiden, die seit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes vernachlässigt worden waren.

Während der beiden Monate seit der Feueereinstellung an der Westfront hatte sich jedes der Probleme, mit denen sich die Bevollmächtigten zu befassen hatten, verändert. Die Situationen, die auf sauberem weißem Papier in den Aktenmappen der Experten beschrieben waren, verschoben sich ständig und stets zum schlechteren.

Der Klassenkampf weitete sich über die Grenzen Europas aus. Trotz seitenlanger Dementis in der alliierten Presse festigte Lenin das unbarmherzige kommunistische Regime. Englische Truppenkader eigneten sich die Ölvorkommen im gesamten Mittleren Osten und bis nach Baku an, aber über den Schußbereich der Gewehre ihrer Wachen hinaus beherrschten sie wenig. Trotz aller Bemühungen der französischen Generäle, an den Grenzen des Bolschewismus den Nationalismus und eine rückläufige Entwicklung zu ermutigen, eroberte Trotzki's Rote Armee verlorenes Gebiet zurück. Das Volk hungerte, das Volk starb, aber die sowjetische Organisation blieb bestehen.

In den Grenzländern Europas und des Nahen Ostens wurde die nationale Selbstverwaltung zur Plage. Inmitten von Hungersnot, Cholera und Typhus bewiesen eben erst ausgebrütete Republiken ihren Mut, indem sie ihre

schwächeren Nachbarn angriffen. In Paris waren die Vertreter all dieser Volksgruppen unersättlich in ihren Forderungen. Zutritt zum Meer, strategische Grenzen, rassische Grenzen, Sprachgrenzen; nicht eine Forderung deckte sich mit der anderen. Gierige Hände rissen die Landkarte Europas in Stücke.

Es war genau, wie Tasker Bliss es in einem Brief an seine Frau beschrieb: „Die unterdrückten Völker gelangen an die Oberfläche, und sobald sie auftauchen, fahren sie jemandem an die Kehle. Sie sind wie die Moskitos; vom Augenblick der Geburt an bösartig.“

Keiner konnte alle Einzelheiten im Kopf behalten.

Die drei ärgsten Probleme, die ständig um die Ohren Präsident Wilsons schwirrten, waren: Erstens die Überzeugung der Japaner, daß die Landstriche, deren Abtretung Deutschland im Gebiet um Shantung von China erzwungen hatte, ihnen zuerkannt und nicht an China zurückgegeben werden sollten; zweitens die italienischen Forderungen (ein wenig durch House ermutigt, der als Dank für die italienische Unterstützung des Völkerbundes Orlando versprochen hatte, daß er den Präsidenten zu einer vernünftigen Lösung strategischer Fronten in Italien bewegen würde); und drittens die Aufteilung der deutschen Kolonien.

Harold Nicolson berichtete in seinem „Peacemaking“, daß er urplötzlich als Fachmann für italienische Grenzen zur Unterstützung Arthur Balfours bei einer Konferenz ins Hôtel de Mûrat gerufen worden war. Er zitierte aus seinem Tagebuch: „Bei der Ankunft: Militär- und Polizeiwachen, ständiges Salutieren. Wilson wird sehr bewacht. Wir werden in eine Galerie im Oberstock gebracht, deren Besonderheiten ein Glasdach und eine Statue Napoleons in Ägypten sind. Balfour wird in ein Zimmer zur Rechten geführt. Der Rest unserer Gruppe wartet zweieinhalb Stunden vor der Tür, aus der ständiges Stimmengewirr dringt. Mrs. Wilson geht mit klappernden Stöckeln und einem Arm voll Mimosen an uns vorbei.“

Plötzlich schwang die Tür auf und Lloyd George trat heraus. Ihm folgten Bonar Law, Balfour und Präsident Wilson.

Balfour stellte Nicolson als einen jungen Freund vor, der alles über die italienischen Grenzen wußte, was es zu wissen gab. „Augenblick, was war es doch, was wir wollten? Ach ja, Fiume.“

„Nein, nicht Fiume. Das hatten wir bereits“, sagte Wilson. Nicolson fiel sein südamerikanisches Näseln auf.

Präsident Wilson wollte die genaue Zahl der Österreicher wissen, die zu Italien kämen, falls die Grenze beim Brenner verlief. Nicolson schätzte die Anzahl auf zweihundertvierzig- oder zweihundertfünfundvierzigtausend.

„Eine Frage von Tausenden jedenfalls“, sagte der Präsident leichthin.
„Ja, und italienfeindliche Tausende“, äußerte sich Nicolson, der sich im Augenblick für Selbstbestimmung und jeden einzelnen der Vierzehn Punkte begeisterte.

„Meinen Sie, daß sie auf ihrer Deutschsprachigkeit beharren?“

Nicolson erwiderte, sie beharrten auf ihrem Tirol.

Der Präsident bat dann um Statistiken über Fiume. Welches war die Trennungslinie zwischen Fiume und Susak? Aschak, berichtigte Nicolson taktvoll. Das war die jugoslawische Vorstadt. Nur ein kleiner Bach bildete die Grenze.

Der Präsident sagte, die Italiener hätten ihm erzählt, daß einer, der versuchen wollte, von Fiume nach Aschak hinüberzuwechseln, bestimmt umgebracht würde. Nicolson verwehrte sich dagegen.

„Dachte ich's doch, daß er Mumpitz redete“, sagte der Präsident lachend.
„Nun, gute Nacht, meine Herren. Gute Nacht, Mr. Balfour.“

„Wir zogen uns zurück“, bemerkte Nicolson. „So etwas nennt man einen fachmännischen Rat erteilen.“

Nicolson fand den Präsidenten jünger aussehend als auf seinen Photographien. „Man sieht die Zähne nicht, außer er lächelt, was eine grauenhafte Geste ist.“ Er beschreibt die Schultern des Präsidenten als breit, seine Taille schlank, das Gesicht im Verhältnis zur Körpergröße groß. Seine Kleidung sieht aus „wie der Anzug auf einer Kleiderpuppe, äußerst nett und schwarz und adrett, gestreifte Hosen, hoher Kragen, rosa Krawattennadel.“

Beim Hinuntergehen entschuldigte sich Balfour, der ein höflicher Mann war, bei Nicolson für die lange Wartezeit. „Um die Wahrheit zu sagen, wir haben die letzte halbe Stunde bloß noch darüber diskutiert, ob Napoleon oder Friedrich der Große als selbstlose Patrioten bezeichnet werden könnten.“ Nicolson fragte, zu welcher Entscheidung sie gelangt waren. Balfour konnte sich nicht entsinnen.

Am ovalen Tisch des Oberst House

Wilson empfand es als Erleichterung, sich von dem verdrießlichen Zank über geographische und völkerkundliche Einzelheiten, der sich im Rat der Zehn fortsetzte, der akademischen Ruhe der Kommission zuzuwenden, der bei der zweiten Vollversammlung der Friedenskonferenz am 25. Jänner er vorzustehen gewählt worden war, um die Konstitution eines Völkerbundes zu entwerfen. Verfassungen zu entwerfen war seit seiner Studentenzeit sein Steckenpferd gewesen. Auf diese Aufgabe hatte er sich wie auf „einen intellektuellen Leckerbissen“, wie House es nannte, gefreut.

Die Besprechungen fanden rund um einen großen ovalen Tisch in Oberst Houses bequemem Salon im Crillon statt. House veranstaltete die Verhandlungen mit seiner gewohnten unaufdringlichen Gastfreundschaft. Wilson und House vertraten die Vereinigten Staaten. Cecil und der schroffe General Smuts — der aus Erfahrung sprach und sich nicht nur auf Bücherweisheit verließ, sondern sich auf die ungestümen Wechselfälle eines Lebens berufen konnte, das ihm Siege und Niederlagen in Krieg und Politik gebracht hatte — vertraten das britische Empire. Der weitschweifige Léon Bourgeois und sein Juristenkollege sprachen für Frankreich. Orlando und ein Diplomat des italienischen Senats repräsentierten Italien. Die Japaner waren durch zwei, die Belgier, Tschechoslowaken, Chinesen, Portugiesen, Serben und Brasilianer durch je ein Mitglied vertreten.

Die Mitglieder dieses Ausschusses waren aufgeschlossen und zur Zusammenarbeit bereit. Die Arbeit, die sich auf einen Entwurf englischer und amerikanischer Experten stützte, die versucht hatten, den Plänen Smuts, Cecils und Wilsons jeweils das Beste zu entlehnen, ging so reibungslos vonstatten, daß das Dokument nach zehn Sitzungen zur Vorlage an die Vollversammlung fertig war.

Die amerikanischen Sekretäre und zugezogenen Experten bemerkten mit Vergnügen die Gewandtheit und den Takt, dessen sich der Präsident bei zähen Problemen und gegenüber einigen der widerspenstigen Typen am Ausschußstisch bediente. Am 7. Februar schrieb House nach einer besonders erfolgreichen Sitzung: „Viele bedeutende Artikel angenommen. Praktisch stammt alles von unserem Ende des Tisches, das ist das Ende mit Lord Robert Cecil und dem Präsidenten und mir als Berater. Der Präsident übertrifft sich bei derartigen Aufgaben selbst. Sie scheint ihm Spaß zu machen, und die kurzen Erläuterungen seiner Ansichten sind bewundernswert. Ich habe nie jemanden gekannt, dem diese Art der Arbeit so ausgezeichnet liegt.“

Die Vorlage des Paktes

Als der Entwurf Fortschritte machte, nahm der Pakt in Wilsons Vorstellung eine immer mystischere Bedeutung an: in den tiefsten Schluchten seiner Erinnerung hallte das Wort wider. Es trug ihn zu dem religiösen Eifer seiner Kindheit zurück, durch die Heiligengeschichten seines Vaters von den schottischen Protestanten, die ihre Vorfahren waren, bis zum Pakt des alten Testaments zwischen dem allmächtigen Gott und seinem auserwählten Volk. Es verdroß ihn, daß es auf der Welt Menschen gab, die nicht den göttlichen Auftrag erkannten und würdigten, der ihn zur restlosen Hingabe an das große Werk zwang.

Die französische Presse, die von den meisten Amerikanern als frivol und bestechlich abgelehnt wurde, ließ die Ehrfurcht, die sie „*Miister Viilson*“ während seiner ersten Tage in Paris hatte angeeignet lassen, fallen. Spottgedichte und Karikaturen erschienen. Wilsons Geduld riß endgültig, als ein seiner Ansicht nach niederträchtiger Leitartikel im angesehenen ‚*Figaro*‘ erschien.

„Präsident Wilson“, hieß es in diesem Artikel, „hat leichten Herzens eine Verantwortung übernommen, wie sie noch von wenigen Menschen getragen wurde. Der Erfolg seiner idealistischen Bestrebungen wird ihn zweifellos in eine Reihe mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Geschichte stellen. Geben wir aber doch offen zu, daß er im Falle seines Versagens die Welt in ein Chaos stürzen würde, von dem der russische Bolschewismus nur ein schwacher Abklatsch ist; und seine Verantwortung vor dem Weltgewissen wäre drückender, als ein gewöhnlicher Sterblicher zu tragen vermag.“

In der Theorie war Wilson durchaus für Pressefreiheit, das aber ging zu weit. Obwohl der Artikel mit „*Capus*“ unterzeichnet war, glaubte er dahinter die Stimme Clemenceaus herauszuhören. Edith Wilson gab bei dem Empörungsschor des kleinen Familienkreises im Hôtel de Mûrat den Ton an. Der Präsident ließ Grayson zu Ray Baker laufen, um durch diesen die Warnung ergehen zu lassen, daß der Präsident die Verlegung der Konferenz in eine neutrale Stadt vorschlagen würde, sollte die negative Propaganda gegen die versammelten Regierungen nicht sofort unterbunden werden. Auf dem Weg zu Baker zog Grayson House ins Vertrauen.

House protestierte. „Meiner Meinung nach war das eine große Dummheit“, schrieb der Oberst ärgerlich in sein Tagebuch. Wenn sich Mandel auch weigerte, in seinen Zeitungen eine Meldung über Präsident Wilsons Drohung erscheinen zu lassen, zügelte er doch eine Zeitlang die Spötteleien der Pariser Presse.

Nach außen hin verlief die Vollversammlung der Friedenskonferenz, die am Valentinstag im Salon de l'Orloge stattfand, in Pracht und Heiterkeit. Da der Präsident noch am gleichen Abend nach Brest abreisen mußte, um rechtzeitig zur Beendigung des Fünfundsechzigsten Kongresses in Washington einzutreffen, vertiefte sich noch der Eindruck eines großartigen Schauspieles. Monsieur Clemenceau eröffnete die Sitzung und erteilte sofort Präsident Wilson das Wort. Wilson schien seinen Freunden in ungewöhnlich guter Verfassung zu sein, als er mit stolzgeschwellter Stimme verkündete, der Ausschuß, der vierzehn Nationen repräsentierte, habe sich einstimmig für den Text ausgesprochen, den er nun verlesen werde.

Mit sorgfältiger Betonung las er die Vorrede:

„Die Signatarmächte dieses Paktes nehmen diese Verfassung des Völkerbundes an, um den internationalen Frieden und die Sicherheit zu gewährleisten, und zwar durch die Verpflichtung, nicht zur Waffengewalt zu greifen, sondern offene, gerechte und ehrenhafte Beziehungen zwischen den Völkern zu unterhalten, weiters durch die unverrückbare Einsetzung der internationalen Rechtsbegriffe als bindende Verhaltensregel zwischen den Regierungen und durch die Verteidigung der Gerechtigkeit und peinlich gewissenhafte Respektierung sämtlicher Vertragsverpflichtungen im Umgang der organisierten Völker untereinander, um eine internationale Zusammenarbeit ins Leben zu rufen.“

Er setzte mit der Verlesung der zweiundzwanzig Artikel fort, die einen Exekutivrat vorsahen, in dem die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan die Führung innehatten, ebenso eine Körperschaft der Delegierten der kleineren Staaten und ein Sekretariat als Apparat für Konsultation und Schiedsurteil. Die Signatarmächte verpflichteten sich, „die territoriale Unantastbarkeit und die herrschende politische Unabhängigkeit“ aller Mitgliedstaaten „zu achten und zu wahren“. Ein internationaler Gerichtshof, Einschränkung der Aufrüstung, Zwangsmaßnahmen gegen Vertragsbrüchige, die Annullierung aller Verträge, die mit dem Pakt unvereinbar waren, standen als weitere Artikel auf dem Programm.

Das Wort „Signatarmächte“ dröhnte wie ein Refrain von Artikel zu Artikel. Viele Zuhörer in dem dichtbesetzten Saal hatten das Empfinden, hier die Erfüllung einer fünfundzwanzigjährigen Bemühung um die Sicherung einer Weltverfassung zu erleben. Die Rede des Präsidenten wurde mit tiefer Ergriffenheit aufgenommen. Oberst House liefen die Tränen über die Wangen, als er in dem einsetzenden Beifallssturm dem Präsidenten die Hand schüttelte.

Obwohl den Frauen der Delegierten ausdrücklich der Zutritt verboten worden war, hatte Edith Wilson Clemenceau erweicht, sie und Cary Grayson einzuschmuggeln. Sie saßen auf ungemütlichen Sesseln in einem winzigen Alkoven hinter einem roten Brokatvorhang.

„Es war ein Augenblick von großer geschichtlicher Bedeutung, und als der Präsident schlank, gefaßt und mit mächtigen Argumenten dort stand, schien es mir, als ob alle Menschen der unterdrückten Länder — Männer, Frauen und kleine Kinder — dicht an ihn heranrückten, um seinen Worten begierig zu lauschen.“

Der Pakt wurde einstimmig angenommen, und Edith Wilson erlebte die Genugtuung, durch einen Vorhangschlitz einen Blick auf die Delegierten zu erhaschen, die herandrängten, um ihrem Mann die Hand zu drücken. Der Tiger hatte darauf bestanden, daß sie sich nicht blicken lassen dürfe, da

er „sonst alle anderen Gattinnen am Hals hätte“. Der Saal leerte sich rasch. Als der letzte Frackschössel durch die Tür verschwunden war, schlichen Edith Wilson und Cary Grayson auf Zehenspitzen aus ihrem Versteck. Die Limousine des Präsidenten wartete unten im Hof auf sie. Woodrow Wilson nahm seinen Zylinder ab und lehnte sich in die Polsterung zurück. Sie fragte ihn, ob er müde wäre. „Ja, vermutlich bin ich das, aber wie wenig zählt doch ein Mensch, wenn es um derart lebenswichtige Fragen geht.“

Der Präsident hatte eine letzte Unterredung mit House, ehe er sich zum Zug begab. „Ich habe meinen Arbeitsplan für seine Abwesenheit entworfen“, schrieb der Oberst. „Ich sagte ihm, ich sei der Meinung, daß innerhalb der nächsten vier Wochen alles erledigt sein könnte. Er schien von dieser Äußerung überrascht und sogar beunruhigt. Ich erklärte ihm daher, daß es nicht meine Absicht sei, alle diese Fragen zu einer endgültigen Entscheidung zu bringen, sondern sie für ihn so weit vorzubereiten, daß er bei seiner Rückkehr die Verhandlungen abschließen könnte. Das gefiel ihm.“ House fuhr mit den Wilsons zum Bahnhof.

Dort warteten die gewohnten Palmen, Fahnen und roten Teppiche. Präsident und Madame Poincaré hatten sich eingefunden, Clemenceau sah geduldig hinter seinem Schnurrbart hervor, das gesamte Kabinett, Botschafter und Attachés waren erschienen. Kurz bevor der Präsident den Zug bestieg, sah er sich nach Oberst House um, der sich wie gewohnt unauffällig im Hintergrund hielt. Man sah, wie er House die Hand auf die Schulter legte und ihm zuflüsterte: „Schwere Arbeit liegt vor Ihnen, House.“ „Er sah glücklich aus“, vermerkte House, „und hatte dazu auch allen Grund.“

Die Unterschriftensammlung

Präsident Wilsons Heimfahrt war ein mittelmäßiger Erfolg. Bei seiner Landung in Boston wurde er freundlich von einem sauertöpfischen Mann namens Calvin Coolidge, dem neuen republikanischen Gouverneur von Massachusetts, und einer Menschenmenge begrüßt, die sich in der Mechanic's Hall drängte und bis in die Huntington Avenue ergoß. Sie jubelten ihm zu, daß sich die Balken bogen. Henry Cabot Lodge, der bereits vor dem Senat den Völkerbund verriß, nahm es äußerst übel, daß der Präsident vor einer Bostoner Menge gesprochen hatte. Wilson versuchte, ihm seinen eigenen Amtsbezirk abspenstig zu machen.

Der Präsident traf rechtzeitig in Washington ein, um den Vorsitz an einer für sechsunddreißig Teilnehmer gedeckten Abendtafel des Weißen Hauses für die Mitglieder des Senates und die Ausschüsse des Repräsentantenhauses für auswärtige Angelegenheiten zu führen. Mit seinem ge-

winnendsten Lächeln unterhielt er die Anwesenden und stand Rede und Antwort.

„Ich habe Mr. Wilson noch nie so menschlich oder so anziehend gefunden wie an diesem Abend“, schrieb Kongreßmitglied J. J. Rogers an Henry White, der aus Paris einen eifrigen Briefwechsel mit seinen republikanischen Freunden aufrechterhielt, um sie für die Idee des Völkerbundes zu gewinnen.

Lodge selbst gab zu, daß das Dinner sehr angenehm verlief, daß der „Präsident höflich und umgänglich war“, behauptete jedoch, daß er über die Verfassung des Völkerbundes schlecht unterrichtet zu sein schien, besonders über die Fragen der Vollmachten. „Wir gingen um nichts klüger, als wir gekommen waren.“

Die wenigen Tage, die der Präsident in Washington verbrachte, gingen zum Großteil damit auf, daß er seinen Namen unter verschiedene Dokumente setzte. Dennoch fand er Zeit, inmitten einer glücklichen Menschenmenge eine Parade heimgekehrter Soldaten zu inspizieren. Newton Bakers Kriegsministerium beförderte die Infanteristen beinahe so rasch in die Heimat zurück, wie es sie nach Übersee gebracht hatte. Jeder Schritt zur Demobilisierung wurde mit rückhaltloser Begeisterung aufgenommen. Es hieß, daß die amerikanische Öffentlichkeit den Krieg wie ein Baseballspiel betrachtete. „Wir haben gewonnen; gehen wir nach Hause.“

Die unmittelbaren Ergebnisse der Dinnerparty des Präsidenten waren ungünstig. Senator Frank Brandegee von Connecticut und Senator Lodge und eine Gruppe Gleichgesinnter, die den Einfluß, den die Erklärungen des Präsidenten auf die Öffentlichkeit haben mochten, fürchteten, legten unverzüglich eine Resolution vor, die bewirkte, daß der Senat gegen den Völkerbund in seiner gegenwärtigen Verfassung Einspruch erhob und sofortige Friedensverhandlungen mit Deutschland zu Bedingungen verlangte, die für die Vereinigten Staaten vorteilhaft waren.

Es gelang Wilsons Demokraten, diese Resolution zu blockieren. Brandegee und Lodge gaben das Dokument in der Form einer Sammelliste an die Presse weiter. Sie sicherten sich die Unterschriften von neununddreißig Senatoren. Diese Anzahl genügte, um die Ratifizierung jedes Vertrages unter der Zwei-Drittel-Bestimmung zu verhindern.

Als Wilson im Präsidentschaftszimmer des Senatsflügels erschien, um die letzten Gesetzesentwürfe zu unterzeichnen, fand er den Fünfundsechzigsten Kongreß in Verwirrung und Tumult zu Ende gehen. Eine Obstruktion der Republikaner, die zum Großteil auf jenen hartköpfigen La Follette zurückging, verhinderte die Verabschiedung notwendiger Gesetze über die Zuweisung an verschiedene Fonds. Der Präsident sah sich gezwungen, beinahe sofort eine Sondersitzung des neuen Sechsendsechzigsten Kon-

gresses einzuberufen, der sich verlässlich in republikanischen Händen befand.

In trotziger Stimmung traf der Präsident in New York ein, um sich an Bord der „George Washington“ zu begeben. Dort wurde ihm eine gewisse Ermutigung zuteil. Als er durch die Straßen fuhr — von dem größten Polizeiaufgebot beschützt, das diese Stadt jemals erlebt hatte, wie die Zeitungen berichteten —, wurde er von jubelnden Menschenmassen begrüßt, die auf ungefähr die gleiche Kopfbzahl geschätzt wurden wie die Menge am Waffenstillstandstag. Al Smith führte den Vorsitz über ein vielköpfiges Publikum, das sich im Haus der Metropolitan Opera versammelt hatte, um den Präsidenten zu hören. Caruso sang „The Star-Spangled Banner.“ Expräsident Taft, der seine Gesundheit bei einer Rednertournee zugunsten des Völkerbundes überfordert hatte, sprach die einleitenden Worte. Die beiden Männer erschienen Arm in Arm auf der Bühne, als das Orchester „Over There“ spielte und das Begrüßungskomitee versuchte, eine Huldigung anzukurbeln.

„Das erste, was ich den Menschen jenseits des Ozeans verkünden werde“, erklärte Woodrow Wilson, „ist, daß eine überwältigende Mehrheit des amerikanischen Volkes für den Völkerbund ist.“

Die New Yorker „Times“ entdeckte keinerlei überwältigenden Beifall. Gewisse Ausdrücke lösten „kurze, nervöse Augenblicke des Klatschens“ aus. Das Publikum verhielt sich Zeitungsberichten zufolge gespannt und verfolgte jedes Wort aufmerksam.

Ein Großteil der Rede war ein Angriff auf die Kritiker des Präsidenten. „Jene Männer, die hier Kritik üben, haben niemals den mächtigen Pulsschlag der Welt gefühlt.“

Wilson verkündete zum hundertsten Male seine Hingabe an die Sache, für die die Soldaten ihr Leben geopfert hatten. Er war entschlossen, es zu keinem Frieden ohne den Pakt kommen zu lassen: „Wenn der Vertrag eintrifft, werden die Herren auf dieser Seite des Ozeans nicht nur den Pakt darin enthalten finden, sondern es werden so viele Fäden des Vertrages an den Pakt anknüpfen, daß man den Pakt nicht herauschälen können wird, ohne die gesamte lebenswichtige Struktur des Vertrages zu zerstören.“

Oberst House am Steuer

Eine Zeitlang von den Predigten des amerikanischen Präsidenten erlöst, wandten sich die Unterhändler voll Lebhaftigkeit House zu. Aus Höflichkeit war dem „noble candeur“ von Wilsons Bemühungen um eine Liga, die jede Kriegsmöglichkeit unterbinden sollte, Bewunderung gezollt worden.

Nun war es Zeit, sich der praktischen Seite zuzuwenden. Der Oberst hatte für die Probleme eines jeden Verständnis. Orlando nannte ihn „mein lieber Freund“, und er war Clemenceaus Busenfreund.

Als Lloyd George, der sich einem Aufstand im Parlament gegenüber sah und unter täglichen vernichtenden Zeitungsangriffen seitens der Northcliffe Presse litt, sich in seine Heimat begab, um das Terrain zu sondieren, übertrug er seine Aufgaben dem zerstreuten und philosophischen Balfour. Wenn Balfour auch nicht an eine Vervollkommnung menschlicher Verhältnisse glaubte, war er doch ein überzeugter Humanist. House und Balfour schlossen enge Freundschaft.

Sie fanden beide, daß die deutschen Friedensbedingungen zu einem Ende gebracht werden mußten, ehe der Bolschewismus noch weiter um sich greifen konnte. Ein heutiger schlechter Friede mochte noch immer besser sein als ein guter Friede in drei Monaten. Der Völkerbund hatte vorübergehend zugunsten eines Vorvertrages zurückzutreten.

Am 19. Feber trafen die amerikanischen und englischen Bevollmächtigten zu einer Sitzung über diese Frage in Houses Büro im Crillon ein. Der Tiger, so erklärte House vielleicht mit einer gewissen Einfältigkeit in seinem Tagebuch, „hatte sich meiner Ansicht angeschlossen, daß es am besten sei, einen raschen und frühen Frieden mit Deutschland zu schließen.“

House und Balfour erwarteten ihn, als die Nachricht einlangte, der französische Premierminister sei, als er das Haus verließ, um sich zu der Konferenz zu begeben, ermordet worden.

Stephen Bonsal, Houses Dolmetscher für die französische Sprache, berichtete, daß Balfour in seiner verträumten Art „Nein, so etwas!“ ausgerufen habe, als ob jemand eine Tasse Tee verschüttet hätte. „Was soll das wieder bedeuten!“

Sie wurden bald beruhigt. Clemenceau war zwar schwer verletzt, aber bei weitem nicht tot. Ein geistig zurückgebliebener junger Mann namens Cottin hatte gebrüllt, er sei Franzose und Anarchist, war auf das Trittbrett von Clemenceaus Wagen gesprungen und hatte sieben Kugeln aus dem Revolver auf ihn abgeschossen. Nur eine einzige Kugel traf, allerdings gefährlich nahe an der Lunge. Der Tiger blieb ungerührt. Er bestand darauf, den Verrückten nicht zu hart zu bestrafen, und witzelte darüber, wie sehr es ihn ärgere, nach vier Jahren Krieg noch einen so schlechten Schützen in Frankreich zu finden.

Die Ärzte verordneten Ruhe. Clemenceau lachte ihnen ins Gesicht. Er war selbst Arzt. Drei Tage nach dem Attentat sandte er Mandel zu House, damit dieser ihn besuchen möge. House fand ihn in seiner Wohnung in der Nähe von Passy. Er saß in einem Lehnstuhl, war in eine alte Militärdecke gehüllt und hatte einen alten, schmutzigen Schal um den Hals geschlun-

gen. Eine barmherzige Schwester in großer Flügelhaube, die von Clemenceau unbarmherzig aufgezogen wurde, betreute ihn.

„Der arme alte Knabe“, schrieb House, „konnte seit dem Attentat seinen Sessel nicht verlassen.“ Versuchte er sich niederzulegen, litt er unter Erstickungsanfällen. „Er spricht davon als von seinem ‚Unfall‘. Es sollte ihm nicht gestattet sein, Besucher zu empfangen, aber ich glaube, er ist so starrköpfig, daß man es für das Beste hält, ihm seinen Willen zu lassen. Ich war von der Bescheidenheit seiner Wohnung überrascht.“

Bonsal, der House begleitete, fand den Tiger „vergnügt wie ein Wiesel“; er zitierte Clemenceau, der in seinem merkwürdigen, fließenden Englisch zu House sagte: „Da ich nicht liegen kann, seit der Verrückte mich anschoß, werde ich natürlich auch niemand anderem erlauben, zu Bett zu gehen. Ich werde darauf bestehen, daß ein bißchen Tempo angeschlagen wird. Ich bin überzeugt, daß, falls es uns Amerikanern“ — er schmunzelte durch seinen Schnurrbart; es belustigte ihn, sich für einen Amerikaner zu halten — „nur gelingt, uns mit den Engländern und Franzosen zu einigen, wir den Friedensvertrag mit Deutschland in wenigen Tagen durchsetzen könnten und Zeit hätten, die Verhandlungen mit Osterreich, der Türkei und den Bulgaren aufzunehmen — und diese Leute werden uns nicht lange aufhalten.“

Eile tat not. Hinter der Blockade verhungerte Deutschland. Dem Spartakistenaufstand schien Erfolg zu winken. Wenn auch Joffe und seine Propagandisten von der sozialdemokratischen Regierung mit Gewalt aus der russischen Gesandtschaft in Berlin entfernt worden waren, ließen sie doch kommunistische Rubel und kommunistische Hetzer zurück. Obwohl die Sozialdemokraten von den heimgekehrten Soldaten energisch unterstützt wurden, konnten sie nur mit äußerster Mühe die Ordnung aufrecht erhalten. Erst im Jänner war ein Spartakistenaufstand blutig unterdrückt worden. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die wortgewandtesten der Revolutionäre, kamen damals ums Leben. Täglich trafen Meldungen von weiteren Revolten ein. Kurt Eisner, der das volle Vertrauen sämtlicher deutscher Gemäßigten genoß, wurde in München ermordet.

In Rußland nützte Trotzki die durch den Winter bedingte Atempause, um die Organisation und die Bewaffnung seiner Roten Armee zu verbessern. Gleichzeitig kämpften an der antibolschewistischen Front die Tschechen mit den Polen um den Besitz von Wilna. Weitere polnische Truppenkontingente versuchten, den Ukrainern Lemberg zu entreißen. Überall dort, wo sie nicht ihre Nachbarn bekriegten, bekämpften sich die befreiten Polen untereinander. Sobald der Oberste Kriegsrat sie mit Waffen versorgte, richteten sie diese gegeneinander.

Die französischen Militärs waren überall emsig am Werk. Foch hielt die Zügel in der Hand. Seine Agenten regten eine Bewegung für ein unabhängiges Rheinland an. Seine Pläne waren von napoleonischer Kühnheit. Gesprächsweise teilte er dem Obersten Kriegsrat mit, daß er die Bolschewistenfrage ein für alle Mal lösen würde, wenn man ihm hunderttausend Amerikaner zur Verfügung stellte. Er würde ein Heer aus Polen, Litauern, Ukrainern und Balten aufstellen und, mit den Amerikanern als verläßlichem Truppenkern, die Roten bis auf den Ural zurückwerfen.

Bliss, der die Vereinigten Staaten vertrat, hörte mit eisiger Miene zu. Er nannte den Vorschlag ein Programm für einen zweiten Dreißigjährigen Krieg. In einem Privatbrief an Mrs. Bliss ließ er seiner Empörung freien Lauf: „Wir sollten trachten, Europa so rasch wie möglich mit Mann und Roß und Wagen zu verlassen.“

Lloyd George kam mit einem Stoß neuer Reparationsforderungen in Paris an. Er mußte seinem Wahlkreis greifbare Ergebnisse nach Hause bringen. Die englischen Fachleute hatten sich auf einen Betrag von hundertundvierzig Milliarden Dollar geeinigt. Die Franzosen übertrafen sie dabei noch, denn ihre Forderung belief sich auf zweihundert Milliarden. Die meisten Amerikaner gaben Baruch recht, daß es sinnlos wäre, über mehr als zwanzig Milliarden auch nur zu sprechen. Sowohl Lloyd George als auch Clemenceau gestanden House in privaten Unterredungen ein, daß die Deutschen niemals in der Lage wären, diese astronomischen Summen aufzubringen, aber schwindelerregende Beträge waren genau das, wovon das Volk hören wollte. „Ich war von der zynischen Art, in der sie über ihr Volk sprachen, belustigt und verdutzt“, schrieb House.

Um einen Vorvertrag in kürzester Zeit zuwege zu bringen, machte House nach rechts und links Zugeständnisse. Andererseits wurden auch ihm Konzessionen eingeräumt. „Es ist bereits klar“, schrieb er, „daß der Friede nicht jener Friede sein wird, den ich erhoffte.“

Am 1. März übernahm Clemenceau wieder den Vorsitz über die Versammlungen in Monsieur Pichons Salon. Wenn er sich gut fühlte, war er so lebhaft wie immer, aber er neigte dazu, während der Gespräche einzunicken. Oft litt er Schmerzen. Die verrunzelten elfenbeingelben Lider sanken über seine sonderbar tierähnlichen Augen herab, und er schlief sanft wie ein kleines Kind; wenn es sich jedoch um französische Forderungen handelte, war er in Blitzesschnelle hellwach.

Der 2. März war der Unabhängigkeitstag Texas'. House schrieb in sein Tagebuch: „Ich wollte, ich wäre zu Hause, um ihn zu feiern.“

Wenn er durch die Abwesenheit des Präsidenten auch freie Hand hatte, in das Räderwerk der Weltgeschichte einzugreifen, wie er das stets er-

träumt hatte, war House von der ihm bevorstehenden Aufgabe doch alles eher als ermutigt. „Außer dem Präsidenten ist unter den Bevollmächtigten kaum einer, der das nötige umfassende und objektive Verständnis für die Lage aufbringt. Der Präsident selbst hat zwar wenig Talent, seine Theorien in die Praxis umzusetzen und ist dadurch in mancher Hinsicht für diese allerhöchste Aufgabe ungeeignet. Wenn der Präsident seinen Einfluß auf die liberalen und Arbeiterklassen ausnützte, könnte er vielleicht die Regierungen Großbritanniens, Frankreichs und Italiens stürzen. Täte er das jedoch, bestünde die Gefahr, daß er einem weltweiten Chaos Tür und Tor öffnet.“

House fühlte die Last der Erdkugel auf seinen Schultern ruhen. „Einmal dreht es sich um Archangelsk und Murmansk, dann um das linke Rheinufer, im nächsten Augenblick um Kleinasien, die afrikanischen Kolonien, die chinesisch-japanischen Meinungsverschiedenheiten, die Lebensmittelfrage ... Keiner kann sich auch nur eine annähernde Vorstellung davon machen, unter welchem Druck ich in diesem Monat stand.“

Am 6. März saß er zusammen mit Lloyd George bei einem gemütlichen Lunch in der Wohnung des Premierministers hinter dem *Place des Etats-Unis*. Der Waliser schenkte Wilsons Vertrautem reinen Wein ein. Er mußte mit einer Beute nach Hause kommen. Die englische Wählerschaft träumte von Reparationen, die ihre Steuern senken, die Kriegsversehrtenrenten decken und neue Industrien beleben würden. Die Bewohner der Kolonien erwarteten eine Abgeltung für die von ihnen gebrachten Opfer aus den deutschen Kolonien.

„Es amüsierte mich stets, George in seiner naiven Art behaupten zu hören, er habe dies, das oder jenes wohl aus politischen Erwägungen heraus getan, stehe aber über den Dingen“, bemerkte House nachdenklich. „Er scheint keinerlei angeborenes Empfinden für Recht oder Unrecht zu haben, sondern beurteilt die Dinge vom Standpunkt der Nützlichkeit. Mit all seinen Fehlern“, schloß der Oberst, „ist er nach Geburt, Instinkt und Erziehung ein Liberaler.“

Es war an der Zeit, daß Entscheidungen gefällt wurden. Die Probleme waren zu lange aufgeschoben worden, um geziemend gelöst zu werden. Lloyd George begann, Clemenceau einen separaten Nichtangriffspakt zu versprechen, falls Frankreich seinerseits den englischen Forderungen nachgeben würde. Er wollte sogar einen Tunnel unter dem Kanal erbauen lassen, um im Notfall englische Truppen zum Schutze Frankreichs rascher auf den Kontinent zu befördern.

„In Abwesenheit des Präsidenten“, schrieb House über diese zwanglosen Zusammenkünfte, „zögerte ich nie, genau die gleiche Verantwortung wie die anderen zu übernehmen und zu handeln.“

Als Wilson wieder nach Paris zurückkehrte, war es den drei Europäern plus House gelungen, die japanische Delegation hinauszuekeln. Das wiederholte Ersuchen der kleinen gelben Brüder, daß die Gleichberechtigung der Rassen in den Pakt aufgenommen werden sollte, war den englischen Kolonialbewohnern genau so peinlich wie Präsident Wilson. Unter strengster Geheimhaltung arbeiteten die Sitzungen, die sofort nach Wilsons Ankunft den offiziellen Status des Viererrates erhalten hatten, einen Vorvertrag mit Deutschland aus.

Die Rückkehr des Präsidenten

Der Präsident kam am 13. März zu spät in Brest an, um noch am gleichen Abend nach Paris weiterzufahren. Er hatte darauf bestanden, daß die „George Washington“ am dreizehnten, in dem er seine Glückszahl erblickte, den Hafen anließ. Langsam gewann er seinen Gleichmut zurück, der durch seine enttäuschende Rückkehr nach Amerika erschüttert worden war. Die Seereise tat ihm ungemein gut. Edith und Dr. Grayson fanden ihn in guter Verfassung.

Über House war er bei seiner Ankunft ziemlich ungehalten. Dessen Plan für einen Vorvertrag widersprach seinem Entschluß, keinerlei Vertrag zu unterzeichnen, der nicht auf dem Pakt fußte. Er war nicht zu Unrecht besorgt, daß Lodges Unterschriftensammlung als Vorwand dienen könnte, das gesamte Vorhaben eines Völkerbundes auf die lange Bank zu schieben. Meldungen aus den englischen und amerikanischen Zeitungen ließen ihn vermuten, daß ein Gerücht in Umlauf gebracht wurde, das von der Aufgabe des Völkerbundes sprach.

Edith Wilson hatte House immer genau so unsympathisch gefunden wie McAdoo. Nun sah sie eine Möglichkeit, ihn loszuwerden. „Eine richtige Qualle“, nannte sie ihn. Ständig hielt sie ihrem Mann vor, House wäre zu unentschlossen und nachgiebig. Außerdem stünde er zu sehr im Lichte der Öffentlichkeit. Er war nicht länger der unbekannte Berater. Im vorigen Frühjahr hatte der Präsident persönlich den Verlegern Doubleday Pages schreiben und ihnen vorschlagen müssen, unauffällig Arthur Howden Smiths Buch, das sich „Der wahre Oberst House“ nannte, aus dem Druck zu ziehen. Nun strich man House in der englischen und der amerikanischen Presse als den Kopf der Friedenskonferenz heraus. Überall stieß man auf seine Photographien. Wickham Stead, einer der eifrigsten englischen Verfechter eines Völkerbundes, erblickte in House den Vater dieser Idee.

Grayson pflichtete Mrs. Wilson bei. Einen „Ja-Sager“ nannte er den Vertrauten Wilsons. Die ganze Schar rund um den Präsidenten stellte sich ge-

gen Oberst House. Selbst die Beamten des Geheimdienstes waren darüber verärgert, wie er den Präsidenten hineingelegt hatte.

House fuhr in Poincarés Zug nach Brest hinunter, um seinen Freund liebevoll zu begrüßen. Obwohl House in seiner Eintragung vom 14. März schreibt: „Ich ging nicht an Bord der ‚George Washington‘ sondern hieß den Präsidenten und Mrs. Wilson auf dem Kai willkommen“, beschrieben sowohl Mrs. Wilson als auch E. W. Starling, einer der Beamten des Geheimdienstes, in ihren Erinnerungen eine Szene im Salon des Präsidenten an Bord des Schiffes.

Starling schilderte dem Journalisten, der die Geschichte später für den Druck überarbeitete, daß der Präsident und Oberst House sich an jenem Abend in der Kabine des Präsidenten eingeschlossen hätten.

„Nach geraumer Zeit trat Oberst House aus der Kabine heraus. Er sah verstört aus und entfernte sich mit eiligen Schritten. Als ich eintrat, um die Tür zu schließen, stand der Präsident reglos da und starrte mich an, ohne mich wahrzunehmen. Er war blaß und wirkte erschöpft und müde. Seine Gestalt strömte tiefe Niedergeschlagenheit aus. Ich schloß die Tür und verfluchte Oberst House.“

Edith Wilsons Erinnerung schildert den Ablauf bewegter. „Rückblickend erkenne ich in diesem Augenblick eine Krise in seinem Leben“, schrieb sie in „My Memoir“, „und fühle, daß damals die langen Jahre seiner Krankheit anbrachen, die der Preis für seine Überarbeitung waren, und daß mit der Vernichtung seiner Pläne und seines Lebens jene tragischen Jahre anhoben, die die Welt demoralisierten.“

Ihre Schilderung ist sehr lebhaft: „Es war nach Mitternacht und sehr still auf dem Schiff, als ich die Tür des Arbeitszimmers meines Mannes aufgehen und Oberst House sich verabschieden hörte. Woodrow stand aufrecht in seiner Kabine. Die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, entsetzte mich. Er schien um zehn Jahre gealtert zu sein, und sein Kinn zeigte jene strenge Linie, die immer dann auftrat, wenn es ihn übermenschliche Anstrengungen kostete, sich zu beherrschen. Stumm streckte er mir die Hand entgegen, die ich sofort ergriff, während ich ausrief: ‚Was ist denn los? Was ist geschehen?‘

Er lächelte bitter. ‚House hat alle Erfolge, die ich vor meiner Abreise in Paris errang, preisgegeben. Er hat nach jeder Seite Zugeständnisse gemacht, und ich werde von neuem beginnen müssen, aber diesmal wird es schwieriger sein.‘ “

Wo immer diese Unterredung stattfand — Ray Baker berichtet, daß es im Zug gewesen war — verlief sie gespannt. Der Präsident tadelte House dafür, ihn zur Einladung der Senatoren zu jenem Abendessen veranlaßt zu haben. „Ihr Dinner war ein Fehlschlag, was die Aussprache anbelangt“, er-

innerte sich House seiner Äußerung. Die Senatoren waren unnachgiebig geblieben. Der Präsident wollte nichts von einem Vorvertrag mit Deutschland wissen. Wenn sie ihn dazu zwängen, würde er auf einem Vorvertrag mit jedem einzelnen der Kriegsteilnehmer bestehen.

House faßte die Unterredung folgendermaßen zusammen: „Der Präsident kehrt äußerst kampflustig zurück und ist entschlossen, den Vertrag eines Völkerbundes zu erwirken.“

Diesmal stiegen der Präsident und seine Begleiter in einem neueren Pariser Viertel in der Nähe des Wohnhauses, in dem Lloyd George und Balfour untergebracht waren, ab. Der Präsident wünschte den Franzosen für seine Unterkunft nicht verpflichtet zu sein. Das Hôtel de Mûrat trug zu sehr den Stempel napoleonischer Zeit, um bequem zu sein, und außerdem war er überzeugt, daß die dortigen französischen Lakaien durchwegs Spitzel seien. Place des Etats-Unis Nr. 11 war ein Wohnhaus der *art-nouveau*-Richtung und gehörte einem Bankier namens Bischoffsheim. Es enthielt eine schöne Gemäldesammlung. Edith Wilsons Badezimmer war mit emaillierten Apfelblüten verziert. Die Beleuchtung war in einem Schwarm aus Vögeln und Schmetterlingen untergebracht. Die Hähne des Waschbeckens waren aus Gold. Auf dem Platz vor dem Haus erhob sich Bartholdis Bildgruppe von Lafayette, wie er von George Washington empfangen wurde.

Sofort ordnete der Präsident die Räumung der überfüllten Salons an, um Büroräume zu gewinnen. Seine erste Handlung bestand darin, durch Ray Baker eine Erklärung in der Presse veröffentlichen zu lassen:

„Der Präsident verkündete heute, daß die in der Vollversammlung der Friedenskonferenz vom 25. Jänner 1919 gefällte Entscheidung, wonach die Gründung eines Völkerbundes einen wesentlichen Bestandteil des Friedensvertrages bilden sollte, endgültig ist und daß die Meldungen, die von einer beabsichtigten Änderung dieser Entscheidung wissen wollen, jeder Grundlage entbehren.“

Der Rat der Vier

Die Arbeit des Viererrates entwickelte sich zu einer endlosen Qual. Wilsons Beharrlichkeit, die Pläne für einen vorbereitenden Friedensvertrag zu verwerfen bedeutete, daß viele Fragen erneut aufgegriffen werden mußten. Es dauerte nicht lange, ehe Clemenceau, Lloyd George und Orlando, jeder auf seine besondere Art entdeckt hatten, wie man Präsident Wilson behandeln mußte. Wenn sie den Völkerbund bedrohten, machte er Zugeständnisse. Für den Pakt war er bereit, alles andere zu opfern.

Die Ausarbeitung der Einzelheiten war für alle Betroffenen eine Straf-

aufgabe. Der Viererrat litt nicht unter einem Mangel an Information, sondern unter ihrem Überfluß.

Scharen fähiger Experten waren bereit, über jedes erdenkliche Thema Statistiken zu erstellen. Ihre Schwierigkeit bestand darin, zu erfahren, wie die Großen Vier ihre Berichte verwendeten. Die Verhandlungen waren in tiefste Geheimhaltung gehüllt, es sei denn, einer der Olympioniken ließ aus einem besonderen Grund eine Geschichte an die Presse durchsickern.

Die englischen Delegationen genossen den Vorteil eines täglich abgefaßten Überblickes über den jeweiligen Verhandlungsstand. Diese Berichte wurden durch Sir Maurice Hankey ausgegeben. Wilson sah sich nie imstande, seine verschiedenen Teams über die laufenden Vorgänge zu unterrichten. Lansing's Leute wußten nicht, was House's Stab im Schilde führte. Beide Gruppen besaßen keinen regelmäßigen Kontakt mit Baruch's Kommission.

Herbert Hoover, der durch seine Erfahrung in Belgien die trüben Gewässer internationaler Intrigen bereits kannte, fuhr mit unerschütterlicher Quäkertreue fort, sein Hilfswerk dort, wo es am dringendsten benötigt wurde, zu organisieren; obwohl er mehr über die Völker wußte, über deren Geschick so willkürlich entschieden wurde, als die meisten, wurde sein Rat kaum eingeholt und er erfuhr einzig durch seine fallweisen Plaudereien mit Oberst House, was im Oberstock entschieden wurde.

Der Außenminister war dazu herabgewürdigt worden, in brütender Untätigkeit den Sitzungen der verschiedenen Räte beizuwohnen, die wie eine Reihe fünfter Räder weiterhaspelten, sobald die Großen Vier sich in ihr inneres Sanktum zurückgezogen hatten. Lansing vertrieb sich die Zeit damit, in seinem Notizbuch Skizzen der Abgeordneten zu kritzeln. Was Henry White oder Tasker Bliss anbelangte, so wurden sie nie um ihre Meinung gefragt. Sie mußten hinter House's Schwiegersohn Auchincloss hertröten, um die spärlichen Informationsbrocken aufzulesen, die er ihnen zugestand. House wurde nach wie vor konsultiert, aber Edith und Grayson schürten hinter den Kulissen emsig ihre Feuerchen, um die an sich schon kläglichen Reste seines Einflusses zu Asche zerfallen zu lassen.

Der Präsident hatte sich die Ärmel hochgekrempelt. Es gab keinen, dem er vertrauen durfte. Er mußte die ganze Aufgabe allein zu Ende führen. Als erstes begann er ein zähes Ringen um die Minderung der französischen Forderungen nach dem linken Rheinufer, einer rheinischen Republik und nach den Kohlengruben der Saar. Keiner dieser Ansprüche ließ sich mit der in den Vierzehn Punkten enthaltenen Zusicherung der Selbstbestimmung in Einklang bringen. Ende März gipfelte die Unterredung in einem persönlichen Streit mit Clemenceau. Er würde den Friedensvertrag nur dann unterzeichnen, wenn man Frankreich die Saar zuerkenne, brummte der Tiger. „Wenn das so ist, wünschen Sie, daß ich nach Hause fahre?“

fragte der Präsident mit schneidender Stimme. Clemenceau verlor die Selbstbeherrschung. „Ich wünsche nicht, daß Sie zurückfahren, aber ich werde selbst nach Hause gehen.“ Er polterte aus dem Zimmer.

Die Friedensberatung war an einem toten Punkt angelangt. Lloyd George vertraute House an, wie sehr ihn die Unerschrockenheit des Präsidenten beeindruckt habe. House nützte die günstige Gelegenheit, die Zornesausbrüche des Präsidenten in den grellsten Farben zu schildern.

Am 3. April rief Mrs. Wilson House an, daß der Präsident an einer Erkältung leide und ihn bitten lasse, ihn beim Viererrat zu vertreten. Dr. Grayson bezeichnete die Erkrankung des Präsidenten als Grippe. Er hatte hohes Fieber und der Husten ließ ihn nicht schlafen.

Es ist anzunehmen, daß Wilson gleichzeitig mit der Grippe an einem leichten Gehirnschlag litt. Als er das Bett verlassen konnte, bemerkte Ray Baker eine Erstarrung der einen Gesichtshälfte. Das Auge zuckte stetig.

Ike Hoover, der Kammerdiener des Weißen Hauses, der jetzt in gestreiften Hosen und einem Cutaway im Wartezimmer der Suite des Präsidenten Dienst versah, schrieb die grundlegende Veränderung im Wesen des Präsidenten dieser Erkrankung zu.

Vom Krankenbett aus verwirklichte Wilson seine Clemenceau gegenüber ausgesprochene Drohung, indem er durch Ray Baker an die Presse durchsickern ließ, er hätte dem Kapitän der „George Washington“ deponiert, das Schiff für seine Heimfahrt bereit zu machen.

Kompromisse

Als der Präsident zu den Sitzungen des Rates zurückkehrt, sind alle Teilnehmer bedeutend verbindlicher geworden. Seine Kollegen habe es plötzlich eilig, zu einem Ende zu gelangen. Die Großen Vier werden unsanft daran erinnert, daß sie allen Grund zur Eile haben, als der liberale Graf Károlyi, den die Westmächte nicht unterstützt hatten, seine Bemühung, Ungarn zu reorganisieren mutlos aufgibt und in Budapest von dem Kommunisten Bela Kun abgelöst wird.

Zugeständnisse sind an der Tagesordnung. Wilson selbst räumt jene Art von Konzessionen ein, deren bloßen Vorschlag er House verübelt hatte. Er bewilligt Frankreich die Saar und das linke Rheinufer, aber nur auf die Dauer von fünfzehn Jahren. Der Tiger nimmt die zeitliche Begrenzung an. Der Präsident kommt Clemenceau sogar so weit entgegen, daß er sich dem Versprechen Lloyd Georges auf einen separaten Nichtangriffspakt anschließt. Er stimmt der Forderung nach unbegrenzten Reparationszahlungen Deutschlands zu.

Smuts Einfluß gelingt es, die ursprünglichen Mandats Herrschaften im Rahmen des Bundes in den unverhüllten Besitz der deutschen Kolonien umzuwandeln. Polen wird die Chance eines Volksentscheides in Schlesien eingeräumt. Den Japanern wird zugesagt, daß ein Anspruchsvorwand für ihre Ausbeutung der Halbinsel Shantung gefunden werden soll, wenn sie ihr ungelegen kommendes Beharren auf der Rassengleichheit aufgeben. Mit Ausnahme der Italiener sind alle glücklich.

Am 13. April finden die Großen Vier, daß sie nun in der Lage seien, die deutschen Stellvertreter in Versailles zu empfangen und ihnen ihr Schicksal zu verkünden. Die Österreicher sollen etwas später nach Saint Germain kommen. Die Türken und Bulgaren können warten. Jeder Gedanke eines Versailler Kongresses, bei dem Sieger und Besiegte sich mit den neutralen Staaten zusammenfinden, um eine Herrschaft der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes herbeizuführen, war längst fallengelassen worden.

Die Italiener laufen wegen Fiume Sturm. Der schlaue Venizelos erreicht Zugeständnisse für Griechenland, die zu den italienischen Plänen im Ägäischen Meer in Widerspruch stehen. Wilson hat den Italienern die Herrschaft über das deutschsprachige Tirol eingeräumt, um ihnen ihre strategischen Grenzen zu gewährleisten. Er findet, daß sie damit zufrieden sein müßten. Clemenceau und Lloyd George geben ihm recht.

Am 22. April trägt House neben bekümmerten Bemerkungen über italienische Intrigen in sein Tagebuch ein, daß wieder einmal der San Jacinto-Tag herangekommen ist. Wieder sehnt er sich danach, ihn im heimatlichen Texas feiern zu dürfen.

Am nächsten Tag verkündet Orlando, daß Italien ohne Fiume nicht bereit sei, den Friedensvertrag zu unterzeichnen. Abermals steckt der Viererrat in der Sackgasse.

Der Präsident sitzt am hohen Roß. Er fertigt auf seiner eigenen Schreibmaschine einen Aufruf an das italienische Volk aus, in dem er darauf hinweist, daß ihnen der Brenner zuerkannt wurde. Sie haben Triest. Das in unmittelbarer Nähe liegende Fiume muß ein unabhängiger Hafen für die wenigen Völker des Balkans und des Donautales bleiben. Er bittet die Italiener, „den kürzlich befreiten Völkern jenseits der Adria die vornehmsten Tugenden der Großmut, der freundlichen Großzügigkeit und der Wahl der Gerechtigkeit an Stelle egoistischer Beweggründe zu beweisen.“

Grayson überbringt die Erklärung auf raschestem Wege Ray Baker, der sie durch die Presse veröffentlichen läßt.

Das Ergebnis sind Aufmärsche in Rom, bei denen „*Abasso Wilson*“ gebüllt wird. Unterwürfige Italiener, die eine Photographie des Präsidenten neben ihren Bildern von *la santissima* in ihren Wohnungen aufmachten,

reißen sie von den Wänden. Die Straßen Fiumes sind von Plakaten überschwemmt, die Präsident Wilson in einem deutschen Stahlhelm zeigen. Orlando und Sonnino reisen beleidigt nach Rom ab.

Lloyd George möchte Fiume zwar nicht in italienischem Besitz wissen, beieilt sich jedoch mit ausgleichenden Ersatzvorschlägen über die Aufteilung der türkischen Herrschaftsgebiete. Nach wenigen Tagen sind Sonnino und Orlando wieder in Paris als wäre nichts geschehen.

Der zum Triumvirat zusammengeschmolzene Rat ist ohne Orlando gemüthlicher. Das nunmehrige Lösungswort heißt Wiedergutmachung für alle. Sie versammeln sich in Lloyd Georges Wohnung oder in Präsident Wilsons Studio am Place des Etats-Unis. Sie stecken die Köpfe über den Landkarten zusammen. Sie skizzieren Bahnen, Flußtäler, ethnographische Grenzen, Kohlenvorkommen. Einzelheiten, Einzelheiten. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Immer wieder entfallen ihnen die fremden Namen, die Lage der Tunnel, die Häfen. Sie sind müde. Die Tatsachen gleiten ihnen durch die Finger, Einzelheiten verschwimmen. Clemenceaus und Wilsons Gesundheit ist schwer erschüttert. Lloyd George, der zwar körperlich fit ist, läßt sich durch jede Kleinigkeit ablenken.

Harold Nicolson, der den Olympioniken als Fachmann des englischen Außenministeriums zugeteilt wurde, schreibt in Schlagworten über ihre Arbeit. Hier die Eintragung über einen Maimorgen in der Wohnung Lloyd Georges: „Wir sind noch in Unterhandlung, als der schwammige Orlando und der stämmige Sonnino in den Salon geführt werden. Alle haben sich um die Lankarte geschart. Dadurch wird der Eindruck eines Kuchens, der aufgeteilt werden soll, noch erhöht. Ll. G. zeigt ihnen auf dem Atlas seine Vorschläge. Sie wollen auch Scala Nova haben. ‚O nein‘, sagt Ll. G., ‚das können Sie nicht haben. Dort wimmelt es von Griechen.‘ Er weist weiter darauf hin, daß auch in Marki viele Griechen leben und sich ein Keil griechischer Bevölkerung längs der Küste nach Alexandretta zuschiebt. ‚O nein‘, flüstere ich ihm zu, ‚dort gibt es nicht viele Griechen.‘ — ‚Doch, doch‘, erwidert er, ‚sehen Sie nicht, daß die Karte grün ist?‘ Daraus erkenne ich, daß er meine Karte für eine ethnologische hält und das Grüne für Griechen und das Braune für Türken ansieht, während es sich um Täler und Berge handelt. Ll. G. läßt sich die Berichtigung gefallen, ohne den Humor zu verlieren. Er ist behende wie ein Eisvogel.“

Am gleichen Nachmittag wird Nicolson zu einer Versammlung der Drei in Präsident Wilsons Arbeitsraum berufen. Bei sich nennt er sie die Hexen aus „Macbeth“.

„Die Tür öffnet sich und Hankey fordert mich auf einzutreten. Ein mit Möbeln überfüllter Arbeitsraum, auf dessen Teppich meine riesige Landkarte ausgebreitet ist.

Darüber beugen sich („Mischt ihr alle! Mischt am Schwall. Feuer brenn' und Kessel walle!“) Clemenceau, Ll. G. und P. W. Sie haben sich Fauteuils herangezogen und bücken sich tief über die Karte. Der Präsident und Ll. G. waren ungemein freundlich. Clemenceau zeigte sich rechthaberisch. . . . *Mais voyez vous, jeune homme, que voulez-vous qu'on fasse? Il faut aboutir.*“

„Es ist niederschmetternd“, fügte Nicolson hinzu, „daß diese unwissenden und verantwortungslosen Männer Kleinasien auf diese Art zerstückeln. Ihre Entscheidungen sind unmoralisch und undurchführbar. Aber ich beuge mich den Befehlen.“ *Il faut aboutir.*

Am 29. April treffen die deutschen Bevollmächtigten in Versailles ein. Die Franzosen rieglern sie in einem kleinen Haus innerhalb eines Stacheldrahtgitters ein wie Gefangene.

Am 7. Mai, dem von den alliierten Zeitungen stark kommentierten Jahrestag der Versenkung der „Lusitania“, werden die Deutschen nach Versailles ins Trianon berufen. Es ist ein schöner Frühlingstag. Die Sonne scheint durch die hohen Fenster als die deutschen Bevollmächtigten eintreten, um sich den Siegermächten zu stellen. Clemenceau führt den Vorsitz. Graf Brockdorff-Rantzau, ein hagerer Mann in Schwarz, der mit zitternden Schritten die deutschen Unterhändler hereingeführt hat, sieht das Dokument gar nicht an. Ohne sich zu erheben — seine Freunde behaupten, er sei so nervös, daß er Angst hätte, die Beine könnten ihm versagen — läßt er eine Rede vom Stapel, mit der er das deutsche Volk gegen die alleinige Verantwortlichkeit für den Krieg verteidigt. Er macht den Alliierten schwere Vorwürfe, durch die Fortsetzung der Blockade nach dem Waffenstillstand den Tod tausender Zivilisten verschuldet zu haben. Er erklärt die Grundsätze Präsident Wilsons sowohl für die Sieger als auch die Besiegten bindend. Das deutsche Volk, so sagt er, sei vorbehaltlos bereit, die Prinzipien der Vierzehn Punkte in die Tat umzusetzen.

Seine Rede, die Satz um Satz übersetzt wird, prallt auf kalte Feindseligkeit, die durch die offenkundige Unhöflichkeit des Mannes vertieft wird, der es nicht der Mühe wert findet, sich zu erheben. „Weitere Bemerkungen?“ brummt Clemenceau. „Ansonsten ist die Sitzung beendet.“

Die deutsche Regierung erfüllt prompt die Vierzehn Punkte, indem sie die Bedingungen des Vertrages veröffentlicht. Viele der amerikanischen Delegierten in Paris lesen sie erst, als eine verstohlen angefertigte Übersetzung in den Straßen feilgeboten wird. In den Staaten sind die Mitglieder des Senates und Houses Komitee für auswärtige Fragen empört, weil niemand daran gedacht hatte, ihnen den offiziellen Wortlaut zugehen zu lassen. Sie müssen die Einzelheiten den Zeitungen entnehmen.

Die weitblickenderen Amerikaner in Paris nehmen den Vertrag beinahe mit der gleichen Bestürzung auf wie die Deutschen. Herbert Hoover schreibt in seinen Memoiren, daß er am 7. Mai, um vier Uhr früh durch einen Boten geweckt wurde, der ihm den Wortlaut des Vertrages brachte. In dieser Hinsicht gehörte Hoover zu den wenigen Günstlingen. Er setzt sich im Bett auf und liest. „Ich war zutiefst beunruhigt. Meiner Meinung nach mußten allein die wirtschaftlichen Folgen Europa zugrunde richten und damit auch die Vereinigten Staaten in Mitleidenschaft ziehen.“

Hoover ist so aufgeregt, daß es ihn nicht länger im Bett hält. Er kleidet sich an und geht auf die Straße, wo er versucht, seiner Erregung durch einen Spaziergang Herr zu werden. Die Sonne scheint. Die Straßen sind menschenleer. „Einige Häuserblocks weiter traf ich General Smuts und John Maynard Keynes. Schlagartig erfaßte einer vom anderen, was uns alle zu dieser ungewohnten Stunde zum Spaziergehen trieb. Wir waren uns darüber einig, daß es schrecklich sei, und wir alles in unserer Macht Stehende tun würden, die Gefahren eines derartigen Vertrages aufzuzeigen.“

In elfter Stunde meldet sich bei Lloyd George das Gewissen. Er versuchte, Wilson, Clemenceau und Orlando zu Abschwächungen und Berichtigungen zu bewegen, die von den einsichtsvolleren Männern aller Abordnungen vorgeschlagen worden waren. Nicolson schildert, daß er „mit der Verbissenheit eines kleinen Foxterriers“ im Rat der Großen Vier darum kämpfte, die Reparationszahlungen zu beschränken, die Ostgrenzen zu verbessern und Deutschland den Beitritt zum Völkerbund zu gestatten. Zur Überraschung der Fachleute ist es diesmal Wilson, der sich nicht umstimmen läßt. *Litera scripta manet.*

Am gleichen Tage, an dem eine neue Abordnung deutscher Unterhändler mit der Weisung der Weimarer Regierung in Versailles eintrifft, den Vertrag um jeden Preis zu unterzeichnen, langt die Meldung ein, daß die Schiffsmannschaften, die, entsprechend den Bedingungen des Waffenstillstandes, unter den Augen der Engländer in Scapa Flow interniert waren, die gesamte deutsche Flotte versenkt hatten.

La Journée de Versailles

Die Franzosen haben keine Mühen gescheut, die Ratifizierung des Friedensvertrages zu einem großartigen Schauspiel zu machen. Über den Häuptern der in Versailles gedrängten Menschenmenge flattern die blauen und weißen Wimpel von den Degen der Kavalleristen, die längs der Avenue

Stellung bezogen haben, in der Sonne eines klaren Sommertages. Die Größten der Garde Républicaine stehen gleich Statuen mit ihren mit Pferdeschwänzen geschmückten Helmen zu jeder Seite der mächtigen Treppe Louis XIV. als die Bevollmächtigten, deren Abgeordnete, Frauen und Angehörige die Stufen zum Spiegelsaal emporsteigen. Ihre Säbel haben sie salutierend gezückt.

An einem Ende des riesigen Prunksaales drängt sich die bunt zusammengewürfelte Schar der Weltpresse. Am anderen haben die Bevollmächtigten an einem hufeisenförmigen Tisch Platz genommen. Sie sind von sämtlichen Uniformen der alliierten Heere umgeben, die mit jeder erdenklichen Auszeichnung dekoriert sind. Zwischen den großen Spiegeln und den hohen Fenstern schimmern die vergoldeten Zierate und die inkrustierten Kapitäle des *grand siècle*. Über ihnen breiten sich in einer Vielfalt von Farben und Formen die Deckengemälde aus.

An der Mitte des Tisches sitzen Wilson und Lloyd George, die in ihren nüchternen Fräcken von der schimmernden Pracht beinahe erdrückt werden. Auf dem Stuhl zwischen ihnen hockt der vierschrötige Clemenceau. Harold Nicolson, der Clemenceau gern mit einem aus Elfenbein geschnitzten Gorilla vergleicht, bemerkt, daß über dem Kopf des Tigers an der überladenen Zimmerdecke die Inschrift zu lesen ist: *Le roi gouverne par lui-même!*

Als Clemenceau Ruhe fordernd die Hand hebt, stoßen die Wachen in dem überfüllten Saal rasselnd ihre Degen in die Scheide.

In der einsetzenden Stille krächzt Clemenceaus Stimme heiser: „*Faites entrer les Allemands.*“

Zwei Türsteher, an deren Hals silberne Ketten baumeln, treten durch eine Tür am Saalende ein. Ihnen folgen vier Offiziere, ein amerikanischer, ein englischer, ein französischer und ein deutscher. Hinter ihnen wanken zwei kleine bebrillte Zivilisten herein. Ihre Schritte hallen peinlich auf dem Parkettstreifen zwischen den Teppichen wider, als sie in der Totenstille, von zweitausend Augen beobachtet, die ganze Saallänge bis zu dem kleinen Tischchen überqueren, auf dem der Wortlaut des Vertrages zur Unterschrift bereit liegt.

Sie unterzeichnen. In diesem Augenblick beginnen die Kanonen im Freien zu dröhnen. Die Menschenmengen jubeln. Aufgeschreckte Tauben schwirren flügel Schlagend umher. Zwischen den ehrwürdigen Bäumen der grünen Parkanlagen plätschern die berühmten Brunnen.

Im Saal ist die Spannung gebrochen. Die Menschen gehen auf und ab und recken die Hälse, um etwas zu sehen. Die Bevollmächtigten bilden eine Schlange, um hintereinander zu unterschreiben. Es sieht aus, als wollten sie an einem Bahnschalter Karten kaufen. Der Präsident führt die Amerikaner an, ihm auf dem Fuß folgt Oberst House.

Von ihrem Platz aus vermag Edith Wilson, die einen breitrempigen grauen Hut, ein graues Kleid mit Orchideen und eine graublaue Perlen- tasche trägt, die sie eben von ihrem Mann als Ergänzung dieses Kleides bekommen hat, das Summen der Filmkameras zu hören, von denen die Bevollmächtigten belagert werden.

Hinter sich hörte sie das entschuldigende Texasnäseln Loulie Houses, die aufgesprungen ist. „Bitte, lassen Sie mich nur so lange stehen, bis ich mein Herzblatt bei der Unterzeichnung gesehen habe.“

Am gleichen Abend lassen der Präsident und Mrs. Wilson die abschlie- ßenden, anstrengenden Feierlichkeiten eines Dinners im Elysée-Palast über sich ergehen.

(Als Poincarés Einladung eintraf, riß Wilson die Geduld. Er schwor, er würde sich nicht mit diesem Schwein an einen Tisch setzen. Es war, als hätte sich die ganze Wut der in Paris erlittenen Enttäuschungen in Haß gegen den unteretzten, kleinen Präsidenten der französischen Republik verwandelt. House und Henry White konnten ihn nur mit größter Mühe davon überzeugen, daß eine Ablehnung der Einladung einen internationalen Zwischenfall auslösen würde. Vielleicht hatte Mrs. Wilson diese Frage längst durch Bestellung einer eigens für sie und diesen Anlaß von Worth entworfenen Robe entschieden.)

Sie beschrieb sie in „My Memoir“ mit viel Liebe als eng anliegendes schwarzes Seidentrikotkleid mit langer Schleppe, das von den Knien auf- wärts mit Pajetten in Abstufungen von Schwarz und Grau bis „zu glitzern- dem Weiß auf Brust und Schultern“ bestickt war. Sie trägt einen großen Straußenfächer, und da die Diademe aus Brillanten, die die Damen am Hof von England trugen, sie tief beeindruckt hatten, schwebt auf ihrem Kopfe ein krönchenähnlicher von Worth aus Pailletten und Straß gefertigter Kopfschmuck.

Vom Bankett eilen sie zum Bahnhof.

„Alle waren in Ferienstimmung und glücklich, wenn sich auch eine Spur Traurigkeit bemerkbar machte. Zum letztenmal betraten wir die für uns ausgebreiteten roten Teppiche, sahen die Reihen der Soldaten, die ab- zuschreiten waren, die nickenden Palmen und die stramm stehenden fran- zösischen Offiziere, die uns *bon voyage* wünschten.“

Am nächsten Tag fahren sie mit der „George Washington“ nach Amerika zurück.

XXIV. KAPITEL

Die bitterste Tragödie

Am 10. Juli erschien im mittäglichen Sonnenglast der Washingtoner Sommerhitze Woodrow Wilson in ernster Stimmung vor dem Senat und erblickte den dicken Band des Versailler Vertrages auf dem Tisch des Schreibers. Grayson, der ihn sorgfältig beobachtete, fand seinen Schritt federnd, seine Augen strahlend, seine Gesichtsfarbe gut. Seine Haltung war herausfordernd.

„Die vereinten Kräfte der freien Völker müssen der Aggression ein Ende setzen. Die Welt braucht endlich Frieden. Sollen wir oder irgend ein anderes freies Volk zögern, diese gewaltige Verpflichtung anzunehmen? Wagen wir es, sie zurückzuweisen und das Herz der Welt zu brechen? Das Schicksal mag seinen Lauf nehmen. Es ist durch keinen von uns ausgeheckten Plan herbeigeführt worden, sondern durch die Hand Gottes, der uns auf diesen Weg geleitet hat.“

Er drängte auf sofortige Ratifikation.

Das Dokument wurde eiligst in Druck gegeben. Am gleichen Abend wurden in sämtlichen Büros des Senatsgebäudes Kopien verteilt, damit die Senatoren endlich den tatsächlichen Wortlaut der Verpflichtungen lesen konnten, die der Präsident im Namen der Vereinigten Staaten eingegangen war.

Ende des Monates war Henry Cabot Lodge, der Vorsitzende des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten so weit, öffentliche Debatten über die Frage der Ratifikation zu beginnen. Die Republikaner verlangten, wahrscheinlich in etwas boshafter Erfüllung von Wilsons Forderung nach Aufhebung der Geheimdiplomatie, diese Verhandlungen den Reportern und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In der Presse sensationell aufgebauscht, brachten diese Verhandlungen Bestürzung ins Weiße Haus.

Die Seele des Paktes

Am 19. August lud der Präsident den gesamten Senatsausschuß zu einer privaten Konferenz in den Ostflügel ein. Herzlich begrüßte er die Senatoren. Er wäre so frei gewesen, sagte er, eine kleine Übersicht über die Streitpunkte, die sich bisher ergeben hatten, zu verfassen.

Er wiederholte seine Argumente für eine Ratifikation des Vertrages zum ehest möglichen Zeitpunkt. In Amerika und im Ausland wartete die Wiederbelebung des Handels, der Wirtschaft und Industrie und des Wiederaufbaues und jedes Vorhabens eines geregelten Lebens auf den Frieden. Er erinnerte die Senatoren daran, daß er bereits Berichtigungen zu manchen der von ihnen aufgegriffenen Punkten vorgelegt habe.

Er sprach überzeugend für den Artikel X, „die Seele des Paktes“, durch den die Vereinigten Staaten sich mit den alliierten Mächten zusammenschlossen, um alle Mitglieder des Völkerbundes „vor Angriffen auf die territoriale Unantastbarkeit und die bestehende politische Unabhängigkeit zu bewahren“, wies aber in entwaffnendem Tone darauf hin, daß diese Verpflichtung eher eine moralische als eine gesetzliche sei.

Die Senatoren legten ihre Fragen vor. Sie erkundigten sich um die Verfügung über die pazifischen Inseln unter dem Mandatssystem. Wie würde sie sich auf die amerikanische Kontrolle der Kabel im Pazifik auswirken? Die Antworten des Präsidenten befriedigten sie nicht.

Die größte Hürde bedeutete der Artikel X. Die Konferenz verrannte sich in einen komplizierten Meinungs-austausch über den Unterschied zwischen einer moralischen und einer gesetzlichen Verpflichtung. Der Streit wurde hitzig.

Die demokratischen Senatoren hatten wenig zu sagen.

Der Präsident schien nur ungern darüber zu sprechen, wie es zu den Entscheidungen der Friedenskonferenz gekommen war. Besonders über die Frage Shantung verhielt er sich äußerst ausweichend. Hatte man den Japanern Shantung als Gegenleistung für ihre Unterschrift angeboten?

Senator Hiram Johnson von Kalifornien verlas das Protokoll seiner Befragung des Ministers Lansing, die er vor wenigen Tagen durchgeführt hatte. Nach einigen Ausflüchten hatte der Außenminister zugegeben, daß seiner Meinung nach die Japaner selbst ohne Shantung zur Unterzeichnung des Vertrages bereit gewesen wären.

Johnson las seine Frage vor: „Daß also das Ergebnis des Shantung-Entscheidunges eher den Verlust der Unterschrift Chinas als den Gewinn der japanischen Unterschrift bewirkte?“

Minister Lansing: „Das ist meine persönliche Auffassung, aber es ist möglich, daß ich mich damit im Irrtum befinde.“

Der Präsident rief verärgert aus, daß seine Schlußfolgerung von jener Mr. Lansings abweiche.

Die Diskussion setzte sich fort, bis einer der Demokraten eine Vertagung vorschlug. Der Präsident lud die Senatoren höflich ein, mit ihm Mittag zu essen. Während sie die Mittagstunde abwarteten, faßte Senator Brandegee in eisigem Ton die Streitpunkte zusammen.

Senator Johnson bat um Aufklärung über die praktischen Auswirkungen. Erwartete man von den amerikanischen Truppen, die französische Besatzung am Rhein zu unterstützen? Erwartete man von ihnen, jede Bestimmung des Vertrages in Europa, Asien und Afrika zu erzwingen? Der Präsident gab zu, daß amerikanische Truppen möglicherweise während der nächsten fünfzehn Jahre am Rhein stationiert werden müßten.

Der Senator schnitt den Absatz über die Ratifizierung an.

Präsident Wilson drückte sich ziemlich unklar darüber aus, wie viele Unterschriften außer jener Deutschlands nötig wären, um den Vertrag in Kraft treten zu lassen. Hitchcock kam dem Präsidenten durch Verlesung eines Paragraphen zu Hilfe, dem zu entnehmen war, der Vertrag sei für ein Volk erst ab dem Datum der Vertragsunterzeichnung eben dieses Volkes bindend.

Senator Moses von New Hampshire kam wieder auf die Mandate zurück: „Mr. Präsident, überläßt Deutschland unter den Vertragsbedingungen den führenden alliierten und verbündeten Mächten seine gesamten überseeischen Besitzungen?“

Der Präsident: „Ja.“

Senator Moses: „Dadurch gelangen wir, meiner Ansicht nach, in den Besitz eines ungeteilten Fünftels jener Besitzungen.“

Der Präsident: „Nur als einer der fünf Treuhänder, Senator. Niemand denkt an unumschränkte Gewalt.“

Senator Moses: „Über jene Besitzungen, die wir dank jener Übertragung erwerben, müßte durch Beschluß des Kongresses verfügt werden.“

Der Präsident: „Daran habe ich noch nicht gedacht.“

Senator Moses: „Haben Sie keinen Plan, den sie dem Kongreß vorschlagen oder empfehlen könnten?“

Der Präsident: „Noch nicht. Ich warte zuerst auf die Erledigung des Vertrages.“

Hier bemerkte Senator Lodge, daß es fünfunddreißig Minuten nach eins sei. Sie hatten dreieinhalb Stunden geredet. Die Konferenz wurde vertagt und die Senatoren folgten dem Präsidenten in den Speisesaal.

Wenn es Wilson auch gelang, sich zu beherrschen, ließ die Konferenz ihn doch ergrimmt zurück. Es war nun völlig klar, daß der Senat den Vertrag ohne Modifikationen niemals ratifizieren würde. Er war entschlossen, sich ans Volk zu wenden. Die Stimme des Volkes würde diese Kleinkrämer

einfach niederschreiben. Schon plante er zusammen mit Tumulty eine Rundreise durch das Land, die dem Volk seinen hochherzigen Plan des Völkerbundes nahebringen sollte. Die im Senat sitzenden Republikaner würden es niemals wagen, eine Volksempörung herauszufordern.

Tumulty war von dieser Idee begeistert. Als ausübender Politiker war der Sekretär des Präsidenten durch den Verfall, in den die Partei der Demokraten während der Abwesenheit des Präsidenten geraten war, beunruhigt. Wenn der Präsident, zu dessen Begabung als Ideenträger Tumulty kindliches Vertrauen hatte, dem Volk den Völkerbund mundgerecht machte, würde er den Parteiapparat von den rustikalen Gefilden her neu beleben. Voll Eifer machte er sich an die Ausarbeitung einer Rednertour durch den mittleren Westen und zur pazifischen Küste. Der Präsident würde den ehemaligen Fortschrittlern wie Johnson und Borah, die die erbittertesten Gegner des Vertrages waren, auf ihrem eigenen Boden entgegentreten.

Wenn Wilson auch beabsichtigte, das Volk zur Ratifikation jedes einzelnen Wortes des Vertrages anzueifern, wie er ihn dem Senat vorgelegt hatte, ohne einen I-Punkt oder einen t-Strich hinzuzufügen, gestand er sich in diesem Augenblick doch selbst ein, daß er einigen Abänderungen zustimmen würde müssen. Ende August entwarf er auf seiner eigenen Schreibmaschine ein Dokument zur Benachrichtigung Senator Hitchcocks.

Gilbert M. Hitchcock war ein wohlmeinender Kleinstadtverleger aus Nebraska, der sich mit geringer Parlamentserfahrung durch die Erkrankung des betagten Minderheitenführers, Senator Martin von Virginia in der Stellung eines Minderheitenführers pro tempore im Senat fand. Daher fiel es Hitchcock anheim, den Versailler Vertrag zu fördern. Was ihm an praktischem Wissen mangelte, machte er durch seine Treue zum Präsidenten als dem Oberhaupt der Demokratischen Partei wett.

Wilson führte zu Hitchcocks privater Kenntnisnahme aus, daß er, falls es sich als unvermeidbar erweisen sollte, zu vier Abschwächungen bereit sei. Die Verfügung, daß sich jeder Staat jederzeit vom Völkerbund zurückziehen könnte, ließe sich stärker betonen. Die Staaten mochten selbst beurteilen, ob sie Waffengewalt anwenden wollten, um die Beschlüsse des Völkerbundes durchzusetzen. Es sollte ausdrücklich festgehalten werden, daß sich der Völkerbund weder in Fragen der Einwanderung, Naturalisation oder der Zölle einzumengen habe; außerdem war er bereit, seine ursprüngliche Einschränkung bezüglich der Monroe-Doktrin nachdrücklicher zu formulieren.

Hitchcock versicherte dem Präsidenten, er sei überzeugt, daß diese Zugeständnisse den Ansichten bis auf jene der unversöhnlichsten Republikaner weitest entgegenkommen würden. Seiner Meinung nach sollte eine Zweidrittelmehrheit nicht zu schwer zu erreichen sein.

Wilson haßte die Senatoren und alles, was sie verkörperten. Er würde das Volk aufrütteln. Er hoffte, die Volksmeinung zu solcher Begeisterung für den Völkerbund hinzureißen, daß die Senatoren es nicht wagen würden, sich ihm zu widersetzen. Dennoch war er zu diesem Zeitpunkt bereit, sich jenen republikanischen und demokratischen Senatoren anzupassen, die sich für bescheidene Einschränkungen aussprachen.

Je näher der Tag der Abreise des Präsidenten rückte, desto besorgter wurden Grayson und Edith Wilson über die möglichen gesundheitlichen Folgen einer derart anstrengenden Tour. Er hatte sich von seiner Krankheit in Paris im April nicht ganz erholt. Er hatte ungewöhnlich unter der Sommerhitze gelitten. Obwohl er jeden Tag ausgedehnte Ruhepausen einschaltete, schien er nicht wie früher imstande zu sein, seine Müdigkeit abzuschütteln. Edith Wilson drängte Grayson, sich als Leibarzt des Präsidenten zu behaupten. Sie baten ihn beide, die Reise abzusagen.

Die Antwort des Präsidenten lautete, daß er als oberster Befehlshaber für die Einberufung amerikanischer Soldaten zum Frontdienst verantwortlich gewesen wäre. „Wenn ich nicht alles unternehme, was in meiner Macht steht, um diesen Vertrag zu verwirklichen, bin ich ein Drückeberger und könnte jenen jungen Männern nie mehr in die Augen sehen. Ich muß fahren.“

Tumulty schloß sich den Bitten der beiden an. Man hatte ihn zu der Einsicht gebracht, daß die Gesundheit des Präsidenten wichtiger sei als selbst die Demokratische Partei. „Ich weiß, daß ich am Ende meiner Kraft bin“, entsann sich Tumulty von Wilson gehört zu haben. „Aber selbst wenn es in meinem augenblicklichen Zustand meinen Tod bedeutet, werde ich freudig dieses Opfer bringen, um den Vertrag zu retten.“

Der Aufruf an das Volk

In den Straßen Washingtons war es schwül, feucht und dunstig, als der Präsident und Mrs. Wilson am 3. September zur Union-Station fuhren. Der Präsident erschien im flotten Strohhut.

Tumulty hatte sich bei den Vorbereitungen der Reise selbst überboten. Ein privater Salonzug war eigens für die Gesellschaft des Präsidenten zu-rechtgemacht worden. Es gab Galaräume für den Präsidenten und Mrs. Wilson und für Dr. Grayson und Mrs. Wilsons schwedische Zofe. Brooks, der Diener, sollte auf dem Diwan im Salon schlafen. Ein Büro war eingerichtet worden. Auf dem Klappstisch thronte eine der vom Präsidenten bevorzugten Hammond-Kofferschreibmaschinen.

Tumulty, der Stab des Weißen Hauses und die Beamten des Geheimdienstes fuhr in dem vorderen Pullmanwagen. Es waren Unterbringungsmöglichkeiten für mehr als hundert Zeitungsleute und Reporter geschaffen worden.

Die erste Station war Columbus. Die dortige Versammlung war schwach besucht. Nachdem der Präsident seine Rede beendet hatte, rief ein chinesischer Student von der Galerie: „Und was ist mit Shantung, Herr Präsident?“

In Indianapolis fand ein Umzug anlässlich der staatlichen Messe statt. Staub, Hitze, lärmende Menschen. Eine ungeheure Aufmachung. Als jedoch der Präsident sprach, schienen die Zuhörer stärker an den Mastriern und der Ausstellung der prämierten Gurken als am Völkerbund interessiert zu sein.

In St. Louis, dem Amtsbezirk Senator Reeds, der kreuz und quer durch das Land tobte und den Vertrag anprangerte, verhielt sich die Menschenmenge unerwartet herzlich. Wilson wurde als „der Vater der Weltdemokratie“ eingeführt. Hochrufe und Beifallsstürme rauschten nach jedem Satz auf.

Kansas City war sogar noch besser.

Der Zug des Präsidenten vermied Chicago, wo der englandfeindliche „Big Bill“ Thompson Bürgermeister war und Senator Medill McCormick unter begeistertem Beifall den Vertrag verrissen hatte und Wilsons Name unter Rufen wie „Hochverrat, Hochverrat“ ausgepiffen worden war.

Wo immer Wilson seine Ansprachen hielt, schienen seine Zuhörer die Säle überzeugt zu verlassen. Er schüchterte sie mit drohendem Unheil ein. „Ich kann mit unbedingter Sicherheit voraussagen“, erklärte er in Omaha, „daß es innerhalb einer Generation abermals zum Kriege kommen wird, wenn die Völker der Erde ihn nicht bereits heute durch die richtigen Maßnahmen verhindern.“ Das ihm entgegenschlagende Echo beflügelte ihn. „Ich schlage die Vorstellungskraft der Leute in meinen Bann“, sagte er zu seiner Frau. „Es würde mir nichts ausmachen, in dem Augenblick zu sterben, in dem der Völkerbund ratifiziert ist.“

In Mandan sprach er von der Plattform seines Zuges zu einer auf dem Bahnhof versammelten Menge. Billings und Helena brachten begeisterte Zuhörerschaften. In Senator Borahs Heimatstaat wurde ihm in Coeur d'Alene gehuldigt. Spokane, die Vaterstadt des verhaßten Poindexter, schien sich in einem Wilsonauma zu befinden.

Tumulty war in seinem Element. An jeder Bahnstation hatte er Ausschüsse der Demokraten zur Stelle, die dem Präsidenten die Hand drückten. Der Präsident lächelte unermüdlich. Seine Gesellschaft befand sich in guter Stimmung. Grayson und Tumulty spielten die Hanswurst, daß alle

sich krank lachten. Edith Wilson hielt sich tapfer, obwohl sie wußte, daß ihr Mann unter rasenden Kopfschmerzen litt und kaum etwas aß oder schlief.

Wilson war zu jedermann freundlich. Er gab Geschichten zum besten, schüttelte Hände und stand unverdrossen in offenen Tourenwagen, um den Menschen in den staubigen, glühend heißen Städten des Westens zuzuwinken. Abends lud er die Zeitungsleute zu kleinen Imbissen ein. Nie zeigte er sich leutseliger. Wenn besorgte Leute andeuteten, daß er sich zu sehr verausgabte, antwortete er ihnen mit einem Bonmot: „Meine Verfassung mag erschöpft sein, aber ich habe noch immer meine Hilfsquellen.“

Der Empfang in Seattle war überwältigend. Der Präsident hielt an einem Tag drei Reden und besichtigte die Pazifikflotte in Puget Sound vom Deck der berühmten alten „Oregon“, die bei Wladiwostok die Russen eingeschüchtert hatte. Auf dem Weg zum Zeughaus schwenkten singende Schulkinder rotweißblaue Fähnchen. Als er auf der Rednertribüne erschien, wurde er wie ein Präsidentschaftskandidat mit Konfetti, Luftballons und einer großen Kundgebung begrüßt.

Der einzige bittere Beigeschmack kam von den jungen Wobblies, die mit gekreuzten Armen längs der Vorstadtstraßen standen und Spruchbänder mit „Begnadigt Debs“ und „Gebt die politischen Gefangenen frei“ trugen. Wilson hat sich wiederholt geweigert, eine Begnadigung dieser Leute auch nur in Betracht zu ziehen.

Das gefährliche Brodeln, das Wilson in den verflossenen Jahren beunruhigt hatte, stieg stündlich aus den Meldungen an die Oberfläche, die den Zug des Präsidenten erreichten. Der Präsident grübelte verzweifelt um Lösungen. Während ein Sekretär damit beschäftigt war, neue Reden für den Präsidenten ins reine zu schreiben, hämmerte ein zweiter das tägliche Arbeitspensum, das die Präsidentschaft mit sich brachte, auf der Schreibmaschine herunter.

Aus allen Landesteilen trafen Klagen über Kriegsgewinne und die hohen Lebenskosten ein. Rüstungsfabriken schlossen ihre Pforten. Überall gab es Arbeitslosigkeit. Die Gehälter wurden gekürzt. Dort, wo sich schwarze Arbeiter im Norden niedergelassen hatten, kam es zu blutigen Aufständen. Die Stahlarbeiter streikten, Bergleute verließen ihre Arbeitsplätze. Die Arbeitgeber setzten sich mit gerichtlichen Verfügungen und bewaffneten Leibwachen zur Wehr. In New York sperrten die Theater, weil sich die Schauspieler weigerten, ohne angemessene Verträge aufzutreten. In Bosten hatten Strolche und Verbrecher Feiertag, da die Polizei streikte.

Um diese Schwierigkeiten zu bereinigen, berief der Präsident eine Industriekonferenz in Washington ein.

Jenseits des Ozeans platzten auf der Landkarte Brandherde auf wie Popcorn in der Pfanne. Die französischen und englischen Pläne, in Rußland eine halbwegs konventionelle kapitalistische Regierung einzuführen, schlugen ständig fehl. Die von ihnen unterstützten Führer, die zwar die Roten, die ihnen in die Hände fielen, mit der gleichen Unermüdlichkeit niedermetzelten, mit der die Roten die Weißen erschlugen, schienen regelmäßig zum Verlieren bestimmt zu sein. In China hatte ein Widerhall der Vierzehn Punkte den jungen Studenten einen Floh ins Ohr gesetzt. Der blinde Aufstand der Boxer-Tage gegen ausländische Ausbeutung nahm neue Formen an. Die Studenten lernten die Sprache der europäischen Politik von Wilson und Lenin und dem demokratischen Idealismus amerikanischer Missionäre. Stimmen, die nach chinesischer Selbstbestimmung und chinesischer Autonomie verlangten, erreichten die amerikanische Presse. An der Adria widersetzte sich ein kahlköpfiger Dichter namens Gabriele d'Annunzio dem Versailler Diktat und hetzte den italienischen Pöbel auf, sich Fiumes zu bemächtigen. Der Präsident konnte seine Empörung kaum beherrschen.

Um das Maß voll zu machen, trafen umfangreiche Depeschen aus Washington über die Zeugenaussage eines reichen und glaubwürdigen jungen Mannes namens William C. Bullit vor dem Senatsausschuß für auswärtige Angelegenheiten ein. Bullit hatte sein Amt bei der Friedenskonferenz als Protest gegen den Vertrag und die Taktik der Alliierten niedergelegt, jeden Aufstand der Anhänger des alten Regimes in Rußland gegen die Sowjetmacht zu unterstützen. Nun enthüllte er einige Privatgespräche mit Minister Lansing. Lansing mißbilligte nicht nur die Vereinbarung über Shantung, sondern auch den Pakt. Der Außenminister hatte gesagt, das amerikanische Volk würde den Vertrag zweifellos anfechten, wenn es bloß die Verpflichtungen begriffe, die ihm dieser Vertrag auferlegte.

„Mein Gott!“ rief Wilson vor Tumulty aus, „ich hätte nie gedacht, daß Lansing sich so benehmen könnte.“

Der Zug raste dem nächsten Ziel seiner Rednertour entgegen. Es blieb nicht die Zeit, sich mit Lansing auseinanderzusetzen. Es würde später seinen wohlverdienten Lohn empfangen.

In Paris entlockte die Geschichte Clemenceau ein boshaftes Lächeln. Sein Bonmot machte die Runden: „Ich habe meine Kugel während der Konferenz abbekommen, Lansing seine erst hinterher.“

In Portland verhielten sich die Menschenmassen kühl, jedoch drängten sich dreimal so viele Zuhörer außerhalb des Zeughauses, als das Gebäude fassen konnte. Alle wollten den Präsidenten hören. Als der Präsidentschaftszug eine Spritzfahrt durch die schöne Uferlandschaft des Columbia-

flusses unternahm, kam einer der beliebtesten Nachrichtenkorrespondenten bei einem Autounfall ums Leben. Der Präsident und Edith Wilson waren tief erschüttert. Beobachter stellten fest, daß der Präsident den Schock scheinbar nicht überwinden konnte. „Der Schreck war uns in die Glieder gefahren“, sagte einer der Beamten des Geheimdienstes. „Von da an schien nichts mehr glatt zu gehen.“

San Franzisko war ein voller Erfolg, allen Anstrengungen der irischen Gesellschaften, Unruhen anzuzetteln, zum Trotz. Berkeley und die Städte der Bucht waren hingerissen. In Sacramento wurde eigens Aufenthalt gemacht, um für den Völkerbund in Hiram Johnsons Hinterhof Reklame zu machen.

Die Zeitungsleute erklärten San Diego als den Höhepunkt der Fahrt. Über ein kürzlich angelegtes Lautsprechernetz sprach der Präsident vor fünfzigtausend hell begeisterten Zuhörern. „Der Krieg, den wir eben erlebt haben“, sagte er ihnen, „kann trotz all seiner Schrecken nicht mit jenem Krieg verglichen werden, dem wir uns das nächstmal gegenübersehen würden.“ Sie brüllten ihre Zustimmung zum Völkerbund laut heraus. Los Angeles versuchte, San Diego noch zu übertrumpfen.

Wilson und Tumulty waren so übermütig geworden, daß sie davon sprachen, die Werbung auf Massachusetts auszudehnen und hinter dem Rücken Senator Lodges im Wohnkreis seiner Wähler ein kleines Feuerchen anzuzünden.

In Salt Lake City war das Mormonen-Tabernakel zum Bersten voll. Die Hitze war unerträglich. Edith sagte, ihr wäre durch die stickige Luft übel und schwarz vor den Augen geworden und sie hätte sicher die Besinnung verloren, hätte ihr Mädchen ihr nicht ein Fläschchen mit Lavendel-Riechsalz zugereicht. Sie sandte ihrem Mann ein mit diesem Salz durchtränktes Taschentuch durch einen Beamten des Geheimdienstes zu. Nach seiner Rede kehrte der Präsident schweißbedeckt zurück. Er zog sich um, aber Edith bemerkte, daß die Schweißausbrüche nicht aufhören wollten.

In Cheyenne und Denver gab es weitere Aufmärsche, weitere Abordnungen und noch mehr Hände, die geschüttelt werden wollten. Wilsons rasende Kopfschmerzen quälten ihn nun pausenlos, und er litt unter Nervenschmerzen in den Armen.

In Pueblo erklärte er plötzlich, jene fünfzigtausend Zuhörer nicht begrüßen zu wollen, die auf dem Messengelände warteten. Er hätte niemals zugesagt, das zu tun. Als Tumulty ihm die Tageseinteilung, die er bewilligt hatte, vorlegte, wurde er wütend. Beim Betreten des neuen Hörsaales der Stadt bemerkte Starling, der Geheimbeamte, der dicht hinter ihm schritt, daß er nicht zu sehen schien, wohin er trat. Der Präsident stolperte über eine

Stufe. Starling mußte ihn beinahe auf die Stufen zur Tribüne hinaufheben.

Viele Reporter bezeichneten diese Rede als die hervorragendste der ganzen Reise, aber Starling, der knapp hinter dem Präsidenten stand, um ihn zu stützen, falls er stürzte, fand, daß er öfters den Faden verlor und sich wiederholte. Seine Aussprache war undeutlich. An einer Stelle verlor er die Fassung und weinte.

„Was wird aus unseren Gelübden an jene Männer“, rief er, „die in Frankreichs Erde ruhen! Mir ist, als stünden zwischen uns und der Verwerfung oder Abänderung dieses Vertrages die geschlossenen Reihen unserer Soldaten, nicht nur jener, die heil nach Hause zurückkehrten, sondern auch jener geliebten Toten, deren Geister noch immer über den Feldern Frankreichs schweben.“

Während ihm die Tränen übers Gesicht strömten, sprach er vom Heldenedenktag auf einem Soldatenfriedhof. Französinen schmückten die Gräber mit Blumen. „Dort gab es eine Gruppe französischer Frauen, die sich der Gräber angenommen hatten, diese armen Namenlosen bemutterten und ihnen Tag um Tag Blumen auf die Gräber legten.“ Er wünschte, die Menschen, die im öffentlichen Leben standen und sich dem Pakt widersetzen, könnten solchen Gedenkorten einen Besuch abstatten. „... damit die Gedanken, die aus solchen Gräbern aufsteigen, ihr Gewissen aufrütteln und sie an ihre moralische Verpflichtung erinnern könnten, die Sache zu Ende zu führen und der Welt die versprochene Erlösung zu bringen.“

Seine Zusammenfassung klang im alten Stil aus: „Nun, da sich der Schleier über dieser schwerwiegenden Frage gelüftet hat, haben wir uns der Wahrheit unterworfen und sie wird uns und durch uns die Welt auf Weiden von einer Stille und einem Frieden führen, von dem sich die Welt nichts hat träumen lassen.“

Tumulty war tief bewegt. Er sah in allen Augen die Tränen glitzern. Edith Wilson weinte. Die hartgesottenen Zeitungsleute schnupften. „Unten im Amphitheater sah ich die Männer verstohlen ihre Taschentücher aus den Rocktaschen ziehen“, schrieb Tumulty. „Der Präsident zog wie ein großer Orgelkünstler alle Gefühlsregister der vieltausendköpfigen Menschenmenge, die durch seine Worte wie verzaubert war.“

Woodrow Wilson hatte in weniger als einem Monat an die achttausend Meilen zurückgelegt. Er hatte sechsunddreißig umfangreiche Reden und alle Arten von kurzen Ansprachen von der hinteren Plattform seines Zuges gehalten. Er hatte zahllosen politischen Versammlungen beigewohnt und sich in einem Dutzend Paraden verausgabt.

In der auf die Rede in Pueblo folgenden Nacht wurde der Präsident,

während der Zug Wichita anfuhr, kurz nachdem er sich niedergelegt hatte, von unerträglichen Schmerzen überfallen. Grayson konnte nichts tun, um seine Schmerzen zu lindern. Der Präsident vermochte nicht zu liegen. Er konnte nicht stillstehen. Er zog sich an und versuchte zu sitzen. Es schien keine Möglichkeit zu geben, ihm zu helfen.

„Es ist ein Schlaganfall“, sagte Brooks zu Starling. „Jetzt ist alles zu Ende.“

„Der Doktor und ich“, schrieb Edith, „hielten Nachtwache, während der Zug unaufhaltsam durch die Dunkelheit raste. Gegen fünf Uhr trat endlich eine Besserung ein und, aufrecht auf dem harten Sessel sitzend, schlief mein Mann ein. Das geliebte Gesicht vor mir war erschöpft und von Falten zerfurcht; und als ich dort saß und zusah, wie der Morgen langsam heraufdämmerte, ahnte ich, daß sich unser Leben geändert hatte. Von dieser Stunde an werde ich eine Maske tragen müssen, nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern vor dem Menschen, den ich von allen am meisten liebe: denn er darf nie erfahren, wie krank er ist und ich muß weitermachen.“

Am Morgen wollte Wilson seine vorgesehene Fahrt fortsetzen, aber Edith Wilson, Grayson und Tumulty übernahmen das Kommando und ließen den Zug ohne Aufenthalt nach Washington zurückfahren. Der Sonderzug sauste mit heruntergelassenen Sonnenblenden durch das Land, als beförderte er einen Toten. Als er in Washington ankam, hatte sich der Präsident so weit erholt, daß er vom Zug bis zum Wagen gehen konnte.

Drei Tage später erlitt der Präsident einen Gehirnschlag.

Der Stab des Weißen Hauses erfuhr davon, als Ike Hoover zu früher Morgenstunde von Mrs. Wilson angerufen wurde, um nach Dr. Grayson zu schicken. „Der Präsident ist sehr krank.“ Der Diener sandte einen Wagen zum Haus Dr. Graysons. Als sie sich zur Zimmerflucht des Präsidenten begaben, fand Hoover jeden Zugang versperrt. Die Tür wurde gerade weit genug aufgemacht, um den Doktor einzulassen, und schnappte vor Hoover wieder ins Schloß. Als Grayson zurückkehrte, zeichnete sich größte Bestürzung auf seinem Gesicht ab. „Mein Gott“, sagte er zu Hoover, „der Präsident ist gelähmt.“

Der Kreis des Weißen Hauses

Wochen liegt Wilson schwer krank darnieder. Seine linke Seite ist gelähmt und er hat Sprechschwierigkeiten. Sein Zustand ist durch eine akute Entzündung der Prostataadrüse erschwert. Edith ist davon überzeugt, daß eine Operation zu gewagt wäre. Eine krankhafte Verengung führt beinahe seinen Tod herbei. Wieder bewährt sich seine erstaunliche Lebenskraft, wie

er sie schon bei ähnlichen, aber weniger schweren Anfällen bewiesen hat, und er beginnt, sich langsam zu erholen.

Edith Wilson ist entschlossen, daß „er nie erfahren darf, wie krank er ist. Ich muß weitermachen.“

Ohne zu zögern, übernimmt sie alle Pflichten der Krankenbetreuung und jene Aufgaben der Präsidentschaft, die sich nicht verschieben lassen. Seit ihrer Heirat hatte sie ihn stets beraten, seine Papiere für ihn geordnet und ihm bei der Entschlüsselung des Privatcodes, dessen er sich bei seinem Notenwechsel mit Oberst House bediente, geholfen.

Nun wird Edith Wilson de facto der Präsident. Grayson unterstützt sie demütig. Er zieht geprüfte Krankenschwestern und ein Ärztekonsilium zu. Er takelt die Wohnung des Präsidenten zu einem kleinen Spital auf. Beide sind peinlich darauf bedacht, daß kein Wort über den wahren Zustand des Präsidenten an die Außenwelt dringt. Ein Nervenzusammenbruch, soll Tumulty der Presse berichten. In der Ruhe und Zurückgezogenheit erholt sich der Präsident wieder.

Einige Tage nach dem Schlaganfall des Präsidenten sucht der äußerst beunruhigte Lansing Tumulty auf. Da niemand Genaueres weiß, kursieren in Washington die wildesten Gerüchte. Der Präsident ist tot. Er ist wahnsinnig geworden und mußte in eine Zwangsjacke gesteckt werden.

Es muß etwas geschehen, um die Lage zu bewältigen. Lansing hat eine Kopie von Jeffersons „Manual“ in der Hand. Wenn der Präsident wirklich nicht in der Lage ist, sein Amt auszuüben, muß er seine Befugnisse und Pflichten dem Vizepräsidenten Marshall übertragen, sagt er Tumulty. Er weist auf den einschlägigen Paragraph der Verfassung hin.

Tumulty weist ihn wütend zurecht. „Mr. Lansing“, soll er nach seinen eigenen Worten ausgerufen haben, „die Verfassung ist im Weißen Haus kein toter Buchstabe.“ Er bedürfe keiner Belehrung Lansings über die Verfassung. Wem stünde es denn zu, die Körperbehinderung des Präsidenten festzustellen?, fragt er hitzig.

Lansing erwidert, das wäre seine und Dr. Graysons Aufgabe.

„Sie können sich darauf verlassen“, brüllt Tumulty, der in seiner Erregung in seinen irischen Akzent zurückverfällt, „daß ich nicht mitspielen werde, den Präsidenten abzusagen, während es ihn im Weißen Haus hingestreckt hat.“

Beinahe weinend fügt er hinzu: „Der Präsident war viel zu gütig, zu treu und zu nobel zu mir, um jemals so von mir behandelt zu werden.“

In diesem Augenblick tritt Dr. Grayson ein.

Tumulty wendet sich an ihn. „Ich bin überzeugt, Dr. Grayson wird seine körperliche Unfähigkeit niemals bestätigen, nicht wahr, Grayson?“

Grayson gibt ihm recht.

„Und dann teilte ich Mr. Lansing mit, daß, sollte jemand außerhalb des Kreises des Weißen Hauses versuchen, die physische Behinderung des Präsidenten zu bezeugen, Grayson und ich zusammenhalten und das Zeugnis nicht anerkennen würden.“

Lansing zieht sich beschämt ins Außenministerium zurück.

Da Edith Wilson hinter verschlossenen Türen die Zügel an sich gerissen hat, werden die unaufschiebbaren Agenden des Weißen Hauses weitergeführt. Durch Grayson setzt Tumulty sie über die täglichen Probleme in Kenntnis. Sie entscheidet, welche Fragen den Präsidenten nicht zu sehr beunruhigen, hebt die Wichtigkeit seines Rates auffällig hervor und sendet Tumulty gekritzelte Bemerkungen zu, nach denen er sich richten kann. Als die Zeit für eine Proklamation anlässlich des Thanksgiving-Days heranrückt, setzt Swem, der Privatsekretär, dem der Wilsonstil in Fleisch und Blut übergegangen ist, sie auf. Diesmal gelingt es Mrs. Wilson, den Präsidenten seinen Namen schreiben zu lassen. Das Dokument geht mit der kaum leserlichen Unterschrift, die am Ende des Blattes statt an dessen oberen Rand steht, zurück.

Um das Herz der Welt zu brechen

Die Nachricht, daß der Vertrag vor dem Senat keine Gnade finden könnte, wird in England mit Bestürzung zur Kenntnis genommen. Wenn die englischen Staatsmänner im kühlen Lichte einer abermaligen Überlegung den Versailler Vertrag durchlesen, müssen sie Präsident Wilson beipflichten, daß einzig eine Reihe vernünftiger Berichtigungen unter Aufsicht eines Völkerbundes Europa vor einer Katastrophe bewahren können. Smuts, der unter Protest unterzeichnete, ist über das Dokument, unter das er seinen Namen setzte, entsetzt. John Maynard Keynes hat sein Amt im englischen Finanzministerium niedergelegt und bereitet seine berühmte Verdammung der Ungerechtigkeiten des Vertrages vor.

Auf dem Rückweg von seiner angenehmen Aufgabe, Genf zum Sitz des Völkerbundes wählen zu lassen, setzt House in London alle Hebel in Bewegung, um die Engländer aufzurütteln. Sie sollen den amerikanischen Senat wissen lassen, daß die englische Regierung beinahe jede Einschränkung annehmen würde, die von den Senatoren für notwendig erachtet wird.

Sir Edward Grey, jetzt Viscount Grey von Falloden, der zwar krank und entmutigt und beinahe blind ist, wurde dazu überredet, einen Sonderauftrag nach Washington anzunehmen, um jene dringend notwendigen Vereinbarungen zu treffen, die ein Wettrüsten der Marine vermeiden. Außerdem soll er die Ratifikation des Völkerbundes betreiben. Das englische

Kabinetts sieht in ihm einen bedeutenden Liberalen, der beinahe sicher die Sprache Präsident Wilsons spricht. Er kommt an jenem Tag in Washington an, an dem Wilson auf der Reise nach Wichita erkrankt.

Einige Tage später trifft House aus England kommend in New York ein. Er ist nach einem Gallenanfall so geschwächt, daß er auf einer Bahre vom Schiff getragen werden muß. Da er selbst zur Weiterreise unfähig ist, schickt er seinen Freund und ehemaligen Dolmetsch Stephen Bonsal nach Washington. Er weiß, daß Bonsal als ehemaliger Schulkollege des Schwiegersohnes des Senators mit Lodge auf gutem Fuße steht. Die beiden verbindet eine gemeinsame Liebe für die Bücher George Borrowss. Wenn jemand den Senator beeinflussen kann, dann ist es Bonsal. In zwei freundschaftlichen Gesprächen unterrichtet Bonsal den Senator über den Klatsch bei der Friedenskonferenz. Er schmeichelt ihm die Zusage zu einer gewissen Kürzung seiner Vorbehalte ab. Lodge macht einige handschriftliche Vorschläge, besonders über die Abänderung des Wortlautes des Artikel X, unter deren Berücksichtigung er diesen Artikel annehmen würde. Die Vermerke werden auf ein gedrucktes Exemplar des Paktes geschrieben, das Bonsal zufällig in seiner Rocktasche trägt. Bonsal bringt dieses Exemplar schleunigst zur Post und schickt es House nach New York. House übermittelt die Kopie unverzüglich dem Präsidenten im Weißen Haus.

Keine Antwort. Edith Wilson hat aufgehört, Houses Briefe dem Präsidenten länger vorzulegen. Sie haßt House und fühlt zweifellos, daß alles, was mit dem unbeliebten Lodge zusammenhängt, ihren Mann aufregen und einen Rückfall verursachen könnte. So erfährt Wilson niemals etwas von Lodges Bereitschaft zur Nachgiebigkeit.

Senator Lodge, dem Bonsals enge Freundschaft mit dem Oberst bekannt ist und der in House noch immer die kürzeste Verbindung zum Ohr des Präsidenten erblickt, ist empfindlich wie eine Mimose und ist verletzt, weil er sich vom Weißen Haus vor den Kopf gestoßen fühlt. Einige Tage später legt er seine Vorbehalte in ihrer ungekürzten Fassung abermals dem Senat vor.

Edith Wilson hat jede Verbindung zum Präsidenten abgeschnitten. Als Sir William Wiseman, den das englische Außenministerium als Vorhut des neuen Botschafters entsandte und der sich auf seine Freundschaft mit Oberst House verläßt, ihm die Wege zu ebnen, im Weißen Haus vorspricht, erklärt ihm Mrs. Wilson, der Präsident sei zu krank, um ihn zu empfangen. „Ich habe diesen äußerlich einnehmenden kleinen Mann nie mögen.“ Außerdem weiß sie, daß er ein Freund Houses ist. Den berühmten Viscount Grey ereilt das gleiche Los. Nicht einmal Tumulty besitzt die Höflichkeit, ihm eine Unterredung zu gewähren. Ohne vom Präsident empfangen worden

zu sein, kann er sein Amt als Botschafter nicht ausüben. Nachdem er drei Monate vergeblich in der englischen Botschaft wartete, fährt er entmutigt zurück.

Edith Wilson hält jedoch den Präsidenten für kräftig genug, um in dieser Zeit einen Besuch des Königs und der Königin von Belgien zu empfangen. Wie viele Virginier, hat Mrs. Wilson eine Schwäche für die Königswürde. Sie läßt sie ein, um ihren bettlägerigen Mann zu sehen, und erlaubt ihnen, ihm eine prachtvolle Porzellangarnitur zu zeigen, die sie den Wilsons als Geschenk mitgebracht haben. Als der junge Prince of Wales nach Washington kommt, wird er ebenfalls ans Krankenlager des Präsidenten geführt.

Inzwischen erbebt die Senatskammer unter der von allen Vertretern beschickten Debatte über den Friedensvertrag. Im November gestattet Edith Wilson Senator Hitchcock zweimal, den Präsidenten zu besuchen. Er findet einen zittrigen, weißbärtigen alten Mann vor, der in seinen Kissen lehnt. Der gelähmte Arm wurde unter der Decke versteckt. Hitchcock glaubt nach wie vor, daß bescheidene Einschränkungen zum Ziel führen müssen. Als Hitchcocks Wilsons eigene Vorschläge als Grundlage eines Kompromisses anführt, sagte ihm Wilson: „Lassen Sie Lodge Zugeständnisse machen.“

Je näher der Tag der Senatsabstimmung rückt, desto lauter wird der Ruf nach einem Kompromiß in Washington. Herbert Hoover wirft all seinen Einfluß in die Waagschale, den er auf Wilsons Kabinettsmitglieder besitzt. Baruch, der Edith sympathisch ist und den herzliche Freundschaft mit Grayson verbindet, drängt beide, den Präsidenten davon zu überzeugen zu versuchen, daß genügend Senatoren bereit seien, sich mit geringen Vorbehalten für den Vertrag auszusprechen, wenn der Präsident dazu bloß seine Einwilligung gäbe. Ein halber Laib sei noch immer besser als gar kein Brot.

„Willst du nicht mir zuliebe diese Einschränkungen anerkennen und dieses gräßliche Kapitel abschließen?“ fragt Edith.

Er tätschelt ihre Hand. „Laß mich nicht im Stich, kleines Mädchen. Das könnte ich nicht vertragen.“

Grayson erhebt seine Stimme, die leider nicht viel Gewicht hat.

Wilson schüttelt den Kopf. „Tausendmal besser, kämpfend unterzugehen“, wiederholt Edith seine Worte.

Am Vortage der Abstimmung diktiert er einen Brief an Hitchcock: „Ich hoffe aus ganzem Herzen, daß die Freunde und Förderer des Vertrages gegen die Ratifikationsresolution Lodges stimmen werden.“

Lodge stellt den Demokraten mit der List seiner langjährigen Parlamentserfahrung eine Falle. Er versteht es einzurichten, daß der Vertrag zuerst zusammen mit seinen persönlichen Vorbehalten zur Abstimmung ge-

bracht wird. Getreu den Weisungen des Präsidenten schließen sich die südstaatlichen Demokraten den zähen Republikanern an, um den Vertrag niederzustimmen. Als nächstes verlangt Hitchcock, daß der Vertrag unter Berücksichtigung seiner bescheidenen Einschränkungen angenommen werden solle. Er wird von den Republikanern geschlossen niedergestimmt. Lodge, der der Welt beweisen will, daß die Demokraten die Feinde ihres eigenen Vertrages sind, läßt nun auf Grund einer neuen Beschlußfassung den Vertrag mit seinen eigenen Einschränkungen vorlegen. In einer Abstimmung mit Namensaufruf wird der Vertrag mit einundvierzig Ja gegen einundfünfzig Nein abgelehnt, wobei die Demokraten des Präsidenten dagegen stimmen.

Senator Swanson aus Virginia läuft durch das Seitenschiff zum Tisch Senator Lodges. „Um Himmels willen, kann denn nichts getan werden, um den Vertrag zu retten?“

„Senator, die Tür ist ins Schloß gefallen“, erwidert Lodge. „Das haben Sie selbst bewirkt.“

Ende Dezember hat sich der Präsident so weit erholt, daß er sich eigenhändig ankleiden und an einem Stock ein wenig umherhumpeln kann. „Er hat sich in jeder Hinsicht von einem Riesen zu einem Zwerg verwandelt“, schrieb der Diener des Weißen Hauses. „Es war so erschütternd, daß wir aus seiner unmittelbaren Umgebung, die wir ihn fast ausnahmslos bewunderten, den Kopf abwandten, wenn er sich näherte oder wenn wir zu ihm gingen.“

Vierzehn Monate lang lebt Woodrow Wilson im Kerker seines Krankenzimmers im Weißen Haus. Jede Nachricht, jede Zeitung geht durch Edith Wilsons Hände.

„Er darf nie erfahren, wie krank er ist. Ich muß weitermachen.“

Als er kräftig genug ist, um im Wagen des Weißen Hauses auszufahren, sitzt er, in ein Cape eingehüllt, neben dem Fahrer auf dem Vordersitz, weil es ihm zuviel Schmerzen verursacht, aufrecht im Fond des Wagens zu sitzen. Er zeigt eine rührende Freude an den Filmen, die ihm beinahe jeden Nachmittag in den großen Räumen des Oberstockes vorgeführt werden, während er in seinem Rollstuhl sitzt.

Anfang Februar fühlt Wilson sich kräftig genug, um mit Lansing abzurechnen. Minister Lansing hat zwanglose Versammlungen der Kabinettsmitglieder einberufen, um die laufenden Regierungsangelegenheiten während der Krankheit des Präsidenten abzuwickeln. Das hatte gerade noch gefehlt. Er diktiert einen scharfen Brief, mit dem er die sofortige Abdankung des Ministers verlangt.

An Lansings Stelle tritt nun Bainbridge Colby, ein ehemaliger Fort-

schriftler, der zum treuen Wilsonanhänger wurde und im Ruf steht, ausgezeichnete Reden aufzusetzen.

In der abgeschlossenen Welt des Krankenzimmers wuchern die Wunschträume.

Wilson ist überzeugt, daß das amerikanische Volk, das Volk, das ihm in Omaha, Seattle, Coeur d'Alene und Pueblo, Colorado zujubelte, bis zum letzten Mann auf seiner Seite und der Seite des Paktes steht. Einzig die rückschrittlichen Senatoren versperren den Weg.

Er schlägt einen sonderbaren Plan vor: er wird die Senatoren, die gegen den Vertrag sind, auffordern, ihr Amt niederzulegen und sich um ihre Wiederernennung zu bemühen. Er will versprechen, falls sie abermals gewählt werden, den Vizepräsidenten zur Abdankung zu bewegen und selbst zurücktreten, sobald er einen republikanischen Außenminister bestellt hat. Auf diese Art wird der Außenminister Präsident werden. War er nicht schon immer für eine Parteienregierung nach englischem Muster gewesen?

Als der Senat den Versailler Vertrag nochmals in Erwägung zieht und es denkbar erscheint, daß eine Ratifikation mit gewissen Einschränkungen, die durch Kompromisse abgeschwächt wurden, doch noch erreicht werden kann, versteift sich Wilson abermals darauf, daß Hitchcocks gehorsame Demokraten gegen jeden Vertrag stimmen, der irgendwelche Vorbehalte in sich birgt. Das Verlangen nach einem Kompromiß ist so ungestüm, daß der Vertrag dennoch beinahe mit der nötigen Zweidrittelmehrheit angenommen wird. Einzig der strenge Auftrag des Weißen Hauses treibt die Demokraten zur Ablehnung. „Auf Mr. Wilson können wir uns immer verlassen“, sagt Brandegee zu Lodge.

Manche wollen wissen, daß Wilson auf der Verwerfung des ergänzten Vertrages bestand, um einen Angelpunkt für den Wahlfeldzug im Jahre 1920 zu haben. Ist es möglich, daß er von einer dritten Amtsperiode träumt?

Bei der Juniversammlung der Demokraten in San Franzisko sind William Gibbs McAdoo und A. Mitchell Palmer die Kandidaten. Wilson läßt nicht zu, daß Tumulty seinen Schwiegersohn oder seinen Generalstaatsanwalt bestätigt. Zeitungsartikel über den ausgezeichneten Gesundheitszustand des Präsidenten werden im Umlauf gebracht. Photos, die ihn von der nicht in Mitleidenschaft gezogenen Seite zeigen, werden veröffentlicht. Colby wird als Überbringer einer Nachricht aus dem Weißen Haus nach San Franzisko entsandt; im Falle der Ausweglosigkeit — warum nicht Wilson?

Der Plan schlägt fehl. Beim vierundvierzigsten Wahlgang wird einem harmlosen Politiker aus Ohio namens James M. Cox die Nominierung zugesprochen. Neben ihm liegt der Stellvertreter des Marineministers, Franklin Delano Roosevelt, im Rennen.

Cox soll sich gegen einen weiteren Politiker aus Ohio behaupten, der als ebenso harmlos angesehen wird. Es handelt sich um Warren Gama-liel Harding, dessen Kandidatur das Ergebnis einer ähnlichen Verlegenheit bei der Tagung der Republikaner ist. Senator Hardings Befähigung besteht darin, daß er gegen den Vertrag scharfe Einwendungen erhebt und aus Canton stammt, der Heimatstadt William McKinleys. Vielleicht erinnert die Art, wie Harding seinen Smoking trägt, die Wähler ein wenig an McKinley.

Wilson beruft die demokratischen Kandidaten ins Weiße Haus, um sie seiner Zustimmung zu versichern. In seinem Rollstuhl nimmt er ihnen das Versprechen ab, daß sie den Wahlfeldzug als bindenden Volksentscheid über den Pakt des Völkerbundes behandeln werden.

Als das amerikanische Volk sich im November an die Urnen begibt, um diesen feierlichen Volksentscheid zu treffen, gewinnt Harding mit sieben Millionen Stimmen.

Am Tage der Amtseinsetzung fährt Woodrow Wilson vom Weißen Haus mit dem zum Präsidenten gewählten Harding ins Capitol. Während Harding mit elastischen Schritten die breiten Stufen zum Capitol emporsteigt, wird Wilson in einem Rollstuhl durch eine Seitentür eingeschmuggelt und von einem Privatlift in das Präsidentenzimmer im Senatsflügel gebracht. Dort wartet der traditionelle Kongreßausschuß auf den abdankenden Präsidenten, um ihn zu fragen, ob er dem zurücktretenden Kongreß noch Mitteilungen zu machen habe. Der Mann, dessen Pflicht es ist, diese Frage als Vorsitzender des Ausschusses zu stellen, ist Henry Cabot Lodge.

„Ich habe keine Mitteilung zu machen“, sagt Ex-Präsident Wilson. „Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Guten Tag, Sir.“

Keine Menschenmengen drängten sich auf den leeren Gehsteigen der Straßen, als Woodrow Wilson vom Capitol in das Haus in der S-Straße gefahren wird, das Edith Wilson für seinen Empfang vorbereitet hat. Das Leben im Krankenzimmer geht weiter. Er ist ein zänkischer Kranker, der ab und zu seine Familie mit einem Anfall guter Laune überrascht. Es macht ihm Spaß, seine Familie mit Schüttelreimen zu verblüffen. Eine Zeitlang sieht es so aus, als wollte sich sein Gesundheitszustand bessern. Er spricht von seiner Absicht, ein Buch über die Philosophie der Staatskunst zu schreiben, aber er kam nicht über die Widmung an seine Frau hinaus.

Wenn er sich aufsetzte, trug er am liebsten einen alten grauen Pullover, den er als junger Professor oft angehabt hatte. Würde ab und zu einem alten Freund oder einer Abordnung der Zutritt zu ihm gewährt, dann fanden sie ihn vor dem Feuer in seiner Bibliothek in dem stets gleichbleibenden alten, abgeschabten Lederfauteuil sitzen, der aus Princeton mit ihm

übersiedelt war. Die Besucher beugten sich vor ihm als dem nominellen Oberhaupt der Demokratischen Partei.

An jedem Waffenstillstandstag fand sich eine kleine sehnsüchtige Menschenmenge in der stillen Straße ein, die Polizisten dieses Reviers erhielten Verstärkung. und Edith Wilson richtete es ein, daß er einige Worte sagen und alle aufrechten Männer ermahnen konnte, dem Völkerbund und dem verlorenen Frieden zu Hilfe zu kommen. Er genoß die Nachmittagsausfahrten im Auto. Wenn auch der Tag unerträglich heiß war, fühlte er sich doch genügend kräftig, dem Begräbnis des Präsidenten Harding beizuwohnen, dessen Regierung von Stürmen und Skandalen heimgesucht gewesen und der einer Vergiftung erlegen war, die einem Hummer zugeschrieben wurde.

Es kam zu keiner anhaltenden Besserung. Im Herbst des Jahres 1923 begann die Sehkraft von Wilsons gesundem Auge nachzulassen. Gläser brachten keine Abhilfe. Seine Verdauung setzte aus. Dr. Grayson entsann sich, ihn flüstern gehört zu haben: „Die Maschine ist ausgeleiert . . . Ich bin fertig.“

Er starb am 3. Februar 1924 an einem Sonntagvormittag zur Stunde des Gottesdienstes. Als er in der Krypta der unvollendeten Episkopalkirche auf dem St. Albans Hill beigesetzt wurde, wohnten Präsident und Mrs. Calvin Coolidge der Trauerfeierlichkeit bei.

Quellennachweis

Über den ersten Weltkrieg existieren mehr Unterlagen, als ein einzelner zu bewältigen vermag. Der Leser, der sich seinen Weg durch die Strömungen und Gegenströmungen jener Zeit zu bahnen versucht, sieht sich einer entmutigenden Unzahl von Nachschlagewerken gegenüber. Jeder, der auch nur im entferntesten an einen Rand des Konfliktes angestreift war, gab ein Buch heraus, um die eigenen Heldentaten zu würdigen. Kompetente Persönlichkeiten ließen mit Hilfe von Journalisten, ungenannt bleibenden Schriftstellern und Fachleuten, die ihre Manuskripte überarbeiteten, eine Flut von Memoiren erscheinen, die fast immer das Interesse des Autors im Auge hatten und oft ungenau waren. Die offiziellen Berichte türmten sich zu Bergen auf. Der geduldige Leser muß sich durch endlose Regale schwülstigen Wortschwalles kämpfen, um auf jenes kurze Aufflackern des Wahrheitsflämmchens zu stoßen, das eine Seite lesenswert macht.

Meine Methode war es, die Erfahrungen der verschiedenen Persönlichkeiten und ihre zahlreichen Rechtfertigungen mit meinen eigenen Kindheits- und Jugenderinnerungen aus jenen Jahren zu verbinden, und überall dort, wo sich die Möglichkeit dazu bot, den Privatbrief, die ungeschminkte Tagebucheintragung oder den Zeitungsbericht herauszusuchen, der vom Augenblick eingegeben worden war.

Für die Zeit von 1900 bis 1910 (und die zwei vorangehenden Dekaden) bieten Theodore Roosevelts Briefe interessanten Lesestoff. T. R. gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Wenn auch die Geschichte des ersten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten noch ungeschrieben ist, lassen sich doch Bruchstücke jener Periode aus den persönlichen Schilderungen der damaligen Zeit aus Lincoln Steffens und Max Eastmans Autobiographien herausgreifen, ebenso aus Lebensgeschichten wie zum Beispiel jener Robert La Follettes, die von seiner Frau und seiner Tochter geschrieben wurde, oder Puseys Buch über Hughes, Pringles Biographien über Theodore Roosevelt und Taft und Hermann Hagedorns „Leonard Wood“.

Es war die Zeit der zweibändigen Biographien. Den größten Wert der gebräuchlichen Spielart von „Leben und Briefe“ besitzen die angeschlossenen Originalschreiben. An einer Krankheit leidet allerdings die gesamte einschlägige Literatur: Sowohl Autoren als auch Verleger strichen skrupellos jeden Vorfall und Ausdruck, der ihrer Ansicht nach das Bild ihrer Helden trüben konnte. Ihre Werke neigen zu der glatten Ausdruckslosigkeit eines retuschierten Standfotos.

In mancher Hinsicht war es eine goldene Zeit des amerikanischen Journalismus. Viele Presseberichte waren ganz hervorragend. Zeitschriften, wie „McClure's“ und „Everybody's“, wirken selbst heute noch nicht schal. Lyman Abbotts wöchentlich erscheinender „Outlook“ vermittelt das Bild der Wünsche und Bestrebungen der „gehobenen Schicht“.

Über Woodrow Wilson bieten die ersten Bände von Ray Stannard Bakers „Life and Letters“ ausführlichen Quellennachweis. Baker war ein Heldenverehrer und ging mit Daten und Einzelheiten sorglos um, aber er hatte zu einer ungeheuren Menge von Unterlagen Zutritt, als sie noch frisch waren, und bewältigte sie im großen und ganzen bis zu den schwierigen Jahren der Präsidentschaft recht gut. Vielleicht werden Professor Arthur S. Links sorgfältige Bände über Wilson, von denen bereits drei erschienen sind, sich als die benötigten Berichtigungen erweisen.

Von den Aufzeichnungen der Familie sind Eleanor Wilson McAdoos „The Woodrow Wilsons“, Margaret Elliotts „My Aunt Louisa and Woodrow Wilson“ und Stockton Axsons „Private Life“ wesentlich.

James Kerneys „The Political Education of Woodrow Wilson“ ist vermutlich das aufschlußreichste Buch, das von einem Zeitgenossen über ihn geschrieben wurde. Der Herausgeber der Trentoner „Evening Times“ schrieb lebhaft und mit seltener Aufrichtigkeit.

Die Bücher Tumultys und McAdoos sind verwendbar, obwohl beide mehr auslassen als mitteilen. Ebenfalls brauchbar sind David F. Houstons „Eight Years with Wisons Cabinet“ und Franklin K. Lanes Briefe.

Bei den Manuskripten stieß ich in der Kongreßbibliothek in Robert Lansings Tagebüchern auf eine Goldmine. Das gleiche gilt von Walter Hines Pages Abhandlungen in Harvard über das kriegführende England. Abgesehen von einer ungeheuren Menge von Wilson-Dokumenten in der Kongreßbibliothek und den Bryan-Dokumenten und anderen Sammlungen, die sich in der dortigen Manuskriptensammlung finden, bieten die täglichen Kommentare von Wilsons Intimus, Oberst House, die in den Edward-M.-House-Dokumenten in Yale aufbewahrt sind, die wichtigste Informationsquelle über Wilsons Kriegs- und Friedensführung.

Über Oberst House selbst existieren Arthur Howden Smiths „Mr. House of Texas“ und eine etwas marktschreierische Arbeit von George Sylvester

Viereck, die allerdings nicht einer gewissen Einsicht entbehrt, nämlich „The Strangest Friendship in History“.

W. F. McCombs „Making Woodrow Wilson President“, R. E. Annins „Woodrow Wilson, A Character Study“ und „Wilson the Unknown“ aus der Feder eines Autors, der sich Wells Wells nennt, stellen, mit der nötigen Prise Salz genossen, wertvolle Streiflichter dar.

Die Kampfhandlungen werden in John J. Pershings „My Experience in the World War“ überraschend gut geschildert. Ich weiß nicht, ob der General die ganze Arbeit selbst schrieb; jedenfalls aber offenbart sich seine Persönlichkeit deutlich in jeder Zeile. Admirals Sims Buch ist gut. Robert Lee Bullards „Personalities and Reminiscences of the War“ ist der ungeschminkte Bericht eines Frontoffiziers. Harbords „Leaves from a War Diary“, William Mitchells „Memories of World War I“ und Charles G. Daves „A Journal of the Great War“ beschränken sich auf die tatsächlich gemachten Erfahrungen.

Die Fronterzählungen füllen ganze Reihen von Bücherschränken. Viele dieser Berichte sind mit Rücksicht auf die Veröffentlichung entweder aufgebauscht oder aber abgeschwächt worden. Diese Bücher lesen sich am besten in Verbindung mit den Berichten der Befehlsstellen und Divisions- oder Korpshauptquartiere, die in den Publikationen der American Battle Monuments Commission zu finden sind.

Die Regiments- und Divisionsniederschriften reichen von der Kolportage im Stile Creels bis zu den nüchternen Tatsachenberichten der guten Militärtradition. „The History of the Second Division“ ist wegen ihrer Auszüge aus Soldatentagebüchern unersetzlich.

Die Rußlandfrage wird ganz ausgezeichnet in den beiden Bänden von George F. Kennan über „Soviet American Relations 1917-1920“ behandelt. Raymond Robins weitblickende Beurteilung der Herrschaft Lenins findet sich in William Hards „Raymond Robins Own Story“. Edgar Sissons „100 Red Days“ ist als Zeitdokument nicht uninteressant. Fesselnd sind auch R. H. Bruce Lockharts „British Agent“ und natürlich auch John Reeds Bericht über den Coup d'état geschrieben. General William S. Graves schrieb mit „Americas Siberian Adventure“ ein aufschlußreiches Buch, und drei Leutnants namens Moore, Mead und Jahns verfaßten gemeinsam „The History of the American Expedition Fighting the Bolsheviki in Northern Russia“, das sie im Eigenverlag der sogenannten „Polar Bear Press“ in Detroit herausgaben, die eine der wenigen original amerikanischen Quellen über diese Kämpfe darstellt. Die Geschehnisse von Murmansk und Archangelsk wurden erst vor kurzem von E. M. Hallyday in „The Ignorant Armies“ bestens rekapituliert.

Der beste Bericht über die Friedenskonferenz bleibt meines Erachtens

Harold Nicolsons „Peacemaking“, dem James T. Shotwells veröffentlichtes Tagebuch kaum nachsteht. Winston Churchills „Aftermath“ ist in Verbindung mit R. S. Bakers „Woodrow Wilson and World Settlement“, das der prominente Staatsmann in bester Churchill-Manier anprangert, erheiternd. John Maynard Keynes Aufzählung von Wilsons Fehlern und Schwächen in „The Economic Consequences of the Peace“ ist eine historische Rüge in großem Stil.

Edith Bolling Wilsons „My Memoir“ wirft mit einer vielleicht ungewollten Eindringlichkeit Licht auf den weiblichen Egoismus und die Liebe zu der tragischen Gestalt ihres Mannes, der mit der rituellen Entschlossenheit eines sophoklesschen Helden von Akt zu Akt schritt, um seinen eigenen Untergang heraufzubeschwören.

Die letzte Phase wird von Thomas A. Bailey in „Woodrow Wilson and the Lost Peace“ und „Woodrow Wilson and the Great Betrayel“ ausgezeichnet beschrieben. Der Bericht über die schließliche ironische Wendung der Tragödie findet sich in Stephen Bonsals „Unfinished Business“, in dem er erzählt, wie nahe seine Mission von Oberst House bis zu Senator Lodge schon dem Erfolg war, der, wäre Mrs. Wilson nicht im Weg gestanden, vielleicht die Möglichkeit eines Kompromisses über den Pakt eröffnet hätte.

Ich möchte Mr. Mearns und seinen Mitarbeitern von der Manuskriptabteilung der Kongressbibliothek für ihre Unterstützung danken, durch die ich Zutritt zu Wilson-, Lansing- und Bliss-Dokumenten und anderen Teilen des riesigen Schatzes fand, der sich unter ihrer Verwaltung befindet. Oberst E. G. Bliss gab mir die Erlaubnis, zwei kurze Stellen aus den Briefen seines Vaters, General Bliss', zu zitieren. Auszüge aus den Dokumenten Walter Hines Pages wurden mit Genehmigung der Harvard-College-Bibliothek wiedergegeben. Mrs. Richard Fell räumte mir das Recht ein, einen Absatz aus dem Tagebuch ihres Onkels zu verwenden, das von der Universität von Virginia aufbewahrt wird. Ich möchte Professor Seymour und seinem Mitarbeiter, Mr. Gotlieb, für die liebenswürdige Gastfreundschaft meinen herzlichsten Dank aussprechen, genau wie ich der Universitätsbibliothek von Yale sehr für die Erlaubnis verbunden bin, unveröffentlichte Schriften der Edward-M.-House-Sammlung zu studieren und zu verwerten. Wie schon oft, schulde ich auch den Peabody- und Enoch-Pratt-Bibliotheken in Baltimore meinen besten Dank.

Inhaltsverzeichnis

ERSTER TEIL: <i>Die Suche nach dem Frieden</i>	5
I. Kapitel	
<i>T. R. und das junge Jahrhundert</i>	7
II. Kapitel	
<i>Der Schulmeister im Staatswesen</i>	42
III. Kapitel	
<i>Der stille Teilhaber</i>	76
IV. Kapitel	
<i>Die neue Freiheit</i>	92
V. Kapitel	
<i>Der Rote Mann</i>	112
ZWEITER TEIL: <i>Neutralitätsversuche</i>	127
VI. Kapitel	
<i>Die Freiheit der Meere</i>	129
VII. Kapitel	
<i>Neutralität in Wort und Tat</i>	149
VIII. Kapitel	
<i>Der Einsame im Weißen Haus</i>	165
IX. Kapitel	
<i>Der Zwischenhändler des Präsidenten</i>	194
X. Kapitel	
<i>Er bewahrte uns vor dem Krieg</i>	208
DRITTER TEIL: <i>Die Geburt der Hydra</i>	231
XI. Kapitel	
<i>Das Ende der Vermittlung</i>	232
XII. Kapitel	
<i>Organisation bis ins letzte</i>	255
XIII. Kapitel	
<i>Der Wendepunkt</i>	284

XIV. Kapitel	
<i>Amerikaner in Europa</i>	302
XV. Kapitel	
<i>Die Verbindungslinie</i>	332
VIERTER TEIL: <i>Unumschränkte Gewalt</i>	361
XVI. Kapitel	
<i>Die Mobilisierung des Geistes</i>	362
XVII. Kapitel	
<i>Das erste Blut</i>	380
XVIII. Kapitel	
<i>Des Kaisers letzter Sieg</i>	411
XIX. Kapitel	
<i>Ludendorffs schwarzer Tag</i>	424
XX. Kapitel	
<i>Man muß die Russen vor sich selber schützen</i>	456
XXI. Kapitel	
<i>Tout le Monde à la Bataille</i>	492
FÜNFTER TEIL: <i>Mr. Wilsons Friede</i>	519
XXII. Kapitel	
<i>Das Versprechen des Präsidenten</i>	520
XXIII. Kapitel	
<i>Der Friedentisch</i>	545
XXIV. Kapitel	
<i>Die bitterste Tragödie</i>	590
<i>Quellennachweis</i>	609